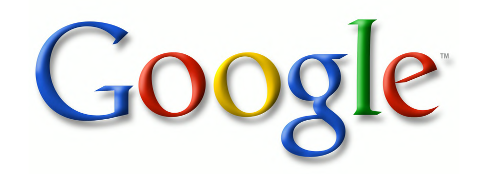
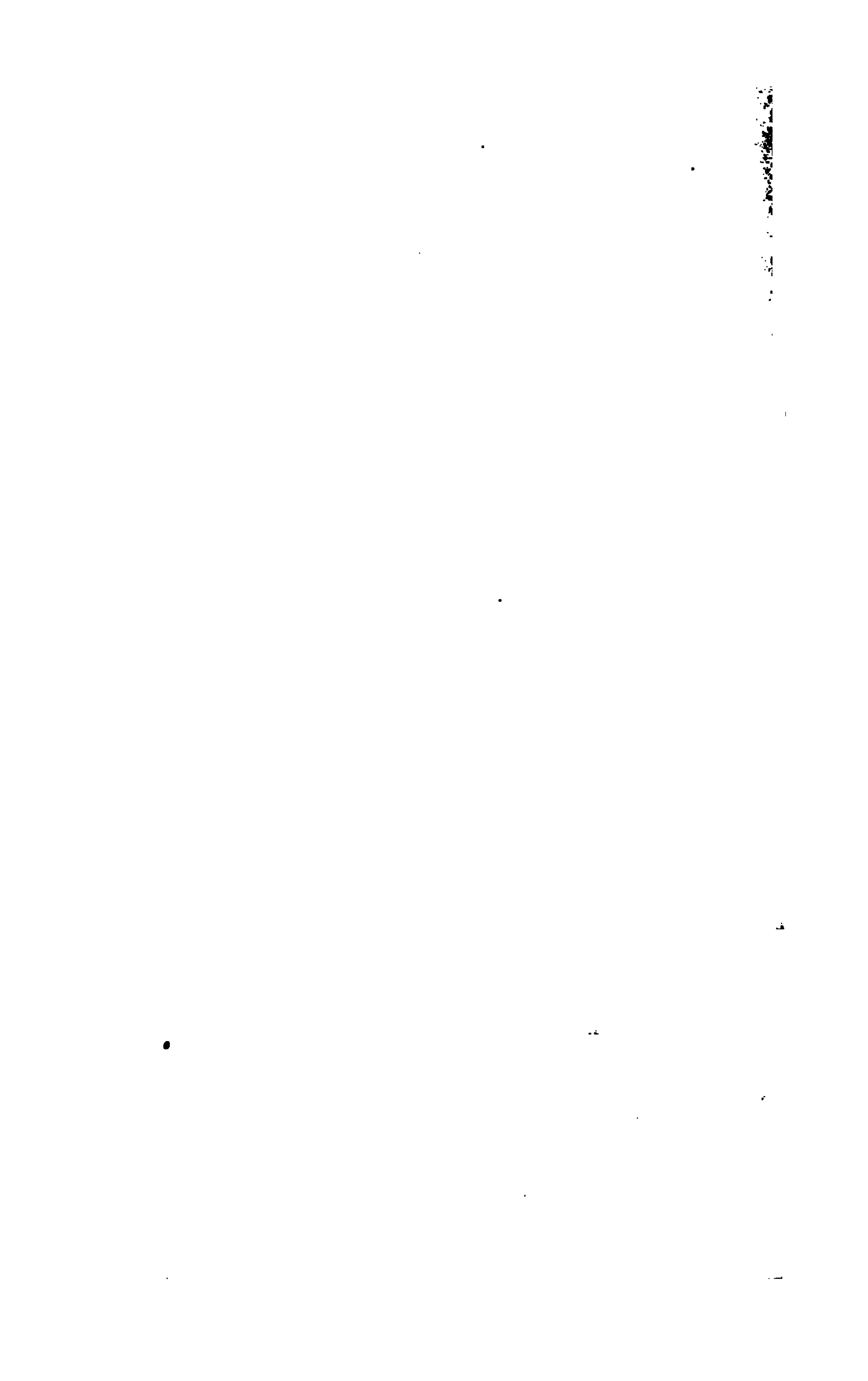
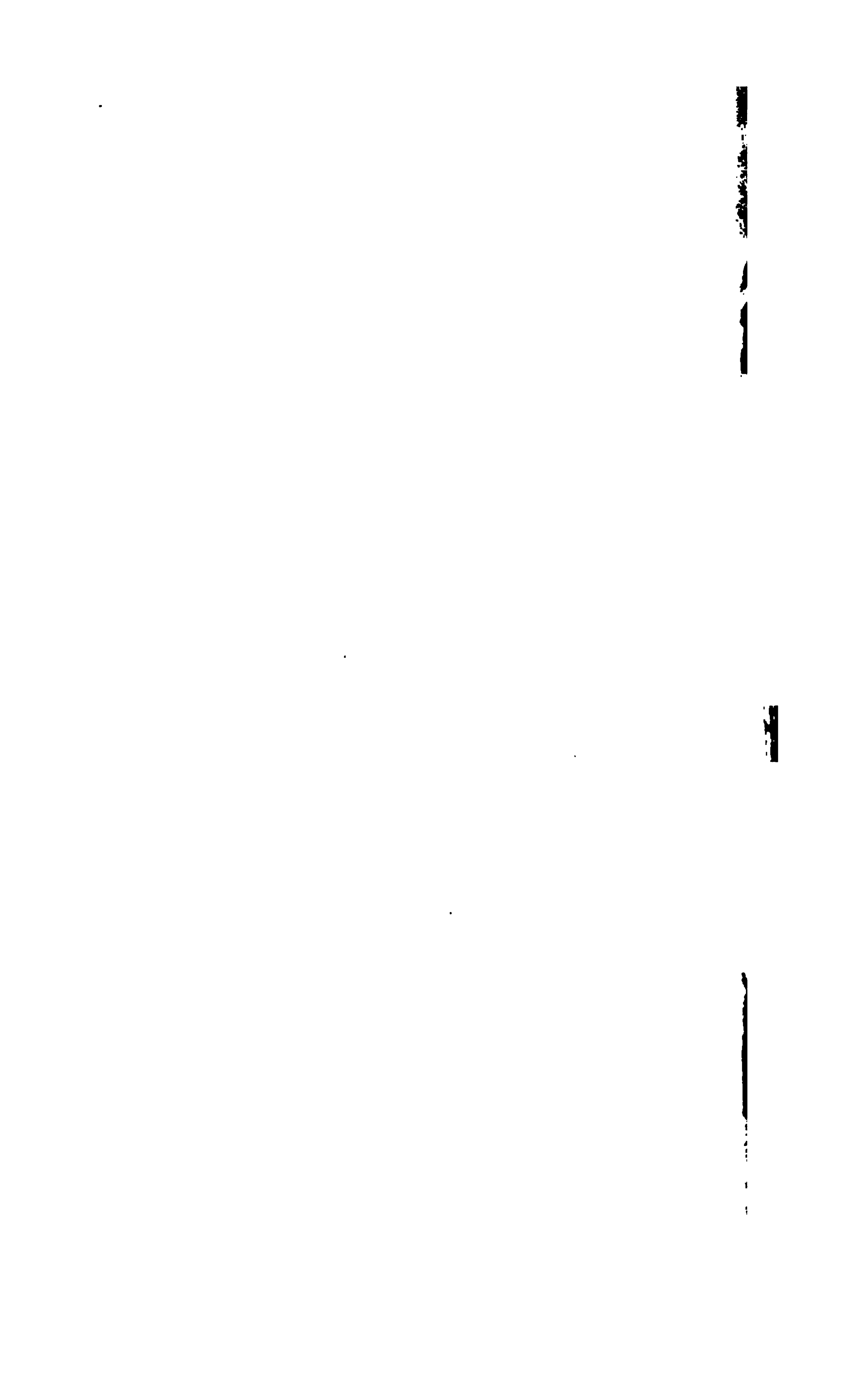




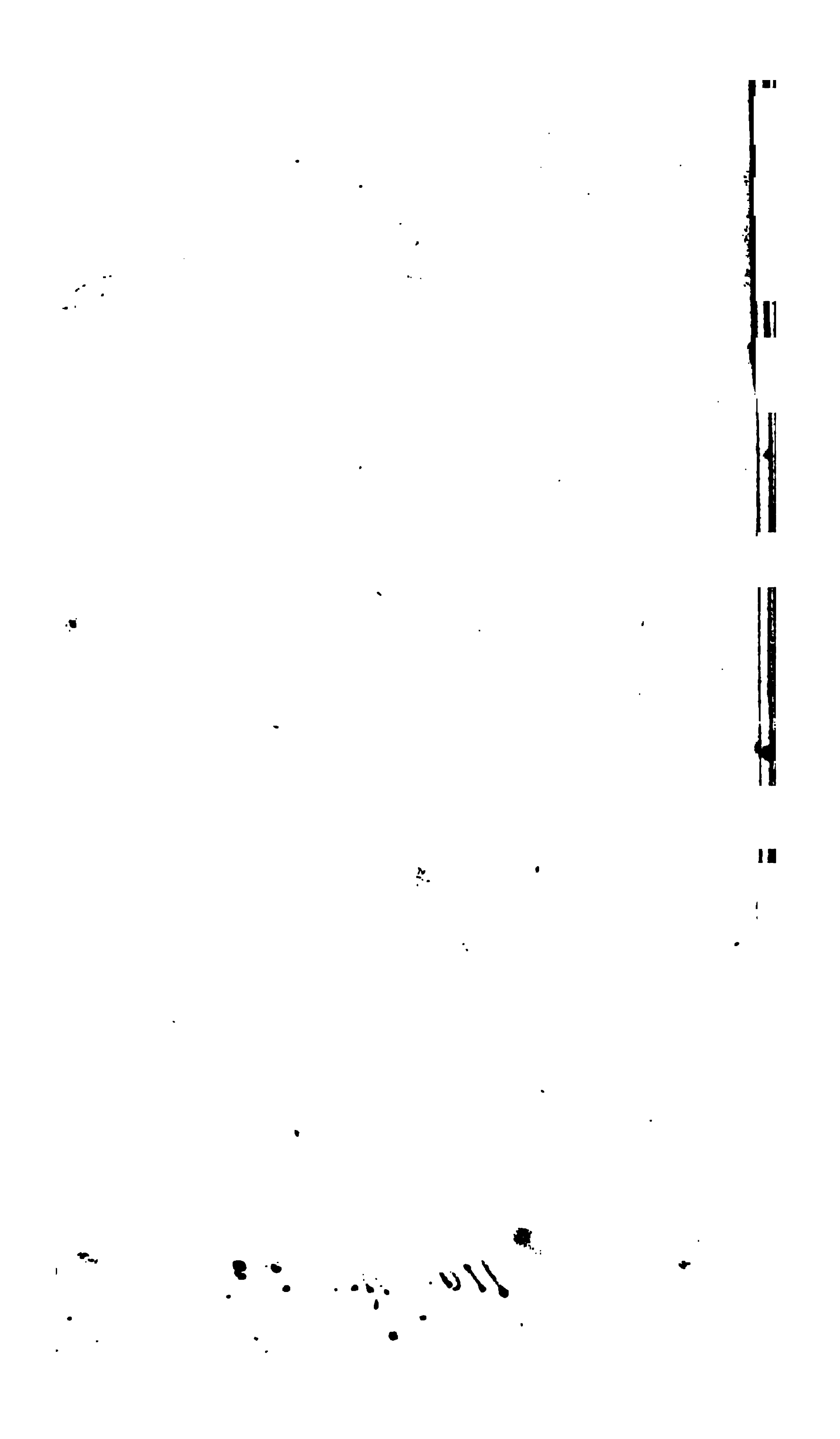












Leben und ausgewählte Schriften

der

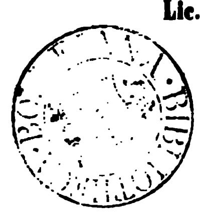
Väter und Begründer

der

reformirten Kirche.

Herausgegeben von

Dr. J. W. Baum, Professor in Straßburg, **R. Christoffel**, Pfarrer in Wintersingen, **Dr. K. R. Hagenbach**, Professor in Basel, **Dr. H. Heppe**, Professor in Marburg, **C. Pestalozzi**, Pfarrer in Zürich, **Dr. C. Schmidt**, Professor in Straßburg, **Lic. E. Stähelin**, Pfarrer in Basel, **Lic. K. Sudhoff**, Pfarrer in Frankfurt a. M., u. A.



Eingeleitet von

Dr. K. R. Hagenbach.

VI. Theil:

Theodor Beza.

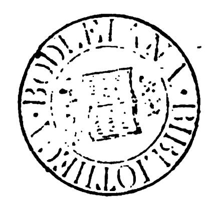
Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1861.

Theodor Beza.

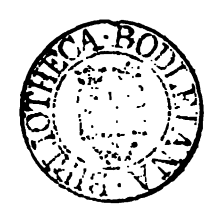
Leben und ausgewählte Schriften.

Von

Dr. Heinrich Heppe.



Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1861.



Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorwort.

Als ich vor längerer Zeit durch Herrn Friderichs zu Elberfeld aufgefordert wurde, die Bearbeitung des Lebens unseres großen Theodor Beza zu übernehmen, ging ich zwar auf dieses Anerbieten sofort freudig ein; aber ich konnte mir doch nicht verhehlen, daß es für die Arbeit besser gewesen sein würde, wenn Herr Professor Baum zu Straßburg, der dieselbe ursprünglich übernommen hatte, an ihrer Ausführung nicht verhindert worden wäre.

Für die Periode des Lebens Beza's bis zum Jahre 1563 gewährten die trefflichen Schriften von Baum über Beza und von Solban über den französischen Protestantismus eine sehr wesentliche Erleichterung der Arbeit. Außerdem bot sich jedoch noch manches Neuere dar, was hier und da mitgetheilt ist. Für die Periode von 1563 bis zum Tode Beza's, welche mit der früheren verglichen, eine Zeit des ruhigeren, stilleren Schaffens ist, benutzte ich eine große Anzahl neuerer Werke, welche von mir sorgfältig verzeichnet worden sind.

Mein Streben war es, Beza in Leben und Lehre, in seinem Wirken und in seinen Schriften so darzustellen, daß dadurch dem Leser ein recht lichtes Bild der ganzen Persönlichkeit Beza's vorgeführt würde. Möchte es mir gelungen sein, diese Aufgabe wenigstens einigermaßen erledigt zu haben!

Marburg, am 18. Juli 1861.

Dr. Heppe.



Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Beza's Leben von seiner Geburt bis zu seiner Wiedergeburt.

§ 1.

Beza's Geburt und erste Kindheit.

Im Herzogthum Burgund, und zwar in demjenigen Theile desselben, welcher gegenwärtig das Nièvre-Departement bildet, liegt in wildromantischer Gegend das Städtchen Vezelai, am Abhange eines Berges erbaut und nach alterthümlicher Art befestigt. Auf der Höhe des Berges wird das Städtchen von einem Schlosse und einer schon unter Karl dem Kahlen erbauten großen Benedictinerabtei überragt, die wegen der Erinnerungen, welche sich an dieselbe knüpften, sich einst weit hinaus eines besonderen Ruhmes erfreute. Denn hier hatten einst König Ludwig VII. und dessen Vasallen, von der begeisternden Rede des heiligen Bernhard überwältigt, vor dem von Eugen III. versammelten Concil das Gelübde einer Heerfahrt zum heiligen Grabe abgelegt*), und fünfundvierzig Jahre später hatten daselbst die Könige Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England ebenfalls das Kreuz übernommen.

In diesem Städtchen hat Theodor Beza (Theodore de Besze) zuerst das Licht der Welt erblickt. Sein Vater, Peter von Bèze, der als königlicher Landvogt (bailli) in dem Schlosse wohnte, war der Abkömmling eines einst reichen und mächtigen burgundischen Adelsgeschlechtes**); seine

*) Vergl. Voyage littér. de deux religieux bénédictins, Paris 1717. P. I. p. 53 u. 54.

**) Im Jahre 1551 wurde der Adel der Familie Beza's auf dessen Wunsch von König Heinrich II. in einem förmlichen Diplom erneuert. Das Wappen der Familie zeigt im rothen Felde einen himmelblauen Querbalken mit drei fünfblättrigen Vorraschblüthen und unter denselben einen silbernen Schlüssel.

Mutter, Maria Bourdelot, ebenso in der Heilkunde als im Hauswesen erfahren, galt in der ganzen Umgegend als eine Samariterseele, die fleißig war in Werken barmherziger Hülfleistung. Die Ehe beider Gatten war schon mit zwei Söhnen und vier Töchtern gesegnet, als ihnen am 24. Juni 1519 am Tage Johannis des Täufers, ein drittes Söhnlein geschenkt ward, das in der Taufe den Namen Theodor erhielt.

Der Vater Theodors hatte zwei Brüder, die in Würden und Ehren lebten. Der eine, Nicolaus von Bèze, war Mitglied des Parlaments zu Paris, der andere, Claudius von Bèze, war Abt des Cisterzienserklosters Froimont in der Diöcese Beauvais. Da Beide unverheirathet lebten, so kamen sie wohl zu Zeiten nach Vezelay, um sich an dem fröhlichen Leben zu erfreuen, das im Hause des Bruders und unter den sechs Kleinen war. So kam eines Tages auch der Oheim Nicolaus nach Vezelay, wo er zum ersten Male den kleinen, kaum entwöhnten Theodor sah, der ihm so sehr gefiel, daß die Mutter trotz alles Sträubens ihm gestatten mußte, denselben mit nach Paris nehmen und ihn dort erziehen zu dürfen. Es ging der Mutter an's Herz, als sie sich von dem lieben Kinde trennen sollte, weshalb sie dasselbe in des Schwagers Begleitung selbst nach Paris brachte. Als sie hier von ihrem Theodor Abschied nahm; war es das letzte Mal, daß sie denselben an ihr Herz drückte. Denn bald darauf starb die edle Frau, im zweiunddreißigsten Lebensjahre. Theodor Beza war damals noch nicht volle drei Jahre alt.

Der Oheim sah nun seinen Theodor ganz und gar als sein eigen Kind an, weshalb derselbe von jetzt an nur selten in die Heimat und in den Kreis der Geschwister kam. Aber den Segen älterlicher Obhut und Pflege, den der junge Beza entbehren mußte, suchte der Oheim durch um so eifrigere Fürsorge zu ersetzen, als der Kleine gar zart und schwach und fast nie recht gesund war. Auch war es des Oheims Hand, die den Knaben aus einer Gefahr rettete, welche leicht den Untergang desselben hätte herbeiführen können. Durch einen Diener seines Oheims war nämlich Beza als Knabe mit einem lebensgefährlichen Kopfausschlag angesteckt worden. Der zärtlich besorgte Oheim ließ sofort den erfahrensten Wundarzt, den er in Paris kannte, in sein Haus kommen, um den geliebten Neffen von seinem Leiden zu befreien. Aber der Wundarzt wußte den Knaben nur mit so qualvollen Kuren zu behandeln, daß Beza im Jahre 1560 gestand: „Es schaudert mich noch nach mehr als dreißig Jahren, wenn ich der Qualen gedenke, die ich damals ausgestanden habe.“ Da der Oheim selbst die Peinigung seines Theodor nicht mehr mit ansehen konnte, so entschloß er sich, denselben mit einem gleichfalls von ihm erzogenen jungen Verwandten, der an demselben Uebel und an derselben Kur wie Theodor litt, täglich durch einen Diener in das Haus des Arztes geleiten zu lassen. Der Oheim wohnte in der sogenannten Universität, der Arzt unweit des Louvre; der tägliche Gang führte also die Kleinen über die damalige Müllerbrücke (pont aux meuniers), und Beza

erzählt: „Im Vorgefühl und Schauder vor der Operation ermahnte mich hier oft mein Vetter, der damals schon einen entschlossenen Soldatengeist besaß, daß wir uns hier in den Fluß hinabstürzen und so unsere unerträglichen Qualen mit Einem Male ein Ende machen sollten. Von Natur furchtsamer, schauderte ich anfangs zurück. Als aber hernach die Gewalt der Schmerzen mich befiel, und Jener heftig in mich drang, so gedachte ich ihm zu folgen." Der begleitende Diener war in beträchtlicher Ferne hinter den Knaben zurückgeblieben, die eben an die Ausführung ihres verzweiflungsvollen Vorhabens dachten, als sie plötzlich von dem Oheim gesehen wurden, der, über die weite Entfernung des Dieners von denselben erschreckt, sofort hinzueilte und mit derber Aeußerung seines Unwillens dem Diener die Knaben nach Hause zu führen befahl.

Endlich war indessen Beza von seinem Uebel geheilt, weshalb der treue Oheim sofort darauf bedacht war, demselben so früh als möglich die gründlichste geistige Ausbildung zu gewähren. Einstweilen wurde daher Beza einem Lehrer anvertraut, der ihn das Lesen und andere Elemente des Wissens lehrte; hernach sollten dann die reichen Bildungsmittel, welche die Hauptstadt bot, ihre guten Dienste thun. Da geschah es, daß der Besuch eines in Orleans ansässigen und dem Oheim befreundeten Mitgliedes des königlichen Rathes daselbst, den Oheim veranlasste, seinen in Betreff der wissenschaftlichen Erziehung des Neffen entworfenen Plan vollständig zu ändern. Der Freund erzählte nämlich, als über Tische von dem jungen Theodor die Rede war, daß in Orleans sich ein grundgelehrter Schulmeister, **Wolmar***), der aus dem deutschen Reiche herübergekommen sei, niedergelassen habe, daß derselbe nicht nur der lateinischen, sondern auch der griechischen Sprache vollkommen kundig und überhaupt nach der Meinung der gelehrtesten Leute in Orleans ein Lehrmeister von ungewöhnlicher Geschicklichkeit sei, weshalb er demselben auch seinen Knaben anvertraut habe. — Nach diesen Mittheilungen war der Entschluß des Oheims rasch gefaßt. Derselbe ersuchte den Freund, seinen lieben Neffen mit nach Orleans zu nehmen, ihn seinem Sohne als Gespielen beizugeben und ihn den Unterricht desselben bei dem gelehrten deutschen Lehrmeister mit genießen zu lassen.

§ 2.

Beza's Erziehung durch den deutschen Professor Wolmar zu Orleans und Bourges.

Melchior Wolmar, aus der schwäbischen Reichsstadt Rothweil gebürtig, gehörte zu denjenigen Charakteren jener Zeit, deren eigenthümlicher

*) Ueber denselben vergl. Adami Vitae german. philos. p. 232; Teissier, Eloges etc. II, p. 75, und Bèze, Vrais pourtraicts p. 148—151.

Beruf es war, in aller Stille Saamen auszustreuen, den die eben aufgehende Sonne zeitigen, und Männer zu erziehen, welche die anbrechende neue Zeit begreifen, dieser die Bahnen eröffnen und die Herolde und Träger ihrer Bestrebungen werden sollten. In Bern und Paris gebildet, und an dem letzteren Orte insbesondere von dem Hersteller eines ernstlichen Schriftstudiums in Frankreich, dem hochverdienten Lehrer le Fèvre d'Estaples (Faber Stapulensis)*) angeregt und geistig befruchtet, war Wolmar (von seinen Schülern „Melior" genannt) nach Orleans gekommen, um hier dem Studium der Rechte obzuliegen, hatte aber hier sofort als Lehrer der lateinischen und insbesondere der griechischen Sprache und als Erzieher eine ausgedehnte Wirksamkeit gewonnen. Dieser durch deutschen Ernst der Gesinnung, durch deutsche Gründlichkeit der Bildung und vor Allem durch echt evangelische Frömmigkeit ausgezeichnete Schulmann war es, dessen Einfluß auch für Theodor Beza entscheidend werden sollte.

Am 5. December 1528 kam Beza in Orleans an, wo er sofort im Hause Wolmars die herzlichste Aufnahme fand und an den Studien der meistens älteren Schüler Theil nahm. Da geschah es, daß die geistreiche und eifrige Gönnerin aller strebsamen Talente, Margaretha von Angoulême, vermählte Herzogin von Alençon und Berry, die Schwester Franz I., deren Aufmerksamkeit auf den berühmten deutschen Schulmann zu Orleans gelenkt war, denselben als Lehrer der alten Sprachen mit einem ansehnlichen Jahresgehalt auf ihre Academie zu Bourges berief. Beza, welcher Wolmar und dessen Gattin bereits an's Herz gewachsen war, folgte dem geliebten Lehrer an den Ort seiner neuen Wirksamkeit, wo er selbst nun mit neuem und erhöhtem Eifer den Wissenschaften, insbesondere dem Studium der Alten obzuliegen gedachte.

Aber von dem Geiste, der sein kindliches Gemüth hier anwehen und der dasselbe ganz allmählich bilden und zurüsten sollte, ahnte Beza noch nichts.

Grade in der Zeit nämlich, die Beza in Bourges bei Wolmar verlebte, kam allmählich zur Reife, was nach dem Rathe der Vorsehung schon seit Jahrzehnten in Frankreich vorbereitet war. Seitdem le Fèvre d'Estaples die Augen der studirenden Jugend auf die verschütteten Quellen christlicher Erkenntniß gerichtet und diese Quellen selbst wieder geöffnet, seitdem er im Jahre 1512 seine Auslegung der Paulinischen Briefe veröffentlicht und Andere, großentheils seine Schüler, wie Farel, Arnaud und Gérard Roussel mit ihm in weiten Kreisen das heillose Verderben der Kirche vielen Tausenden zum Bewußtsein gebracht hatten, war nicht blos in Paris und auf den andern Hochschulen Frankreichs, sondern aller Orten in dem weiten König-

*) Ueber denselben vergl. Merle d'Aubigné, Histoire de la réforme du 16. siècle, Tom. III. p. 481, und C. H. Graf, Essai sur la vie et les écrits de Jacques Lefèvre d'Etaples.

reich das Verlangen nach einer evangelischen Erneuerung der Kirche hervorgetreten. König Franz I. war anfangs diesem Streben entschieden zugethan gewesen; am Hofe zu Paris gehörte es schon zum guten Ton, Marots Uebersetzung der Psalmen zu lesen, und der edle Bischof Briçonnet zu Meaux gewährte das unerhörte Schauspiel, daß ein Prälat der Kirche sich um die Verbreitung der Bibel bemühte, selbst die Kanzel bestieg und Alle, die in ernster Reue und Buße nach der Gerechtigkeit Gottes in Christo trachteten, in seinem Kreise versammelte.

Da fiel mitten in diese scheinbar nur dem allgemeinen höheren Culturleben angehörenden und mit den äußeren Interessen der „Kirche" sich gar nicht berührenden Bewegung, welche sich der Geister bemächtigt hatte, die überraschende Kunde von Luthers heldenmüthiger Glaubensarbeit in Deutschland, — und sofort war die Lage der Dinge in Frankreich eine andere geworden. Alle diejenigen, welche dem Evangelium anhingen, erkannten jetzt, was zu thun sei und suchten das Werk der Kirchenreinigung ernstlich zur Ausführung zu bringen. Aber andrerseits erkannten auch Alle, die in der Kirche nur zeitliches Wohlsein gesucht und gefunden hatten, oder die aus anderen Gründen die Neuerung haßten, daß es sich um nichts Anderes, als um ihre ganze bisherige Existenz handelte; weshalb dem König eingeredet werden mußte, daß die Neuerung, die alsbald von der höchsten geistigen Auctorität des Königreichs, von der Sorbonne zu Paris mit ihrem Anathema gerichtet ward, geradezu den Umsturz aller bestehenden göttlichen und menschlichen Ordnung zum Zwecke habe. Alsbald rauchten daher auf dem Greveplatz zu Paris und an anderen Orten die Scheiterhaufen auf, in denen die Zeugen des Evangeliums zu Hunderten gemartert und verbrannt wurden. Der Wollkämmer **Jean Leclerc**, der im Jahre 1523 den Scheiterhaufen bestieg, war der erste Märtyrer des Evangeliums in Frankreich. Aber wie überall, so war auch hier das Blut der Märtyrer der Saame des Evangeliums. Die Freudigkeit der evangelischen Herzen wuchs mit der drohenden Gefahr und überall lag das Volk, welches das schlechte Kirchenwesen und die Schande, die mit dem Allerheiligsten getrieben wurde, nicht länger ertragen wollte, in einem Kampfe mit seinen Pfaffen, der sich oft an heiliger Stätte und mitten in der Verrichtung der Gottesdienste laut und stürmisch kundgab.

Die Academie und die Stadt Bourges gehörte zu denjenigen Orten Frankreichs, in denen die mächtige Erregung der Gemüther am stärksten pulsirte. Vergebens suchten hier die Barfüßermönche mit wilder, krampfhafter Anstrengung die Geister zu dämpfen. Denn die angesehensten Lehrer und Prediger der Stadt, die Masse der studirenden Jugend und der Kern der Bürgerschaft wußten die Römlinge mit Hohn und Spott zum Schweigen zu bringen. Viele fromme Männer, die um des Glaubens willen aus Paris fliehen mußten, fanden sich daher in Bourges zusammen, wo sie gegen die drohenden Gefahren eine sichere Zuflucht fanden.

Alles das sah Beza in den frohen und fröhlichen sieben Jahren, die er anfangs in Orleans, hernach in Bourges bei Wolmar verlebte. Was sich in dieser Zeit lernen ließ, das war gelernt worden: kaum gab es einen griechischen und römischen Classiker, den er nicht studirt; und kaum gab es eine Wissenschaft, mit deren Elementen (selbst mit denen der Rechtswissenschaft) er sich nicht vertraut gemacht hätte. Wichtiger aber als das war es, daß er von dem theuren Lehrer allmählich, insbesondere im letzten Jahre in die Wahrheit des Evangeliums eingeführt, oder daß ihm dieselbe wenigstens gezeigt worden war, und daß er in dem gastfreien Hause Wolmars allerlei Männer gesehen hatte, die das Ringen und Streben der Zeit in einer maßvolleren und gesitteteren Gestalt vor das Auge seiner Seele führten, als es durch die Dinge geschah, die draußen auf den Gassen und öffentlichen Plätzen und selbst in den Gotteshäusern vorkamen.

Unter denen, die Wolmar aufsuchten, und die darum auch der junge Beza kennen lernte, war auch ein damals erst dreiundzwanzigjähriger Rechtsgelehrter, voll ernsten, strengen Wesens im Denken wie im Leben; er hieß Jean Cauvin (Calvin), aus Noyon in der Picardie gebürtig. — Beza wußte noch nicht, daß diesen sich der Herr zum Rüstzeug seiner Gnade erwählt hatte, und daß er sein Vorläufer werden sollte im Dienste des Herrn; aber das ahnte er schon jetzt, daß eine Zeit gekommen sei, wo die Besten verlangten, daß die Kirche sich zu Gottes Wort auf's Neue bekehre, eine Zeit, die darum eine neue Arbeit fordere, welche vordem noch Niemand gekannt hatte, und die nur von Männern gethan werden könnte, welche furchtlos und treu wären.

Denn die Schrecken erregenden Gesetze, welche König Franz I. im Herbst 1534 gegen die kirchliche Neuerung erließ und welche Jeden, der als „Luthérien“ galt, mit dem Feuertode bedrohten *), machten dem schönen Zusammenleben Wolmars mit seinem jungen Schüler und Pflegesohn ein Ende, indem selbst in Bourges, wo in Folge jener Blutedicte die Anhänger des Papstthums neue Zuversicht zu ihrer Sache gewonnen hatten, das Verderben in jedem Augenblicke über die Bekenner des Evangeliums hereinbrechen konnte. Als daher Wolmar im Jahre 1535 durch seinen Schwiegervater auf das Dringendste aufgefordert ward, den ihm drohenden Gefahren zu entgehen und nach Deutschland zurückzukehren, entschloß sich derselbe, wennschon mit schwerem Herzen, seinen Zöglingen zu eröffnen, daß seines Bleibens in Frankreich nicht mehr sein könne. Freilich hoffte er, daß sein geliebter Theodor, an dem sein Herz hing wie an keinem anderen seiner Schüler, bei ihm bleiben und mit ihm in die deutsche Heimat ziehen würde, weshalb er den Vater in Vezelai dringend ersuchte, dem Sohne hierzu seine Genehmigung zu ertheilen. Aber um keinen Preis wollte der Vater etwas dazu beitragen, daß sein Sohn

*) Soldan, Gesch. des Protest. in Frankreich, I, S. 144.

den Verlockungen der Neuerungssucht und des Unglaubens, als deren eigentlichen Herd er Deutschland ansah, preisgegeben würde; da es ihm viel nützlicher zu sein schien, daß der Sohn, um alle Neuerungen unbekümmert, seine juristischen Studien absolvirte und unter der Protection seines Oheims, des Abtes von Froimont (denn der Oheim Nicolaus war am 29. November 1532 gestorben) sich um eine Stelle in der Magistratur bewarb.

Wolmar nahm daher von Theodor Abschied und zog in die Heimat, wo er in Tübingen als herzoglicher Rath angestellt ward. Aber der dankbare Beza hat ihn nie vergessen; noch in späteren Jahren bezeugte er ihm seine kindliche Verehrung, mit der er in treuer Erinnerung empfangener Wohlthaten ihm als seinem „Vater" (parens) dankte.

§ 3.

Beza's Leben auf der Universität zu Orleans.

Der Befehl des Vaters wies Beza nach Orleans, weil die dasige Universität sich des wohlbegründeten Privilegiums erfreute, das Civilrecht allein lehren zu dürfen*). — Am 1. Mai 1535 zog Beza, damals fünfzehn Jahre alt, dahin ab — mit schwerem Herzen; denn zum ersten Male sah er sich nun alleinstehend in der Welt.

Das geräuschvolle Universitätsleben war ihm noch fremd, aber gerade darum auch wiederum anziehend. Die academische Jugend war in zehn Nationen getheilt, welche als solche an der republikanischen Organisation und Administration der Universität ihren verfassungsmäßigen Antheil hatten. Unter denselben erfreute sich die deutsche Nation wegen der Trefflichkeit ihrer Organisation, wegen des Umfangs ihrer Privilegien und wegen ihrer zahlreichen Bibliothek des meisten Ansehens; indessen gehörte Beza von Haus aus zur burgundischen Nation, weshalb er in deren Verband eintrat.

Aber wie oft dachte Beza, als er in die Hörsäle der Professoren zu Orleans eintrat, an seinen geliebten Lehrer Wolmar zurück! Denn da war keiner, der ihn fesseln, der ihn zu strenger Arbeit und ernstem Studium anregen konnte. In der Heiterkeit und hochfahrenden Idealität des academischen Lebens war es daher nur der geistige Genuß, an den Beza denken konnte; weshalb ihn fast nichts als die Poesie der Alten, und vor Allen die des Ovid, Catull und Tibull beschäftigte. Denn „weil die Rechtswissenschaft," so schrieb er später selbst an Wolmar, „auf eine barbarische, unmethodische und trockene Weise betrieben wurde, empfand ich gegen dieselbe, ich weiß selbst nicht, welchen Widerwillen, und betrieb sie nur so, daß ich den größten Theil meiner Muse den schönen Wissenschaften, der Beschäfti-

*) In ähnlicher Weise war die Universität zu Paris in Betreff des canonischen Rechtes monopolisirt.

gung mit den grichischen und römischen Schriftstellern widmete.“ Indessen blieb es nicht bei dem bloßen Studium der Dichter. Die überschwängliche Lebenslust, welche mit dem Schimmer der ersten Liebe sein Inneres erfüllte, und ihn bald zum Liebling aller Kreise der Universität machte, rief in ihm selbst den Genius der Poesie wach und begeisterte ihn zu den lieblichsten poetischen Schöpfungen, welche ihn seinen Freunden alsbald als einen der hervortagendsten lateinischen Dichter der Zeit erkennen ließen. Freilich leuchtete ihm der Strahl der ersten Liebe nicht lange; denn seine geliebte Marie de l'Etoile (Stella), die Tochter eines juristischen Professors zu Orleans, starb, nachdem er sie erst kurze Zeit kennen gelernt. Mit einer Inschrift in lateinischer und französischer Sprache, welche er der Geliebten auf ihren Grabstein setzen ließ, sagte er ihr und seiner Jugendliebe sein letztes Lebewohl. Noch im Jahre 1787 war der Stein mit der (im Uebrigen zerstörten) Aufschrift „Mariae Stellae —“ vorhanden.

Welches außerordentlichen Ansehens sich Beza auf der Universität erfreute, erhellt übrigens daraus, daß ihn die burgundische Nation zu ihrem Procurator erwählte, als welcher er nun nicht allein mit den ihm untergebenen Beamten (baillif, prévot, conseiller, receveur und bibliothécaire) die inneren Angelegenheiten der Nation verwaltete, sondern dieselbe auch in dem Rathe der Universität, wo die Nationen selbst an der Wahl des Rectors und an dem gesammten republikanischen Universitätsregiment Theil nahmen, zu vertreten hatte. Indessen hinderte ihn dieses und der Umgang mit den Alten und mit der freien Muse nicht, bei seinen eminenten Fähigkeiten auch im Studium der Jurisprudenz soweit vorzudringen, daß er schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre eine juristische Prüfung mit Glanz bestehen und am 11. August 1539 den Grad eines Licentiaten der Rechte erhalten konnte. — Nach vierjährigem Aufenthalte in Orleans zog nun Beza von da ab, um sich in Paris niederzulassen.

§ 4.

Beza's Aufenthalt in Paris und die Veröffentlichung seiner Iuvenilia.

Nach der Meinung seines Vaters und seiner Verwandten hatte nun Beza seine academischen Studien absolvirt und sollte daher sofort von seinen erlangten juristischen Kenntnissen praktischen Gebrauch machen, um sich dadurch den Weg zu den höheren Ehrenstellen der Magistratur zu bahnen. Auch schien es, als ob das Glück ihm hierzu, wie Wenigen, entgegen komme, und daß er daher unzweifelhaft in kürzester Frist die hohen Ziele, welche der Vater für ihn im Auge hatte, erreicht haben müsse. In Paris kaum angekommen, erfuhr er nämlich, daß ihm die Fürsorge der Verwandten eine Jahrespfründe von 700 Kronen verschafft habe. Allerdings war der Oheim

Nicolaus längst entschlafen, aber der Oheim Claudius zu Froimont besaß nicht weniger Einfluß und Verbindungen, die dem Neffen zu Gute kommen konnten, als Jener gehabt hatte. Außerdem fand Beza in Paris seinen ältesten Bruder vor, welcher in den geistlichen Stand getreten und im Besitze bedeutender Pfründen war. Aber der Bruder litt an unheilbarem Siechthum, und die Hoffnung aller Verwandten war daher auf Theodor gerichtet, der als junger Edelmann von einnehmenden Sitten und Manieren, als classisch gebildeter Schöngeist und als aufstrebendes Talent in Paris kaum aufgetreten war, als er sich auch sofort die distinguirtesten Kreise daselbst geöffnet fand.

Aber dennoch ist Beza in Paris seines Lebens nicht immer froh geworden. Der Vater forderte dringend, daß er gegen seines Herzens Neigung das brotlose Musenleben aufgeben und sich dem nützlicheren Berufe eines praktischen Juristen widmen sollte; und während die Verwandten ihm fortwährend die goldenen Aussichten, die ihre Protection gewähren konnte, vorhielten, mahnte ihn der Geist Wolmars, der ihn nie gänzlich verließ, daran, daß es endlich Zeit sei, mit der Erkenntniß der Wahrheit Ernst zu machen, und nicht allein den eitlen Gütern, die ihm vorgespiegelt wurden, sondern auch seinem ganzen bisherigen Lebenskreise, d. h. dem Papstthum, gänzlich zu entsagen. Aber dem alles idealen Lebens und Strebens durchaus baaren Berufe eines Parlamentsadvocaten sich hinzugeben, war für Beza völlig unmöglich. Daher war sein Leben in Paris ein fortwährender Kampf mit den bestgemeinten Intentionen des Vaters und der Verwandten *). In der Noth seines Herzens machte sich Beza auf zu dem Oheim in Froimont, um diesem sein Leid zu klagen, und erwirkte es bei demselben, der ihn mit väterlicher Liebe empfing, daß ihm gestattet wurde, in Paris zu bleiben, in dem Hause zu wohnen, welches der ältere Bruder verlassen hatte, und sich ein Jahr lang der Praxis des canonischen Rechts zu widmen. Während der beiden folgenden Jahre sollte er die Praxis des Pariser Gerichtswesens studiren, damit er sich dann durch die Gunst irgend eines Cardinals eine Stellung im Hofdienst erwerben könnte.

Beza versuchte es nun auch wirklich, sich in das Unabwendbare zu fügen; aber es wollte ihm nimmer gelingen, weßhalb sich endlich der ältere Bruder, der die Noth Theodors mit eignen Augen sah, an den Vater wendete, und diesen dringend ersuchte, dem Sohne fernerhin keine Gewalt anzuthun. Da

*) Beza schreibt am 19. Juli 1542 an seinen Freund Pompon in Dijon: „Als ich Orleans verlassen hatte, dachte der Vater, daß ich mich sogleich dem Gerichtshof als einen Sclaven (glebae adscriptum) hingeben würde. Da dieß aber meiner Erziehung und meiner ganzen Natur widerstrebte, so konnte ich nie dazu vermocht werden, daß ich um jenes schmutzigen Gewinnes willen das Studium der Philosophie verließ, woraus wunderbare Händel und fortwährende Vorwürfe hervorgingen."

mochte der Vater wohl einsehen, daß er den Sohn seine eignen Wege gehen lassen müsse, und willigte daher ein, daß die beiden Brüder auf gemeinschaftliche Kosten ein Haus miethen, in demselben zusammen wohnen, daß der ältere Bruder den Haushalt dirigiren, Theodor dagegen seinen Studien leben sollte.

In sorgenfreier, heiterer Ruhe verlebte nun Beza zwei glückliche Jahre. Manches schöne Freundschaftsband, dessen sich Beza erfreute, erhöhte ihm den Genuß dieser frohen Lebenszeit. Am innigsten war sein Verhältniß zu Mailot Pompon, der anfangs in Orleans, hernach in Dijon lebte, und dem er öfters in Briefen, welche die zärtlichste Freundesminne hauchen, sein ganzes Herz ausschüttete. Wie glücklich und froh sich Beza damals fühlte, ersehen wir daher namentlich aus diesen Briefen. „Du fragst was ich thue?" schreibt er an Pompon, „Gerade nicht viel. Zuweilen spiele ich mit meinen Musen, dann begebe ich mich zu meiner Zerstreuung in das Palatium (den Gerichtshof) und betrachte mir daselbst wie auf einer Schaubühne die Sitten der Menschen. Oefters verwende ich einige Stunden auf die Erlernung der hebräischen Sprache, oder auf die Mathematik, kurz ich treibe nichts weniger als was meine Plagegeister wähnen." Um aber doch nebenbei auch den Vater einigermaßen zufrieden zu stellen, arbeitete Beza an einer Ausgabe des „salischen Gesetzes", welche in der Officin des Neobanius erscheinen sollte. Indessen weiß man nicht, ob diese Schrift wirklich zur Veröffentlichung gekommen ist.

Im Kreise der Literaten und Schöngeister nahm Beza eine anerkannt hervorragende Stellung ein. Gewöhnlich fand sich Beza mit vieren derselben — obgleich ihm eine vollständig eingerichtete Häuslichkeit zu Gebote stand, — zur Mahlzeit zusammen. Einer derselben, le Pellitier, der sich durch seine wunderlichen Bemühungen um Herstellung einer der Aussprache des Französischen entsprechenden französischen Orthographie bekannt gemacht hat, schildert Beza als „einen durch die Gaben der Grazien, der Natur und des Glücks reichlich ausgestatteten Jüngling, welcher was selten geschieht, auch als das, was er war allgemein anerkannt ward. Genug, die Vollkommenheiten, welche er besaß, waren in ihm so harmonisch vereinigt, und hoben sich gegenseitig so sehr, daß er in allen Kreisen, sogar in denen der Vornehmsten von Paris, gern gesehen, geschätzt und hochgeachtet wurde." Insbesondre waren es die zierlichen lateinischen Gelegenheitsgedichte, welche ihn selbst bei Hofe beliebt machten, wo er dieselben (z. B. bei der Krankheit des Königs, bei der Geburt des Prinzen u. s. w.) überreichte. Auch dem Kaiser Karl V., der damals durch Paris in die Niederlande zog, dedicirte er ein Epigramm, das ihm die Huld des Kaisers gewann.

Aber der rosige Sonnenschein, der auf dem Leben Beza's lag, verschwand urplötzlich hinter düster drohendem Gewölk, als der ältere Bruder starb, und der Vater nun, wie es schien, unerbittlich darauf bestand, daß

Theodor seinem nutzlosen Leben und Treiben endlich entsagen und etwas Solides und Ernstes beginnen sollte. Der Sohn stellte wiederum auf das Eindringlichste vor, daß es ihm unmöglich sei, sich dem trostlosen Geschäftsleben hinzugeben, und flehte und bat den Vater, daß er ihm nicht Unmögliches zumuthen sollte. Da legte sich wiederum der Oheim in Froimont in's Mittel, welcher entschied: „Weil denn der junge Mann einen so entschiedenen Widerwillen gegen das Rechtswesen hätte, so möchte er auf der einmal erwählten Bahn fortfahren, sollte sich aber doch in die Clientschaft irgend eines Fürsten oder Großen am Hofe begeben, von welchem er einst hoffen könnte, die Früchte seiner Studien einzuernten." — Beza dankte Gott, daß auch dieser Kelch an ihm vorübergegangen war, und gab alsbald von der glücklichen Wendung seines Geschickes dem geliebten Freunde Nachricht. „Wie denkst Du wohl," schrieb er an Pompon, „daß es mir zu Muthe war! Ich sollte an den Hof, ich, der ich weder heucheln noch schmeicheln gelernt habe, ich sollte mich in ein so geräusch- und wechselvolles Treiben werfen, der ich in eben so geräuschloser als ehrenvoller Muse zu leben gedachte! Aber ich mußte mich fügen. Ich hatte schon einen Fuß in das Haus des Bischofs von Coutances gesetzt, als die jetzigen Kriegsunruhen dieses Vorhaben wenn nicht veränderten und vereitelten, so doch verschoben. So geschah es denn, daß ich zu der Lebens- und Beschäftigungsweise zurückkehrte, bei der ich gewiß bleiben werde bis in mein Alter, wenn nicht eine höhere Macht mich daran hindert, und ich hoffe mit Zuversicht, einst der Nachwelt die Beweise dafür zu hinterlassen, daß Beza mitten im Schooße der größten Muse nicht müßig gewesen ist."

Beza konnte sich daher in der jugendlich heiteren Idealität humanistischen Lebens und Strebens, die ihm der Preis des Lebens war, nach wie vor ergehen. Als aber Jahre vergangen und in dem noch immer jugendlichen Beza aus dem alten Menschen ein neuer geworden war, sah derselbe mit bitterem Schmerze auf die Tage zurück, in denen er nur allzuglücklich gewesen war. Denn sein Leben in Paris war das des vollendeten Weltmannes von adlicher Geburt, der sich darin gefallen muß, der Liebling der höheren Kreise, insbesondre aber der Damenwelt zu sein. Von allen Seiten her lachte ihn daher die Versuchung an und trachtete ihn zu verschlingen; und wenn dieses auch nicht geschah, so mußte doch Beza's Leben, wenn es nicht anders mit ihm ward, am Ende in der träumerischen Eitelkeit dieser Welt sich ganz verlieren. Die schrecklichste aber aller Versuchungen, die ihn umstrickte, war die der Fleischeslust, weßhalb sich Beza, um ihr zu entgehen, im Jahre 1544 mit einem armen, jungen Mädchen von bürgerlicher Geburt, Claude Desnoz, mit Vorwissen zweier Freunde (der berühmten Juristen Lorenz de Normandie und Joh. Crespin) mit dem Versprechen verlobte, daß er sich zu dieser Verbindung vor der Welt bekennen werde, sobald es seine Verhältnisse gestatten würden. Die Bosheit der Gegner hat späterhin diesen Schritt sowie sein

ganzes Pariser Leben als erwünschtes Material zur Begründung der schmählichsten Verdächtigung seiner ganzen Persönlichkeit zu benutzen gewagt. Hören wir daher, mit welcher Aufrichtigkeit sich Beza selbst mit seinen Schwächen bloß stellt: „Ich will frei und offen hier gestehen, was an der Sache ist. Da ich ein unerfahrener Jüngling war und noch dazu durch die Meinigen Muse und Geld, kurz Alles, was ich begehren konnte, im Ueberflusse hatte, fehlte es mir leider an nichts so sehr als an weisem und gutem Rathe. Und als mir der Satan alle diese Hindernisse plötzlich in den Weg gelegt, da fand ich mich durch den Glanz und die eiteln Blendwerke und Herrlichkeiten eines solchen Lebens so angezogen, daß ich mich gar leicht bald auf die eine, bald auf die andre Seite verlocken ließ. Was soll ich hier alle die unzähligen Gefahren erwähnen, in die ich mich mit Wissen und Willen stürzte, und wie oft ich sowohl zu Hause als außerhalb des Hauses an Leib und Seele Gefahr lief? Aber wenn auf der einen Seite die Erinnerung an jene Zeit mir aus mehr als einer Ursache bitter und schmerzhaft sein muß, so bewirkte es doch auf der andern die Betrachtung der ganz besondern, ja fast unglaublichen Güte und Barmherzigkeit Gottes gegen mich, daß ich jedesmal, wenn ich jener Tage gedenke, eine unaussprechliche Wonne empfinde, indem ich an mir selbst den klarsten und sprechendsten Beweis für jene Fürsorge und Liebe habe, womit der himmlische Vater alle seine Auserwählten heimzusuchen verheißen hat. Denn obgleich ich freiwillig mich selbst vom rechten Weg entfernte, so hat er mich doch nie so tief sinken und mich verirren lassen, daß ich nicht öfters in den Tiefen meines Herzens seufzte und mein Gelübde „endlich doch das Papstthum gänzlich zu verlassen" nicht in meinem Busen bewahrte. Er ließ mich ein solches Leben führen, daß ich durch seine Gnade, obgleich ich weder das Eine noch das Andre verdiente, damals unter den Gläubigen nicht der letzte in der Frömmigkeit war, und unter den Gelehrten und Gebildeten für einen solchen gehalten wurde, welcher nicht eben ohne Wissenschaft sei. Außer jenen oben erwähnten Hindernissen hatte mich der Satan damals mit dreien gewaltigen Banden umgeben: mit den Lockungen der Wollust, die in jener Stadt zahllos und am mächtigsten sind, mit den süßen Schmeichelhoffnungen des Ruhmes, welchen ich besonders durch die Herausgabe meiner Epigramme, selbst nach dem Urtheile eines Italieners, des gelehrten Dichters M. Antonius Flaminius, in nicht geringem Maße eingeerntet hatte; mit Hoffnungen endlich, die man mir zu den größten Ehrenstellen machte, zu denen mich sogar einige Große des Hofes schon im Voraus beriefen, zu deren Erlangung die Freunde mich anspornten, Vater und Oheim mich beständig ermahnten. Es war aber der Rathschluß des barmherzigen Gottes, daß ich Unglücklicher, der ich mich mit Wissen und Willen auf eine so gefahrvolle Bahn begeben hatte, dennoch endlich auch aus diesen Gefahren entrönne. Denn um nicht von jenen bösen Lüsten überwältigt zu werden, habe ich mir ein Weib verlobt, heimlich zwar, doch so,

daß zwei meiner Freunde darum wußten, theils damit ich den Andern keinen Anstoß gäbe, theils weil ich mich von jenem teuflischen Gelde, das ich von den oben erwähnten geistlichen Pfründen bezog, noch nicht losmachen konnte. Ich gab ihr aber bei der Verlobung das ausdrückliche Versprechen, daß ich sie mit Hintansetzung aller Hindernisse in der nächsten Zukunft in die Kirche Gottes mitnehmen und öffentlich meine Ehe mit ihr bestätigen und auch außerdem keine jener papistischen Weihen oder Orden annehmen würde, was ich auch Beides getreulich gehalten habe. Auch dazu, daß ich jenem Verlangen nach Ruhm, daß ich den lockenden Ehrenstellen widerstand, hat mir mein gnädiger Gott geholfen, so daß meine Freunde sich nicht allein verwunderten, sondern die meisten mich auch tadelten und mich im Scherze den „neuen Philosophen" nannten. Indessen aber stak ich gleich einem Wagen *) im Schlamme; denn es drängten mich die Meinigen, ich sollte doch einmal einen gewissen Stand ergreifen, und mein Oheim bot mir alles das Seinige an, so daß auf der einen Seite mein Gewissen mich drückte und die Frau mich an das Versprechen mahnte, und auf der andern Seite mir der leibhaftige Satan mitunter auf das Freundlichste schmeichelte, und meine Einkünfte durch des Bruders Tod noch vergrößert wurden, so daß ich mitten unter diesen Sorgen nicht mehr wußte weder wo aus noch wo ein."

In diesen Worten hören wir Beza über sich selbst in einer Zeit reden, wo er mit seinem früheren Leben vollständig gebrochen hatte. Die Bosheit der Gegner hat mit unerhörter Raffinerie diese von dem Reformator verlassenen Lebenswege als mit dem schändlichsten Sündendienst besudelt darzustellen versucht, und vielleicht ist unter den Vätern und Begründern der evangelischen Kirche keiner, welcher so sehr zum Gegenstande der schmählichsten Verleumdung gemacht wäre, als gerade Beza. Glücklicherweise hat uns aber derselbe in seiner ersten Schrift die treueste und glaubhafteste Beurkundung seines früheren Lebens hinterlassen, und wenn schon die Gegner eben auf diese Schrift ihre verleumderischen Anschuldigungen gründeten, so zeigt doch gerade sie die Grundlosigkeit derselben, oder beweist wenigstens, auf welches Maß sie zurückzuführen sind. Diese Schrift ist die unter der Bezeichnung „Juvenilia" bekannte Ausgabe der lateinischen Gedichte Beza's, welche derselbe zwischen seinem sechszehnten und neunundzwanzigsten Jahre, größtentheils jedoch während seines Aufenthaltes in Orleans verfertigt hatte. Beza hatte sie in Paris diesem und jenem seiner Freunde handschriftlich mitgetheilt und war von denselben um ihre Veröffentlichung vielfach angegangen worden, was ihn veranlaßte, seine poetische Sammlung dem geliebten Lehrer Wolmar in Tübingen zur Prüfung zuzusenden. Wolmar theilte dieselbe seinem Freunde, dem gelehrten Kenner der classischen Literatur, Joachim Camerarius mit, und Beide

*) Richtig übersetzt so Schlosser die figürlich zu verstehenden Worte: ego tum semper in luto haerebam.

urtheilten, daß diese Poesien der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden dürften. Hierdurch ermuthigt, veranstaltete nun Beza mit Zuziehung einiger urtheilsfähiger Freunde aus der ganzen Masse des Angesammelten eine Auswahl, welche er im Sommer des Jahres 1548 mit einer Zueignung an Wolmar in der berühmten Officin des Jodocus Badius in Octavformat erscheinen ließ *).

Die Sammlung enthielt vier Sylven (auf die Hingebung des Decius, den Tod Cicero's, die Weihnacht und eine poetische Vorrede zu den Bußpsalmen), zwölf Elegien, eine große Anzahl von Epitaphien und Epigrammen, welche letzteren fast die zweite Hälfte des Buches bilden. Während die Sylven und Epitaphien den Eindruck erster, fast noch schülerhafter Versuche machen, lassen die Elegien schon den gewandten, glücklichen Nachahmer Ovids erkennen, „sei es, daß er sich selbst beklagt wegen der Liebesflamme, die sein Inneres verzehrt, in schlaflosen Nächten ihn quält, ihn zu Ergüssen seines Feuers in Versen zwingt und daß er sich zum Troste für so viele vergebliche Leiden die Theilnahme der Nachwelt an seinem Unglücke verspricht; sei es, daß er die richtige Mitte in allen Stücken preist (Elegia II.) und den alten Satz empfiehlt: es ist ein Maß in jedem Ding, doch nicht lange, um nicht selbst das richtige Maß zu überschreiten; oder daß er mit seinem Freunde Validus hadert (Elegia IV.), der seine geliebte Candida schwarz schilt, nicht für schön gelten lassen will, während Beza ihre Reize erhebt, und ihm droht, daß er bei ähnlichen Fällen nicht wieder so gelinde davon kommen werde; sei es (Elegia V.), daß er, um seine Liebe zu vergessen, in Feld und Wald umherirrt, und Feld und Wald und Berg und Thal ihn nur an seine Liebe erinnern und die Flucht ihn selber zurückführt, oder (Elegia VI.) den Sturm der Gefühle mit dem des Meeres vergleicht, auf dem er end- und hoffnungslos mit dem Verlangen zu landen umhergeworfen wird, oder den Traum schildert, wo er (Elegia VII.) die Geliebte mitten unter einer Horde wilder Krieger erblickt, die sich ihrer bemächtigen wollen, und er, mit gewaffneter Hand, sich mit der Begeisterung der Liebe ihnen entgegenstürzt, sterbend noch das angebetete Heiligthum berührt und im Schweiße gebadet erwacht. Wie vom Blitz getroffen steht er (Elegia VIII.) bei der Kunde: sein Freund Validus liege am tödtlichen Fieber darnieder, und bittet zu allen Göttern, dieses theure, schuldlose Haupt zu verschonen. Welche Entrüstung ergreift ihn (Elegia IX.), wenn er die reine und keusche Liebe durch bösen Leumund angegriffen sieht: „Wessen Schlaf habe ich je durch nächtlichen Gesang gestört? An wessen Thüre habe ich gewaltsam angeklopft? Habe ich je den häuslichen Bund durch Ehebruch gestört? Candida sola mea est, Candida tota mea est!"

*) Eine treffliche Charakteristik der Juvenilia siehe bei A. Sayous, Etudes littéraires sur les écrivains français de la réformation (Paris et Genève, 1841) p. 249 ff.

ruft er aus; und wie nach dem Donner die Regenfluth, so folgt dann eine schauderhaft poetische Imprecation auf die, welche das Reine mit dem Gift ihrer Lüge zu beflecken gedachten." — Der größte und beste Theil seiner Juvenilia sind die Epigramme, meistens erotische Tändeleien oder Ergießungen witziger und muthwilliger Laune *).

Aber freilich mangelt auch ihnen gerade darum, weil sie sich als die glücklichsten Nachahmungen der Alten kundgeben, der Charakter der Originalität durchaus. Originell ist Beza eigentlich nur in denjenigen poetischen Erzeugnissen, welche in künstlerischer Hinsicht von geringerem Werthe sind, nämlich in den Sylven, denen ein den Dichter gerade charakterisirendes Erlebniß zu Grunde liegt. Denn in diesen spiegelt sich die eigenthümliche Stimmung Beza's in jener Zeit, wo sie entstanden sind, die Mischung christlicher Lebenserregung mit der Begeisterung für die antike Kunst und für humanistisches Leben in einer mitunter seltsamen Weise ab. Christliche Ideen kreuzen sich mit heidnisch-mythologischen Anschauungen, die Hirten der Weihnacht führen boucolische Schäfernamen und aus der griechischen Mythologie wird bewiesen, daß die Weihnacht ein würdiger Gegenstand der keuschen Musen ist **).

Als übrigens Beza's Gedichte eben erschienen waren, war auch der Ruf desselben als eines der besten lateinischen Dichter und als eines hochgebildeten Humanisten, als welcher er von allen Seiten her begrüßt wurde, begründet. Als aber Beza über die Wende seines Lebens hinausgekommen war, wurden gerade diese Juvenilia und insbesondere die Epigramme (in denen freilich jugendlicher Leichtsinn und Uebermuth überall hervortritt) zur Ausbreitung der schmachvollsten Gerüchte über ihn benutzt. Daß die Sammlung seiner Poesien Mancherlei enthielt, was füglich hätte unterdrückt werden können, hat freilich Beza selbst späterhin sich niemals verhehlt. Schon zwei Jahre nach der ersten Veröffentlichung derselben erklärte Beza: „Ich gestehe, daß ich von Natur immer die edle Dichtkunst geliebt, und kann dieß noch nicht bereuen; wohl aber reut es mich, diese von der Gnade Gottes mir verliehene Gabe, wie gering sie auch sein mag, zu Dingen verwandt zu haben, deren Erinnerung allein mich jetzt erröthen läßt." Dagegen vermochte Beza alle die schändlichen Anschuldigungen, welche auf jene Ergießungen jugendlicher Leichtfertigkeit gegründet wurden ***), mit derjenigen Offenheit selbst zu besprechen, mit welcher er sich hierüber, wie über die Veranlassung zur Abfassung und Veröffentlichung seiner Gedichte im Vorwort seiner zweiten Aus-

*) Baum, S. 70 u. 71.

**) Dieselbe Mischung christlicher und antik-heidnischer Anschauungen tritt auch in Beza's poetischem Vorwort zu den Bußpsalmen hervor. Vergl. darüber Sayous p. 255 ff.

***) Vergl. darüber z. B. Polenz, Gesch. des franz. Calvinismus, B. I. S. 628 u. 629, wo insbesondere die von zu Maimbourg gegen Beza erhobenen Beschuldigungen widerlegt werden.

gabe derselben, die er in seinem fünfzigsten Lebensjahre veranstaltete, ausließ. „Es dürfte sich vielleicht Jemand," sagt hier Beza, „wundern, daß ein Mann meines Alters, der sich mit so ernsten Studien beschäftigt, und dem die erste Ausgabe derartiger Gedichte so übel bekommen ist, jetzt wieder zur Jugend zurückkehrt, die alten Spielereien wieder hervorholt, und sie jetzt sogar mit neuen Thorheiten vermehrt. Ich glaube daher hier eingehender erläutern zu müssen, was an der Sache ist, theils um die Schmähungen gewisser Leute zu beseitigen, theils auch um für die Zukunft ähnlichen Schmähungen zu begegnen. Von Kindheit an war ich der Poesie ergeben und habe sie fleißig geübt, sowohl weil angeborene Neigung mich dazu anreizte, als auch weil mich Wolmar, mein damaliger Lehrer zu Bourges, nicht allein zu den übrigen, meinem damaligen Alter angemessenen Studien, sondern auch zu diesen Uebungen ermunterte. Als ich mich von da ungefähr im siebzehnten Jahre nach Orleans begab, um nach dem Willen meines Vaters das Civilrecht zu studiren, und ich daselbst einige gebildete, für Poesie ebenfalls begeisterte Männer von schon gereiftem Urtheil, gebildetem Geschmack und ausgezeichneter Gelehrsamkeit antraf, wie Jean Dampierre, den Meister in den Hendecasyllaben, Antonius Agianthus, der nachher erster Präsident des Parlaments von Rouen wurde und der erst vor Kurzem verstorben ist, den Jean Trouchy, Mailot Pompon, Ludwig Validus, die, soviel ich weiß, alle noch am Leben und mit den höchsten Würden und Ehren in Frankreich bekleidet sind, so gab ich nicht allein das Studium der Poesie nicht auf, sondern ich betrieb dasselbe bei dem Wetteifer, der gewissermaßen unter uns entstand, mit noch größerer Liebe als vorher. In den bucolischen Gedichten und den Sylven hatte ich mir Virgil, den König aller Dichter, zum Vorbild genommen, über welchem ich damals nichts Höheres kannte; in den Elegien aber den Ovid, dessen geniale Fülle mich damals mehr fesselte als die gemessene Zierlichkeit des Tibull. In Betreff der Epigramme zogen mich die des Catull und Martial in einem solchen Maße an, daß, so oft ich die ernsteren Studien unterbrach (denn die Poesie war doch Nebensache), ich mich nirgends lieber als in ihrem Blumengarten erging. Obgleich nun (was ich mit Wahrheit bezeugen kann), mein Gefühl durch die hier vorkommenden Obscönitäten so beleidigt wurde, daß ich bei dieser Lectüre von einigen Stücken die Augen abwendete, so war ich doch, wie es in jenem Alter zu geschehen pflegt, nicht vorsichtig genug, und ließ mich durch die süße Zärtlichkeit des Einen und durch den beißenden Witz des Andern so sehr einnehmen, daß ich mich bestrebte, ihnen in der Art der Darstellung möglichst ähnlich zu werden. So sind die bei Weitem meisten jener Gedichte entstanden, welche ich einige Jahre später veröffentlichte. Die Veranlassung zur Herausgabe war insbesondere jener Melior, mein ehemaliger Lehrer, der mich dazu ermunterte. Denn als ich ihm einige jener Gedichte, ich weiß selbst nicht mehr welche, überschickt hatte, so ließ er nicht nach, bis er es dahin brachte, daß ich ihm diese ohne besondere Sorgfalt

zusammengebrachten Kleinigkeiten zueignete. Sowohl durch die Aussicht auf einen gewißen Ruhm als auch dadurch, daß ich dem dringenden Wunsche eines um mich so hoch verdienten Lehrers willfahren wollte, wurde ich bewogen, das Büchlein ausgehen zu lassen, welches von meinen Landsleuten, den Franzosen, ja sogar von den Italienern so günstig aufgenommen wurde, daß mich ihre Beglückwünschungen wahrhaft beschämten. Aber die Katolyhschen*) oder Vertheidiger des abgefallenen Glaubens schrieen, Beza habe von Kindesbeinen an die Unzucht und Schamlosigkeit der alten Dichter eingesogen, habe seinen Lüsten und Begierden gefröhnt und habe seine Jugendzeit mit Beschreibung seiner Liebesabenteuer oder mit Spottgedichten, um sich an Feinden zu rächen, vergeudet; ja sie machten ihn zu einem Hurer, Hurenwirth und sogar zu einem Knabenschänder. Sehen wir aber, auf welche Beweise sich diese schlimmen Ankläger berufen! Sie führen meine Gedichte an; denn anderes können sie, Gott sei Dank! nicht vorbringen, wenn sie auch noch soviele erkaufte Zeugen herbeischaffen könnten. Nun ist aber vor Allem zu bemerken, daß sie in dem kleinen Büchlein nur wenige Gedichte finden, welche vorzugsweise als Liebesgedichte gelten können, und selbst diese sind, mit Ausnahme ganz weniger Epigramme, viel mehr etwas zu frei als geradezu schmutzig geschrieben. Aber wohlan denn, auch diese wollen wir untersuchen, weil sie es ja nicht anders wollen. Durch die damaligen Umstände gedrängt, hatte ich mir, etwa vier Jahre vor meiner freiwilligen Auswanderung, eine Gattin verlobt. Sie war zwar aus niedrigem Stande, aber ein mit so vielen Tugenden begabtes Weib, daß mich diese Verbindung niemals gereut hat. Jene „Edlen" aber schämen sich nicht, Alles, was ich im Spiel der Poesie (denn ein solches trieb mich gewiß bei den meisten dieser Poesien, in denen ich die Alten nachahmte, ohne in meinem damaligen Alter eigentlich zu wissen, was das bedeute) von den Liebeleien jener erdichteten Candida geschrieben, auf die keusche, erwählte Gattin zu beziehen. Daß sich das nicht anders verhalte, als ich sage, das können nicht allein diejenigen bezeugen, mit denen ich damals lebte, sondern das erhellt auch aus der Sache selbst. Denn da ich von meiner Frau niemals Kinder bekommen, und sich unter jenen Gedichten doch eins „an die schwangere Candida" findet, die ich dem Schutze der Götter empfehle, so erhellt daraus, daß dieser fingirte Gegenstand mir damals, wie späterhin so viele andere, gerade einfiel. Zu jener Zeit hatte ich unter vielen andern Bekannten einen mir besonders vertrauten Freund, German Audebert, einen Jüngling, der damals schon zu den größten Hoffnungen berechtigte und jetzt in seiner Vaterstadt Orleans als Mitglied des Magistrats im Rufe großer Gelehrsamkeit und unbescholtenen Wandels steht. An diesen schrieb ich zufällig einmal zu Vezelay, als mich gerade die Lust, Verse zu machen, anwandelte, einige elfsylbige

*) So nennt Beza die Catholici.

Zeilen, worin ich ihm mein sehnliches Verlangen, ihn wieder zu sehn, und die Rückkehr zur Geliebten schilderte. Denn in dieser Weise pflegten wir eben unsere poetischen Scherze zu treiben. Nun schämen sich aber jene verworfenen Menschen nicht — wovor sollte sich auch jener Ecebolius *), wovor sollte sich ein Mönch **) schämen? — jenen in allgemeiner Achtung, in Würden und Ehren stehenden Mann in einen Adonis zu verwandeln, und mir ein Verbrechen aufzubürden, wegen dessen ich, wie ich überzeugt bin, bei keinem ehrlichen und rechtschaffenen Menschen mich zu vertheidigen nöthig habe! — Unter den damals veröffentlichten Elegien befindet sich eine, worin ich den Namen Publia zu meiner poetischen Spielerei brauchte; und von dieser behauptet nun jener edle Klosterbruder ohne Weiteres, sie sei die Frau eines noch lebenden Mannes gewesen, welche ich auf alle Weise zum Ehebruch zu verführen und ihrem Manne abwendig zu machen gesucht hätte. Großer Gott! siehe, wenn irgend ein Mensch lebt, der den Beza auch des geringsten Verdachtes des Ehebruchs zeihen mag, so werde ich mich vor jedes Gericht stellen!"

§ 5.

Beza's Bekehrung.

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege sind nicht eure Wege" — spricht der Herr zu einer jeglichen Seele, welche er ruft, um sie zu Sich zu bekehren, und es wird keine Seele in Wahrheit zu dem Herrn der Gnade bekehrt, es sei denn, daß sie dieses Wort vernommen habe.

So war es auch mit Theodor Beza. Derselbe war bis dahin seine Wege gegangen, die so recht seine eigenen Wege waren. Denn nach seines Herzens freister Neigung hatte er sich dieselben erwählt, und hatte sie mit großer Noth und Mühe behauptet. Freilich hatte sich ihm der Herr nicht unbezeugt gelassen. Was Beza einst aus Wolmars Munde über Gottes freie Gnade in Christo Jesu, über die seligmachende Kraft des Glaubens und über das Pseudochristenthum der katholischen Kirche gehört hatte, das war in seiner Seele nie gänzlich verklungen. Schwebte doch das Gedächtniß des geliebten frommen Lehrers allezeit wie ein schützender Engel über seinem Haupte; und als Wolmar im Anfange des Winters 1539 im Auftrage seines Fürsten nach Paris kam und nach vierjähriger Trennung seinen theuren

---

*) Gemeint ist Franz Balduin, den Beza, weil er siebenmal den Glauben gewechselt hatte, mit dem Redner und Anwalt Ecebolius zu Konstantinopel vergleicht, welcher unter Constantius Arianer, unter Julian Heide war und unter Jovinian als Büßender an der Kirche stand und die Eintretenden mit den Worten anredete: Tretet, tretet mich mit Füßen, als ein Salz, das dumm geworden ist.

**) Nämlich der Augustiner Claude Sainctes.

Theodor, der gerade damals eine Durchkreuzung aller seiner Pläne befürchtete, wieder an sein Herz drückte, da war Beza's Seele voll unendlichen Jubels; denn nur in der Gemeinschaft Wolmars fühlte sie sich in ihrer rechten Heimatlichkeit. Auch vergaß Beza nie, was er einst Wolmar in Bourges gelobt hatte, daß er sich, sobald ihm der Herr dazu Gnade gebe, das Papstthum gänzlich verlassen und sich vor aller Welt zum Evangelium von der erlösenden Gnade Gottes bekennen wollte, weshalb er die Schriften der Reformatoren, deren er habhaft werden konnte, gern las, und sich insbesondere mit den Schriften des glaubensinnigen Bullinger zu Zürich vertraut machte. Aber es vergingen Jahre, in denen der Herr an Beza's Herzen anklopfte, ohne daß dieser darauf achtete. „Deine Wege sind nicht meine Wege," hörte es damals Beza in seiner Seele sprechen, aber er verstand es nicht, und ging daher seine Wege dahin. Sein höchstes Ideal war, daß er ein vollendeter Humanist werden und als solcher auch anerkannt werden möchte, und sein brünstigstes Verlangen ging dahin, in Venedig, in dem von seinem Freunde Audebert gepriesenen Sitze humanistischen Lebens wohnen und leben zu können. Die Veröffentlichung seiner Juvenilia brachte ihm auch den Ruhm, nach welchem er strebte, wirklich ein; aber er wußte nicht, daß dieses auch der Abschluß seines ganzen bisherigen Lebens sein sollte. Denn der Herr hatte Anderes mit ihm vor, und ließ ihm darum das, was er als den Preis seines bisherigen Lebens ansah, schon in kurzer Frist zu Schanden werden. Denn als Beza eben seine Poemata veröffentlicht und den Dank aller Stimmführer des Humanismus empfangen hatte, „siehe da," so erzählt uns Beza, „suchte mich der Herr durch eine schwere Krankheit heim, welche mich dergestalt angriff, daß ich an meinem Aufkommen verzweifelte. Was sollte ich Unglückseliger thun, dem nichts als Gottes furchtbares Gericht vor Augen schwebte? Was geschah? Nach unendlichen Qualen des Leibes und der Seele erbarmte sich doch der Herr seines flüchtigen Knechtes und tröstete mich, so daß ich nicht mehr an seiner verzeihenden Gnade verzweifelte. Unter tausend Thränen verabscheue ich mich selber, flehe ihn um Verzeihung an, erneuere das Gelübde, mich offen zu seiner wahren Kirche und Verehrung zu bekennen; kurz ich gebe mich ihm ganz und gar hin. So geschah es, daß das mir mit allem Ernst vorgehaltene Bild des Todes das in mir schlummernde und nie begrabene Verlangen nach dem wahren Leben erweckte, und daß jene Krankheit der Anfang meiner Genesung und wahren Gesundheit wurde. So wunderbar ist die Wirkung des Herrn bei den Seinen, daß er durch dasselbe Mittel niederschlägt, verwundet und heilt. Sobald ich also das Lager verlassen konnte, brach ich alle Bande, welche mich bisher gefesselt hielten, packte meine geringe Habe zusammen und verließ Vaterland, Eltern, Freunde zumal, um Christo nachzufolgen."

Es bewährte sich also auch an Beza, was der Herr spricht (Ps. 50, 15)

„Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen." Denn auch Beza war in innerer und äußerer Noth, wie er sie noch nie erfahren hatte; aber er rief zu dem Herrn und ward von dem Herrn erhört, weil ihn der Herr zu seinem Preise haben wollte. Und Beza that sofort nach dem Worte des Meisters: „Wer Vater und Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth." Er verließ Vater und Vaterland, Reichthum und Ehre, und pilgerte dahin, wo damals so viele Gläubigen, die um des Evangeliums willen Frankreich verlassen mußten, eine Freistätte suchten und fanden, wohin ihm auch schon einer seiner vertrautesten Freunde, der Advocat am Parlament zu Paris, Jean Crespin, vorangegangen war, nämlich nach Genf. — Am 23. October 1548 langte Beza, wie erzählt wird, unter dem angenommenen Namen Thibaud de May*), mit seinem Weibe daselbst an.

*) So erzählt wenigstens Florimond de Raemond in seiner **Histoire de la naissance etc. de l'hérésie. edit. 1610, p. 933.**

Zweiter Abschnitt.

Beza's Vorschule für seinen reformatorischen Lebensberuf.

§ 1.

Beza's Flucht nach Genf und Berufung nach Lausanne.

Was der Herr mit ihm nun vorhatte, ahnte Beza nicht. Er dachte nur daran, in Genf als entschiedener Bekenner des Evangeliums zu leben, und in ehrlicher Weise sein Brot zu verdienen. Vor Allem aber war zweierlei nöthig: Er mußte den Mann begrüßen, der mit Gottes Kraft in Genf waltete und als die eigentliche Säule des Evangeliums galt, an welche sich alle Anderen, die dem Herrn dienten, anrankten, und mußte sich mit seinem Weibe öffentlich trauen lassen.

Beza kam also zu Calvin. Seine Erscheinung war nicht die fröhlichste; denn er war abgezehrt von der Krankheit und von den Anstrengungen der Reise. Aber eine Erinnerung aus alter Zeit dämmerte in Calvins Seele bei dem Anblicke des Mannes auf; denn den hatte er einst als vielversprechenden Knaben zu Bourges im Hause des Freundes Wolmar gesehen! Darum empfing ihn Calvin mit dem herzlichsten Willkommen in dem Herrn, denn es war ja in Beza's Person für die Sache des Evangeliums ein Mann gewonnen, der ebenso in der Wissenschaft als im gesellschaftlichen Leben eine hervorragende Stellung einnahm, weshalb sein Anschluß an die Reformation eine hohe Bedeutung haben mußte. — Beza sprach mit Calvin auch über das heimliche Eheverhältnis, in welchem er lebte, und sein erster Gang nach dem Besuche bei Calvin führte ihn daher mit seinem Weibe in das Gotteshaus, wo er sich öffentlich und feierlich trauen ließ. Mit unaussprechlicher Bewegung des Herzens sang Beza mit der versammelten Gemeinde der französischen Flüchtlinge den 91. Psalm nach Marots Uebersetzung: „Wer unter dem Schirme des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.“ — „Er ruft mich an, so will ich ihn erhören, ich

bin bei ihm in der Noth, ich will ihn herausreißen und zu Ehren machen. Ich will ihn sättigen mit langem Leben und will ihm zeigen mein Heil." — Von da an war grade dieser Psalm Beza's Trost in aller Noth.

Was aber nun Beza zu beginnen habe, war demselben noch nicht klar. Sein Freund Crespin schlug ihm vor, mit ihm gemeinschaftlich eine Buchdruckerei zu errichten, durch welche die heilige Schrift und die Schriften der Reformatoren in französischer Sprache in Frankreich verbreitet werden sollte. Indessen ging Beza nicht darauf ein; vielmehr scheint derselbe in der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Genf mit anderen Erwägungen beschäftigt, eine Zeitlang auch von Genf entfernt gewesen zu sein. Wenigstens findet sich in den Protokollen der Genfer Republik die Bemerkung notirt: „Am 3. Mai (1549) sind acht Edelleute hier angekommen, unter ihnen Theodor de Bèze, und man hat ihnen erlaubt, hier zu wohnen." Auch die ersten Sommermonate vergingen, und Beza wußte noch immer nicht, was aus ihm eigentlich werden sollte. Da dachte derselbe an den geliebten väterlichen Freund in Deutschland, an Wolmar, der ihm vielleicht mit nützlichem Rath an die Hand gehen könnte. Freilich sahen die Dinge jetzt gerade in Deutschland selbst nicht zum Besten aus, denn das Interim drohte den Protestantismus zu vernichten, und der Machtspruch des Kaisers hatte gerade in Schwaben Hunderte von evangelischen Predigern von Haus und Hof verjagt. Aber Beza mußte nothwendig seinen geistlichen Vater einmal wieder sehen und sprechen, weshalb er (Ende August 1549) sich wirklich aufmachte und die Reise nach Deutschland antrat.

Das war eine Ueberraschung und eine Freude, als in dem stillen Hause zu Tübingen die Thür sich öffnete und Wolmar und dessen Hausfrau niemanden anders als ihren lieben, theueren Theodor in ihren Armen liegen sahen! Denn Wolmar hatte ja seinen Beza noch immer in Paris und in seinem bisherigen humanistischen Leben geglaubt, und erfuhr nun, daß er Vater und Vaterland verlassen, die Brücke hinter sich abgebrochen und sich mit ganzem Herzen dem Herrn hingegeben hatte! Konnte daher auch Wolmar augenblicklich nirgends einen Wirkungskreis finden, der sich für Beza eignete, so wußte er doch, daß der Herr ihn schon gebrauchen werde.

Durch den Zuspruch Wolmars auf's Neue gestärkt und gehoben, kehrte Beza in Begleitung mehrerer Genfer Buchdrucker, die von ihrer jährlichen Geschäftsreise aus Deutschland kamen, nach Genf zurück, um es hier in aller Ruhe abzuwarten, wann und wohin ihn Gott rufen würde.

Da traf es sich, daß Beza seines Weges auch durch Lausanne kam, wo er natürlich bei Viret, dem Begründer der Reformation daselbst vorsprach. Als dieser ihn sah, glaubte er in ihm sofort denjenigen gefunden zu haben, welchen er suchte. Viret forderte daher Beza ohne Weiteres auf, eine noch unbesetzte Lehrerstelle der alten Literatur an der Schule zu Lausanne anzunehmen, und richtete sofort, als Beza ausweichend antwortete, an Calvin

das schriftliche Ersuchen, sein Anliegen bei Beza zu bevorworten; „denn ich zweifle durchaus nicht," fügte er hinzu, „daß dieses Mannes Beistand uns in Kurzem von größtem Nutzen sein werde. Er würde für unsere Academie eine große Zierde und Ehre und ein zu den mannigfachsten und größten Dingen höchst geeignetes Werkzeug sein. Innerhalb eines Monats hofft er zurückzukehren. Mir ist es durchaus nicht zweifelhaft, daß dir der Umgang und der Verkehr mit solchen Männern erquicklich ist; aber ich weiß auch, daß dich die Wohlfahrt der Kirche noch mehr erfreut." Calvin verzichtete gern auf die Erleichterung seiner Mühe und Arbeit, die ihm Beza's Hülfe hätte gewähren können, und schrieb daher (11. October) an Viret zurück, er werde, sobald Beza ankomme, alle Mittel anwenden, um ihn dahin zu bringen, daß er die Sache nicht zurückweise. Als daher schon nach zwei Tagen auch die Classe der Geistlichen von Lausanne in einer an die Regierung von Bern (von welcher Lausanne gubernirt ward) gerichteten Bittschrift auf das Dringendste bat, ihre beiden Brüder Theodor Beza und Franz Hotomann zu Lehrern an der Academie, den einen für die griechische und den andern für die lateinische Sprache und Eleoquenz zu bestellen, welcher Antrag alsbald genehmigt ward, war Beza's nächste Berufsstellung entschieden. Er nahm die Vocation an, und zog daher am 6. November 1549 nach Lausanne ab.

§ 2.

Beza's Leben und Schaffen zu Lausanne.

Mit den spärlichen Resten des colossalen, für die Schatzkammer zu Bern eingezogenen Vermögens des Hochstiftes zu Lausanne, welches mit Einführung der Reformation aufgehoben war, hatte man damals, zunächst nur zur Heranbildung zukünftiger Prediger, eine Academie eingerichtet, mit welcher späterhin (im Jahre 1540) noch ein Gymnasium verbunden ward, und welche, da sich die Anstalt alsbald einer außerordentlichen Frequenz erfreute, allmälig so erweitert wurde, daß das Lehrerkolegium schließlich fünf Professuren umfaßte. Eine der zuletzt creirten Professuren, nämlich die für die griechische Sprache, wurde Beza übertragen. Als aber derselbe dieses Amt, das er als einen der Kirche geweihten Dienst ansah, übernehmen sollte, gedachte er mit bitterer Reue seiner in Paris verlebten Jahre und seiner erst vor Kurzem veröffentlichten Juvenilia, und konnte sich zum Antritt seines Amtes nicht eher entschließen, bis er mit Beziehung hierauf vor allen seinen Collegen die Gründe, die ihm deshalb die Uebernahme bedenklich erscheinen ließen, ausgesprochen und von denselben die Erklärung erhalten hatte, daß sie das Alles, als unter dem Papstthum geschehen, weder für sich noch für ihn als ein Hinderniß ansehen könnten. Am 9. Novbr. 1549 leistete hierauf Beza in Bern den politischen und religiösen Eid auf die Artikel der Dispu-

tation von 1528 (durch welche der Sieg der Reformation in Bern entschieden war)*), womit die letzte Bedingung seines Amtsantritts erfüllt war.

Es zeigte sich bald, daß Beza in der That ein hoher Gewinn für die Academie war. Denn in demselben Maße, als sich sofort die Augen der angesehensten Kirchenmänner der Schweiz auf ihn richteten, nahm auch das Vertrauen zur Anstalt und die Frequenz derselben zu. Schon im Anfang des folgenden Jahres sah sich Beza durch eine ihm überaus erfreuliche Zuschrift des in den weitesten Kreisen hochangesehenen Bullinger überrascht. Das Antwortschreiben, welches Beza (14. März 1550) demselben hierauf zuschickte, beweißt, wie froh und glücklich er sich jetzt fühlte, und wie seine ganze Seele voll Lobes und Dankes gegen Gott war. Beza schreibt nämlich: „Jetzt erkenne ich in der That, mein liebster Vater in Christo, daß es wahr ist, was der Herr den Seinen verheißt, daß auch nicht einmal ein Trunk Wassers ihnen unvergolten bleiben soll. Denn ich weiß nichts Geringeres, womit ich das Wenige, was ich bisher für die Kirche Gottes gethan habe, vergleichen könnte; und doch erwächst mir daraus die reichlichste Frucht, nämlich deine Freundschaft, die ich so hoch achte, daß ich sie nicht mit den Schätzen aller Könige vertauschen möchte. Darin erkenne ich deine ausgezeichnete Herablassung und Leutseligkeit, daß du dich eines so unbedeutenden Menschen nicht allein so liebreich annimmst, sondern ihn aus freiem Antriebe sogar mit deinen Briefen beehrst. Und ich, was soll ich denn zur Wiedervergeltung anbieten? Ich denke wohl dasjenige, was ich dir schon früher, ohne daß du etwas davon ahntest, darbrachte, nämlich mich selbst, Alles was ich bin und was ich habe. Damals nämlich, als ich in meinem unglücklichen Vaterlande deine und anderer Männer christliche Bücher las, und bei mir selber seufzte: Ach wie lange werde ich mich noch in dem Schlamme des Papstthums wälzen! wann werde ich alle jene wahrhaft frommen Männer mit meinen Ohren hören, ihren Umgang genießen, mit ihnen den wahren Glauben vor dem Herrn des Himmels und der Erden bekennen und den Lauf dieses mühseligen Lebens selig vollenden! Das waren damals die stillen Wünsche, deren Erfüllung mir Derjenige jetzt großen Theils gewährt hat, welcher mir diese Gedanken eingab. Vor allem schenkte er mir die Gnade, deren ich mich immer möchte rühmen können, daß ich das Kreuz dem Vaterlande und allen Reichthümern vorzog. Dann schenkte er mir die Freundschaft — welcher Männer? Großer Gott! eines Calvin, Viret, Musculus und Haller. Wenn ich bedenke, daß ich solche Männer zu Freunden habe, so fühle ich nicht allein nicht, daß ich in den Sorgen der Verbannung lebe, sondern ich muß in jene Worte des Themistocles ausbrechen: Ich wäre verloren gewesen, wenn ich nichts verloren hätte!"

*) Christoffel, Heinrich Zwingli, S. 163 ff., und Pestalozzi, Heinrich Bullinger, S. 50.

Freilich lag auf Beza jetzt eine Last der Berufsarbeit, welche drückend war; denn außer den academischen Lectionen waren ihm auch noch Unterrichtsstunden im Gymnasium zugetheilt. Allein das hielt ihn nicht ab, nebenbei noch in eigentlich geistlicher Weise thätig zu sein, indem er, um die noch immer sehr mangelhafte Glaubenserkenntniß der Gemeinde zu fördern, Bibelstunden einrichtete, in denen er öffentlich erst den Römerbrief und hernach die beiden Petriner Briefe in französischer Sprache populär und praktisch erklärte*). Außerdem fuhr Beza auch jetzt noch in seiner Lieblingsbeschäftigung mit der Poesie fort, aber freilich nicht in der früheren Weise, sondern um auch damit Gott zu dienen. Daher begann Beza schon damals seine Psalmenübersetzung und versuchte es zugleich, alttestamentliche Geschichten, unter denen ihm besonders die auf Abraham, Moses und David bezüglichen „die Größe der Wunder Gottes" darzustellen schienen, dramatisch zu bearbeiten, nicht allein, wie er selbst sagt, um sie recht von allen Seiten zu betrachten, „sondern auch um Gott auf jede nur mögliche Weise zu loben." In diesem Sinne arbeitete Beza sein Drama „Das Opfer Abrahams" (natürlich in französischer Sprache) aus, worin er die göttliche Prüfung des Glaubensgehorsams (mit allerlei Anspielungen auf den damaligen Kampf des Protestantismus gegen den Katholizismus) darstellte. Die Einrichtung des Stückes erhellt am besten aus dem, was Beza in der Vorrede zu demselben mittheilt: „Der Gegenstand gehört sowohl der Tragödie als dem Schauspiel an. Deswegen habe ich den Prolog von dem Stücke selbst getrennt und das Ganze in Pausen eingetheilt, nach Art der (alten) Comödien, ohne mich jedoch sklavisch an dieselben zu binden. Und weil es doch mehr tragischer Natur ist, wollte ich es lieber Tragödie überschreiben. Einige Nebenumstände der Geschichte mußten geändert, andre hinzugefügt werden, um der theatralischen Vorstellung willen; doch hielt ich mich so viel als möglich an den Text. Wiewohl die heftigsten Affecte und Gefühle vorkommen, so wollte ich mich doch nicht einer von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch allzu entfernten Ausdrucksweise bedienen, obgleich mir gar wohl bekannt ist, daß sowohl Griechen als Lateiner, besonders im Chor, dieß zu thun pflegen. Ich bin soweit davon entfernt, sie hierin zum Muster zu nehmen, daß ich vielmehr nichts so übel angebracht finde, als diese gezwungenen Steigerungen, diesen Gebrauch veralteter Ausdrücke, die soweit hergeholt sind, daß sie niemals den Eindruck hervorzurufen vermögen, den man beabsichtigt hat. Schon Aristophanes, der so oft und mit Recht die Dichter seiner Zeit deswegen tadelt, soll mir Zeugniß dafür ablegen. Ja ich ging selbst soweit, einen Gesang ganz außerhalb des Chors einzuführen, und habe mich auch nicht der Worte,

*) Die Schrifft De pace ecclesiarum constituenda consilium ad sacr. Caes. Maiest. et Romani imperii status Augustae congregatos, deren Abfassung Schlosser S. 29 ff. in diese Zeit setzt, ist, wie schon Baum I. S. 138 nachgewiesen hat, sechzehn Jahre später verfaßt worden.

Strophen, Antistrophen, Epirrhemen u. s. w. bedient, die nur dazu dienen, den Einfältigen und Unwissenden den Mund aufzureißen. Auch ist der Gebrauch dieser Poemen in Abgang gekommen und ist schon an und für sich nicht so empfehlenswerth, als daß man sich damit abquälen sollte, ihn wieder in Gang zu bringen."

Das Drama ward von den Scholaren der Academie in einem der vielen Säle der ehemaligen Officialität aufgeführt, und erfreute sich in Lausanne wie an vielen andern Orten, wo es bekannt ward, einer so günstigen Aufnahme, daß dasselbe nach und nach in einer großen Anzahl neuer Auflagen verbreitet werden mußte, und späterhin zu wiederholten Malen sogar in das Deutsche und Lateinische übertragen wurde. Allerdings läßt der Dialog, der den Eindruck des Steifen macht, Mancherlei zu wünschen übrig; allein mit den gleichzeitigen Erzeugnissen der französischen Literatur verglichen, erscheint Beza's sacrifice d'Abraham als ein Drama, welches durch einfache und geschmackvolle Darstellung und insbesondre durch Reinheit des Ausdrucks sich auszeichnet und daher auf die Bildung des Geschmacks und die Entwicklung der Literatur nur vortheilhaft einwirken konnte *).

Indessen grade damals, wo Beza's Wirksamkeit sich in kräftigster Frische zu erheben und auszubreiten begann, überkam urplötzlich alle Freunde desselben die Sorge, daß es mit derselben auch schon vorbei sei. Von Graubünden her war nämlich über Neuenburg im April 1551 die Pest in Lausanne eingezogen und forderte alsbald zahllose Opfer. Den Schrecken und die Zerstörung aller Lebensverhältnisse, welche hierdurch hervorgerufen wurde, schildert Beza in einem an Calvin gerichteten Briefe vom 12. Mai 1551: „Die Magd unseres Jacob (des Predigers Valier) ist an der Pest gestorben; er selbst sammt seiner Frau ist zwar gesund, aber nach der Gewohnheit in das Haus eingeschlossen. Drei andre Häuser in derselben Straße sind ebenfalls angesteckt, und die andern Stadttheile sind um nichts gesünder; es ist überhaupt nichts Gesundes und nichts, was taugt in unsrer ganzen Stadt. Die Schule ist noch nicht ganz verlassen und wir (Professoren) sind entschlossen, so lange als es nur möglich ist, auf unserm Posten zu bleiben. Jede Gelegenheit ist den Menschen, zumal wie sie hier fast alle sind, gut genug, um sich von Recht und Pflicht abwendig zu machen, ganz abgesehen von dem, was die Furcht vor dem Tode in ihnen thut. — Aus dem Allen kannst du entnehmen, was den Viret hier zurückhält, ihn, der fast der einzige Mensch hier ist." Mußte schon diese Mittheilung die Seele Calvins mit schweren Besorgnissen erfüllen, so sah derselbe sogar das Schlimmste, was er befürchten konnte, zur Wirklichkeit werden, als er einen vom 21. Juni datirten Brief

*) Eine Beleuchtung des Sacrifice d'Abraham siehe bei Sayous, p. 257 ff. Daselbst wird dieses Drama als das beste poetische Erzeugniß bezeichnet, welches Beza in französischer Sprache geliefert hat.

Virets erhielt, worin dieser ihm schrieb: „So eben höre ich, daß man glaube, auch Beza sei von der Pest befallen. Gestern in der Abendpredigt fing er an, sich übel zu befinden; heute fühlte er Stiche und Schmerzen in der Gegend der Schamtheile, und er fürchtete, daß er auch ergriffen werden möchte. Großer Gott, welch einen Verlust wird die Kirche, die ganze gelehrte Welt erleiden, wenn der Herr uns Diesen hinwegnimmt! Weinend schreibe ich dieß, ja ich kann ohne Thränen nicht daran denken. Das Leben beginnt nun ohne Reiz für mich zu sein und vielleicht ist es nicht mehr weit von seinem Ziel. O ich Unglückseliger, wenn ich bei so vielen Andern und so Auserwählten soll zur Leiche gehen, bevor ich selbst hinweggeschafft werde!" Anfangs hatte Calvin vor, unverzüglich nach Lausanne zu eilen und wenigstens nach Beza's Leiche zu sehen; indessen hielten ihn die Freunde zurück. Welcher Jammer aber Calvins Seele ob der erhaltenen Schreckensbotschaft füllte, erhellt aus einem Briefe, den derselbe zwei Tage später an einen zu Paris wohnenden Freund, mit dem auch Beza befreundet war, schickte: „Vorgestern erhielt ich die Nachricht," so schreibt er demselben, „daß Beza von der Pest befallen sei. Ich kann nicht sagen, daß die Gefahr allein mich mit Angst erfüllte: wie niedergedonnert betrauerte ich ihn schon, als wenn er gestorben wäre, weil ich ihn so sehr lieb habe. Ich müßte kein Mensch sein, wenn ich ihn nicht lieb hätte, ihn, der mich mehr als brüderlich liebt, der mich wie einen Vater verehrt. Aber noch weit schmerzlicher wäre für mich der Verlust, den die Kirche erleiden würde, wenn dieser Mann, von dem ich für dieselbe einen unendlichen Gewinn hoffe, schon bei dem Beginne seiner Laufbahn durch einen so plötzlichen Tod sollte hinweggerafft werden, er, der Alle schon früher wegen seiner geistigen Anmuth, wegen seines feinen Benehmens und seiner offenen und redlichen Gesinnung liebgewonnen hatten. Du beklagst dich darüber, daß er dir durch seine Abreise (von Paris) entrissen sei: wenn du aber einmal selbst hierher kommen wirst, wozu ich dich dringend einlade, so wirst du einsehen lernen, daß er durch jenes Entweichen dich ganz gewonnen und gerettet hat. Wie können wir an etwas Anderm, als an dem, was in Christo ist und lebt, Freude haben? Ich hoffe, daß sein Leben unserem Gebet gewährt worden ist."

Allerdings war Beza von der Pest so befallen, daß derselbe das Ende seiner Tage herangekommen glaubte. Fern von der geliebten Heimat, die ihm um seines Bekenntnisses willen verschlossen war, sollte er also, wie es schien, in einem fremden Lande sein Leben beschließen. Da überfiel ihn ein unaussprechliches Verlangen nach einem letzten Verkehr mit den Freunden daheim, mit denen er so manche frohe Stunde verlebt hatte. Die treue Gattin, die mit ihrer fürsorgenden Liebe keinen Augenblick sein Lager verließ, mußte die sorgsam aufbewahrten Briefe der Freunde herbeiholen, die Beza mit seinen brennenden Lippen küßte, und in glühender Begeisterung erfaßte ihn da noch Einmal die Muse, die ihm ein hochpoetisches Gedicht, eine an seinen Freund

Salmonius gerichtete lateinische Elegie entlockte, worin er diese Empfindungen und diese heiße Sehnsucht nach den Freunden aussprach. Außerdem erzeugte Beza auf seinem Schmerzenslager noch ein zweites Carmen, eine französische Ode, in welche er den ganzen Reichthum seines liebesinnigen, dem Vaterlande und den Freunden das letzte Lebewohl zurufenden und im schmerzlichen Rückblick auf das verkehrte Treiben und den Jammer dieser Welt der Ewigkeit entgegenstrebenden Gefühles ausgoß.

Indessen erbarmte sich Gott seines erwählten Knechtes: Beza ward von der Pest verlassen und auf den Rath der Aerzte unternahm derselbe eine Reise nach Baden, um durch den Gebrauch der dortigen Schwefelquellen seine Gesundheit völlig herzustellen. Auf seiner Reise dahin kam er durch Bern, wo er den jugendlich rüstigen Johannes Haller, und nach Zürich, wo er den hochverehrten Wortführer der deutschen Schweizer, Heinrich Bullinger, mit dem er schon brieflich verkehrt hatte, zum ersten Male von Angesicht sah. Auch Conrad Geßner, der vor sechszehn Jahren in Bourges gewesen war, sah er dort wieder, und so mächtig waren die Eindrücke, die er von Zürich mitnahm, daß er schon am 26. Aug. 1551 von Baden aus an Haller schrieb: „Ich habe sie jetzt endlich gesehen, mein lieber Haller, die Väter, die Brüder in Zürich, und habe sie mit solcher Freude der Seele gesehn, daß ich es kaum recht fassen, geschweige denn aussprechen kann."

Völlig genesen und neu gekräftigt kam Beza nach Lausanne zurück, wo er alsbald seine Ausgabe der Commentare Calvins zu den Paulinerbriefen und zum Briefe an die Hebräer vollendete. Ebenso führte Beza jetzt auch seine französische Uebersetzung des Psalters zu Ende, was als eine der allerwesentlichsten Dienste anzusehn ist, welche Beza der reformirten Kirche geleistet hat.

Clement Marot von Cahors, der Begründer einer neuen Aera der französischen Poesie, hatte dreißig und hernach noch zwanzig von ihm ausgewählte Psalmen in französische Verse gebracht und Claude Goudimel hatte dieselben in Musik gesetzt. Diese fünfzig Psalmen gab Calvin mit einem Vorwort am 10. Juni 1543 heraus, infolge dessen dieselben von den reformirten Gemeinden mit solcher Freude aufgenommen wurden, daß man nothwendig für eine vollständige Uebersetzung des ganzen Psalters Sorge tragen mußte. Hierzu hatte man an Beza den rechten Mann, der sich daher seit dem Jahre 1550 fortwährend mit der Vollendung des Morot'schen Psalmenbuches beschäftigte. Gegen Ende des Jahres 1552 war die Arbeit vollendet, welche sofort von Beza mit einer herzinnigen, schwungvoll-poetischen Ansprache an die reformirten Gemeinden der Kirche übergeben ward. „Dir, du kleine aber die Welt überwindende Heerde," so redet er dieselbe an, „dir sei diese Gabe dargebracht, welche zwar gering, aber doch unschätzbaren Inhaltes ist. Fort mit euch, ihr Fürsten, die ihr nur mit Gold aber nicht mit Tugenden geschmückt seid. Wohl mögen Schmeichler euch preisen; aber diese

Lieder sind nicht für euch, die ihr eure Ohren verstopfet und eure Herzen gegen die Wahrheit verschließt. Für euch aber, wahre Könige und Fürsten, Beschützer der Verfolgten, erklingt die liederreiche Harfe Davids; denn euch hat Gott ein Herz gegeben, sie zu verstehn. Ihr Könige, höret einen König, ihr armen Hirten, höret den von Gottes Athem beseelten Gesang eines Hirten; und du Heerde, leihe diesen Tönen dein Ohr. Denn hier ist Trost für die Seufzenden, Speise für die Hungrigen, Stärkung für die Leidenden, Hoffnung und Zuversicht für die Verzagten. Aber, ihr Könige, ihr Hirten und Schafe, sehe ich nicht die Einen in den Klauen der römischen Wölfin, während die Andern voll Herz und Muth sind? Ich sehe den bleichen Tyrannen Frankreichs, ich sehe den Wolf mit der dreifachen Krone, von seinen reißenden Gesellen umgeben. Wölfe sehe ich im Schafskleid; Flammen sehe ich auflodern an vielen Orten! O ihr in diesen gewaltigen Stürmen zerstreuten, aber durch gleichen Geist und Muth vereinten Heerden Christi, lasset uns trotz allen Ungemachs dem großen Herrn und Gott lobsingen, der uns alle gezählt hat, und ohne den kein Haar von unserm Haupte fällt. — Ihr in Ketten, in dunklem Kerker um der Wahrheit willen Schmachtenden, ihr Streiter des Herrn bis zum grausamsten Tode, solltet ihr verstummen in diesem Elende, gebrochen werden in eueren Qualen? Der Körper liegt gefangen, aber frei ist der Geist; der Leib geht in den Tod, aber die Seele geht in's Leben ein. Wohlan denn, singet diese Klagelieder, lasset, o Brüder, die Stimme dieser heiligen Gebete aus den Flammen erschallen; ein Zeugniß über die Welt, ein Zeugniß für euch vor Gott und seinen heiligen Engeln!" — Hierauf wendet sich Beza mit einer Apostrophe an seine alten Freunde, welche noch wie er selbst früher die Gottesgabe der Poesie zu dem feinen Sündendienst gottwidriger Liebeständelein mißbrauchten: „Trauert, klaget, jammert nur, eure Liebesdamen müssen doch sterben, wie ihr selbst und wie eure Schriften. Schmeichelt und lügt, gestaltet den Teufel zum Engel des Lichts; eure Götzen werden doch sterben wie ihr und euer Ruhm. Darum erwachet, ihr Freunde, aus euerm Traum, umarmt die Wahrheit statt der Lügenwolke, laßt eueren Geist nicht in jenem Unflathe verkommen, suchet anderswo als hier auf Erden den Gegenstand für euer herrliches Talent! Doch muß es aus dem Herzen kommen, wenn etwas Besseres, etwas Göttliches aus euerer Feder fließen soll, und ihr wahre Dichter, den Guten eine Wonne und dem Bösen ein Schrecken sein wollt. Wo nicht, so singet immerhin den eiteln Lügenkram von Damen, Liebeständelei und Eifersucht, wie ihr zuvor gethan; ich wenigstens will nach bestem Vermögen meinen Gott loben und preisen. Manch rauher Felsenberg soll Zeuge sein von meinem heiligen Eifer und weithin rings in dem Gefilde sollen deine brausenden Gestade, Lemanersee, das Lob des Allmächtigen verkünden; ja in den Wolken selbst, auf dem höchsten Horne der Alpen wird der Name des Allmächtigen erschallen!"

Der Psalter Beza's, dessen musikalische Bearbeitung von Wilhelm Franc ausgeführt ward, steht allerdings den Uebersetzungen Marots wesentlich nach, indem er weder die Genauigkeit, noch die Klarheit, noch den eigenthümlich poetischen Charakter derselben erreicht*); aber kaum waren Beza's Psalmen erschienen, als dieselben auch sofort nicht nur in allen französisch-reformirten Gemeinden eingeführt, sondern auch zum Lieblingsbuche unzähliger katholischer Familien wurden, weshalb die Staatsregierung unter Karl IX. im Jahre 1561 für das Büchlein dem Buchdrucker Vincent zu Lyon ein auf zehn Jahre gültiges Privilegium verlieh. Aber dennoch wurde derselbe auch anderswo in einer großen Anzahl von Auflagen verbreitet. Späterhin (schon seit 1564 nachweisbar) wurden zu Beza's Psalter noch die Genfer Liturgie, Calvins Katechismus, Gebete für die Hausandacht, ein Formular zur Prüfung der Communicanten und das seit 1559 in Frankreich gültige Glaubensbekenntnis hinzugefügt, so daß das Ganze nun ein vollständiges Kirchenbuch der französischen Reformirten war**). Damit hörte dann aber der französische Psalter auch auf, ein für Katholiken statthaftes Buch zu sein, weshalb der Gebrauch desselben von der Staatsregierung in Frankreich strengstens verboten ward. — Der außerordentliche Erfolg, den Beza mit seinem Psalter unmittelbar erzielte, war von der Art, daß Florimont de Raemond mit Recht sagen konnte, von der Erscheinung desselben datire eigentlich die Begründung französisch-reformirter Gemeinden und daß in Frankreich „einen Psalm singen" mit „lutherisch geworden sein" identisch war.

Um dieselbe Zeit veröffentlichte Beza seine einst viel gelesene und öfters gedruckte Spottschrift „Passavantius". Dieselbe ist gegen den berüchtigten Peter Lizet gerichtet, welcher früher Präsident des Pariser Parlaments und Hauptstifter der „Feuerkammer" (chambre ardent) den Ruhm eines unerbittlichen Ketzerrichters gesucht und gefunden hatte, später aber durch die Machinationen des Cardinals Carl von Guise seiner Stelle enthoben und zum Abt des reichen Stifts St. Victor bei Paris ernannt war. Als solcher glaubte sich nun Lizet durch theologische Verfolgung der Ketzerei ebenso wie vorher durch richterliche Maßregelung derselben um die Kirche verdient machen zu müssen, weshalb er im Jahre 1551 eine Anzahl theilweise schon viel früher verfaßter Streitschriften in zwei Bänden herausgab. So unbedeutend nun auch diese Abhandlungen waren, so erlebten sie doch schon im Jahre 1552 eine zweite Auflage und wurden auch in Genf und Lausanne bekannt.

---

*) Vergl. darüber Sayous, S. 269 ff.

**) Hernach kam sogar noch manches Andere hinzu, Gebete, welche der Prediger der Gemeinde zu Rouen, Augustin Marlorat (erlitt im Jahre 1562 den Märtyrertod) zu jedem Psalm angefertigt hatte, und ein Kalender mit Angaben aus der Religionsgeschichte im Interesse des Protestantismus.

Wahrscheinlich war es nur die traurige Berühmtheit, welche sich der jetzige Abt als früherer Ketzerverbrenner erworben hatte, was Beza Veranlassung gab, die Streitschriften desselben zum Gegenstande seines beißenden Spottes und seines witzigen Humors zu machen, indem er im folgenden Jahre seinen Passavantius veröffentlichte. Unter diesem (aus dem Gargantua des Rabelais entlehnten) Namen läßt nämlich Beza einen vertrauten Diener Lizets nach Genf kommen, wo er mit demselben die Schrift seines Herrn ganz im Tone und in der Sprache der epistolae virorum obscurorum so besprochen wird, daß dem Leser der bittere Ernst, den Beza hier in dem unterhaltendsten Humor aussprach, in der handgreiflichsten Weise erfaßbar werden mußte.

Erquicklicher als diese Polemik war indessen für Beza die Freude, die derselbe an einzelnen seiner Lausanner Schüler erlebte. Unter diesen fanden sich einzelne vor, die schon als Jüngling zum Mannesalter in Christo herangereift waren. So trat einst ein junger Franzose, Bernhard Seguin, der zu Beza's Tischgenossen gehörte, zu demselben in's Zimmer, ihm anzeigend, daß er vorhabe, mit vier andern französischen Zöglingen der Academie in's Vaterland zurückzukehren und daselbst das Evangelium zu verkündigen. Die fünf jungen Glaubensboten machten sich auch alsbald auf, kamen nach Lyon, wurden hier aber als Ketzer erkannt und ergriffen, in's Gefängniß geführt und trotz der eifrigsten Verwendung Berns und Zürichs verbrannt. Die, welche dem Hinrichtungsacte nahe standen, sahen, wie die jugendlichen Märtyrer, einander im Glauben stärkend und Gott preisend, in unwandelbarer Standhaftigkeit den Sieg des Glaubens über Welt und Tod feierten. Beza besang den Märtyrertod der fünf lieben Schüler in einer trefflichen lateinischen Elegie.

§ 3.

Controversen über die Prädestinationslehre und über die Anwendung der Todesstrafe gegen Irrlehrer.

Ernster als jene humoristische Discussion Beza's waren zwei Controversen, in welche derselbe damals verwickelt wurde. Die erstere derselben bezog sich auf die Lehre von der Prädestination, d. h. auf die Grundlagen der ganzen reformirten Kirchenlehre.

Angeregt ward der Streit durch einen früheren Karmelitermönch Hieronymus Bolsec, der um des Evangeliums willen von Paris nach Italien geflohen, von da aber, weil ihn am Hofe der Königin Renata sein eigensinniges und unruhiges Wesen die Herzen Aller entfremdet hatte, nach Genf gezogen war. Hier aber veranlaßte derselbe sofort die bedenklichsten Händel, indem er es sich herausnahm, gegen Calvins, des gefeierten und gefürchteten Oberhirten, Lehre von der Prädestination öffentlich zu polemisiren. Bolsec behauptete nämlich, Gott habe den Sündenfall Adams nicht gewollt, er habe

nicht von Ewigkeit her einen Theil der Menschen verworfen, vielmehr habe derselbe Alle zur Seligkeit bestimmt, verwerfe und verdamme nur die Ungläubigen wegen ihres Unglaubens, indem jeder Mensch fähig sei, wenn er das Evangelium höre, sich im Glauben zu demselben zu bekennen. Calvin und Beza, welche in allen diesen Behauptungen die verderblichste Häresie wahrnahmen, befürchteten um so mehr, daß dieselbe den Kirchenbau, an welchem Beide arbeiteten, stören und vielleicht ganz zerstören möchten, als sie wußten, daß in vielen Kreisen der Schweiz die von ihnen vertretenen theologischen Anschauungen noch nicht zur Geltung und Anerkennung gekommen waren. Vor Allem kam es darauf an, daß der hochangesehene Antistes Heinrich Bullinger zu Zürich nicht etwa zu einem Schritt veranlaßt ward, auf den sich Bolsec irgendwie berufen könnte, weshalb Beza sich beeilte, denselben über die eigentliche Streitfrage brieflich aufzuklären. „Wir gestehen ein," schrieb Beza, „daß die Ungläubigen wegen ihres Unglaubens verdammt werden, und wir lassen alle Schuld der Verdammniß auf den Menschen zurückfallen. In der Verwerfung aber kommt es allein auf Gottes Willen an, welcher die einzige Regel seiner Gerechtigkeit und deren einziges Gesetz ist, weshalb wir mit Paulus ausrufen: O welch' eine Tiefe! — Jener aber erwidert, daß wir auf diese Weise Gott zum Urheber der Sünde, gleichsam zu einem Tyrannen machen, der nicht nach Recht und Vernunft, sondern nach bloßer Willkür handele. Wenn Gott Jemanden verwirft, sagt Bolsec, so thut er es, weil er zugleich voraus wußte, daß er die ihm dargebotene Gnade, die er hätte annehmen können, von sich stoßen werde. Wenn nun aber Gott deswegen den Menschen verwirft, weil er dessen Unglauben vorausweiß, so erwählt er auch den Menschen, weil er dessen Glauben vorausweiß. — Nun ist es aber doch bekannt, daß wir nicht erwählt werden wegen des Glaubens, sondern daß wir glauben, weil wir erwählt sind; denn sonst würde die Erwählung von uns und nicht von der göttlichen Gnade abhängen. Wir sagen also, daß wer die Verwerfung nicht annimmt, daß der auch die Erwählung leugnen müsse; wir sagen, daß man der Vernunft hierin kein Urtheil gestatten könne, daß man die verschiedenen Zwecke der Sünde in's Auge fassen müsse. Als Sünde betrachtet, fällt zwar alle Schuld derselben auf die Menschen zurück; insofern aber diese Sünde von der Verwerfung abhängt, so wird diese von Gott bestimmt, zur Verherrlichung seines Ruhmes durch die Strafen der Bösen. Wir sagen endlich, daß bei der Verwerfung drei Grade stattfinden: Die Verwerfung, der Unglaube oder die gänzliche Unbekanntschaft mit Gott und dann der Tod. Diesen entsprechen ebenso viele Grade der Erwählung: Die Erwählung aus Gnaden, der Glaube und das ewige Leben."

Beza konnte sich leicht sagen, daß es in der Schweiz gar manchen frommen Prediger gab, der nur mit Kopfschütteln diese Worte anzuhören vermochte, weshalb er am Schlusse seines Briefes bemerkte: „Ich bitte dich,

mein Vater, daß wenn ich Etwas ausgelassen oder etwas Zweideutiges oder zu Hartes geschrieben, du mir sagest, was hinzuzufügen, wegzustreichen oder zu ändern sei." — Und in der That war Bullinger mit Beza's Exposition nicht durchaus zufrieden. Allerdings liegt uns dessen Antwortschreiben an Beza nicht vor; daß aber Bullinger an dessen Auslassung Mancherlei auszusetzen hatte, erhellt aus einem zweiten Briefe an denselben, in welchem Beza sich und Calvin zu rechtfertigen suchte. Er schreibt hier: „Ich komme auf die Bolsec'sche Sache zurück. Was man in Genf mit ihm verhandelt und über ihn verhängt hat, wirst du aus Calvins Briefen erfahren. Ich bitte dich nur, theurer Vater in Christo, davon überzeugt zu sein, daß es sich in Wahrheit so verhält, daß nämlich die Genfer kein Mittel unversucht ließen, um ihn auf den guten Weg zurückzuführen, und daß er in allen Stücken die Rolle des Irrlehrers vollkommen gespielt hat. Denn nachdem man ihn mit den klarsten Stellen der Schrift widerlegt hatte und er durch seine eignen Antworten gefangen worden war; nachdem man ihn auf das Freundschaftlichste ermahnt, er möchte doch nicht eben durch diese seine Hartnäckigkeit eine Lehre bestätigen, die er mit seinen Worten angreife, so behauptete er endlich auch noch, daß eine Schrift von Seiten eurer Kirche zu Gunsten seiner Meinung rede. Und demungeachtet gibt es noch Leute, welche behaupten, der Mensch sei nicht so boshaft, und welche ihn sogar noch empfehlen. Was ist aber das für eine Frömmigkeit, wenn Einer es wagt, mit unverschämter Stirn die schändlichsten Lästerungen nicht allein in öffentlicher Versammlung vor den Lehrern aufwieglerischer Weise vorzubringen, sondern dieselben auch noch bis zu dieser Stunde auf das Hartnäckigste vertheidigt? Es sei denn, daß man es nicht als Irrlehre betrachten wolle, wenn Einer behauptet, allen Menschen werde dieselbe Gnade angeboten, und alle wären in gleicher Weise von Gott zur Seligkeit berufen; es stehe also in der Macht eines Jeden, die Gnade Gottes anzunehmen oder zurückzuweisen, weshalb man diejenigen, von denen Gott vorausgesehen und gewußt habe, daß sie der dargebotenen Gnade sich zuwenden würden, die Erwählten heiße. Denn vor Gott sei Alles schon gegenwärtig; er sehe daher den künftigen Glauben der Menschen voraus, in Bezug auf welchen er gewisse Menschen erwähle, und ebenso den Unglauben, weshalb er andere verwerfe. Wie? wir wurden also erwählt, weil wir (späterhin) glauben würden, und wurden nicht erwählt, damit wir glaubten? Der Glaube soll also die Ursache und nicht die Wirkung der Erwählung sein! Denn sonst müßte man, meine Bolsec, auch sagen, der Unglaube sei nicht die Ursache, sondern die Wirkung der Verwerfung, woraus dann folge, daß Gott der Urheber der Sünde sei, daß Gott die Bosheit wolle, daß in Gott zwei einander widerstrebende Willenswirkungen wären. O der köstlichen Spitzfindigkeit, der subtilen Schlüsse!"

„Ich aber erwiedere: Ihr habt mich nicht erwählet, spricht Jesus,

sondern ich habe euch erwählt. Der Glaube ist eine Gabe Gottes. Wir werden dazu hingezogen, wiedergeboren und dann belehrt. Dieß widerfährt aber nun den Allerwenigsten; wer kann also leugnen, daß gewissen Menschen eine ganz besondre Gnade zugetheilt werde? Ist die Gnade aber etwas Besonderes, — wohlan, für wen ist sie denn? — Für die, welche Gott erwählt hat, ehe der Welt Grund gelegt war, nach seinem Wohlgefallen, damit sie heilig seien, nicht weil sie heilig sein würden. Wenn nun aber auch Jene von Ewigkeit her erwählt sind, so wird deswegen noch Niemand, außer diesem Hieronymus, behaupten, daß Etliche von Ewigkeit her verworfen sind. Wenn der Glaube aus der Erwählung kommt, sagt er, dann muß auch der Unglaube aus der Verwerfung kommen und nach derselben gesetzt werden. Aber das finde ich wenigstens nicht in der heiligen Schrift. Diese sagt: Wessen er will, dessen erbarmt er sich, und er verhärtet, welche er will. Sie sagt nicht: er verhärtet den, der nicht glaubt (obgleich das auch sehr wahr wäre), sondern wen er will, und damit zeigt die Schrift an, daß Gottes Wille das Höchste und das Oberste sei. Ueberdies wenn Paulus den Gottlosen, welche gegen diese Lehre stritten, die Worte in den Mund legt: wer vermag seinem Willen zu widerstehen? und ihre Lehre doch die wahre gewesen wäre, so müßte man mit Bolsec auf dieselbe Weise antworten. Nun aber ist es eine Blasphemie, zu sagen, das sei Gottes Wille, denn Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, Gott ist es nicht wohlgefällig, daß Jemand umkomme. „„Gott will, jetzt wenigstens, daß ihr umkommet, aber nur darum, weil ihr nicht glauben wolltet, da er euch doch die Gnadengabe des Glaubens angeboten, die ihr von euch gestoßen, und da er euren schwachen Willen nicht unterstützen wollte,““ — so hätte wohl dieser Hieronymus gesprochen, dieser vortreffliche Vertheidiger der Gnade Gottes, der so würdig ist, daß wir seine Schwachheit mit aller Sanftmuth tragen. Was sagt aber jener Paulus, der bis in den dritten Himmel entzückt wurde? Leugnet er, daß dieß der Wille Gottes sei, und daß es ein solcher sei, dem man nicht widerstehen könnte? was, wenn es als etwas Falsches von den Gottlosen gesagt würde, er selbst nicht ohne Widerlegung hätte hingehen lassen. Im Gegentheil, er gesteht, daß dieß sehr wahr sei; und um alle Einwendungen der menschlichen Vernunft ein für allemal zurückzuweisen, beruft er sich auf die Geheimnisse Gottes: „Und du Mensch, sagt er, wer bist du?“ Und das ist die letzte und höchste Auflösung. Denn das steht fest, daß der Wille Gottes weder ein tyrannischer noch ein ungerechter ist. In dieser Sache, sowie in den meisten anderen genügt es mir zu wissen, daß es so ist. Denn wer sich um das „„wie und warum es so ist““ abmüht, der scheint mir mit Gott rechten zu wollen. Was also das Heil und die Seligkeit anbetrifft, so erkenne ich auch in diesem Stücke nicht allein Gottes Vorauswissen, sondern auch seinen ewigen Rathschluß an (denn die Erwählung kann ohne die Verwerfung nicht statuirt werden) und lasse demungeachtet alle Schuld auf den Menschen zurückfallen. Will die

menschliche Vernunft etwas dagegen vorbringen, so höre ich sie gar nicht an, sondern schließe ein für allemal so: Das ist Gottes Wille, Gottes Rathschluß, dessen Ursachen mir unbekannt, Gott aber gewiß bekannt sind, als der die Ungerechtigkeit nicht will und aller Gerechtigkeit gewisseste und oberste Regel ist. Ich will nicht mit meinem Schöpfer rechten, ich werde aber auch durch diese Lehre nicht zur Verzweiflung getrieben; vielmehr stärkt mich dieselbe gegen Versuchungen aller Art, wenn ich bedenke, daß mein Heil nicht von mir abhängt, sondern von dem Rathschlusse Gottes, welcher unwandelbar immer derselbe ist. Gott hat mich durch sein äußerliches und innerliches Wort berufen, wie mir der Geist bezeugt, der in mir seufzt und nach seinem Gott sich sehnt. In mir sind seine Verheißungen besiegelt durch die Kraft des Geistes meines Gottes. Meine Ohren haben das Wort Gottes gehört, meine Augen haben die Sacramente Gottes gesehn, meine Hände sie berührt, durch deren Genuß der heilige Geist mich Christi theilhaftig gemacht hat. Dieß sind die Gründe meiner Erwählung. Wer da gelernt hat anders zu argumentiren, den lasse ich mit Gott rechten. Darin besteht, wenn ich mich nicht täusche, diejenige Mäßigung, deren man sich befleißigen soll; nicht darin, daß man diese Frage, welche der heilige Geist in unzähligen Stellen behandelt und aufklärt, und welche der Grundstein unseres Heiles und unsrer Seligkeit ist, mit einer gewissen Scheu vermeidet. Aber wir müssen sie so behandeln, daß wir die Grenzen, welche die heilige Schrift selbst steckt, nicht überschreiten und Gottes Rathschlüsse unserem Gutdünken unterwerfen."

„Aber wohin hat mich diese Erörterung geführt? Ich bitte dich, geliebter Vater in Christo, halte mir auch dieses noch zu gute. Sollte ich erfahren, daß dir solche Dinge nicht behagen, so werde ich dann von Anderem reden; und sollte ich irgendwo zu weit gegangen sein oder das Rechte nicht getroffen haben, so werde ich es auf deine Zurechtweisung hin zu verbessern suchen. Aber die ganze Sache hat mich dermaßen empört, daß ich mich nicht zurückhalten konnte. Sei versichert, daß dieses Uebel viel ernster ist, als du zu glauben scheinst, und nicht ohne Grund fürchte ich, daß aus diesem Funken eine große und verderbliche Feuersbrunst in der Kirche Gottes entstehen werde. Was Calvin betrifft, so hat derselbe gegen mehr Ungeheuer zu kämpfen, als du nur ahnest, und wenn die, welche sich darüber beklagen, daß er etwas zu herb ist, hier wären, so würden sie darüber erstaunen, daß ein Mann so vielen Hindernissen entgegenzutreten im Stande ist."

Indessen nahm die Bolsec'sche Controverse nicht den Ausgang, den Calvin und Beza gewünscht hatten. Die angesehnsten geistlichen Ministerien der Schweiz, insbesondre die zu Bern und Zürich mahnten von jeder Anwendung gewaltsamer Maßregeln gegen Bolsec ab und warnten vor den Gefahren eines rigorosen Dogmatismus, weshalb man Bolsec aus dem Gefängnis, in welches er eingekerkert war, wieder entlassen und sich darauf beschränken mußte, ihn (Ende 1551) mit Verbannung aus dem Genfer Gebiete zu maßregeln. Aber

Bolsec hatte seine Freunde und Verehrer, in deren Augen Genf jetzt nichts Anderes als die Stätte einer tyrannischen Hierarchie war, welche durch die Schrecken einer maßlosen Kirchenzucht ihre Herrschaft über die ganze Kirche begründen wollte. In Lausanne hatte daher die Einführung der Genfer Kirchenorganisation um so mehr ihre Schwierigkeit, als einerseits Bern es ungern sah, daß das ihm unterworfene Lausanne von dem französischen Genf geistlich beherrscht wurde, und als andrerseits die weltlichen Beamten den Lausanner Predigern in der Handhabung der Disciplin gar keine Hülfe gewährten. Als der ernste und eifrige Joh. Haller im Jahre 1552 zum Decan der Berner Geistlichkeit ernannt wurde, gelang es allerdings Viret und Beza, in Lausanne eine strengere kirchliche Ordnung durchzuführen, weshalb sie es jetzt auch für die geeignetste Zeit hielten, die Calvinische Prädestinationslehre und die Genfer Kirchenorganisation in Lausanne zur Feststellung zu bringen, weshalb sie den dissentirenden Geistlichen folgende drei Sätze zur Unterzeichnung vorlegten: 1) „Gott hat von Ewigkeit her nicht allein voraus gewußt, sondern auch bestimmt, und zwar nicht indefinite, daß wer glauben würde, selig werden sollte, sondern definite, daß gewisse Menschen geboren werden sollten, welche er durch den Glauben an Christum selig machen und welche niemals von dem Glauben abfallen sollten. 2) In derselben Weise hat Gott von Ewigkeit her definite bestimmt, daß gewisse Menschen zum Verderben geboren würden, welchen er niemals den Geist der Wiedergeburt und die Fülle des Glaubens schenken wollte. 3) Die Schuld der Verdammung ist allein in dem Menschen zu suchen, und gleichwohl sagen wir, daß Gottes Decret vorhergehe, weil es ewig ist, jedoch ohne Schuld; weil, wenn schon die Ursache des ewigen Decrets uns unbekannt, sie dennoch gerecht ist, da der Wille Gottes gewiß und die einzige Regel der Gerechtigkeit ist." Allein die Geistlichen verweigerten die Unterzeichnung dieser Sätze, und als infolge dessen Viret und Beza im November 1552 nach Bern gingen, um hier die Bestätigung derselben und die Genehmigung zur Organisation eines Consistoriums und zur Einführung einer strengen Kirchenzucht zu erwirken, fanden sie auch hier keine günstige Aufnahme ihrer Projecte. Selbst Haller warnte vor einem zu schroffen Vorgehen, und der Rath, an welchen sich die dissentirenden Geistlichen mit der Bitte um Schutz gegen Viret gewendet hatten, war der Meinung, daß die geschehene Verpflichtung der Prediger auf die Berner Disputation zur Sicherstellung der kirchlichen Ordnung völlig genüge.

Die zweite Controverse, in welche Beza verwickelt ward, betraf die dunkelste, traurigste Partie, welche sich in der Genfer Reformation vorfindet. Am 27. October 1553 war Michael Servet auf dem Platze Champel bei Genf lebendig verbrannt worden. Auf der Durchreise in Genf betroffen, war er als Leugner der kirchlichen Dreieinigkeitslehre ergriffen worden, und geistliche wie weltliche Auctoritäten hatten ihn des Todes schuldig befunden. Dieser grausige Act theocratischer Justiz begreift sich freilich aus dem das damalige

Genfer Kirchenwesen beseelenden Geiste vollkommen. Denn das ökumenisch-christliche Glaubensbewußtsein, der Glaube an den dreieinigen Gott galt hier, seitdem die bürgerliche Gemeinde im Jahre 1535 diesen Glauben als Grundlage ihres Gemeinwesens promulgirt hatte, als erste Bedingung aller socialen, bürgerlichen Ordnung. Servet aber leugnete dieses Grundgesetz des Genfer Staatswesens und wurde nun in Genf ganz ebenso angesehen, wie die Wiedertäufer von Münster, welche als Zerstörer aller göttlichen und menschlichen Ordnungen von der gesammten christlichen Welt gerichtet waren. Daher ist wohl zu beachten, daß Servet nicht sowohl als Ketzer der Kirche, sondern als Frevler an der theocratischen Staatsordnung behandelt und verurtheilt wurde.

Aber ein Schrei des Entsetzens erscholl in weiten Kreisen durch die evangelische Christenheit, als man hörte, was sie in Genf gethan hatten. Wie Luther dachte, daß nach solchen Grundsätzen die Henker die besten Doctoren der Kirche wären, so dachte im Allgemeinen die Masse und der Kern des protestantischen Volkes — nicht blos in Deutschland, sondern auch in der Schweiz und in andern Landen. Den Gegnern der Calvinischen Prädestinationslehre, einem Bolsec und Andern war daher das Entsetzen erregende Aergerniß, welches Calvin gegeben hatte, eine willkommene Veranlassung, um Calvin und dessen Freunde mit Spottliedern aller Art öffentlich zu verhöhnen. Um sich und die mit Servet vorgenommene Execution zu rechtfertigen, publizierte Calvin im Anfange des Jahres 1554 eine Schrift*), worin derselbe mit treuer Darlegung der Irrlehren Servets zu beweisen versuchte, daß Irrlehrer nothwendig am Leben zu strafen wären. Sämmtliche fünfzehn Genfer Geistlichen hatten die Schrift unterzeichnet, um die Wahrheit des darin berichteten Thatbestandes zu beglaubigen. Aber den beabsichtigten Erfolg hatte dieselbe nicht. Von Hauptorten der schweizerischen Reformation, von Bern und Basel aus wurden Stimmen laut, welche das Genfer Verfahren entschieden mißbilligten. Insbesondre erschien zu Basel schon im März des Jahres 1554 eine unter dem (bis jetzt noch nicht enthüllten) Namen Martin Bellius (auch mit Fingirung des Druckortes „Magdeburg") pseudonym herausgegebene Schrift**), worin Calvins Schrift mit Berufung auf Wahrheiten, die dem christlich-sittlichen Bewußtsein unzweifelhaft sind, siegreich widerlegt ward.

*) Der ursprüngliche Titel dieser Schrift lautet (nach Baum I. S. 204): Defensio orthodoxae fidei de sacra Trinitate contra prodigiosos errores Michaelis Serveti Hispani: ubi ostenditur, haereticos iure gladii coërcendos esse, et nominatim hoc de homine hoc tam impio iuste et merito sumptum Genevae fuisse supplicium. Per Joan. Calvinum. Oliva Roberti Stephani MDLIIII. 8. 262 S.

**) Martini Bellii de haereticis puniendis multorum sententiae. — Vergl. darüber Schweizer, Centraldogmen I, 315 ff., wo die noch von Baum vertretene Meinung, daß Castellio der eigentliche Autor der Schrift sei, widerlegt ist.

Ein Anhang der Schrift enthielt mit derselben übereinstimmende Auszüge aus Luthers Schrift „Von der christlichen Obrigkeit", aus dem Gutachten, welches Johann Brenz über das von der Obrigkeit zu beobachtende Verfahren gegen die Wiedertäufer (mit Berücksichtigung der kaiserlichen Gesetze gegen Häretiker) veröffentlicht hatte, aus den Schriften des Erasmus, Sebastian Frank, Caspar Hedio, Johann Agricola, Otto von Brunfels, Conrad Pellicanus, Urbanus Rhegius und Georg Kleinberg, wozu noch schlagende Stellen aus den Schriften Augustins, des Chrysostomus, des Hieronymus, aus Calvins Commentar zur Apostelgeschichte und aus dem zweiten Kapitel der ersten Ausgabe der Institutionen desselben, sowie eine Stelle aus der Streitschrift Curio's gegen den Apologeten des Papstthums Anton Florebellus und (um die Pseudonymität noch mehr zu decken) ein Auszug aus Castellio's eigner Vorrede zu seiner lateinischen Bibel kamen.

Beza begriff es sofort, daß die Baseler Schrift nichts Anderes als ein Angriff auf Calvin und auf die Genfer Reformation war, und konnte es sich nicht anders denken, als daß dieser Angriff nur von dem Geiste des religiösen Indifferentismus eingegeben sei. Daher war es für ihn, der an Calvin als an seinem geistlichen Vater hinaufsah, Pflicht, dieser ihm so verderblich erscheinenden Schrift sofort mit allen Mitteln der wissenschaftlichen Discussion entgegenzutreten. Beza schrieb und publizirte daher (im Jahre 1554) seine Schrift „de haereticis a civili magistratu puniendis." Dieselbe umfaßt einen polemischen und einen apologetischen Theil, in jenem sucht Beza die Grundsätze des Indifferentismus zu widerlegen, in diesem wird das Genfer Verfahren vertheidigt. — Beza beginnt nun seine Erörterung so, daß er alle Menschen theilt in Ungläubige, die außerhalb der Kirche sind (Heiden, Juden, Türken); in Schismatiker und Ungläubige, welche in der Kirche leben, von denen jene zwar nicht an der Lehre, aber an dem Frieden der Kirche freveln, während diese entweder aus Mangel an Einsicht oder aus Nachlässigkeit die reine Lehre nicht erkennen. Einzelne unter denselben lassen sich belehren; andere dagegen sind im Irrthum verhärtet, weshalb sie von dem Apostel (Tit. 3, 2) *αὐτοκατάκριτοι*, d. h. durch sich selbst Gerichtete genannt werden; und diese letzteren sind die eigentlichen Ketzer. Die Strafbarkeit derselben erhellt aus den Gesetzen Mosis, der Könige Assa und Josias gegen Gotteslästerer und falsche Propheten. Wer daher verlangt, daß Ketzer ungestraft bleiben sollen, handelt gegen Gottes Wort und gegen den jederzeit in Kraft gewesenen Brauch der Kirche, und handelt verderblicher, als wenn er die Straflosigkeit der Tempelräuber und Verwandtenmörder begehrte, weil Ketzer unendlich schlechter sind als diese.

Die Bestrafung der Ketzer ist ein Recht der weltlichen Obrigkeit. Denn die Obrigkeit als Gottes Dienerin ist vor Allem verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß in dem öffentlichen Gemeinwesen Gott seine wahre Ehre erhalte. Hat nun die Obrigkeit den rechten Gottesdienst aufgerichtet, so muß sie auch

jeden, der an demselben frevelt, strafen. Die geistliche Schlüsselgewalt hat hiermit allerdings nichts zu thun; und eben darum steht diese Strafgewalt der bürgerlichen Obrigkeit zu. Darf dieselbe schon in weltlichen Verhältnissen keine Störung der Ordnung zulassen, so darf sie dieses noch viel weniger in Sachen der Kirche thun. Allerdings kann die Obrigkeit diese ihre Gewalt mißbrauchen; aber darum darf ihr doch nicht der Gebrauch ihrer Gewalt entzogen werden, denn es steht geschrieben: Jedermann sei Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Daher haben David, Salomo, Usia und andre Könige von dem Rechte der Obrigkeit in Religionssachen vollen Gebrauch gemacht. Daß es aber keine Grausamkeit sei, wenn man um der Ehre Christi willen Menschen tödte, erhellt aus dem Beispiel des Elias, der um Gottes Ehre willen die Baalspriester schlachtete.

Nun ist nicht die Frage, ob diese Gewalt des alttestamentlichen Königthums auch der christlichen Obrigkeit zukomme, sondern ob Christus die Befugnisse der weltlichen Obrigkeit irgendwie verändert habe, dieses Letztere aber kann in keiner Weise dargethan werden. Darum hat die Kirche auch jeder Zeit jene Gewalt der Obrigkeit anerkannt. Alle ökumenischen Synoden sind von den Fürsten einberufen und bestätigt, und die Ketzer sind nach dem Anathema der Bischöfe verdammt, verbannt und auch manchmal wieder zurückberufen worden; ja es sind sogar, auf Begehren der Bischöfe, von den Kaisern Kirchen- und Glaubenssatzungen aufgestellt. Durch die Ungunst der Zeiten kam das Papstthum auf, welches, wenn schon noch so verderblich, dennoch jener Anarchie hundertmal vorzuziehen ist, welche man unter dem Vorwande barmherziger Toleranz zur Herrschaft bringen will. Denn wer die weltliche Obrigkeit von der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten ausschließt und insbesondre ihr die Strafgewalt über die Ketzer abspricht, der hält die heilige Schrift für leeren Tand, der verachtet die Auctorität dessen, was so viele hundert Jahre hindurch bestanden hat, und geht auf die Zerrüttung der Kirche aus. (Zur Bestätigung dieser Sätze werden Stellen aus den Schriften Luthers, Melanchthons, des Urbanus Rhegius, Brenz, Bucer, Capito, Bullinger, Musculus und der Genfer Kirche angezogen.)

Die Spitze der Strafgewalt, welche der Obrigkeit gegen Ketzer zusteht, zeigt sich eben darin, daß sie dieselben unter Umständen auch am Leben strafen kann. Dies ergiebt sich aus Folgendem: Jede Strafe muß, wenn sie gerecht sein soll, der Natur des begangenen Versprechens thunlichst entsprechen. Nun werden zwar viel Vergehen in verschiedenen Ländern verschieden bestraft; indessen in Betreff gewisser Verbrechen wie vorsätzlicher Mord, Tempelraub, Gotteslästerung, Gottlosigkeit oder Schändung der öffentlich anerkannten Religion sind alle civilisirten Völker einverstanden, daß dieselben als todeswürdige Freveler zu bestrafen sind. Allerdings sind hinsichtlich der Strafe, mit welcher Blasphemie und Religionsschändung zu ahnden sind, nicht gerade Alle derselben Ansicht; wenn indessen die Größe des Verbrechens durch die

Natur dessen bedingt wird, an dem es verübt wird, weshalb man den Verwandtenmord über den gewöhnlichen Mord setzt, so müssen Blasphemie und Religionsschändung, welche ganz eigentlich Frevel an der Majestät Gottes sind, um so größere Verbrechen sein, als die Gottheit über allen Menschen steht. Natürlich muß aber dieses Verbrechen, wenn es als solches betrachtet werden soll, mit Wissen und Willen begangen sein. Dieses geschieht, wenn Jemand etwas thut oder sagt, wodurch die Religion, in welcher er geboren und erzogen ist, in ihrer Existenz gefährdet wird. Wenn also Jemand in der christlichen Kirche, in welcher die reine Predigt des Wortes und der rechtmäßige Gebrauch der Sacramente herrscht, Irrlehren vorträgt und nach erhaltner Vermahnung und Zurechtweisung darin verharrt, so frevelt derselbe an der Religion. Oder ist ein größeres Verbrechen denkbar, als wenn die Irrlehre zur Gotteslästerung und Religionsschändung wird, d. h. wenn Jemand Gottes Wort und der Kirche Ordnung hartnäckig verachtet, und er, wie von einer tollen Wuth ergriffen, auch die andern zu verführen und zu verderben sucht? Mord, Ehebruch, Diebstahl und dergleichen Verbrechen vergreifen sich an der Gesellschaft, jedoch nur so, daß der Schaden etwa geschätzt werden kann; wer dagegen irgendwo den wahren Gottesdienst zu verderben strebt, der zündet ein Feuer an, das kaum mit dem ewigen Verderben vieler Tausende gelöscht werden kann. Denn auf die Verderbung der wahren Religion folgt nothwendig die ganze Schwere des göttlichen Zornes. Mag es daher der Obrigkeit darum zu thun sein, Gottes Ehre zu wahren oder die menschliche Gesellschaft zu schützen, in jedem Falle muß ich gegen Häretiker, Gotteslästerer und Gottlosen schärfer als gegen alle andern Verbrecher verfahren. Oder soll etwa die christliche Obrigkeit, welche die Ehre des lebendigen Gottes unter den Menschen zu wahren hat, hinter den Heiden, z. B. den Athenern zurückstehen, welche die Gottlosigkeit mit dem Tode bestraften, obgleich es sich bei ihnen nur um Götzen und um Aberglauben handelte? oder soll etwa derjenige, welcher Gottes Majestät beleidigt, nicht mit dem Tode bestraft werden, wenn schon der gewöhnliche Majestätsverbrecher diese Strafe erleidet?

Nachdem Beza hierauf aus dem alten und neuen Testament zur Sprache gebracht hat, was er zur Begründung dieser Theorie anziehen zu können glaubt, schließt derselbe mit dem Satze: „Die Pflicht der Obrigkeit in dieser Sache kann also auf folgende drei Punkte zurückgeführt werden: 1) Sie muß vor Allem in ihren Grenzen bleiben und sich daher nicht etwa herausnehmen, über die Ketzerei selbst zu urtheilen, weil dieses allein der Kirche zusteht. 2) Sie soll nicht nach Personen, Vorurtheilen und Umständen ihr Urtheil fällen, weil sie sonst nur ein Werkzeug fremder Grausamkeit, nicht aber eine Rächerin der Ehre Gottes sei. 3) Endlich soll sie erst nach ruhiger, geregelter Erkenntniß der Ketzerei, mit reiflicher Erwägung aller Umstände diejenige Strafe aussprechen, durch welche die der göttlichen Majestät gebührende Ehre, der Friede und die Einigkeit der Kirche am besten gewahrt werden."

Die Schrift Beza's war nicht etwa die Wirkung der Thatsache der an Servet vollzogenen Execution; sie war auch nicht aus dem persönlichen Interesse, welches Beza an dem von allen Seiten her angefeindeten Calvin hatte, hervorgegangen; vielmehr stellte sich in ihr ein wesentlicher Charakterzug des die Genfer Reformation bewegenden theocratischen Geistes dar, und wurde daher von den angesehensten Auctoritäten der reformirten Kirche, wenigstens von den Vertretern des strengen Calvinismus, z. B. von Hieronymus Zanchius, entschieden gebilligt.

§ 4.

Der evangelische Beza und das katholische Vaterhaus.

Diese Händel, in welche Beza durch sein treues Halten bei der einmal gewonnenen Erkenntniß und bei der ihm über Alles theueren Person Calvins verwickelt ward, bereiteten demselben Sorge und Mühe und ließen ihn seiner Tage wenig froh werden. Aber heißer und schwerer waren die Kämpfe, die er damals in seiner Seele zu bestehen hatte, als die Liebe des leiblichen Vaters und des älteren Bruders ihn versuchte, ob er nicht von seinem Glauben wieder lassen und in die Heimath und zu den Gütern und Ehren, die ihm diese Welt bot, zurückkehren könne. Denn wenn schon es Beza an Nichts hatte fehlen lassen, was er thun konnte, um den Vater und die Seinen über den Schritt, den er gethan, aufzuklären (weshalb er auch ein Bekenntniß seines Glaubens denselben zugeschickt hatte), so war doch vor Allem im Herzen des Vaters die Rücksicht auf den Ruhm und Wohlstand seines altadeligen Hauses so unbedingt herrschend, daß er den Abfall des Sohnes zu einer Ketzerei, die ihm nur Entbehrung und Trübsal, überhaupt ein dürftiges, bodenloses Dasein brachte, nur als eine Befleckung der Familie und als eine Ursache endlosen Jammers anzusehen vermochte, — zumal da ihm über die Verhältnisse und das Treiben des verlorenen Sohnes fortwährend die empörendsten Gerüchte zugetragen wurde. Eines Tages erschien daher zu Lausanne im Auftrage des Vaters der älteste Bruder Beza's, Jean de Bèze, um denselben auf das Dringendste zur Rückkehr in den Schooß der verlassenen Kirche, in's Vaterland, in's Vaterhaus und in den Segen desselben zu ermahnen. Aber der Bruder sah bald, daß Alles anders war, als er es sich gedacht hatte. Statt der bodenlosen Zerfahrenheit, die er in der Umgebung Beza's vermuthet, sah er hier Frieden und Freude in dem Herrn und eine Gottseligkeit, von der er noch keine Ahnung gehabt hatte; und statt des trost- und hoffnungslosen Irrgläubigen, für den er den Bruder selbst gehalten, sah er in ihm einen Mann, dessen Leben auf den Felsen gegründet war. Und Theodor wies dem älteren Bruder in Gottes Wort klärlich nach, worauf sein Glaube und seine Freudigkeit beruhe. Zu bekehren war daher nichts an dem Bruder zu Lausanne; das sah der ältere wohl ein. Vielmehr mußte es derselbe geschehen lassen, daß er selbst der mahnenden Stimme des Jüngern hörte. Und als der Bruder ihm

Lebewohl sagte, dankte Beza dem Herrn, daß er ihm vergönnt habe, in das Herz desselben den Samen des lebendig machenden Wortes zu streuen. — Ob Jean de Bèze wirklich zum Glauben kam und in demselben beharrt ist, wissen wir nicht; aber in seinem Testament theilt Beza selbst uns mit, daß er Bruderskinder hatte, die im evangelischen Glauben erzogen waren.

Als der Bruder von Lausanne schied, hatte er Beza eröffnet, daß wohl auch der greise Vater kommen und ihn von seinen jetzigen Wegen zurückrufen würde. Also die schwerste Prüfung harrte seiner noch. In einem Grenzorte der Franche-Comté war es, wo Beza nach langer Trennung und mit bebendem Herzen den alten, ernsten und um ihn so schwer bekümmerten Vater wiedersah. — Aber der Vater gewahrte, daß des Sohnes Herz gegen all seine Bitten und Flehen und gegen Alles, was er ihm vorhielt, verschlossen war. Daher mußte er wieder gehen, so wie er gekommen war, nur um eine Hoffnung seines Lebens ärmer. Denn er verstand nicht, warum geschrieben steht: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth."

§ 5.

Beza's Einfluß auf die Aufrechthaltung des Bündnisses zwischen Genf und Bern.

Der für die Genfer Reformation und für die gesammte französisch-reformirte Kirche so überaus heilsame Bundesvertrag Genfs mit Bern sollte am 8. Februar 1556 ablaufen, und da Herzog Emanuel Philibert von Savoyen Alles aufbot, um mit dem mächtigen Bern in ein bundesfreundliches Verhältniß zu treten, so war zu befürchten, daß Genf, geradezu isolirt, entweder den Ränken der französischen Staatsmänner preisgegeben oder von der Macht Berns erdrückt und somit um allen seinen Einfluß auf die Ausbreitung und Pflege des Protestantismus gebracht werden möchte. Indessen gestalteten sich die Verhältnisse günstiger, als man in Genf lange Zeit geglaubt hatte. Das Bündniß zwischen Bern und Genf ward nach längeren Verhandlungen im Jahre 1557 erneuert, und Beza, der dieses Ereigniß als eine der sichersten Bürgschaften eines kräftigen Fortschritts der Reformationssache begrüßte, sah sich sofort mitten in eine ganz neue Thätigkeit und auf einen Schauplatz versetzt, für welchen er durch Geburt, Erziehung und Weltbildung, durch Gaben der Natur und der Gnade geeigenschaftet war wie kein anderer unter den Kirchenmännern zu Genf und Lausanne.

§ 6.

Die Verfolgung der Waldenser und Beza's Verwendung für dieselben in der Schweiz und in Deutschland.

Als lebendige Zeugen einer starken und heiligen Erhebung des reformatorischen Geistes gegen die noch ungebrochene Macht der Hierarchie des Mittel-

alters lebten die evangelischen Waldensergemeinden in den rauhen Thälern der piemontesischen Alpen, mit unverbrüchlicher Treue durch die Jahrhunderte hindurch den Glauben und die Sitte der Väter bewahrend. Das Land, das sie bewohnten — es umfaßte namentlich die Thäler von Angrogne, Perouse, Lucerne und St. Martin —, war um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts durch Eroberung in die Gewalt der Krone von Frankreich gekommen, welche dasselbe durch das französische Parlament und Kammergericht zu Turin regieren ließ.

Von den blutigen Gräueln, mit denen der wilde Fanatismus der Hierarchie schon in den ersten Jahrzehnten der Reformation alle Bekenner des evangelischen Glaubens in Italien und Frankreich verfolgte, waren auch die Waldensergemeinden in ihren einsamen Bergthälern nicht verschont geblieben. Aber das Blut der Märtyrer erfüllte das Herz des Volkes mit einer Heldenkraft, welche des Schwertes der Ketzerrichter spottete. Alle Versuche, die Waldenser zum römischen Glauben zurückzuführen, hatten sich als erfolglos bewiesen.

Mit dem Beginne der französischen Herrschaft in Piemont hörten die Drangsale, denen die Evangelischen bis dahin ausgesetzt waren, für eine Reihe von Jahren auf. Aber die Hoffnungen, welche dieselben hieran knüpften, sollten bald genug zu Grabe gehen. Kaum hatte sich nämlich die französische Gewaltherrschaft hinlänglich befestigt, als der in seinen Sünden schon ganz verlebte und von der Buhlerin seines Vaters, der berüchtigten Diana von Poitiers (Witwe des verstorbenen Großseneschalls Louis de Brézé) beherrschte König Heinrich II. am 27. November 1556 von St. Germain en Laye aus dem Parlament zu Turin den Befehl zuschickte, sich sofort die Prädicanten und Schulmeister aller Waldensergemeinden ausliefern zu lassen, und die Gemeinden selbst zu bedeuten, daß sie sich alsbald in die Ordnungen der katholischen Kirche zu fügen, nie wieder Prädicanten von Genf her zu nehmen, sondern die Prälaten des Landes und die ihnen von denselben zugeschickten Priester als ihre ordentlichen Seelsorger anzuerkennen hätten. Würden aber die Waldenser der Vollziehung dieses Edicts Schwierigkeiten entgegenstellen, so sollte der Marschall Carl Cossay von Brissac als Statthalter des Landes ermächtigt sein, gegen dieselben alle als zweckdienlich erscheinenden Gewaltmaßregeln zu ergreifen.

Dem Befehle des Königs gehorchend, sandte das Parlament zu Turin den Präsidenten Barthelemi Aimé von St. Juliana mit dem Collateral Augustin de l'Eglise und mehreren andern Parlamentsräthen in die Waldenserthäler, um die evangelischen Gemeinden zur Befolgung des Edictes anzuhalten. In stattlichem Aufzuge durchwanderten die Commissäre die Thäler von Perouse, St. Martin, Lucerne und Angrogne, überall drohend, daß Hab und Gut, Leib und Leben verwirkt sei, wenn das ketzerische Hirten- und Bauernvolk nicht zur Messe gehe. Aber auch die schreckendsten Drohungen zerschellten an

der unerschütterlichen Treue der evangelischen Leute. Die Gemeinde zu Angrogne, die als Mittelpunkt der gesammten Waldensergemeinschaft galt, erklärte dem Präsidenten: Sie sei entschlossen nach Gottes Wort zu leben, in allen Stücken, die nicht gegen Gott wären, dem Könige und ihrer Obrigkeit mit Hab und Gut unterthan zu sein; sie wolle auch von ihrer Lehre abstehen und begehre nur dem reinen Evangelium anzuhangen, wenn man ihm beweise, daß ihre Lehre irrig sei. Zugleich überreichte die Gemeinde ein Bekenntniß*), nach welchem sie zu entscheiden bat, ob die über sie ausgesprengten verleumderischen Gerüchte begründet wären oder nicht.

Der Präsident sah ein, daß er allerdings vorläufig außer Stande war, das königliche Edict zur Ausführung zu bringen. Er zog daher mit seinen Begleitern wieder ab, und sandte die Confession der Waldenser mit andern dieselben betreffenden Actenstücken dem Könige zu, um sich von demselben weitere Instructionen geben zu lassen. Die Waldenser dankten Gott, daß die fremden stolzen Herren ihre Berge verlassen hatten, und in Genf und Lausanne, wo Calvin, Viret und Beza von den Dingen, die im Gebirge geschehen waren, alsbald Kunde erhielten, waren die Herzen Aller voll frohen Jubels über den Muth und die Treue der frommen Brüder.

Fast zwölf volle Monde vergingen in tiefster Ruhe und im regsten Verkehr mit den Brüdern des nahen französischen Schweizerlandes, die ihnen, freilich immer nur verstohlen, von Zeit zu Zeit freundlichen Gruß und tröstenden Zuspruch sowie allerlei evangelische Schriften zusandten. Als aber der Frühling des Jahres 1557 in die stillen Thäler einzog, und als die Bewohner derselben eben daran dachten, das Werk des Evangeliums unter sich mit erneutem Eifer fortzuführen, da war die Zeit gekommen, wo die Freude in bangem Leid und die Fröhlichkeit in bitterem Schmerze enden sollte. In Angrogne und Lucerne erschienen nämlich Boten des Turiner Parlaments, welche den Befehl desselben publizirten, daß sechs Syndici aus Angrogne und je zwei aus den übrigen Gemeinden in dem benachbarten Städtchen Pignerol vor den Präsidenten erscheinen sollten.

Die Vorgeladenen erschienen und hörten den Bescheid des Präsidenten, daß alle Thalbewohner sofort zur katholischen Religion zurückzukehren hätten, widrigenfalls sie der König für ihren Ungehorsam an Leib und Leben bestrafen würde. Aber nach einer dreitägigen Bedenkzeit, die ihnen der Präsident gestattet hatte, überreichten sie eine neue Declaration, worin sie versicherten, daß sie in Lehre und Leben durchaus an der heiligen Schrift und an den Glauben wie an der Sitte der alten apostolischen Kirche festhielten, daß sie bereit wären, ihr Bekenntniß allen Universitäten in Frankreich, Deutschland

*) Dasselbe findet sich in deutscher Uebertragung abgedruckt in meiner Geschichte des deutschen Protest. B. I. Beil. Nr. XX.

und Italien zur Prüfung vorzulegen, und Alles, was in demselben als schriftwidrig nachgewiesen werde, unweigerlich fahren zu lassen.

Aber weder die eine noch die andere Erklärung konnte die frommen Thalbewohner in den Augen ihrer Dränger rechtfertigen, und nach vielfachen Vorbescheiden, Verhören und Drohungen, denen die Unglücklichen furchtlos den ehernen Schild ihres guten Gewissens entgegenhielten, erließ endlich das Parlament zu Turin den Befehl: Alle Bewohner der Thäler sollten bei Strafe an Leib, Leben und Gut keinen Prädicanten von Genf oder sonst woher, den der Erzbischof nicht gesandt, bei sich aufnehmen, vielmehr sollten sie sich in die Ordnungen der katholischen Kirche fügen. Würde Jemand einen ketzerischen Prädicanten oder Schulmeister oder den, welcher einen solchen bei sich berge, zur Anzeige bringen, so solle derselbe, ohne daß er eine Kundwerdung seines Namens zu befürchten habe, mit voller Amnestie für etwaige Vergehen ähnlicher Art und mit einem Drittel der eingezogenen Güter des Angezeigten belohnt werden, wenn er nur seiner Ketzerei entsage und zum katholischen Glauben zurückkehre. Als die äußerste Frist, bis zu welcher man die Herstellung der katholischen Ordnung im Lande erwartete, ward der 27. März angegeben.

Der Tag der Entscheidung kam, ohne daß der Befehl des Parlaments die geringste Beachtung fand, und neue schwere Drangsale drohten jetzt die stillen Thäler heimzusuchen. Aber schon waren die Brüder in Genf, welche von der neuen Bedrohung der Thalleute gehört hatten, mit einander zu Rathe gegangen, wie denselben zu helfen sei, und man hatte beschlossen, die großen Cantone und die evangelischen Fürsten des deutschen Reiches um Verwendung für die Unglücklichen bei dem Könige von Frankreich anzugehen. Zur Uebermittelung dieses Antrages schien Niemand geeigneter als der weltmännisch gebildete Theodor de Bèze und der volle dreißig Jahre ältere, ehrwürdige Wilhelm Farel. Mit Freuden machten sich Beide sofort auf und wendeten sich zunächst an den Rath zu Bern, dem sie ihren Plan vorlegten. Der Magistrat erklärte sich zur Theilnahme an der begehrten Gesandtschaft ohne Weiteres bereit, und frohen Muthes ritten die beiden Männer nach Zürich, wo Beza auf Verlangen des Rathes mit feiner diplomatischer Umsicht eine treffliche Instruction für die nach Paris abzuordnende Gesandtschaft aufsetzte, und zogen dann von Zürich weiter nach Schaffhausen und Basel. Hier, wie auf der ganzen Reise trat Beza als der Sprecher auf, der den versammelten Magistraten in gewandter lateinischer Rede seine Botschaft, die dann von einem der anwesenden Geistlichen verdolmetscht werden mußte, vortrug. Alle vier Städte sagten die schleunige Absendung einer Gesandtschaft an den König zu, und mit den herzlichsten Empfehlungen der Stadt Basel an den Magistrat zu Straßburg sowie mit einer Zuschrift des in den zum Lutherthum hinneigenden Kreisen hoch angesehenen Baseler Geistlichen Simon Sulzer an den streng lutherischen Superintendenten des Straß-

burger Kirchenwesens Dr. Marbach versehen, zogen nun die beiden Männer (Ende April) den Reihn entlang nach Deutschland, um auch hier für die Sache der Waldenser zu werben.

Zunächst führte Beide ihr Weg nach Mömpelgard zu dem Grafen Georg, dem Oheim des Herzogs Christoph von Würtemberg, von wo sie mit neuen Empfehlungen nach Straßburg zogen. Mit mißtrauischem Blicke sah Marbach die beiden Calvinischen Fremdlinge an, die sich, wie er wähnte, in seltsamer Verblendung oder Dreistigkeit in die rechtgläubige deutsche Kirche verlaufen hatten. Allein ein Gespräch mit denselben im Hause Hotomanns, der seit Kurzem Lausanne verlassen hatte und einem Rufe nach Straßburg gefolgt war, und den beiden Freunden in seinem Hause gastliche Aufnahme gewährt hatte, überzeugte Marbach, daß man in Genf und Lausanne über den Segen des allertröstlichen Sacraments doch anders dachte, als er meinte. Eine Verständigung kam unschwer zu Stande, und der Magistrat entließ daher die beiden Reisenden mit den wärmsten Empfehlungen an den Herzog von Würtemberg und an den Kurfürsten Ottheinrich von der Pfalz.

Von Hotomann mit mehreren berittenen Dienern im Namen des Magistrats geleitet, nahmen nun Beza und Farel ihren Weg zu dem Kurfürsten Ottheinrich, der sie nicht allein mit Auszeichnung empfing, sondern auch den Herzog von Würtemberg und den Landgrafen von Hessen von dem Zwecke ihrer Reise durch Eilboten benachrichtigte und die beiden Fürsten zur schleunigen Ausführung der begehrten Intercession aufforderte.

Allerdings wiesen die beiden Theologen, die sich damals am Hofe des Kurfürsten befanden, der ehemalige Augustinermönch Michael Diller und der eben nach Heidelberg berufene Tilemann Heshus, ein junger, händelsüchtiger Doctor aus Wittenberg, alsbald auf die dogmatische Differenzen hin, welche zwischen ihnen und den schweizerischen Kirchengemeinschaften wirklich oder angeblich vorlagen. Allein eine confessionelle Declaration, welche Beza und Farel auf Anregen des Hofpredigers Diller vorlegten — dieselbe, welche sie kurz nachher auch dem Herzog von Würtemberg überreichten —, führte auch hier alsbald zur gewünschten Verständigung.

Voll freudiger Zuversicht zogen daher die beiden Männer von Heidelberg ab, um auch dem Herzog Christoph ihre Bitte an's Herz zu legen.

Sie trafen denselben (13. Mai) in Göppingen, einem unfern der alten Stauffenburg gelegenen Städtchen, überreichten ihm die Empfehlungsschreiben des Grafen Georg zu Mömpelgard sowie der Städte Basel und Straßburg, und erhielten alsbald die Versicherung ihrer regsten Theilnahme an ihrer Sache. Nur in Betreff der Lehre vom Sacrament glaubte Christoph von Beza und Farel eine bestimmte Erklärung fordern zu müssen. Beide überreichten daher am folgenden Tage (14. Mai) als gemeinsames Bekenntniß der schweizerischen und waldensischen Kirchengemeinschaften ihre schon in Heidelberg aufgesetzte Declaration, worin sie die Calvinisch-Melanchthonische

Lehre vom Verhältniß des Sacraments zu der neutestamentlichen Gnade überhaupt und von der göttlichen Darbietung der sacramentlichen Gnadengabe auch an die Ungläubigen mit klaren Worten ausgesprochen hatten*). Das Bekenntniß war nämlich folgendes: Wir erkennen im Abendmahl mehr als ein bloßes Symbol an; denn wir lehren, daß die Substanz, das wahre Fleisch und Blut Christi nicht blos sinnbildlich, sondern wahrhaft dargestellt und angeboten werden; daß in Bezug auf den verheißenden und darbietenden Gott die Sache selbst immer mit dem Zeichen verbunden ist, daß daher die Differenz nicht in der Lehre von der Gegenwart Christi liegen kann, da wir diese gemeinschaftlich bekennen, sondern nur in der Art, wie die Gegenwart zu bestimmen ist. Diese Art ist aber allein Gott bekannt, und von evangelischen Christen sollte nicht darüber gestritten werden. Die Elemente werden uns allerdings auf physische Weise mitgetheilt, jedoch ist eine Vermischung der Substanz Christi mit der unsrigen ebenso unglaublich wie die Brotverwandlung. Denn die Vereinigung mit Christo ist allein eine geistige, vermittelt durch die unbegreifliche Kraft des heiligen Geistes.

Noch war der Geist Melanchthons in dem Herzog und dessen Hofprediger, dem jungen Dr. Jacob Andreä, der mit einer eben veröffentlichten Schrift über das Abendmahl und über die Beilegung der darauf bezüglichen Streitigkeiten seine verhängnißvolle Thätigkeit in der Kirche begonnen hatte, mächtig genug, um dieselben zur Anerkennung des ihnen vorgelegten Bekenntnisses zu vermögen. Indessen wartete der Herzog, von der Dringlichkeit einer energischen Verwendung der deutschen Fürsten für die bedrängten Waldenser bereits hinlänglich überzeugt, das Eingehen der Declaration nicht ab, sondern erließ noch am 13. Mai (also Tages zuvor) eine Zuschrift an den Landgrafen Wilhelm von Hessen, worin er denselben aufforderte, sich mit ihm und anderen evangelischen Reichsfürsten zur Abordnung einer Gesandtschaft an den König von Frankreich schleunigst zu vereinbaren.

Beza und Farel hatten nun ihre Mission erfüllt und kehrten in die Heimath zurück. Auch gingen die beantragten Gesandtschaften, sowohl die der Schweizer als die der deutschen Fürsten, nach Paris ab. Allein wennschon dieselben hier mit höflicher Zuvorkommenheit bewillkommnet wurden, so war doch die Werbung beider Gesandtschaften, die mit nichtssagenden Worten abgespeist wurden, durchaus erfolglos. Glücklicherweise geriethen aber gerade damals die inneren Verhältnisse Frankreichs in ein solches Ge-

*) Die Declaration findet sich abgedruckt bei Baum I. Beil. Nr. VIII. Doch sagt Baum (S. 268) mit Unrecht, sie sei „so gehalten, daß sie mehr die Meinung verdunkele als erkläre." Denn die Declaration stellt wirklich die wahre Calvinisch-reformirte Kirchenlehre vom Abendmahl unzweideutig dar. Nur ist dabei zu betrachten 1) daß damals die Züricher und Berner mit derselben nicht einverstanden waren, und 2) daß Beza die verneinenden Sätze der reformirten Lehre unberührt gelassen hat.

wirre und die Staatsregierung kam in solche Bedrängniß, daß man in Paris an die Ausführung der den Waldensern in den fernen Piemontesischen Gebirgen angedrohten Gewaltmaßregeln nicht dachte. Vorläufig erfreuten sich daher die armen Thalleute der glücklichsten Ruhe.

§ 7.

Beza's Händel mit den Zürichern und Bernern wegen seiner Calvinischen Abendmahlslehre und seiner Unionsbestrebungen.

Nicht so war es mit Beza, als derselbe in die Schweiz zurückgekehrt war. Freilich war sein Herz gerade damals der frohesten Hoffnungen voll, die er für die Kirche hegte. Denn er hatte es gesehn, daß Fürsten und hochangesehene theologische Auctoritäten der evangelischen Kirche des Reichs ihn, die Evangelischen in der Schweiz und die Waldenser als Brüder und als Angehörige Einer kirchlichen Gemeinschaft anerkannten. Der alte Hader, der einst Luthern und Zwingli und deren Hände auseinandergehalten hatte, schien somit vergeben und vergessen zu sein, und der edle Herzog zu Würtemberg hatte das sehnlichste Verlangen nach Herstellung einer wirklichen Union der beiden großen Glieder des evangelischen Protestantismus ausgesprochen. Nun wollten damals die evangelischen Kurfürsten und auch andere glaubensverwandte Fürsten des Reichs in Frankfurt zu einer Conferenz zusammen kommen, auf welcher auch die Frage der Pacification der evangelischen Kirche erörtert werden sollte. Rühmend erzählten daher Beza und Viret in Zürich, wie brüderlich sie von den Fürsten, Magistraten und Theologen in Deutschland empfangen worden wären, und daß der bevorstehende Fürstencongreß zu Frankfurt den Schweizern die schicklichste Gelegenheit darböte, eine Verständigung mit den Anhängern Luthers und Melanchthons herbeizuführen. Von der in Heidelberg und Göppingen überreichten Declaration sagten sie freilich nichts. Freudigen Herzens begrüßten daher die Brüder zu Zürich die Hoffnungen, welche Beza eröffnete, und wie es scheint, wurde von ihnen sofort eine Darlegung ihrer Lehre vom Abendmahl entworfen, welche Calvin und andern Lehrern der Kirche zur Prüfung vorgelegt werden sollte. Auch in Lausanne fand Beza die entschiedensten Sympathien für seine Projecte vor, weshalb derselbe in einem Schreiben vom 27. Mai 1557 Bullingern auf das Dringendste ersuchte, die Sache mit seiner Auctorität zu unterstützen und thunlichst zu beschleunigen. „Denn," schrieb er an denselben, „die Unsrigen haben schon zugesagt, daß wenn die Andern sich der Sache annehmen, es an ihnen nicht fehlen sollte, selbst wenn wir auch keinen andern Vortheil dadurch erlangen sollten, als daß wir jenen wüthenden Menschen (den Flacianern in Deutschland) eine offenbare Gelegenheit der Verleumdung abschneiden, als ob wir nämlich, von freien Stücken zur Vereinigung aufgefordert, dieselbe abgehnt hätten. Aber ich lebe auch noch der zuversichtlichen

Hoffnung, daß die Fürsten selber viel billiger mit uns handeln, und daß jene (Theologen) daher viel gemäßigter gegen uns sein werden, wenn es der Herr uns verleiht, daß sie von uns selbst erfahren, welches unsre Gründe sind. Und wie unziemlich wäre es endlich nicht, die freiwillige Handreichung des gnädigen und zu diesem Concordienwerk so überaus geneigten Fürsten (des Herzogs von Würtemberg) abzuweisen! Ich bitte, ich beschwöre dich daher, mein Vater, diese Sache mit allem nur möglichen Fleiße bei deinen Leuten sowohl als auch bei allen übrigen Ständen der Schweiz zu betreiben, damit uns doch diese herrliche Gelegenheit nicht entgehe." — Aber Wochen vergingen, und Beza wartete auf eine Antwort der Züricher noch immer vergebens. Er schrieb deshalb (13. Juni 1557) an Calvin, äußerte demselben sein Befremden über die Saumseligkeit der Züricher und bat ihn, mit dem Gewicht seines Namens seinen Bestrebungen zu Hülfe zu kommen. Indessen sollte Beza bald genug erfahren, aus welchem Grunde die Züricher schwiegen *).

Das Abendmahlsbekenntniß, welches Beza in Deutschland vorgelegt, hatte daselbst überrascht. Das, worin die Calvinisch-Reformirten mit den evangelischen Deutschen übereinstimmten, war darin klar und unzweideutig ausgesprochen, die Differenzen der Lehre waren unberührt gelassen. In der Pfalz und in Schwaben faßte man daher diese Declaration als eine unumwundne Zustimmung der Schweizer zum Lehrbegriff der Deutschen und zwar im Gegensatz zu dem früheren Dissens der schweizerischen von der sächsischen Lehrweise auf, weshalb Tileman Heßhus zu Heidelberg durch Mittheilung des von Beza überreichten Bekenntnisses aus der kurpfälzischen Kanzlei frohlockend dem reformirten Prediger zu Frankfurt, Valerandus Polanus, und durch diesen dem Petrus Martyr zu Zürich und Hotomann zu Straßburg von der überraschenden Bekehrung der Schweizer Nachricht gaben **). Hotomann schrieb hierüber als über eine wenig glaubliche Nachricht an seinen Freund Calvin, der sich sofort von Beza über seine Declaration genaue Auskunft erbat. Aber schon war die Sache auch in Bern und Zürich ruchbar geworden, wo die alte Abneigung gegen den Calvinismus sofort wieder erwachte. Bullinger führte Beschwerde bei Calvin und dann bei Beza selbst. „Die Confession," so schrieb Bullinger (16. Juli 1557) an Beza, „welche du auf deiner Gesandtschaftsreise den Fürsten überreicht hast, wurde an Peter Martyr geschickt. Solltest du sie wirklich überreicht haben, so hättest du uns doch davon in Kenntniß setzen sollen. Zur großen Freude unsrer Gegner und zu der Unsrigen großem Leidwesen wird sie, wie man von Frankfurt und Heidelberg aus schreibt, überall verbreitet. Confessionen aber sollen klar und deutlich und durchaus nicht doppelzüngig sein, zumal in den noch

*) Vergl. Hundeshagen, die Conflikte des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus in der Bernischen Landeskirche S. 312 ff.

**) Schmidt, Peter Martyr Vermigli, S. 211.

streitigen Punkten. Ich wahrhaftig würde eine solche Confession weder schreiben, noch, wenn sie von Andern geschrieben wäre, unterschreiben." Vielleicht hat Calvin nie in seinem Leben so an seiner Seele gelitten, als damals, wo er seinen treuesten Freund und Helfer, auf den er seine größte Hoffnung setzte, als einen Frevler am Bekenntniß von allen Seiten her angeklagt sah. Denn daß Beza den Gegensatz der reformirten zur lutherischen Abendmahlslehre, den er offen aussprechen mußte, absichtlich verschwiegen hatte, lag klar vor. Daher war es für ihn ein großer Trost, als ihm Beza über die Motive zur Abfassung der Declaration Mittheilungen machte, durch welche wenigstens der sittliche Charakter Beza's selbst vollständig gerechtfertigt ward. Beza schrieb ihm nämlich: „Da die Hoffnung auf ein Colloquium uns leuchtete, so fürchteten wir, es möchte sich (unter den Deutschen) Jemand daran stoßen und davon zurückzweichen. Dem Freunde Martyr hätten wir es wohl anvertrauen mögen, aber wir wollten ihm keine Unannehmlichkeiten bereiten, falls es bekannt würde, daß wir es ihm allein mitgetheilt hätten. Ich konnte mir es nicht denken, daß die Erklärung unsern Gegnern so angenehm sein, und daß dieselbe daher von ihnen so schnell in alle Welt ausgestreut werden würde. Aber ich weiß es wohl, der klugen Vorsicht steht es schlecht an zu sagen: das hatte ich nicht gedacht! Ja, ich unerfahrener, und, so viel ich jetzt schon sehe, höchst unkluger Mensch, ich sagte zu Farel, das sei meine Meinung. Dieser aber hätte in solchen Dingen heller sehen sollen. Was aber nun nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann, das suche du wenigstens zu bessern, damit nicht ein für uns höchst schädlicher Argwohn daraus erwachse. — Ich stelle dieses Alles deiner Klugheit anheim. Valerandus hätte vor Allem zuerst uns benachrichtigen sollen. Auch Martyr, was mich wundert, schreibt mir so kärglich. Von ihm möchte ich erfahren, welches denn eigentlich die auffallenden und zweideutigen Ausdrücke wären, die ich doch besonders zu vermeiden suchte. Wir hatten uns übrigens auch gar nicht vorgenommen, die ganze Sache abzuhandeln, sondern unser Zweck war nur, diejenigen, mit welchen wir zu thun hatten, nämlich Diller, Jacob Andreä und Angelander von ihrem starren Eifer zu etwas milderer Gesinnung zu bringen, und in dieser Hinsicht haben wir, glaube ich, unsern Zweck nicht verfehlt. Das war auch die Ursache, warum ich jene beiden Punkte, in welchen sie, wie ich wohl weiß, von uns abweichen, die Unbegrenztheit des Körpers Christi nämlich und das Genießen der Ungläubigen*) nicht berührt habe, welche Dinge jedoch aus den in jener Erklärung aufgestellten Sätzen hinlänglich widerlegt werden. Mein Wunsch, die Wahrheit zu sagen, geht

*) Beza hat sich hier verschrieben; denn in seiner Declaration hatte derselbe nur gesagt, daß die Gnadengabe des Sacraments in der Sakramentshandlung ebenso den Ungläubigen, wie den Gläubigen dargeboten werde (proponatur).

allein darauf hinaus, daß die Hoffnung auf das Colloquium, wie gering sie auch sein mag, durch diesen Umstand nicht vereitelt werde." Auch fand Calvin selbst das Bekenntniß Beza's durchaus unverfänglich, weshalb er im August 1557 an Bullinger schrieb: „Ich für mein Theil sehe in Beza's Confession nichts Gefährliches, und es fällt mir nicht schwer, bei ihm zu entschuldigen, daß er zum Besten der Bedrängten mit Mäßigung aufgetreten ist. Daß er bei der Rückkehr die Sache auch nicht sagte, das, sei versichert, geschah aus bloßer Vergeßlichkeit." Im folgenden Monat schrieb Calvin nochmals an Bullinger: „Ich kann in Beza's Confession nichts finden, das mit unsrer Lehre nicht übereinstimme. Denn was du von dem Wort Substanz vorbringst, das ist kein so unauflösbarer Knoten. Er selbst wird sich hoffentlich wegen alles dessen, was du ihm vorwirfst, hinlänglich vertheidigen. Ich gestehe übrigens, daß er die ganze streitige Lehre nicht mit hinlänglicher Klarheit dargelegt hat. Aber dies konnte auch in so kurzer Zeit gar nicht geschehn, und es wäre nicht einmal zweckmäßig gewesen, denn man hatte eine kurze Rechtfertigung (excusatio), nicht eine Confession aufgestellt." Aber es hielt schwer, den Unwillen der Züricher und Berner zu beschwichtigen, die, wie es scheint, weit weniger über die von Beza aufgestellte Declaration, als über dessen Verhalten in Zürich aufgebracht waren. Das alte Mißtrauen, welches die Züricher und Berner gegen die Franzosen hegten, war durch das, was sie an Beza wahrgenommen hatten, auf's Neue rege geworden. Denn Beza hatte sie aufgefordert, ein Colloquium mit den Deutschen in's Leben zurufen, und hatte doch die bedenkliche Confession, welche er denselben überreicht, vor ihnen geheim gehalten. Mit wahrer Entrüstung über die verächtliche Verstellung, welche er an Beza wahrgenommen zu haben glaubte, schrieb daher Haller an Bullinger (26. Juli 1557): „Du weißt, daß ich unsern Franzosen nicht ohne Ursache mißtraue, denn sie sind unbeständig und haben mehr als zuviel vom Geiste Bucers eingesogen, der anstatt bei dem einfachen Ausdruck der Wahrheit zu bleiben, das verderbliche Spiel mit den zweideutigen Ausdrücken in die Welt gebracht hat. Käme die Sache zur Kenntniß unsrer gnädigen Herrn, so bin ich versichert, Beza würde es schwer büßen müssen; denn der Andere (Farel) geht uns weniger an. Du siehst, wo wir durch solche Menschen hinkämen, wenn es zu einem Colloquium kommen sollte. Sie würden uns sammt der lauteren, einfachen Wahrheit verrathen. — Ich werde, wie du es wünschest, Niemanden von der Sache wissen lassen." — So standen jetzt Haller und Bullinger zu Beza, dessen schweres Vergehen sie um der Kirche willen mit tiefem Stillschweigen bedecken und begraben zu müssen glaubten. Beza selbst hatten sie aufgegeben. „Was sollen wir nun mit Beza anfangen?" fragte Haller (20. Aug.) in einem Briefe an Bullinger.

Indessen nahm die Sache doch bald eine glücklichere Wendung. Calvins energische Vertheidigung Beza's konnte schließlich nicht ohne Erfolg sein, und als Beza mit Viret (der wegen der Strenge seiner Kirchenzucht bei der Landes-

regierung angeklagt war) nach Bern kam und hier das, was ihm mit Recht zur Last gelegt werden konnte, ebenso reuig bekannte, als er durch klare und offene Darlegung des ganzen Sachverhaltes die Grundlosigkeit der Verdächtigung seiner Person nachwies, war Haller versöhnt; und ebenso trug eine ausführliche Rechtfertigungsschrift, welche Beza von Bern aus nach Zürich an Bullinger und Martyr sandte, dazu bei, daß endlich auch diese Beza's Verhalten günstiger zu beurtheilen vermochten.

§ 8.

Die Verfolgung der Evangelischen zu Paris und Beza's Verwendung für dieselben in der Schweiz und in Deutschland.

Kaum hatten die Evangelischen, welche sich in Paris zusammenfanden, im Jahre 1555 das Beispiel einer wohl organisirten, durch die Gemeinschaft fleißig besuchter Gottesdienste und Andachten und durch strenge Kirchenzucht verbundnen Gemeinde gegeben, als ein neuer Pfingstmorgen über die Städte und Dörfer Frankreichs aufzugehen schien. Ueberall hörte man mit lautem Jubel das Bekenntniß von der Gerechtigkeit, die aus dem Glauben an Gottes Gnade in Christo kommt, überall traten die Gläubigen einmüthig zusammen; und zahlreiche Städte, wie Orleans, Tours, Lyon, Poitiers, Bourges und viele andere bargen in ihrem Schooße alsbald große evangelische Gemeinden. Aber das Königthum und die Hierarchie sahen auf das Leben und Treiben der Evangelischen mit Haß und Erbitterung hin; und nur die fortwährenden äußeren Kriege, in welche das französische Königshaus verwickelt war, hielten dasselbe anfangs ab, dem sich immer glühender kundgebenden Hasse des Romanismus gegen die Luthériens und Christaudins sein Schwert zu leihen.

Da erscholl plötzlich am königlichen Hofe die Schreckensnachricht von der Niederlage, welche das französische Heer im Kampfe mit den Engländern vor St. Quentin erlitten, und mit Frohlocken benutzte die wuthentbrannte Priesterschaft die Gelegenheit, den König und das Volk zur blutigsten Verfolgung der Protestanten aufzureizen, indem sie aller Orten schrie, daß Frankreich in dieser Niederlage von dem Gericht Gottes zur Strafe für seine bisherige Nachsicht mit der protestantischen Ketzerei ereilt sei.

Das Feuer war kaum durch der Priester Hände geschürt, als es auch sofort in hellen Flammen über den Häuptern der Unglücklichen zusammenschlug. In der Nacht vom 4. auf den 5. September 1557 waren die Evangelischen zu Paris in der Wohnung eines der Ihrigen einmüthig versammelt, um sich an Gebet und Psalmengesang und am Sacramente nach des Herrn Ordnung zu erbauen. Der Gottesdienst war beendigt und die Versammlung gedachte in aller Stille ihr Bethaus zu verlassen. Da sah sich dieselbe urplötzlich von einem wilden Haufen mit bewaffneter Hand überfallen. Der

Tumult in dunkler Nacht rief neue Schaaren des wuthschnaubenden Volkes herbei, die schon vorher mit Waffen versehn worden waren, um die verhaßten Ketzer mit einem Schlage zu vernichten. Doch gelang es den anwesenden Edelleuten, den Degen in der Hand, sich mit einem Theile der Versammlung freie Bahn zu brechen, während die Uebrigen, gegen hundert und vierzig Personen, meist Frauen und Kinder, von dem königlichen Procurator, der mit starker Mannschaft erschien, in Verhaft genommen und in das Gefängniß le Chatelet abgeführt wurden.

Groß war der Jammer, der die Herzen der in jener Schreckensnacht glücklich Entkommnen zerriß; denn nicht einmal ein Besuch im Gefängniß, um die Eingekerkerten zu trösten, ward ihnen gestattet. Da trieb die Sorge um das Loos, welches den Unglücklichen vielleicht noch zu Theil werden könnte, einen der Prediger derselben, den erst vor Kurzem aus Welsch-Neuenburg nach Paris gekommenen Caspar Carmel, genannt Fleury, nach Genf zu eilen und daselbst für die Brüder Trost und Hülfe zu suchen. Verkleidet und auf heimlichen Wegen kam der treue Hirte zu Calvin, und erzählte, was in Paris geschehen war. Sofort beschloß Calvin, Alles aufzubieten, um die Schweizerstädte und die deutschen Fürsten zu einer nochmaligen Intercession zu veranlassen. Die Einladung derselben übernahm Beza, der sich alsbald mit Farel sowie mit einem angesehenen Bürger Genfs, Johannes Carmel (dessen Mutter sich nach dem Tode ihres Mannes, des berühmten Hellenisten Carmel in Genf niedergelassen hatte), aufmachte, um mit einer schriftlichen Instruction Calvins versehen, den neuen Plan zunächst in Bern vorzulegen, und zugleich (wenigstens war dies Beza's eifrigstes Bestreben) aller Orten für die Herstellung confessionellen Friedens zu arbeiten, damit die große Gemeinde der protestantischen Brüder in so schwerer Zeit in sich einig und stark sei.

Die vier Schweizerstädte Zürich, Bern, Schaffhausen und Basel erklärten sich, namentlich die drei letzten, mit Freuden bereit, eine nochmalige Intercession bei Heinrich II. zu versuchen. Es galt daher, nun auch die deutschen Fürsten sowie die Stadt Straßburg zu demselben Entschluß zu veranlassen. Um Zeit zu gewinnen, theilte sich die Gesandtschaft in Basel, und während Farel mit einem andern Gefährten (Joh. Budäus) den Weg nach Straßburg einschlug, zogen Beza und Mömpelgard zu Graf Georg.

Beide, der Graf wie die Straßburger, versprachen sich an der beantragten Abordnung einer Botschaft in jedem Falle zu betheiligen, machten jedoch die Gesandten darauf aufmerksam, daß sie sich vorzugsweise an diejenigen deutschen Fürsten wenden möchten, an deren Gesinnung und Hülfe dem König in seiner dermaligen Kriegsbedrängniß am meisten gelegen wäre. Außerdem riethen die Straßburger, die namentlich auch für Beza's Unionsprojecte das lebhafteste Interesse aussprachen, die Gesandten möchten sich unverzüglich nach Worms begeben, um ihre Angelegenheiten durch Melanchthon und die übrigen daselbst versammelten Theologen bei den Fürsten empfehlen zu lassen.

Die beiden Abgeordneten thaten, wie ihnen gerathen war, und zogen, nachdem ihnen noch der Straßburger Magistrat die dringendsten Empfehlungsschreiben an den Kurfürsten Ottheinrich, an den Pfalzgrafen Wolfgang, an den Herzog Johann Friedrich den Mittleren und an den Landgrafen Philipp von Hessen behändigt hatte, mit Beza und Carmel, die sich in Straßburg mit ihnen wieder vereinigten, den Rhein entlang gen Worms. Von dem Markgrafen Karl von Baden, mit dem sie unterwegs zusammentrafen, erhielten sie freundliche Empfehlungen an den Herzog von Würtemberg.

In Worms trafen die Botschafter außer Melanchthon die Theologen Brenz, Diller, Pistorius, Marbach, Andreä und Karg an, die durch die unerwartete Ankunft der französischen Theologen nicht wenig überrascht wurden. Es war das erste Mal, daß sich Beza und Melanchthon von Angesicht sahen. Beza trug sein und seiner Gefährten Anliegen vor, schilderte die Noth der Evangelischen in Paris und bat, sich derselben brüderlich anzunehmen.

Die versammelten Theologen, die sich über die Verhältnisse der Evangelischen zu Paris die genaueste Auskunft geben ließen, waren nicht mit Allem, was sie hierbei hörten, zufrieden. Sie erfuhren mit Befremden, daß in Paris ganz gewöhnlich Männer, Frauen und Jungfrauen zur Nachtzeit zusammenkämen, um ihre Gottesdienste zu feiern; und sprachen daher den Wunsch aus, die Evangelischen zu Paris möchten sich in Zukunft, wenn es die Noth erfordere, lieber in ihren Häusern, im Kreise der Familien aus Gottes Wort erbauen, und das Abendmahl entweder öffentlich in ordentlichen Gotteshäusern, oder, wenn dies nicht angehe, gar nicht feiern. Außerdem gaben sie den Abgeordneten auf, über die Lehre der französischen Gemeinden schriftlich den nöthigen Aufschluß zu ertheilen, damit man den Fürsten zeigen könne, daß sich die Theologen zu Worms, die freilich für sich von dem christlichen Charakter der Hugenotten überzeugt wären, nicht für Anabaptisten, Servetisten und Libertiner, sondern für evangelische Glaubensbrüder verwendeten.

Noch fühlte Beza das namenlose Herzeleid, das ihm wegen der vor Jahren in Heidelberg und Göppingen vorgelegten Declaration erwachsen war, und gern hätte er sich deshalb der Aufstellung eines eignen Bekenntnisses, wodurch er leicht neuen Anlaß zu den gehässigsten Anfeindungen geben konnte, überhoben gesehn. Beza machte daher die deutschen Theologen auf den Katechismus Calvins aufmerksam, der in acht Sprachen übersetzt, ihnen jedenfalls bekannt sei. Allein die Theologen erklärten, es handle sich hier nicht um ausführliche Darlegung des schweizerischen und französischen Lehrbegriffs, sondern um eine summarische Aufzählung der wesentlichsten Lehrpunkte, um damit allerlei falschen Gerüchten, die den Gesandten bei den deutschen Fürsten vielleicht hinderlich sein könnten, zu begegnen.

Nothgedrungen setzten daher die Abgeordneten eine neue Declaration auf, welche sie am 8. Oktober als „Bekenntniß der Lehre der französischen

Kirchen" vorlegten. Sie verwarfen in derselben die Irrlehren Servets, der Anabaptisten, der Libertiner und der anderen Epicuräer, sowie die „papistischen Götzen" und alle übrigen der ökumenisch-kirchlichen Lehre gegenüberstehenden Häresien. Als Normen ihrer Lehre bezeichneten sie die heilige Schrift mit dem apostolischen, nicänischen und athanasianischen Symbol. Mit der Augsburgischen Confession von 1530 erklärten sie sich in allen Punkten einverstanden; nur hätten sie in Betreff der streitigen Lehre vom Abendmahl ihre Bedenken, hofften jedoch, daß ein Gespräch verständiger Männer der deutschen und französischen Kirche leicht zu gewünschter Verständigung führen werde. Denn sie wären ebensoweit von den Irrlehren der Anabaptisten und der Schwenkfeldianer als von denen der Papisten entfernt. Christus sei in seinem Ministerium persönlich gegenwärtig und bezeuge im Abendmahl, daß er uns zu seinen Gliedern mache.

Die deutschen Theologen fanden zwar diese Erklärung vom Abendmahl „etwas dunkel gestellt," erklärten sich jedoch durch die ihnen vorgelegte Declaration vollkommen befriedigt, und trugen daher kein Bedenken, die französischen Protestanten zu Paris als evangelische Glaubensbrüder anzusehen und an die Fürsten Ottheinrich, Philipp, Wolfgang und Christoph das Ersuchen zu stellen (8. October), „so viel möglich den ehrlichen christlichen Leuten in ihrer Unschuld tröstlich zu sein."

Natürlich verfehlten Beza und Farel nicht, in so günstiger Lage auch die Union der evangelischen Kirche zur Sprache zu bringen, und zu ihrer größten Befriedigung sahen dieselben, daß von den zu Worms versammelten Theologen nur ein Theil von ihnen und nur über drei Lehrpunkte differirte: nämlich 1, über die Art und Weise, wie sich im Abendmahle die Gegenwart von Christi Leib und Blut zu den Elementen verhalte; 2, über die Nießung der Ungläubigen, und 3, über die Frage, wie der in den Himmel erhöhte und verklärte Körper Christi doch bis an das Ende der Zeiten auf Erden gegenwärtig sein könnte.

In herzlicher Eintracht schieden hierauf die Schweizer von den deutschen Theologen zu Worms, von deren Bereitwilligkeit zur Herstellung eines allgemeinen evangelischen Kirchenbundes sich Beza für die Zukunft der Kirche viel Schönes versprach. Melanchthon und Beza hatten einander sogar lieb gewonnen *). Voll froher Hoffnungen und mit den Empfehlungen der Theologen versehen, ritten daher die Botschafter weiter in's Hessenland hinein gen Marburg, stiegen daselbst den Berg hinauf auf's Schloß, wo einst Luther, Zwingli und die übrigen Theologen aus Sachsen und der Schweiz mit einander gestritten hatten, und überreichten dem alten Landgrafen Philipp, der sich damals in Begleitung seines Sohnes Wilhelm in Marburg aufhielt, das

*) Ueber ein Gedicht, welches Beza in Worms von Melanchthon erhielt, vergl. Baum, I. S. 306.

an die deutschen Fürsten gerichtete Schreiben des Frankfurter Magistrats, sowie eine von ihnen selbst unterzeichnete Bittschrift, die über den Zweck ihrer Reise Auskunft gab.

Landgraf Philipp nahm die Gesandtschaft mit Auszeichnung auf, eröffnete das Schreiben der Straßburger, versprach, sich der bedrängten Glaubensbrüder eifrigst anzunehmen und ertheilte den Gesandten die dringendsten Empfehlungsschreiben an die Fürsten Ottheinrich, Wolfgang und Christoph, worin er dieselben bat, den Gesandten freundlich zu hören, und sich mit ihm zum Schutze der französischen Protestanten, und vor Allem zur Abordnung einer Gesandtschaft an den König von Frankreich zu vereinigen.

Die vier Abgeordneten waren über die rege Theilnahme, welche der Landgraf für ihre Mission kund gab, hoch erfreut, und legten demselben den Entwurf einer Instruction vor, mit welcher sie die Gesandtschaft zu instruiren baten. In derselben machten sie zunächst darauf aufmerksam, daß die Gesandten den Zweck ihrer Werbungen in Frankreich ganz geheim halten und in jedem Falle ihr Anliegen dem König persönlich vortragen müßten, weil sonst zu befürchten stehe, daß der Cardinal von Lothringen, der bei Hofe einen durchaus unbegrenzten Einfluß ausübe, durch seine Intriguen jeden Erfolg ihrer Werbung vereitele. Würden nun die Gesandten Audienz erlangen, so sollten sie den König auf die vielfache, unerträgliche Verfälschung des göttlichen Wortes, welche sich in der römischen Lehre von der Heiligenanrufung und in anderen Lehren und Bräuchen des Papstthums kund gebe, hinweisen und ihn darauf aufmerksam machen, daß die deutschen Fürsten und Städte durchaus nicht Schonung gotteslästerlicher und sittenverderblicher Sekten, sondern nur Duldung der evangelischen Predigt und des wahren Glaubens verlangten, daß die gegen die Hugenotten erlassenen grausamen Edikte wenig geeignet wären, den inneren Frieden im Lande herzustellen, daß in religiösen Dingen Niemand zur Strafe zu ziehen sei, den man nicht zuvor aus Gottes Wort belehrt und seines Irrthums überführt habe, daß aber nachweisbar die Bischöfe die Unwissenheit im Volke zu erhalten suchten, um desto sorgloser ihren weltlichen Interessen nachgehen zu können, und daß die grausame Verfolgung der Evangelischen am Ende den gefährlichsten Aufruhr in Frankreich hervorrufen könne. Außerdem sollte die Gesandtschaft dem König folgende Bitte vortragen: 1) Er möge die um ihres evangelischen Bekenntnisses willen Verhafteten freilassen; 2) er möge ebenso wie es einst sein Vater Franz gethan, mehrere gelehrte und wohlgesinnte Theologen zu einem Gespräche mit einigen evangelischen Theologen, welche die deutschen Fürsten dazu beauftragen würden, zusammenführen; 3) so lange ein solches Gespräch nicht angeordnet werden könnte, möchte er wenigstens den verhafteten Hugenotten gestatten, sich und ihren Glauben aus Gottes Wort zu rechtfertigen. Jedenfalls möchte er aber allen Gerichtsbehörden in Frankreich ein milderes Verfahren gegen die Evangelischen zur Pflicht machen.

Landgraf Philipp billigte die Instruction, wünschte jedoch, daß einzelne Ausdrücke, die den König verletzen könnten, gemildert würden; worauf die Gesandten wieder hinauf an den Rhein ritten und von da nach Heidelberg zu dem Kurfürsten Ottheinrich zogen.

Auch hier wurde den Fremdlingen der würdigste Empfang zu Theil. Ottheinrich zog sie sogleich an die Adelstafel im Schloß und ließ sie sodann zu sich bescheiden, um ihnen zu eröffnen, daß er von dem Zwecke ihrer Reise zeitig genug unterrichtet, bereits bei dem Könige von Frankreich für die verfolgten Hugenotten schriftlich Fürbitte eingelegt habe und an der gewünschten Aufnahme derselben nicht zweifle. Doch sei er bereit, sich auch an einer Botschaft der übrigen Fürsten zu betheiligen. Da er nun annehmen müsse, daß ihm dieselben die Leitung der zur Ausführung einer solchen Gesandtschaft erforderlichen Geschäfte übertragen würden, so wünsche er, daß Beza und die Uebrigen noch etwa drei Tage bei ihm verziehen möchten, nach deren Ablauf er ihnen eine bestimmte und ausführliche Antwort geben wolle, mit der sie sich nach Stuttgart und Zweibrücken begeben könnten.

Aber schon war fast eine Woche vergangen, ohne daß den Gesandten der erwünschte Bescheid des Kurfürsten zu Theil ward, und fast schien es, als wäre es der heimlichen Tücke Rascalo's, eines von dem Kardinal von Lothringen erkauften Verräthers, der sich als Geheimschreiber des Kurfürsten zu Heidelberg befand, gelungen, das Herz desselben von der Sache der Hugenotten abzuwenden. Da endlich ward den Gesandten am siebenten Tage eröffnet, daß sie der thätigsten Mitwirkung Ottheinrichs zur Verwirklichung ihres Planes versichert sein könnten.

Die Gesandten schieden nun von Heidelberg und von Melanchthon, der noch vor Beendigung des Gesprächs zu Worms dahin gekommen war, um die Reorganisation der Universität ausführen zu helfen.

Die herzlichste und aufmunterndste Begegnung fanden die Gesandten bei dem Herzog Christoph, den sie in der waldigen Umgebung seines herrlichen Schlosses Wildbad des edlen Waidwerks pflegend fanden. Kaum hatte nämlich der Herzog den Vortrag der Gesandten angehört, als er sofort alle von denselben vorgelegten Papiere an sich nahm und die Gesandtschaft schon am folgenden Morgen mit dem Bescheid entließ: er werde nach Kräften dafür Sorge tragen, daß die Gesandten recht zeitig in Mömpelgart zusammentreten könnten, und außerdem werde er die Wünsche der Schweizer, um denselben den Weg nach Zweibrücken zu ersparen, bei dem Pfalzgrafen selbst bevorworten.

Erleichterten Herzens zogen nun Beza, Farel, Carmel und Budäus in die Heimat zurück, wo es dem unermüdlichem Eifer Calvins schon im Anfange des October gelungen war, die Absendung der Gesandtschaft seitens der vier Städte zu bewerkstelligen. Dagegen waren die Bemühungen Beza's bei den deutschen Fürsten, wie sich bald herausstellte, ohne allen Erfolg.

Zunächst gingen nämlich die Fürsten von Beza's Plan insofern ab, als sie glaubten, daß sie ihren Zweck ebenso sicher durch den Erlaß eines Gesammtschreibens an den König als durch Abordnung einer Botschaft erreichen könnten; und noch in Worms setzte Melanchthon im Auftrage der Fürsten und mit Benutzung der von den vier Abgeordneten vorgelegten Instructionen das Concept eines Schreibens auf, wie dasselbe etwa an den König abgesendet werden könnte.

Allein in der wilden Aufregung der Gemüther, welche auf das Wormser Colloquium folgte und die theologischen Parteien des Protestantismus zu neuen Kämpfen gegen einander führte, verloren die meisten Fürsten die bereits beschlossene Intercession ganz aus dem Auge, so daß die Absendung der in Worms aufgesetzten Schrift ganz unterblieb.

Der edle Landgraf Philipp von Hessen sah das traurige Ergebniß der Werbung Beza's voraus. Aber unmöglich konnte er mit den übrigen Fürsten da schweigen, wo der Wehruf der verfolgten Brüder so laut an sein Herz schlug. Landgraf Philipp schrieb daher (19. November 1557) für sich allein an den Herzog von Lothringen und hielt demselben vor, was man in Deutschland von der Verfolgung der „armen Christen, welche des Glaubens der Augsburgischen Confession sind“, erzähle, wie man sie gleich den Verbrechern zum Tode in den Flammen führe, und ihnen vor der Hinrichtung noch die Zunge ausreiße, da sie doch in allen Stücken an der Lehre der heiligen Schrift, der alten Kirche, der Kirchenväter und der öcumenischen Symbole hielten. Der Landgraf beschwor daher den Cardinal, er möge ungesäumt seinen ganzen Einfluß aufbieten, damit das Loos der Unglücklichen gemildert werde.

Allein der Brief des Landgrafen fand am Hofe des Königs ebenso wenig Beachtung, als die Botschaft der Schweizer, welche den Bescheid erhielt, der König lasse die Eidgenossen ersuchen, sich in Zukunft nicht um das, was er in seinem Königreiche anordne, Sorge zu machen, namentlich in Betreff der religiösen Angelegenheiten, da er in denselben unverrückt auf dem Wege seiner Vorfahren fortzugehen entschlossen sei. — Unter den Augen der eidgenössischen Botschaft fanden die edelsten Zierden der Pariser Gemeinde den Tod in den Flammen, und die Lage der Evangelischen in ganz Frankreich ward um so verzweiflungsvoller, als man nach langem Harren auf den Beistand der deutschen Fürsten endlich vernahm, in Deutschland sei das Gerücht ausgesprengt, daß alle gegen die Hugenotten erlassenen Verfügungen von dem Könige zurückgenommen wären, so daß also von den evangelischen Fürsten einstweilen gar keine Hülfe zu erwarten sei.

§ 9.

Nochmalige Unionsversuche Beza's und das Ultimatum der Züricher gegen dieselben.

Die brüderliche Aufnahme, welche Beza in Deutschland gefunden, die Sympathien für seine Unionspläne, die er in Straßburg wahrgenommen hatte, und die Kunde von der zunehmenden Noth und Bedrängniß der Evangelischen in Frankreich war für denselben eine ernste Mahnung, daß der Gedanke einer solidarischen Vereinigung aller Theile der evangelischen Kirche, den er grade jetzt für recht wohl ausführbar hielt, auf's Neue angeregt werden müsse. Daß er hierbei in Zürich auf Schwierigkeiten stoßen würde, war ihm freilich bekannt, weshalb es Beza für angemessen hielt, sein Project den Zürichern brieflich vorzulegen. In dem Schreiben, in welchem er nach seiner Rückkehr Bullingern über seine Reise nach Deutschland berichtete, stellte er daher demselben vor: „Wir haben die redlichste Offenherzigkeit bei denjenigen gefunden, die mit vollem Recht im größten Ansehn stehen, und aus ihrem eignen Munde haben wir Aeußerungen vernommen, die uns zu den besten Hoffnungen nicht allein auf eine Synode, sondern auch auf eine Vereinigung und einen endlichen Frieden berechtigen. Aber nicht allein die Theologen, sondern auch nicht wenige fromme und zum Theil sehr mächtige Fürsten sind von diesem Geiste beseelt. Diese evangelischen Fürsten haben beschlossen, nach dem Wormser Colloquium in Frankfurt eine Versammlung zur Beilegung der Zwistigkeiten zu halten und auch die Außerdeutschen auf eine schickliche Weise dazu einzuladen. Weil sich nun die Sachen so verhalten und der barmherzige Gott die Rathschläge derer vereitelt hat, die uns zu Grunde richten wollten, und das Gemüth der Andern nicht wenig zum Frieden geneigt hat, so ruft die bedrängte Kirche Gottes einen jeglichen von uns auf und fordert, daß jeder nach seinen Kräften und auf jegliche Art und Weise dieses Geschäft bei denjenigen betreibe, durch deren Ansehen und Antrieb es in's Werk gesetzt werden muß. Wenn wir auf die freiwillige Einladung jener, die man ja nöthigenfalls sogar darum bitten sollte, uns weigern oder nicht ein gleiches Verlangen des Friedens mit zur Handlung bringen, so weiß ich wahrlich nicht, wie wir vor Gott, der die Umstände so herbeigeführt und gefügt hat, vor so vielen schwachen und geängstigten Gewissen, vor so vielen Kirchen, die unter dem Vorwande dieses Zwiespaltes schrecklich verfolgt werden, dieses unser schläfriges Zaudern entschuldigen werden."

Allein das Mißtrauen gegen die „Welschen", der Aerger über Beza's vorjährige Declaration und die Erinnerung an die traurigen Begegnungen, welche die Schweizer mit Luther und dessen Anhängern gehabt hatten, machten es den Zürichern nicht möglich, auf Beza's Antrag einzugehen. Sie schrieben daher an Beza zurück: Allerdings wären sie gern bereit, sich an

einem Colloquium zu betheiligen, wenn dasselbe in ordentlicher Weise eingerichtet würde. Denn auch sie wünschten Einigkeit mit den Brüdern, aber nicht jede Einigkeit, sondern „eine heilige, welche der bisher bekannten lauteren Wahrheit nicht widerstreite, die das offenbare Licht und die klare Lehre nicht verdunkele und ungewiß mache, eine Vereinigung, die durch ihre aufrichtige Redlichkeit allgemein, allen frommen Christen angenehm, und eben deshalb von Bestand und Dauer sei und nicht die Ursache zu neuem Zwiespalt in sich trage." Mit den deutschen Protestanten könne man aber schwerlich eine aufrichtige und heilsame Einigung zu Stande bringen, weil dieselben die Anerkennung der Augsburgischen Confession, so wie dieselbe im Jahre 1530 dem Kaiser übergeben sei, forderten, und jeden, der diese Bekenntnißschrift nicht in allen Stücken annehme, der Gemeinschaft des Leibes Christi unwürdig erachteten. Käme es wirklich zu einem Colloquium, so würde hier die Auctorität des gelehrten und frommen Melanchthon leider nicht viel gelten. — Nach diesen Expectorationen kommen sodann die Züricher wieder auf die Göppinger Declaration zurück, wobei der Aerger derselben über Beza in seiner vollen Stärke hervortritt: „Als du im vergangenen Sommer," schreiben sie, „mit den Fürsten und ihren Predigern, gelehrten, wohlwollenden und gemäßigten Männern handeltest, was hast du da mit deiner Unterredung ausgerichtet? Du hast ein im Namen der helvetischen und savoyischen Kirchen abgefaßtes Bekenntniß in ihren Händen gelassen, welches allein schon genug zeigen könnte, daß dergleichen Gespräche keinen andern, als den oben erwähnten Ausgang haben. Denn jene Confession, die du ohne unser Wissen überreichtest, neigte sich mehr zur Lehre der Gegner, als daß sie die unsrige darlegte; weswegen wir sie auch nicht anerkennen und wir dich hier zu Zürich im Beisein der Brüder ermahnt, dich fernerhin zu enthalten, solche Bekenntnisse zu schreiben und den Fürsten zu überreichen. Nichtsdestoweniger hast du wiederum auf deiner zweiten Reise, als du mit den Predigern der Fürsten zu Worms zusammentrafest, und mitunter auch die Sache der in Frankreich eingekerkerten Christen betriebst, eine andere, zweite Confession abgefaßt und hast um ein Colloquium angehalten. Aber was war das für eine Confession? Sei es nun, daß du sie selbst verfaßt, oder daß sie ein Anderer geschrieben und du sie übergeben: es ist eine Confession, die in Allem mit der Augsburgischen übereinstimmt, den Artikel vom Abendmahl ausgenommen (was wir insofern gut heißen und loben), über welchen noch einige Streitigkeiten obschweben sollen. Indessen glauben wir nicht, daß die französischen Kirchen, welche genau an der reinen Lehre halten, obgleich du den Artikel vom Abendmahl ausnimmst, alles dasjenige billigen werden, was man sie in jener ihrer Confession bekennen läßt. Der Art sind unter Anderen die Nothwendigkeit der Wassertaufe bei den Kindern, die Beichte, die man vor dem Geistlichen verrichten soll und die Privatabsolution. Gewiß ist es, daß wir

wenigstens in diesem Punkte, geschweige denn in dem Artikel vom Abendmahl mit der Augsburgischen Confession nicht einverstanden sind. Da sich nun die Dinge dermaßen verhalten, so sagen wir noch einmal, wir können uns nicht überzeugen, daß ein Religionsgespräch mit jenen Menschen der einzige Weg zur wahren, aufrichtigen und dauerhaften Eintracht sei. Alles geht bei ihnen nur darauf hinaus, daß wir zu ihnen übertreten sollen. Da wir nun dieses nicht thun können, wenn wir nicht etwa gegen alle Treue, Pflicht und gegen das Gewissen handeln wollen, so magst du bedenken, wie herrlich du für die Wohlfahrt unserer Kirche sorgst, wenn du auf deinen Gesandtschaftsreisen zu den Fürsten und ihren Predigern das von ihnen zu erhalten wünschest, was mit so vielen Schwierigkeiten und bedenklichen Punkten verbunden ist. Wir sind gewiß, daß die französischen und auch die zerstreuten Gemeinden in Deutschland nicht von uns verlangen, daß wir etwas Unklares, Verworrenes oder Unwahres annehmen sollen, nur damit sie größere Sicherheit und Ruhe genießen. Wir glauben auch, daß unter Brüdern nichts schöner und wünschenswerther sei, als Friede und Eintracht. Selig sind die Friedfertigen, sagt der Herr, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Aber du wirst auch gewiß mit allen Redlichen und Frommen eingestehn, daß man um des Friedens willen auch nicht ein Haar breit von der bekannten Wahrheit und redlichen Einfachheit abweichen oder auch nur das Geringste gegen sein Gewissen annehmen soll, zumal da auch geschrieben steht: Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. — Wir ermahnen dich daher brüderlich, geehrter, theurer Bruder, nie jene Worte des Herrn und die seines Apostels zu vergessen: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Sehet zu, wie ihr sorgfältig wandelt, nicht wie die Unweisen, sondern wie die Weisen, so daß ihr die Zeit und Gelegenheit benutzet. Hüte dich in Zukunft den hohen Herrn etwas zu versprechen, das nicht allein voll Schwierigkeit und Gefahr ist, sondern auch zur Kenntniß und Berathung Vieler müßte gebracht werden. Schreibe auch künftighin keine Confessionen mehr, die du nachher genöthigt bist, mit vielen Worten zu erklären. Du läufst so nur Gefahr, Freunden und Feinden verhaßt zu werden, und im Falle einer Zusammenkunft uns, deine Brüder, zu Gegnern zu haben. — Wir wollen bei unserem Consensus (nämlich dem Cons. Tigurinus) bleiben, und wenigstens den Frieden unter uns erhalten, bis der Herr nach seiner wahren Weisheit und Allmacht einen Weg zur wahren Vereinigung bahnen wird." — Schließlich sprachen die Verfasser des Briefes den Wunsch aus, Beza möchte denselben, um Mißbrauch zu verhüten, Niemandem mittheilen. Aber sie selber hatten ihn schon Hallern und somit allen Berner Geistlichen zugesandt.

Für Beza war dieses Ultimatum, welches die Züricher in Betreff der Unionsfrage abgaben, wenig erbaulich; indessen war es ihm doch ein großer

Trost, daß er sich einerseits der Zustimmung des Straßburger Magistrats zu seinen Unionsprojecten versichert wußte, und daß er andrerseits sich auf Calvins mächtigen Schutz zuversichtlich verlassen konnte. In richtiger Auffassung der vorliegenden Verhältnisse schrieb Beza an Calvin (18. Januar 1558): „Von dir wagen sie es nicht etwas Bestimmtes zu schreiben; aber viele Ursachen lassen mich vermuthen oder vielmehr schließen, daß sie auch gegen dich, ich weiß nicht was für einen Argwohn gefaßt haben, als ob Alles auf deine Anstiftung hin oder wenigstens mit deiner Genehmigung geschehen sei. Aber wohlan, wir wollen ihnen dieses Alles zu Gute halten und thun als ob sie nie dergleichen Gedanken gehabt hätten. Was mich betrifft, so habe ich ihnen persönlich alle Genugthuung gegeben und will es nochmals thun, damit ich ihnen wo möglich den Argwohn benehme, als ob alle die Unionsbemühungen absichtlich darauf hinausgingen, die Wahrheit an die Gegner zu verrathen. Freilich wenn sie eine solche Stimmung zum Colloquium bringen, im Fall sie es nicht ausschlagen, so wird es, wie natürlich, den Ausgang haben, welchen sie befürchten. Geschieht dieß, so wird die Wahrheit zwar nicht unterdrückt, aber doch durch die vereinigten Kräfte der Gegner schwer gedrückt werden, nachdem schließlich jede, auch die letzte Hoffnung zum Frieden verschwunden sein wird. Der letzte Versuch soll gemacht werden, die letzte verhängnißvolle Entscheidung steht bevor: wir müssen daher um so eifriger anhalten im Gebet, ja man sollte sogar, wenn es so für gut befunden würde, in so hochwichtiger Zeit besondere öffentliche Gebete in den Kirchen halten. Das ist das einzige Mittel, welches uns noch übrig bleibt, Gott zu bitten, daß er den Starrsinn einiger Menschen beuge und sie mit wahrer Furcht vor ihm und mit größerer Erkenntniß erfülle. Ich meines Theils, wenn ich nicht sähe, daß es Gott so gefallen hätte, sich meiner als eines unnützen Werkzeuges ohne mein Wissen und Zuthun in einer so wichtigen Sache zu bedienen, so würde ich mich wundern, daß mein Name bei so wichtigen Verhandlungen auch nur genannt würde. Weil es aber der Herr so gewollt und der Satan sich so gewaltig widersetzt hat, so fing ich an darüber nachzudenken, wie ich diejenigen zufrieden stellen möchte, die einen solchen Argwohn gegen mich gefaßt haben. Ich habe daher beschlossen, wenn du nichts dagegen einzuwenden hast, ihnen eben diese unsre Confession, nur zu besserem Verständniß meiner Ansicht weiter ausgeführt zu überschicken. Gefällt sie ihnen, dann soll sie von Farel und mir unterschrieben, überreicht, oder wenn sie es begehren, durch den Druck veröffentlicht werden. Ohne deinen Rath wollte ich jedoch nichts an sie abschicken und deswegen habe ich ihnen noch nicht geantwortet. Erwäge daher mit Fleiß die Schrift, die ich dir hier mitschicke, und schreibe mir deine Meinung über die ganze Sache. Indessen erwarte ich Farels Antwort. Bullingers Schweigen ist mir ein gewisses Zeichen, daß er sich für sehr beleidigt hält. Aber ich werde auch dieses ertragen, denn ich bin überzeugt, daß er allein aus Unkenntniß der

Sache sich so beträgt. Ueber Martyrs Schweigen wundre ich mich viel weniger. Der Herr, der uns mit ihnen verbunden hat, wird gewiß auch dieses Uebel heilen, und wenn ich auch nicht durch Gründe über sie siege, so soll es doch durch Geduld und Langmuth geschehen. — Ich werde künftighin schweigen, da ich durch all mein Reden mir nur ihr mißfallen zugezogen habe. Wollte Gott, daß ich von hier auf irgend eine Weise entfernt würde. Doch will ich, so lange Er mich hier zurückhält, gern meine Pflicht thun." — Durch die Erfahrung belehrt ließ Beza seine Concordienprojekte vorläufig ganz fallen.

Dagegen sah sich Beza in diesem Jahre zu neuer polemischer Thätigkeit veranlaßt. Der Italiener Sebastian Castellio, eine Zeitlang Calvins Hausgenosse, von diesem geschätzt und (1541) auf das Rectorat der Genfer Schule befördert, aber drei Jahre später entlassen, infolge dessen er sich in großer Armuth nach Basel begeben hatte, war als leidenschaftlicher Gegner der Calvinischen Prädestinationslehre aufgetreten. Natürlich trat ihm Calvin energisch entgegen. Aber auch Beza glaubte den Angriffen Castellio's auf die Grundsäule der reformirten Lehre begegnen zu müssen, weßhalb er im Jahre 1557 gegen denselben seine Schrift „Antwort auf Sebstian Castellio's Verläumdungen, mit welchen derselbe das einige Fundament unserer Lehre, nämlich die ewige Prädestination Gottes umzustürzen sucht" veröffentlichte*)

§ 10.

Beza's zweite Intercession für die Evangelischen in Frankreich.

Das Gerücht von dem angeblichen Aufhören der Hugenottenverfolgung in Frankreich war eine Lüge. Rascalo, der ränkevolle Geheimschreiber des Kurfürsten zu Heidelberg, hatte dieselbe im Einvernehmen mit dem Cardinal von Lothringen ersonnen und an mehrere evangelische Höfe gebracht, um auf diesem Wege die Intercession derselben zu hintertreiben. Das Bubenstück war dem Frevler gelungen, wurde aber am kurfürstlichen Hofe bald durchschaut und durch den Hofprediger Diller an die Schweizer berichtet.

Mit gereiztem Unwillen über die schändliche Tücke Rascalo's erhob jetzt Calvin nochmals seine Stimme und forderte seinen getreuen Beza auf, abermals nach Deutschland zu ziehen und die evangelischen Fürsten an die Lösung ihres Wortes zu mahnen. Ungern übernahm Beza einen Auftrag, der ihm von Zürich und Bern her nur neues Herzeleid bereiten konnte, wie es sich sofort zeigte, als sich Beza in Bern um den nöthigen Urlaub zu seiner Reise bewarb. Denn der nachgesuchte Urlaub wurde zwar bewilligt, jedoch mit

*) Auszüge aus dieser Schrift siehe bei Henry, Calvin, III. Beil. S. 28 ff. und Schweizer, Centraldogmen, I. S. 367 ff.

dem Bemerken, daß er sich ja nicht beikommen lassen möchte, sich mit andern Dingen (nämlich Unionshändeln) zu befassen, indem man sonst mit ihm nicht so nachsichtig als bisher verfahren würde. Auch die Berner glaubten ihn, für den Fall, daß er über seinen Auftrag hinausgehen sollte, mit harten Worten bedrohen zu müssen. Im höchsten Grade verstimmt, brach daher Beza mit zwei Gefährten, Johann Budäus und Lucas de Barty auf, um über Basel nach Straßburg zu ziehen. Beza erzählte hier, wie im schreienden Widerspruch mit den ausgesprengten, schändlichen Lügen die Gläubigen in Frankreich aller Orten verfolgt, verhaftet und in Klöster gesperrt würden, wie gar viele unter ihnen schon den Märtyrertod auf den Scheiterhaufen gefunden hätten; wie der König nicht nur entschlossen sei nächstens ein Inquisitionstribunal zu errichten, zu dessen Leitung er sich vom Papste drei Cardinäle erbeten, sondern außerdem ein Edict erlassen habe, welches allen Bischöfen das Recht ertheile, gegen Ketzer auf Todesstrafe zu erkennen, und wie das Parlament durch Drohungen gezwungen sei, diesen Befehl zu sanctioniren.

Der Magistrat zu Straßburg sah in den Mittheilungen der Gesandten die Bestätigung der vielen grausigen Gerüchte, die während der letzten Monde von Paris her erschollen waren, und erklärte sich daher um so mehr bereit, den Wünschen der Schweizer allen möglichen Vorschub zu leisten. Er versprach die Ausführung seines früheren Vorhabens eifrigst zu betreiben und die Anordnung einer Gesammtbotschaft bei dem Fürsten auf's Neue in Anregung zu bringen. Er behändigte daher den Gesandten abermals Empfehlungsschreiben an die Fürsten Ottheinrich und Wolfgang von der Pfalz, Christoph von Würtemberg, Philipp von Hessen und Karl von Baden und gewährte ihnen auf ihr deshalbiges Ersuchen einen der französischen Sprache kundigen Reiter, der sie nach Frankfurt begleiten sollte, wo eben mehrere der genannten Fürsten, vor Allem die drei evangelischen Kurfürsten, versammelt waren, um die Publicationen einer Vereinigungsformel zur Beilegung der kirchlichen Conterversen — den Frankfurter Rezeß — zu berathen.

Indessen konnte sich Beza doch auch einer Besprechung der Concordienangelegenheit, trotz der von den Zürichern und Bernern erhaltenen drohenden Verwarnung nicht ganz entziehen. Marbach richtete nämlich an Beza, als dieser ihn besuchte, die Frage, wie es denn nun mit der Unionssache in der Schweiz stehe. Beza antwortete: So viel an ihm und seinen Freunden sei, so hätten sie ihre Pflicht gethan und die Nothwendigkeit einer Vereinigung aller Bekenner des Evangeliums überall bevorwortet. Daher komme es jetzt darauf an, daß der Straßburger Magistrat das Seine thue. Was Calvin betreffe, so könnten sie versichern, daß es an ihm nie fehlen werde. Da fragte Marbach auch nach den Bernern und Zürichern, was Beza zu der Bemerkung veranlaßte, daß die auf dem Wormser Colloquium im verflossenen Jahre überreichte Schrift, worin unter den zu verdammenden Sectirern namentlich auch die Zwinglianer genannt wären, in Zürich und Bern nothwendig einen

sehr übelen Eindruck habe machen müssen. — Natürlich unterließ es Beza auf die Sache weiter einzugehen.

Die drei Abgeordneten zogen nun eiligst hinab nach Frankfurt und ließen sich bei den daselbst anwesenden evangelischen Herren, den drei Kurfürsten, dem Herzog Christoph von Würtemberg und den Pfalzgrafen Wolfgang und Friedrich *) anmelden. Sie legten denselben die Zuschrift der Straßburger sowie ein sehr warmes Empfehlungsschreiben der Berner mit einer Bittschrift vor, in welcher die wachsende Noth der Hugenotten und die heimlichen Intriguen Rascalo's mit beredter Sprache dargestellt waren, und veranlaßten, durch die freundliche Fürsprache des biederen Grafen Georg von Erbach und des kurpfälzischen Hofpredigers Diller unterstützt, die Fürsten, sich sofort (19. März) zur Unterzeichnung des früher zu Worms von Melanchthon aufgesetzten Schreibens an den König zu entschließen. Mit der Ueberbringung desselben wurden zwei Räthe des Herzogs von Würtemberg, Melchior Feiltsch und Florenz Grafecker, beauftragt, denen auf Veranlassung Beza's die besondere Weisung gegeben ward, sich vor den Intriguen des Cardinals von Lothringen wohl zu hüten, und die Zuschrift jedenfalls dem Könige selbst zu überreichen. Würde ihnen jedoch keine Audienz bei dem Könige gegeben werden, so sollten sie, ohne das Schreiben aus der Hand zu geben, Namens der von ihnen repräsentirten Fürsten gegen das Verfahren desselben Protest einlegen und ohne Weiteres wieder abreisen.

Melanchthons Brief ward diesmal von den Fürsten wirklich unterzeichnet und dem Könige zugeschickt. Allein die Intercession der Fürsten war eben so erfolglos als die frühere der schweizerischen Städte. Der König erklärte nämlich den beiden Botschaftern, er werde demnächst einen seiner Edelleute an die Fürsten senden und sich zur vollen Zufriedenheit derselben vernehmen lassen. Aber die Gesandten brachten die Schreckensnachricht mit nach Deutschland, daß noch während ihrer Anwesenheit an dem königlichen Hoflager neue Märtyrer in den Flammen der Scheiterhaufen verschieden wären.

§. 11.

Wirren in Lausanne. — Beza's Berufung nach Genf.

Als Beza nach Lausanne zurückkam, fühlte sich derselbe nach allen Seiten hin auf das Unangenehmste berührt. Die Anfeindungen, die er wegen seiner Unionsbestrebungen erfahren, die widerwärtigen Beziehungen, die er sich dadurch zu so Vielen bereitet hatte, mit denen in brüderlichster Gemein-

*) Die übrigen Fürsten, welche Baum S. 338 nennt, waren in Frankfurt nicht anwesend. Vergl. darüber meine Geschichte des deutschen Protest. B. I. Absch. IV, § 1.

schaft sich zu wissen, ihm ein Herzensbedürfniß war, traten ihm in peinlichster Weise auf's Neue vor die Seele. Ein kurzer Reisebericht, den Beza schon in den ersten Tagen nach seiner Rückkehr in die Heimat (19. April 1558) an Bullinger sandte, zeugt von dem Unmuth, der seine Seele füllte. Am Schlusse desselben schreibt nämlich Beza: „Im Allgemeinen wünschte ich, daß man auf beiden Seiten weniger nach Gelegenheit haschte, sich zu beleidigen und zu reizen, sondern so viel als möglich suchte, auf eine christliche Weise die Beleidigungen zu übersehen und die Zwistigkeiten zu verdecken, anstatt das Gerücht davon in alle Welt zu streuen. Denn meines Theiles verzweifle ich selbst jetzt noch nicht an der Möglichkeit einer durch ein Colloqium zu erzielenden Verständigung über die Hauptgrundsätze der Lehre. Ich weiß wohl, daß du andrer Meinung bist, und daß du für deine Meinung gewichtige Gründe hast; aber du wirst mir, wie ich zuversichtlich hoffe, wohl gestatten, hierin meiner eignen Ansicht zu sein. Indessen werde ich mein Versprechen, das ich euch persönlich gegeben habe, treu und gern halten, und werde eingedenk der Stellung, die ich in der Kirche einnehme, diese Art der Verhandlung Andern überlassen." Weniger bewegt und darum mit größerer Bestimmtheit äußert sich Beza in einem Briefe an Farel (29. April): „Wir haben zu Frankfurt eine besondere Bittschrift eingereicht, in welcher wir nur die französischen Kirchen erwähnten, damit, wenn einmal ein Colloqium zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens stattfindet, diese günstig angehört werden. Man antwortete uns auf das Freundlichste, so daß ich der gewissen Hoffnung lebe, man werde nichts verhandeln, ohne wenigstens die Genfer zu Rathe zu ziehen. Wenn die Andern das Colloquium ablehnen, so mögen sie bedenken, in welcher Absicht sie es thun, und mögen zusehen, was sie thun. Ich möchte fast meinen, du ließest ab, sie zu andern Ansichten zu bringen, damit du sie nicht noch mehr reiztest. Ist das Colloquium einmal angesetzt und werden einige von ihnen dazu gerufen, dann wird die schicklichste Gelegenheit gekommen sein, daß man ohne Rücksicht mit ihnen handeln kann. Ruhig bleiben und den Aerger verschlucken, halte ich jetzt für das Beste. Denn ich sehe voraus, daß wir allein nichts ausrichten, sondern daß, auf welche Art du sie auch angreifst, der Zwist in offenbare Feindschaft auszubrechen droht. Darum so fleh meine Jugend und meine sonstige Unerfahrenheit nicht an, mein Vater, und sei mir in diesem Stücke zu Willen."

Das Vertrauen, welches einst Beza mit den Freunden in Zürich und Bern verbunden hatte, war also hinweg, und nur hinter dem Rücken derselben wagte es Beza, seine Gedanken und Wünsche offen auszusprechen.

Mußte ihm schon dieses den Aufenthalt in einer Stadt, in welcher sich die Regierungsauctorität von Bern geltend machte, durchaus verleiten, so konnten die widerwärtigen Verhältnisse, die er nach seiner Rückkehr aus Deutschland in Lausanne vorfand, nur dazu beitragen, daß er aus dem Gewirre, welches ihn umgab, recht bald erlöst zu werden sich sehnte. Viret

beabsichtigte in Uebereinstimmung mit den übrigen Predigern und Professoren zu Lausanne (auf deren Seite alle aus Frankreich eingewanderten Glieder der Gemeinde standen), endlich die Einrichtung eines Consistoriums und die Einführung der Kirchenzucht nach Genfer Muster, und hatte außerdem publizirt, daß er wegen der in Lausanne herrschenden Zuchtlosigkeit das heilige Abendmahl an dem bevorstehenden Osterfeste nicht halten werde, weil er das hehrste Heiligthum im Himmel und auf Erden nicht auf die frevelhafteste Weise entweihen wollte. Aber alle Diejenigen, welche sich noch der Erinnerung an die Schrankenlosigkeit des Lebens in der alten, bischöflichen Zeit freuten, nahmen hierin nichts als den unerträglichen Despotismus eines Kirchenthums wahr, gegen welchen sie den Schutz der Regierung zu Bern anrufen zu müssen glaubten. Auch schritt die Regierung gegen den unbequemen Ernst der Kirchenmänner zu Lausanne in einer für diese sehr empfindlichen Weise wirklich ein. Da war Calvins Freundschaft der einzige Trost, an welchem sich Beza's Herz erquickte. Sein Name und seine Lehre galten ihm als ein Heiligthum, dessen Antastung er nicht dulden konnte, weßhalb er erst unlängst Calvins Prädestinationslehre gegen die Angriffe Castellio's öffentlich vertheidigt hatte. Als daher der Rath zu Genf auf Calvins schon oft wiederholten Antrag im Jahre 1558 endlich eine hohe Schule mit drei Professoren (für die Theologie, Philosophie und für die griechische Sprache) zu errichten beschloß, und als Calvin verlangte, daß Beza eine dieser Professuren übernehmen sollte, stand dessen Entschluß, Lausanne zu verlassen, fest. Viret und die andern Collegen zu Lausanne erschraken, als sie von Beza's Vorhaben hörten. Niemand anders als Calvin konnte denselben zu diesem Entschlusse gebracht haben, weßhalb Viret in seinem Schreiben an Calvin den gereiztesten Unwillen über diesen, der ihm Beza's Herz heimlich abgestohlen habe, aussprach. Vergebens wurde Beza mit Bitten bestürmt, daß er doch bleiben und nicht die jetzt in so hoher Blüthe stehende Schule, welche damals 700 Scholaren zählte, durch seinen Abzug zu Grunde richten möchte. Freilich wußte Beza selbst, daß wenn er gehe, dadurch auch in vielen andern aus Frankreich eingewanderten Predigern und Lehrern der Entschluß, Lausanne zu verlassen, reifen, und daß dann Vieles, was er selbst hatte schaffen helfen, wieder verkümmern werde. Aber bei Calvin, der fortwährend von Krankheiten heimgesucht, seiner bedurfte, mußte er nun einmal leben; Calvins täglicher Umgang war ihm Lebensbedürfniß; und nachdem er sich daher in Bern selbst die Entlassung aus seinem gegenwärtigen Dienstverhältniß geholt (welche ihm bereitwilligst, jedoch mit dem Ersuchen gegeben wurde, daß er womöglich noch bis auf Martinstag in Lausanne bleiben möchte) zog er im Anfange des Septembers nach Genf ab.

Dritter Abschnitt.

Beza's Wirksamkeit von 1558—1560.

§ 1.

Beza's Stellung in Genf.

Die Uebersiedelung Beza's von Lausanne nach Genf bezeichnet eine wesentliche Veränderung der Situation des französisch-protestantischen Terrains. Bis dahin waren Genf und Lausanne neben einander die beiden Burgsitze des französischen Protestantismus gewesen: Genf infolge der dominirenden Auctorität Calvins und der Mustergiltigkeit seiner kirchlichen Organisation; Lausanne wegen seiner von 700 Scholaren besuchten Academie. Von jetzt an ging jedoch die Bedeutung Lausanne's durchaus auf Genf über, so daß dieses nun zur eigentlichen Metropole des französischen Protestantismus, ja überhaupt der reformirten Kirche ward, während Lausanne allmählich von allen hervorragenden Lehrern und Predigern (welche theilweise, wie Viret, nach Genf gezogen wurden) verlassen, und durch den Druck, den Bern auf die daselbst sich erhebenden kirchlichen Strebungen ausübte, vollständig verstört, von dem, was es einst gewesen war, fast nichts als die Erinnerung behielt.

Als Beza am 15. Oktober 1558 in Genf einzog, fand derselbe hier zur Begründung einer neuen Aera der kirchlichen Bedeutung diese Stadt völlig vorbereitet. Die zahlreichen Gegner, welche Calvins Lehre und Kirchenzucht hier einst gefunden hatte, waren überwunden und unschädlich gemacht; Calvins Auctorität war die Seele des ganzen Kirchenwesens geworden; die bürgerliche Obrigkeit und das bürgerliche Gemeinwesen hatte Calvins kirchliche Bestrebung vollständig in sich aufgenommen; die Mauern des Gymnasiums erhoben sich rasch auf der St. Antoniushöhe, und Beza ward mit einem so unbedingten Vertrauen aufgenommen, daß sämmtliche Prediger zu Genf durch einstimmigen Beschluß ihm sofort die demnächstige Uebertragung des geistlichen Amtes neben der Professur für griechische

Sprache und neutestamentliche Exegese zuerkannten (was auch schon im Frühjahr 1559 wirklich erfolgte) und daß andrerseits (17. April 1559) der Magistrat, um Beza in Genf bleibend zu fesseln, ihm das Bürgerrecht übertrug. Außerdem war die Errichtung der Academie und des Gymnasiums oder Collegs ein Project, das in allen Schichten der Bevölkerung Genfs als wesentlichstes Interesse der Stadt angesehen ward, weshalb die Ausführung dieses Planes durch mancherlei Opfer, welche Einzelne brachten, rasch gefördert ward. Der gelehrte und tapfere Franz von Bonnivard, der durch Schenkung seiner sehr ansehnlichen Büchersammlung im Jahre 1551 den Grund zur öffentlichen Bibliothek Genfs gelegt hatte, vermachte der Republik (10. September 1558) zum Unterhalte der Schule sein ganzes Vermögen. Andere thaten Aehnliches.

Endlich konnte die Anstalt am 5. Juni 1559 durch einen in den weiten Hallen des St. Peterdomes gehaltenem Festgottesdienst inaugurirt werden. Eröffnet wurde die Feierlichkeit mit einem Gebete und einer kurzen Ansprache Calvins, worauf der gelehrte und welterfahrene Stadtschreiber Michael Roset im Namen des Bürgermeisters auftrat, die Schulgesetze und das Glaubensbekenntniß vorlas, und die Namen der Lehrer und des Gymnasiarchen, dreier neuangestellter Professoren der Academie und zuletzt den Namen Beza's als des Rectors der Academie und des Gymnasiums proclamirte. Hierdurch in seine Amtsthätigkeit eingewiesen, bestieg nun Beza die Kanzel, um die eigentliche Festrede zu halten. Im elegantesten Latein sprach sich hier Beza — es war das erste Mal, daß er einen derartigen Vortrag hielt — über Ursprung, Würde, Nothwendigkeit und Nutzen der Schulen aus. „Wenn schon die Menschen mit Verstand und Vernunft geboren werden," erklärte Beza, „wenn schon man bei Einzelnen eine solche außerordentliche geistige Befähigung wahrnimmt, daß man bei Allem, was sie wissen und was sie thun, glauben sollte, es wären Dinge, die sie nicht zu erlernen, an die sie sich nur zu erinnern brauchten, so bleibt doch immer noch der Ausspruch des Aristoteles, den die Erfahrung aller Zeiten bestätigt, wahr, daß die Menschen nicht gelehrt, und noch weniger mit der Kenntniß aller derjenigen Dinge ausgerüstet zur Welt kommen, deren Verständniß in dem Gange dieser Lebensverhältnisse nothwendig ist, indem sie vielmehr nur mit einer zu diesem Verständnisse führenden Anlage und Geschicklichkeit geboren werden. Folglich muß es ein Mittel geben, um die Menschen zu derjenigen Kenntniß und zu dem Verständniß zu bringen, das sie von Natur nicht besitzen, zumal da selbst die ausgezeichnetsten Naturen noch behandelt, gleichsam bearbeitet und gebildet werden müssen durch nahrhaften und sorgfältigen Unterricht, gleichwie auch das fruchtbarste Erdreich der Cultur und des Anbaues bedarf. Denn sehr wahr ist jenes Wort eines alten Schriftstellers: Ein unterrichteter Mensch sieht doppelt so hell als ein anderer. Nun ist aber das Leben so kurz, daß ein Mensch auch mit den ausgezeichnetsten Geistesanlagen und

mit den größten Anstrengungen (der Unzahl derjenigen nicht zu erwähnen, die eher alles Andere thun, als das Leben recht anwenden) unmöglich so viele Dinge selbst beobachten und erforschen konnte. Gott, den wir allein eine so große und himmlische Wohlthat zuschreiben können, mußte daher ausgezeichnete Geister erwecken, die sowohl mit der Gabe der Erfindung als mit der Organisation ausgerüstet alles Gute und Nützliche zur Kunst und Wissenschaft gestaltet haben. Damit will ich diejenigen bezeichnen, welche zuerst jene herrlichen Kenntnisse an's Licht gebracht haben, die wir jetzt mit dem Worte Philosophie bezeichnen. Was würden aber alle diese Künste und Wissenschaften nützen, wenn es keine Lehrer gäbe, sie zu lehren, keine Schüler, sie zu lernen. Die Vereinigung dieser drei Elemente bildet die Republik der Schulen. Sie besteht nicht durch Zufall, noch erst seit einigen Jahrhunderten, sondern als eine besondere göttliche Wohlthat von den ältesten Zeiten her, damit diejenigen, welche Klötzen oder wilden Bestien ähnlich wären, zu verständigen Menschen umgebildet würden. Daher war schon im alten Testament die Familie der Patriarchen für alle ihre Angehörigen eine solche Schule der Bildung; Moses ward in aller Weisheit der Aegypter, der Lehrmeister der Griechen unterrichtet, und Salomo und Daniel waren in allen denjenigen Künsten geübt, welche man mit Unrecht als profan bezeichnet, da ja nichts Unrechtes oder Profanes an denselben ist, weder in Beziehung auf ihren Urheber, Gott, noch in Betracht des rechtmäßigen Gebrauches derselben. Auch die alttestamentlichen Prophetenschulen waren Anstalten, in denen neben der Religion auch andere freie Künste, soweit es damals möglich war, gelernt wurden. Ebenso erhielt sich diese Wohlthat Gottes unter den Heiden, welche durch dieselben bis zur Erscheinung Christi vor gänzlichem Untergange bewahrt wurden. Nach der Völkerwanderung wurden Karl der Große und andre Erwählte Gottes die Gründer der neueren Schulen und Universitäten, welche theilweise noch bestehen. Diesen Vorgängen folgend hat nun der Rath dieser Stadt auch diese Schule gestiftet und sie nach den heilsamsten Verordnungen eingerichtet." — Schließlich richtete Beza seine Ansprache an die Schüler: Nun wende ich mich an euch, ihr Schüler, und bitte euch im Namen Gottes, so viel an euch ist, euere Pflicht zu erfüllen, damit man euch nicht vorwerfen kann, ihr wäret euch selbst im Wege gewesen. Wissenschaft ohne Rechtschaffenheit und Tugend, sagt Plato und nach ihm Cicero, verdient eher Schalkheit als Weisheit genannt zu werden. Selbst diese armen, blinden, heidnischen Philosophen haben also schon gar wohl eingesehen, daß aller guten Künste Ziel und Endzweck ist, uns im Tugendwandel zu stützen und zu stärken. Welch eine Schande wäre es daher für uns, dieses nicht einzusehen, oder es nicht zu bethätigen und durch die That zu beweisen. Denn bei ihnen darf man sich nicht wundern, wenn sie des Zweckes beinahe verfehlt haben, da sie anstatt der wahren Gerechtigkeit, welche darin besteht, daß wir Gott die Ehre er-

weisen, die ihm gebührt, nur einem abergläubischen Wahne folgten und anstatt wahrhafter Tugenden, gleichwie Ixion, nur eitle Tugendschatten und leere Wolken empfingen. Bei euch aber kann keine solche Entschuldigung stattfinden, denn von jetzt an stehen euch Mittel und Wege zu Gebote, um in der wahren Gottesfurcht und allen Künsten von der Mutterbrust an ernährt und erzogen zu werden, wenn ihr nur (und ich zweifle nicht an eurem guten Willen dazu) eure Studien nach der Vorschrift dieser Gesetze einrichten und betreiben wollt. Dazu aber habt ihr vor Allem den Beistand des allmächtigen Gottes nöthig, der für euch bereit ist, und der auch fürderhin, wie ich gewisse Anzeigen habe, und wie dieser feierliche Tag es verbürgt, nicht fehlen wird. Sodann müßt ihr eurerseits einen gutwilligen Fleiß zeigen, welchen die Weisheit, Bereitwilligkeit und Großmuth eines hochgebietenden Rathes, und die Gelehrsamkeit, Emsigkeit und Treue eurer Lehrer nicht ermangeln werden zu unterstützen, wie ihr das schon jetzt vor Augen seht, und wie ihr es hoffentlich auch in der Folge noch erfahren werdet. Hütet euch daher, daß ihr euch nicht durch Undankbarkeit, Ehrlosigkeit oder Trägheit einer solchen großen göttlichen Wohlthat unwürdig zeigt. Ihr seid hier nicht vereinigt, um bei feierlichen Spielen, Leibesübungen und Kämpfen, wie bei den Griechen geschah, einen angenehmen Zeitvertreib zu finden, sondern um einst, wenn ihr tüchtige Fortschritte in der Religion und in allen guten Künsten gemacht, die Verherrlichung Gottes zu befördern und eurem Vaterlande und den Eurigen zum Nutzen und zur Ehre zu gereichen. Bedenket stets, daß ihr werdet Rechenschaft ablegen müssen von dieser Lehrzeit vor eurem obersten Herrn und Heerführer, der euch die Ehre erzeigt, in dieser christlichen Schule unter eure Fahnen zu treten. Genug, ihr würdet euch mit ewiger Schmach bedecken, wenn es geschehn sollte, daß bei diesen euch dargebotenen Hülfsmitteln ihr als solche erfunden würdet, die sich selbst im Wege stehend, ihren eigenen Schaden gesucht und sich zu ihrem eigenen Untergange verschworen haben. Das wolle Gott in Gnaden abwenden, so wie ich es denn gewißlich hoffe, daß er es thun werde". — Ein hierauf folgendes Schlußwort Calvins beendete die erhebende Feierlichkeit.

§ 2.

Beza abermals als Anwalt des verfolgten Evangeliums und des Unionismus.

Beza war nun somit in diejenige Stellung eingerückt, für welche sich derselbe durch seine Wirksamkeit in Lausanne vorbereitet hatte. Er galt jetzt als der eigentliche Repräsentant und Träger protestantischer Wissenschaftlichkeit und Bildung, und war neben Calvin dasselbe, was Melanchthon neben Luther war. Natürlich war die Berufsarbeit, die Beza jetzt zu tragen hatte, eine ungleich mannigfaltigere als in Lausanne; allein das hinderte

ihn doch nicht, nebenbei noch Mancherlei zu thun, was nothwendig geschehn mußte, was aber nur Er in der rechten Weise thun konnte. So vollendete er damals die schon vor Jahren begonnene Ueberarbeitung der Olivetanischen Uebersetzung des Neuen Testaments. Auch zu einer gesandtschaftlichen Reise mußte Beza noch im Jahre 1559 Zeit finden. Damals war nämlich die Schreckensbotschaft nach Genf gekommen, daß der hochangesehene Parlamentsrath Anne du Bourg als Anhänger der neuen Lehre auf ausdrücklichen Befehl des Königs verhaftet und von dem Parlament zu Paris zum Tode verdammt sei. Wohl hatte die Hierarchie schon unzählige Opfer zur Schlachtbank geführt, aber noch hatte das evangelische Frankreich, und vor allem die Gemeinde zu Paris um keins ihrer Glieder so getrauert, als um den edlen Anne du Bourg. Alles, was man zu seiner Rettung versucht hatte, war vergeblich gewesen; denn gerade an ihm sollte ein abschreckendes Beispiel gegeben werden. Da dachten Calvin und Beza, daß vielleicht die Verwendung eines deutschen Fürsten, insbesondere die des Kurfürsten Friedrich III. zu Heidelberg, die drohende Gefahr von dem theuern Haupte abwenden könnte. Abermals machte sich daher Beza (im November 1559) auf nach Deutschland, wurde mit seinem Antrage von dem frommen Kurfürsten auf das Wohlwollendste aufgenommen und von diesem ersucht, das Schreiben, welches er (der Kurfürst) nach Paris senden wollte, selbst aufzusetzen. Der Kurfürst bat in demselben den König, ihm den Parlamentsrath, dem er eine Professur der Rechte in Heidelberg übertragen wollte, zu überlassen, indem er ausdrücklich erklärte, daß er die Gewährung dieser einzigen Bitte als eine Erfüllung aller Versprechung ansehen wollte, welche ihm von den Königen von Frankreich überhaupt gegeben wären. — Eine kurfürstliche Gesandtschaft brachte das Schreiben nach Paris, wurde mit gleißnerischer Höflichkeit aufgenommen und mit den freundlichsten Zusicherungen entlassen; aber Anne du Bourg — der erste Märtyrer seines Ranges und seines Ansehns — starb am Galgen und seine Leiche ward auf dem Scheiterhaufen zu Asche verbrannt.

Auch zur Wiederaufnahme seiner Unionstendenzen wurde Beza damals veranlaßt, und zwar zunächst durch seine Reise zu dem Kurfürsten Friedrich III. Beza berichtet hierüber in einem Briefe an Bullinger: „Als ich mich zu Heidelberg bei dem Fürsten schon verabschiedet hatte (mit welchem ich, wie ich dir heilig versichern kann, ebensowenig als mit irgend einem andern Menschen über diese Dinge das Mindeste gesprochen), siehe, da kommt ungerufen ein gelehrter und dem Fürsten mit Recht sehr theurer Mann in meine Herberge und fragt mich, warum ich nichts von dieser Sache gesprochen, denn der Fürst habe das erwartet. Ich gab zur Antwort, daß ich hierzu von Niemandem irgend einen Auftrag empfangen hätte, und daß es mir außerdem auch bedenklich gewesen wäre, unter den gegenwärtig so widerwärtigen Verhältnissen (tam exulceratis rebus) etwas der Art in Anregung zu bringen. Mit nichten, sagte er, wisset, daß es auf dem Tage zu Augsburg nur an einem einzigen Fürsten

lag, ohne welchen nach dem einstimmigen Wunsche der übrigen Herren ein freies christliches Gespräch zwischen den Kirchen unseres und eueres Theils wäre beschlossen worden, wenn nicht etwan ihr es abgeschlagen hättet. Ich entgegnete: Wie nun, ist etwa alle Hoffnung verschwunden? Im Gegentheil, erwiederte er, ich kann dich versichern, daß ein hochangesehener und vielgeltender Fürst den sehnlichen Wunsch hegt, die Sache dahin zu bringen, daß dieser unglückselige Streit nach der Entscheidung gelehrter und friedlich gesinnter Männer entweder ganz aufgehoben oder doch wenigstens auf einige billige Bedingungen zurückgeführt und vermittelt würde und wir so durch das Bekenntniß Eines Glaubens zu einem gemeinschaftlichen Bund vereinigt würden. Uebrigens, sagte er, müsset ihr vor Allem wissen, daß man begehrt, ihr möchtet in einer kurzen Schrift so klar als möglich euere ganze Ansicht darlegen, aus welcher man deutlich sehen und bestimmen könnte, in welchen Punkten wir von einander abweichen oder einstimmig sind, und wodurch dann alle Verleumdungen derjenigen abgeschnitten würden, die euch unaufhörlich bei dem Fürsten anklagen. Denn was bis jetzt geschrieben worden, erscheint den meisten von den Unsrigen entweder zu weitschweifig oder zu unklar oder zu ungewiß. Er sei übrigens der Meinung, fügte er schließlich hinzu, daß die Sache um so eher und besser könnte bewerkstelligt werden, je geringer die Anzahl der Männer von unbescholtener Rechtlichkeit wäre, denen sie übertragen würde."

Calvin setzte sofort die begehrte Darlegung der reformirten Lehre auf, und auch Beza that dasselbe, worauf Beide ihre Arbeiten Bullingern zur Prüfung zusandten. In dem Begleitungsschreiben weist Beza überaus klar nach, wie nichtig die in Zürich und Bern gegen sein Unionsproject erhobenen Einwendungen wären: „Es ist zwar eine harte und lästige Bedingung, sagt Beza, sich so sklavisch an gewisse Sylben, Worte oder Ausdrucksweisen halten zu müssen und keine Rücksicht auf diejenigen nehmen zu dürfen, mit welchen man unterhandelt. Da dir indessen der Gebrauch des Ausdrucks Substanz durchaus zuwider ist, so habe ich mich dessen in der zugeschickten Erklärungsschrift gänzlich enthalten. Aber nun verleumden uns die Gegner, indem sie vorgeben, daß wir statt des Wesens des Sakramentes, statt dessen, was durch die Zeichen dargestellt wird, nicht Christi Leib, sondern vielmehr dessen Geist annehmen und somit die Verbindung mit Christo selbst aufheben. Andere sagen, wir handelten nur von den Früchten und Wirkungen, die wir aus Christo ziehen, nicht aber von dem wesentlichen Christus selbst, gleich als ob derjenige Etwas aus Christo schöpfen oder ziehen könnte, der nicht den eigentlichen Christus selber aufnimmt. Andere fabeln sogar, daß wir Christo einen geistigen Körper beilegen, was doch vielmehr auf diejenigen paßt, welche die Allenthalbenheit des Körpers Christi annehmen. Wenn wir also mit ihnen handeln, so sagen wir, um jene Verleumdungen zu vermeiden: Christus selbst oder der Körper Christi werde uns dargereicht, doch nicht allein Frucht und Wirkung des Todes Christi, son-

dern Christi Substanz und Wesen, wodurch in Vereinigung mit ihm, Alles aus ihm in uns geleitet wird. Dann sagen wir, um jede crasse Vorstellung zu entfernen, dies geschehe durch den Glauben, durch die Kraft und Wirkung des heiligen Geistes, obgleich der Leib Christi im Himmel sei, und nirgend anderswo, die Sakramente dagegen auf der Erde und nirgend anderswo. — Heißt dieses nun von unserm Consensus abweichen? Wenn der Herr sagt: Dieß ist mein Leib, und wenn Paulus sagt: Das Brot ist die Gemeinschaft des Leibes Christi, — wollen sie da von einem Körper reden, der keine Substantialität hat? Kurz, ich will das Wort Substanz nicht anders gebraucht wissen, als Martyr es in seiner Vorrede an den Bischof von Canterbury, und in der Erklärung des Chorintherbriefes erläutert hat."

§ 3.

Beza gegen Westphal. — Sein Bekenntniß.

Indessen war bereits die Zeit gekommen, wo Melanchthon, der Bote des evangelischen Friedens an die deutsche Nation, sein Tagewerk beenden, und wo der Gegensatz der theologischen Parteien zur bleibenden Spaltung der deutschen Kirche führen sollte. Statt daß daher Beza seinen Unionsgedanken verfolgen konnte, mußte derselbe nach der Waffe der Polemik greifen, um die maßlosen Schmähungen, mit denen der wilde Zelot Joachim Westphal zu Hamburg Calvin und dessen Lehre übergeifert hatte, in ihrer Lügenhaftigkeit aufzudecken. Es verdient beachtet zu werden, in welcher Weise Beza in dieser Schrift (1559) die von Westphal der reformirten Kirche gemachten Vorwürfe, daß sie viel heilsame Ceremonien abgeschafft, die Privatabsolution, die Privat- und Krankencommunion, die Nothtaufe verwerfe, viele Festtage beseitigt, sich an die Pericopen nicht halte, den Decalog anders eintheile und demgemäß die Bilder abgeschafft habe, — zurückweist: „Vor Allem," sagt Beza, „behaupte ich, daß nur wenige und unschädliche Ceremonien in der Kirche üblich sein sollen. Denn davon abgesehn, daß wir Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten sollen, müßte uns schon die Erfahrung durch das Beispiel Derjenigen warnen, welche ehemals den Ceremonien kein Maß und Ziel setzten und dadurch die Gottesverehrung nicht allein nicht beförderten, sondern sie ganz zu Grunde richteten. Wir meinten daher, daß man vielmehr auf Abschaffung als auf Einführung von Ceremonien bedacht sein müsse. Allerdings kommt hier der verschiedenartige Genius der Völker und der Grad des Fortschrittes, den das Wort Gottes bei ihnen gemacht hat, in Betracht. Wenn wir jedoch bei denjenigen Völkerschaften, die uns anvertraut sind, die Abstellung vieler Dinge erlangt haben, die noch in den sächsischen Kirchen gebräuchlich sind, und deren Abschaffung auch vielleicht anderswo als bei uns nicht mit dem Erfolg von Statten gegangen wäre, warum machst du uns das zum Vorwurf und stellst uns deshalb verleumderisch als von den andern Kirchen abgefallen dar, um

uns verhaßt zu machen? Wir verhehlen es uns allerdings nicht, daß man anderswo nach unsrer Ansicht vielleicht in der Reinigung der Kirche von allem papistischen Unrath zu furchtsam war und zum Theil noch ist; ja wir glauben, daß gar Manches stattfindet, was durchaus nicht zu dulden ist. Die Frage wegen des Chorhemdes ist allerdings in unsern Augen nicht so wichtig, daß wir dieser Kleidung wegen den Fortgang des Evangeliums auch nur im Geringsten gestört sehen möchten. Aber wir glauben, daß diejenigen klug und recht gethan haben, welche jenen ganzen, eher für Schauspieler als für Diener des Evangeliums passenden Anzug als heidnischen Ueberrest aus der Kirche entfernten. Die Erfahrung hat gezeigt, daß er vielfach schaden, in keiner Weise aber nützen kann, weshalb wir die Wiedereinführung desselben keineswegs unter die gleichgültigen Dinge rechnen können. — Bilder und Bildsäulen in den Kirchen aufstellen ist unseres Dafürhaltens durch Gottes ausdrückliches Verbot in der heiligen Schrift mehr als hundert Mal untersagt. Was sollen sie an diesem Orte, wenn sie nicht verehrt werden dürfen? Sollen sie etwa zur Erinnerung dienen? Wer aber ist weiser, wir oder der heilige Geist? Und obgleich wir gern annehmen, daß diejenigen, welche sie zuerst in die Kirche brachten, die Erinnerung im Auge hatten, so sollte uns doch die Abgötterei, die bis auf den heutigen Tag noch im Schwange ist, belehren, daß sie in den Kirchen durchaus nicht zu dulden sind."

„Was des Herrn Abendmahl betrifft, so haben wir uns immer befleißigt, eine solche Lehre zur Geltung zu bringen, welche die Sacramente nicht ihres Gehaltes beraubt und das Gemüth zum Himmel erhebt; weshalb wir bei der Feier des Abendmahles ein feierliches Gebet sprechen, und außerdem so einfach als möglich zu Werke gehn. Das Knieen am Tische, welches du uns vorhältst, kennen unsre Kirchen nicht allein nicht, sondern sie haben sogar nicht einmal etwas davon gehört. Dessenungeachtet kommt es uns aber nicht in den Sinn, wegen dieses freien Gebrauches Jemanden zu verdammen. — Die Kindertaufe betreffend haben wir schon zur Genüge dargethan, daß wir sie nicht anders denn als Heilsbad der Wiedergeburt auffassen. Indessen glauben wir, daß unser Heil nicht von dem Sacrament der Taufe abhängt, sondern von der Annahme der Kindschaft nach den Bundesworten: „Ich will dein und deiner Kinder Gott sein" (Genes. 7, 7); und wir sorgen dafür, daß diese Annahme bei den Kindern der Christen durch das Sacrament der Taufe nach dem Worte Gottes besiegelt werde. Diejenigen Eltern, welche hierin lässig sind, werden von uns mit der gehörigen Strenge zurechtgewiesen. Weil aber in der Kirche Alles mit Würde und Anstand geschehen soll, so wird bei uns nur im Hause des Herrn zu gewissen Stunden, und zwar durch den Diener des Herrn getauft. Stirbt ein Kind vor der Taufe, so zweifeln wir dessenungeachtet nicht im Mindesten an seiner Seligkeit. — Wir halten keine Haustaufe, wenn wir sie aber billigten, so müßte sie von Predigern verrichtet und die Frauen müßten von dieser Verrichtung ganz fern gehalten werden.

Denn diese Mißbräuche sind aus einer unsrer Meinung nach ganz falschen Vorstellung entstanden, daß nämlich die Taufe zur Seligkeit unumgänglich nöthig sei, während doch der Mensch zuvor von Gott als Kind angenommen und dann erst getauft wird. Denn wenn dieses nicht der Fall wäre, warum begehrte man doch von den Erwachsenen zuerst ein Bekenntniß ihres Glaubens, ehe sie getauft werden? Wir taufen die Kinder der Christen, weil wir sie schon im Mutterleibe als von Gott angenommen betrachten. Daß du aber daraus folgerst, wir lehrten, die Kinder der Christen würden ohne Sünde geboren, ist doch wahrlich eine allzu arge Verleumdung."

„Die Privatcommunion, welche wir nicht reichen, begehren unsre Kranken auch gar nicht; denn sie wissen, daß ihre Seligkeit nicht absolut von den Sacramenten abhängt, weil nicht die Entbehrung, wohl aber die Verachtung derselben heilsgefährlich ist. Als Verächter des Sacramentes kann aber nicht derjenige angesehen werden, dem der Herr nicht erlaubt, die Kirche zu besuchen. — Die Privatcommunion scheint uns aber auch der Natur des Sacramentes zu widerstreiten, welches ausdrücklich als eine Gemeinschaft (Communio) bezeichnet wird. Wenn jedoch anderswo diese Sitte ohne Aberglauben und ohne Aergerniß und zur Erbauung der Kirche beobachtet wird, und wenn es die Schwäche im Glauben also erheischt, so wollen wir deswegen die Kirche nicht trennen. Dagegen soll man aber auch uns erlauben, zu beurtheilen, was für unsre Kirchen beizubehalten ersprießlich ist."

Die Eintheilung des Decalogs, welche das Verbot des Bildergebrauchs mit dem ersten Gebot verbindet, weisen wir aus zwei Gründen zurück: Erstens, weil auf diese Art jenes zweite Gebot ganz aus dem Gedächtniß der Menschen verschwunden ist, — und zweitens, weil bei dieser Eintheilung das zehnte Gebot zerrissen wird. Uebrigens ist unsre Eintheilung nichts Neues. Gleichwohl wollen wir wegen der andern Eintheilung, wenn nur das Bilderverbot gehörig herausgestellt wird, mit Niemandem streiten."

„Die Festtage betreffend, wissen wir, Gott Lob! welche Freiheit die Kirche hierin besitzt, und wir halten so sehr auf diese Freiheit, daß uns selbst die Verschiedenheiten, welche in unsern Kirchen herrschen, hierin nicht anstößig sind. Die Erfahrung hat es übrigens zur Genüge bewiesen, daß die Ueberzahl der Festtage eine Unzahl von Lastern erzeugt und unterhalten hat."

„Die Postillen anlangend, ist es gewiß, daß dieses Zerschneiden des Wortes Gottes der ursprünglichen, reineren Kirche unbekannt gewesen und im Orient und Afrika nie Geltung erhalten hat. Einige vermuthen, daß die Sitte der Vorlesung der Pericopen aus Berücksichtigung derer entstanden sei, die zu einem vollständigen Lesen oder auch Anhören der Bücher alten und neuen Testaments weniger befähigt waren. Wie aber, wenn diese Sitte vielmehr die Lässigkeit der Bischöfe selbst zur Ursache hätte, als ob es schon an einer gewissen Anzahl von Abschnitten genug wäre? Der Nachlässigkeit der Geistlichen ist es sodann zuzuschreiben, daß das Verlesen und Erklären jener

Abschnitte bald ganz aufhörte und dann nichts als die Messe blieb, und diese in fremder Sprache ohne Dolmetscher, gegen das ausdrückliche Gebot des Apostels. Es wuchs dann die Menge der Fest- und Heiligentage so sehr, daß die römische Kirche einen jeglichen Tag einen Feiertag nannte, einem jeglichen, wahren oder falschen Märtyrer oder Bekenner sein Evangelium bestimmte, bis es der Satan dahin brachte, daß unter tausend Geistlichen kaum Einer in seinem Leben die Schrift nur einmal ansah. Schon der Name Postille weist auf die Barbarei hin, in welcher er entstand, und das Zusammenhängende so zu zerreißen, ist unverzeihlich. Daher finden in unsern Kirchen fortlaufende Erklärungen der heiligen Bücher statt, und wir ermahnen das Volk oft und dringend, daß es anhaltend und nicht nur von Zeit zu Zeit die Predigt besuche, damit es mit desto mehr Frucht die ganze Lehre in ihrem Zusammenhange auffassen lerne."

„Was die Schmähungen gegen die Märtyrer Gottes (in Frankreich) anlangt, die du ohne Scheu und Scham ausgespieen, während die Tyrannei des Papstthums noch täglich neue Märtyrer unsern Versammlungen entreißt, so magst du selbst zusehen, wie du sie vor dem Herrn verantworten kannst. Ihre Schriften sind vorhanden, welche mit deinem Willen oder gegen denselben ihr Andenken der Nachwelt erhalten werden. Vor allen christlichen Kirchen schäme ich mich, daß in irgend einer derselben ein so muthwilliger Geist aufstehen konnte, dessen Zunge sogar die Todten nicht verschont, sie die im Tode noch von ihren Henkern selbst gerichtet wurden. Der Herr, dem wir die Sache seiner Märtyrer befehlen, wird eine solche unmenschliche und mehr als barbarische Schmach nicht ungerächt lassen."

Am Schluß seiner Schrift benutzte nun Beza die dargebotne Gelegenheit, um allen Lehrern derselben die Einigung der Evangelischen recht dringend an's Herz zu legen: „Es sind der Zänkereien, Schmähungen, Beschuldigungen und Vertheidigungen schon mehr als genug. Reuen und betrüben muß es uns doch einmal, daß der Fortgang des Evangeliums durch dieses traurige Gezänk schon so viele Jahre hindurch gehindert worden ist. Bis hierher und nicht weiter mit dem Wettstreit im Hasse, der ein Sold unserer Sünde ist. Warum sollen wir nicht auch einen Wettstreit beginnen in der Liebe? Gewiß ist es ja, daß wir gemeinschaftliche Feinde haben; gewiß auch, daß wir Einen Gott, Vater, Sohn und Geist bekennen; gewiß auch, daß wir über das Mittleramt Christi, den Glauben, die guten Werke, das Wort Gottes, die Kirche, die Obrigkeit einig sind. Sind nun die Differenzen, die in der Lehre von den Sacramenten obwalten, von der Art, daß wir uns deshalb zur Belustigung und Freude unsrer gemeinschaftlichen Feinde entzweien sollten? — Wir stimmen darin überein, daß im Abendmahl eine wahre Mittheilung des wahren Leibes und Blutes Christi stattfinde, und bekennen, daß Christus so gegenwärtig sei, daß er mit seinem Fleische und Blute uns wahrhaft speise zum

ewigen Leben. Nur in der Art und Weise der Mittheilung liegt der Streitpunkt, insofern wir uns mit einer geistlichen Mittheilung durch den Glauben begnügen. Wir übersehen es zwar nicht, daß diese Streitfrage mit zweien andern zusammenhängt, aber ich bitte doch zu bedenken, von welcher Art dieselben sind. Daß Christus gen Himmel gefahren und das himmlische Reich für uns in Besitz genommen hat, und daß wir durch Seine Macht, Kraft, Gnade und Güte regiert und erhalten werden, das wissen wir, und Alles, was von uns Gutes kommen kann, das schreiben wir ganz allein der Wirkung seines Geistes zu. Einige verwechseln zwar seine Auffahrt mit dem Sitzen zur Rechten Gottes; aber was ist denn in demjenigen, wovon unser Heil abhängt, für eine Verschiedenheit zwischen uns? Wir erkennen an, daß alle diejenigen, welche unwürdig, d. h. ohne Glauben von dem gesegneten Brote essen und von dem gesegneten Kelche trinken, schuldig sind an dem Leibe und Blute des Herrn. Wir sind also im Wesentlichen eins, obschon auch hier eine Streitfrage bleibt, ob nämlich der Unwürdige nur die Zeichen genieße, indem er durch seinen Unglauben den (auch ihm dargebotenen) Leib Christi zurückweist, oder ob er den Leib selbst unwürdig genieße. Sollen denn wohl die Gemüther der Gläubigen noch länger beunruhigt werden wegen der Frage nach dem Genuß der Ungläubigen?"

Von noch größerer Bedeutung als diese Apologie der reformirten Lehre gegen die Angriffe des lutherischen Fanatikers ist das Bekenntniß seines eignen Glaubens, welches Beza in französischer Sprache schon vor dem Jahre 1560 und hernach mehrfach französisch und (mit einer Dedication an Wolmar) lateinisch veröffentlichte.

Dieses Bekenntniß ist im Wesentlichen dieselbe Schrift, welche Beza ursprünglich für seinen Vater aufsetzte, um sich vor demselben zu rechtfertigen. Späterhin ließ Beza sie zur Beförderung evangelischer Erkenntniß unter seinen Landsleuten in französischer Sprache drucken. Da indessen auch von Vielen, die der französischen Sprache nicht kundig waren, nach Beza's Confession gefragt ward, so nahm derselbe mit ihr eine nochmalige Ueberarbeitung vor und ließ sie im Anfange des Jahres 1560 auch in lateinischer Sprache erscheinen.

In den drei ersten Kapiteln stellt Beza diejenigen Lehrstücke dar, über welche damals zwischen Protestanten und Katholiken kein Streit war, nämlich die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Person des Vaters und von der Person und dem Werke des Sohnes. In Kap. 4. „vom heiligen Geiste" spricht Beza von den Wirkungen des heiligen Geistes, vom Glauben, durch den wir Christi theilhaftig werden, von der Gnadenwahl, vom Gottes Wort im Alten und Neuen Testament, von dessen Auctorität, die ihm selbst wesentlich inhärirt, die ihm also nicht von der Kirche verliehen wird, und endlich von den Sacramenten, mittels deren uns der heilige Geist zur Gemeinschaft Christi bringt. Dieser letzte Punkt, die Lehre von den Sacramenten wird mit besonderer Genauigkeit auseinandergesetzt. Die wesentlichsten Gedanken sind: Die

Sacramente sind nicht leere Zeichen, nicht bloße Gemälde, die Etwas nur verbilden, sondern sie sind Wahrzeichen, welche das darstellen, was der heilige Geist unsichtbar wirklich mittheilt. Durch das äußere Zeichen soll daher der Glaube an die unsichtbare Wirkung des heiligen Geistes gestützt werden. Die äußeren Dinge, insofern sie zur Spendung des Sacramentes gebraucht werden, erleiden also nicht in ihrer natürlichen Beschaffenheit, sondern lediglich hinsichtlich ihres Gebrauches eine Veränderung. Das einem öffentlichen Instrument angehängte Siegelwachs ist seinem Wesen nach in Nichts von dem gewöhnlichen Wachs verschieden, wohl aber unterscheidet es sich durch den Gebrauch und die Bestimmung, welche es als Siegel erhalten hat, so daß wer ein solches in Wachs gedrücktes Siegel verfälscht, nicht etwan Wachs verfälscht, sondern als Majestätsverbrecher des Todes schuldig ist.

Von der Besprechnng der Sacramente geht Beza zur Darlegung der reformirten Lehre von der Kirche über. Die Kennzeichen der wahren Kirche sind die Predigt des Wortes Gottes, wozu die Verwaltung der Sacramente und die Handhabung der Kirchenordnung gehört. Das Kennzeichen der wahren Glieder der Kirche ist der Glaube und das dem Glauben entsprechende Leben. Die Kirche bedarf einer äußeren Organisation und Ordnung, und die Fürsten und Obrigkeiten haben darüber zu wachen, daß dieselbe nach Gottes Wort verwirklicht werde. Darum haben die Obrigkeiten auch die allgemeinen Kirchenversammlungen und den freien Lauf des Wortes Gottes in denselben zu überwachen. Die alten Concilien der Kirche sind freilich keine Auctoritäten in Glaubenssachen, vielmehr sind die von ihnen aufgestellten Satzungen nach Gottes Wort zu prüfen. Aber dieselben sind doch auch nicht gering zu schätzen, vielmehr jederzeit zu beachten.

Die Kirche bedarf zur Erreichung ihres Zweckes eines vierfachen Amtes: nämlich des Lehramtes, der Aufsicht über Verwaltung und Vertreibung der Kirchengüter, der Handhabung der Kirchenzucht und der Erhaltung der Ruhe und öffentlichen Ordnung. Von den 1. Cor. 21, 18 u. Eph. 4, 11 genanten Aemtern waren die der Apostel, Evangelisten und Propheten nur für die Zeit der apostolischen Pflanzung der Kirche bestimmte; dagegen sind die Aemter der Hirten und Lehrer allezeit für die Kirche nothwendig. Den Hirten kommt die Verkündigung der Lehre, die Verwaltung der Sacramente, das Gebet und die Einsegnung der Ehen zu, was Alles Christus (Matth. 16, 19) mit „Binden" und „Lösen", „Oeffnen" und „Schließen" bezeichnet. Dieses erhellt aus folgendem Schluß: Nur durch Christum können wir in das Himmelreich gelangen; Christum eignen wir uns nur durch den Glauben an; der Glaube kommt allein durch die Predigt und Sacrament, und diese werden durch die Prediger verwaltet. Die Lehrer unterscheiden sich von den Hirten dadurch, daß währeud jene die heilige Schrift einfach auslegen, diese dieselbe zur Tröstung, Ermahnung, Warnung überhaupt, zur Erbauung der Glieder der Kirche anwenden. — Die zweite Ordnung der

Kirchendiener ist die der Diaconen, denen die Verwaltung und Vertheilung der Kirchengüter obliegt. Die dritte Ordnung ist die des geistlichen Gerichts, welches den Predigern und Aeltesten obliegt. — Die Uebertragung der Kirchenämter hat, dem Beispiele der Apostel und der ältesten Kirche zufolge, lediglich durch freie Wahl der geeignetsten Personen vonseiten der Gemeinden zu geschehn. Zur Bestätigung der Wahl ist der von Christus aus dem alten Bunde in den neuen mit herüber genommene Gebrauch der Handauflegung unter Gebet Angesichts der Gemeinde, jedoch ohne allen Aberglauben, zu gebrauchen.

Hierauf handelt Beza von der Ehe, vom Fasten, vom Kirchenbann und vom Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit. — Die Enthaltung gewisser Speisen und der Ehe ist keine Bedingung der Seligkeit. Will sich Jemand der Ehe enthalten, und hierin seine Keuschheit bethätigen, so muß diese Enthaltsamkeit im Innersten des Herzens wohnen und die natürliche Begierde muß in ihm, wenn sie sich auch vorübergehend fühlbar macht, doch wesentlich so ertödtet sein, daß er nicht brennt, und daher des Heilsmittels der Ehe wirklich nicht bedarf. Denn wir wissen aus Gottes Wort und aus eigner Erfahrung, daß die geschlechtliche Enthaltsamkeit eine Gabe ist, die Gott nur Wenigen, und diesen nur für eine gewisse Zeit verleiht. Wenn schon daher die Enthaltsamkeit diejenigen, denen sie gegeben ist, zum Dienste des Herrn in mancher Beziehung geschickter macht, so ist doch die Ehe eine göttliche Ordnung und daher ehrbar in allen Ständen, weshalb sie für Jedermann zulässig ist. — Die Ehescheidung soll nach Gottes Wort als eine Erleichterung für den unschuldigen Theil gestattet werden, so daß sich dieser wieder verheiraten kann. Dagegen sind Ehebruch und Hurerei streng zu bestrafen, und Hurenhäuser sind in einer christlichen Gemeinde in keiner Weise zu dulden. — Das Verbot der Ehe ist somit geradezu als eine Satzung des Teufels anzusehn. Allerdings wird darum den Evangelischen der Vorwurf gemacht, daß sie die Freiheit des Fleisches predigten. Aber schon die Vergleichung der Sitten, welche unter den Evangelischen herrschen mit der Sittenlosigkeit der Papisten widerlegt diesen Vorwurf. Die wahre Enthaltsamkeit wird von den Reformirten nicht getadelt, kann aber eben darum von Niemandem gefordert werden, weil Niemand wissen kann, daß er diese Gabe für immer besitze. Denn was Gott Niemandem verheißen hat, das kann auch Niemand mit Grund hoffen.

Das Fasten muß, wenn es nicht als Heuchelei gelten soll, ein wirkliches Fasten sein. Uebrigens ist es nicht etwas an sich Gott Wohlgefälliges. Gesetze für Fasten sind geradezu jüdisch.

Hierauf folgen die ausführlichsten Expositionen über die Gewalt und Disciplin der Kirche. Die Kirchengewalt ist ein Theil jener den Aposteln und in ihrer Person allen wahren Aeltesten der Kirche verliehenen Gewalt, welche sich also mittels ordentlicher Berufung zum Kirchendienst vererbt. Hieraus folgt, daß das was die ordentliche Kirchengewalt anordnet, nothwendig von Gott bestätigt wird. — Zur Kirchenzucht gehört wesentlich der große Bann,

wodurch Jemand nach Gottes Wort, also auch nach Gottes Willen so aus der Kirche ausgeschlossen wird, daß er dadurch (weil es außerhalb der Kirche kein Heil giebt) dem Satan zufällt. Indessen ist die Wiederaufnahme des Gebannten in die Kirche wieder möglich.

Den Schluß der Schrift bildet die Darlegung der Lehre von der christlichen Obrigkeit, welche als vornehmstes Glied der Kirche vor Allem den Beruf hat, die Kirche in der Ausübung des reinen Bekenntnisses und in der Handhabung der Ordnungen Gottes zu schützen. — Auch das Frauenregiment (welches damals mit Berufung auf Genes. 3, 16 oft als widergöttlich bezeichnet ward) ist in einem christlichen Gemeinwesen vollkommen zulässig.

§ 4.

Der unterdrückte Aufstand zu Amboise.

Inzwischen bereiteten sich in Frankreich Dinge vor, welche dem Protestantismus daselbst vielleicht die glücklichste Zukunft sichern, vielleicht ihn aber auch verderben konnten, die also jedenfalls für ihn verhängnißvoll werden mußten.

Als der gebrochene Lanzenschaft Montgommery's, welcher bei dem am 10. Juli 1559 vor der Bastille veranstalteten Turniere dem König Heinrich II. durch das Auge gefahren war, dem Leben desselben ein Ende gemacht hatte, war das Königthum und alle Gewalt im Reiche in die Hände der Guisen *), des ehrgeizigen Herzogs Franz von Guise und des grundverdorbenen Cardinals Carl von Lothringen gekommen **). Des an Leib und Seele schwächlichen, an unheilbarer Skrofulosis leidenden sechszehnjährigen Königs Franz II., dem sie schon vor einem Jahre ihre um ein Jahr ältere, bildschöne Nichte Maria Stuart, verwitwete Königin und Regentin von Schottland angetraut hatten, konnten sie sich, da der willenlose König sich von seiner Gemahlin unbedingt beherrschen ließ, ohne Weiteres bemächtigen ***). Alle diejenigen, die ihnen am Hofe im Wege standen, darunter der alte Connetable von Montmorency, wurden in brutalster Weise fortgeschafft, und nur Eine, bis dahin unbeugsam dastehende Macht war vorhanden, die sie niederzuwerfen, oder richtiger, auszurotten hatten, um im Besitze einer absoluten Gewalt zu sein, nämlich die Macht des evangelischen Glaubens. Man hatte bereits gehängt, im Feuer verbrannt, Zungen ausgeschnitten und gepeinigt, daß die Opfer nicht mehr zu zählen waren, und es hatte doch nichts geholfen. Da glaubte

*) Ueber die Personen und Verhältnisse dieses Hauses vergl. Soldan, I. S. 213 ff.

**) Die Charakteristik des Cardinals siehe bei Ranke, Franz. Gesch. I, S. 200 ff.

***) Soldan, I., S. 286.

man, nur Ein Hauptschlag thue noth, ein Schlag, der Schrecken errege und mit Entsetzen erfülle: Darum ward der edle und hochangesehene Anne du Bourg erwürgt und verbrannt. Aber man täuschte sich abermals; der evangelische Protestantismus war in Frankreich bereits eine Macht geworden, die nicht mehr zu vertilgen war. Denn nicht nur hatte derselbe schon in zahllosen Städten und Dörfern die Mehrzahl der Bevölkerung für sich gewonnen; nicht nur war eine große Anzahl alter, hochangesehener Geschlechter, und unter diesen gerade die hervorragendsten Glieder, wie das edle Bruderpaar aus dem Hause Châtillon, Caspar von Coligny, Admiral von Frankreich, und D'Andelot, oberster Hauptmann des französischen Fußvolks, Louis von Bourbon, Prinz von Condé, Bruder des Titular-Königs Anton von Navarra *) und Statthalters der Guyenne, Magdalene Gräfin von Roye, Condé's Schwiegermutter, ebenso dessen Gattin Eleonore, ferner die classisch gebildete Renata von Frankreich, Tochter Ludwigs XII. und Witwe des verstorbenen Herzogs Hercules II. zu Ferrara u. a. m. dem evangelischen Bekenntniß zugethan; nicht nur war die academische Jugend auf den Hochschulen des Reichs von dem neuen geistigen Aufschwung, den der Protestantismus repräsentirte und erweckte, mit Begeisterung ergriffen: vielmehr war in das ganze Leben der französischen Nation ein Streben gekommen, welches sich in vielerlei Weise kund gebend alle gesunden, frischen und freien Lebenskräfte in allen Schichten des Volkes an sich zog, mit dem Gesetze des Herkommens und mit der allmählich lächerlich gewordenen Auctorität der Clerisei brach und vor Allem Befreiung des Vaterlandes von der Gewalt der Guisen und des Pfaffenthums anstrebte. Nicht Alle, in denen dieses Streben nach Besserung der öffentlichen Verhältnisse sich kund gab, waren als Bekenner des Evangeliums anzusehn; aber der Gedanke, daß vor Allem dem religiösem Leben der Nation geholfen und daß an die Stelle der Priesterauctorität die des lebendigen Gottes und Seines Wortes aufgerichtet werden müsse, war doch der Grundgedanke in dem ganzen Leben und Streben dieser über das ganze Reich zahlreich verbreiteten Partei.

Vielleicht war es gerade der entsetzliche Eindruck, den die Hinrichtung Anne du Bourgs machte, was die Evangelischen zu dem Entschlusse trieb, mit Gewalt dem unaufhörlichen Würgen und dem ganzen schändlichen Regiment in Paris ein Ende zu machen. Schon längst waren in den Schlössern der Edelleute in aller Stille Berathungen über die Schritte gehalten, die zu thun wären. Viele derselben waren auch nach Genf gekommen, um hierüber Calvins und Beza's gewichtigen Rath zu hören. Beide hatten allerdings von

*) Anton, Herzog von Vendôme, das Haupt des Hauses Bourbon, hatte durch seine Vermählung mit Johanne d'Albret, Margarethens Tochter, das Ländchen Béarn und deren Ansprüche auf das seit 1512 von den Spaniern besetzte Navarra erheirathet. Seit dem Tode seines Schwiegervaters (1555) hatte er mit seiner Gemahlin den Königstitel angenommen.

jeder Art gewaltsamer Auflehnung abgemahnt*). Aber mit Einem Male schlug das lange Zeit im Verborgenen genährte Feuer in hellen, gluthrothen Flammen auf: Der auf einer weitverzweigten Verschwörung beruhende Aufstand zu Amboise (März 1560) erfolgte, — wurde aber auch in dem Blute des protestantischen Adels und der Leute desselben sofort erstickt**).

Als einige Wochen später der alte edle D'Aubigné mit seinem zehnjährigen Sohne durch Amboise und an dem Schlosse des Städtchens, wo die blutigen Gräuel erfolgt waren, vorbeiritt und die noch nicht ganz unkenntlich gewordenen Häupter der abgeschlachteten Edelleute auf den Stangen aufgepflanzt, sammt dem geviertheilten Leichnam la Renaudie's gewahrte, rief er in aufwallendem Zorn mitten auf dem Jahrmarkt und Angesichts der denselben erfüllenden Menge aus: „Sie haben Frankreich das Haupt abgeschlagen, die Bluthunde." Nur mit Mühe gelang es ihm und seinem Gefolge, der Wuth des fanatisirten Pöbels, der ihn verfolgte, zu entrinnen. Als er aber sich und die Seinen vor weiterer Verfolgung gesichert sah, legte er seinem mitreitenden Knaben feierlich die Hand auf's Haupt mit den Worten: „Sohn, wenn mein Haupt wird gefallen sein, so wirst du das deinige nicht schonen, um jene Ehrenmänner zu rächen, unsre Führer, deren Häupter du so eben gesehen hast. Schonest du es, so soll mein Fluch auf dir ruhen."

So dachten Tausende edler Männer in Frankreich, die in dem Unglück von Amboise nur eine ernste Mahnung zu demnächstigen einmüthigen Handeln und zu einer durch das ganze Königreich gehenden Erhebung gegen die Gewaltherrschaft der Guisen sahen. Als Haupt der protestantischen Partei galt der Prinz Condé, der, nachdem er den Händen der Guisen glücklich entkommen war, kühner Gedanken voll, zu seinem Bruder, dem König Anton von Navarra eilte, und sich hier offen und freudig für die Sache des Protestantismus erklärte, während dieser, ein im Aeußeren liebenswürdiger, lebensfroher und galanter Herr, in seinem Herzen wohl mit dem römischen Kirchenwesen gebrochen hatte, aber in seiner Zaghaftigkeit es doch nicht wagen konnte, ein Charakter zu sein. Während daher infolge des Aufstandes von Amboise die Guisen den König das Edict von Romorantin geben ließen, welches den Prälaten alle richterliche Erkenntniß über alle Verbrechen der Ketzerei aus-

*) Beza schreibt am 12. September 1559 an Bullinger: „Es fehlt nicht an Scävolas, die, wenn eine rechtmäßige Berufung erfolgt, bereit sind, die wahre Freiheit auch mit dem gewissen Tode zu erkaufen. Wir haben aber bis jetzt geantwortet, der Sturm müsse mit Gebet und Geduld überwunden werden, und dann würde der sich nicht unbezeugt lassen, welcher eben erst durch ein so wunderbares Zeichen (nämlich durch den plötzlichen Tod Heinrichs II.) bewiesen habe, was er für seine Kirche nicht blos thun könne, sondern auch thun wolle." Vergl. außerdem Polenz, Gesch. des franz. Calvinismus, B. II. S. 23 ff. — Calvin verglich den Vorfall zu Amboise mit einem Abenteuer irrender Ritter.

**) Soldan I. S. 321 ff.

schließlich überließ und die weltlichen Gerichte zur strictesten Vollziehung der von den Prälaten gegebenen Verfügungen und Urtheile verpflichtete*), tröstete sich Anton damit, daß an ihm, dem Prinzen von Geblüt, sich zu vergreifen doch sicherlich Niemand wagen würde.

§ 5.

Der Notablentag zu Fontainebleau.

Wie ein tröstlicher Lichtstrahl fielen damals die Verhandlungen eines vom 21. August 1560 an zu Fontainebleau gehaltnen Notablentages in das düstre Dunkel, welches die Reformirten in Frankreich — eben seit jener Zeit Hugenotten genannt — umgab. Hier wo alle Großen des Reichs — auch die Prälaten — versammelt waren und wo sich gegen acht hundert, meistens evangelisch gesinnte Edelleute in guter Rüstung versammelt hatten, übergab der fromme Admiral Coligny, aus dem Hause Chatillon, dem Könige im Namen „der durch ganz Frankreich zerstreuten Christen" eine Bittschrift, worin der König ersucht wurde, er möchte eine so große Anzahl seiner Unterthanen, welche bisher nur darum gemißhandelt worden wären, weil sie nach der reinen Wahrheit des Evangeliums leben wollten, in Gnaden ansehen, und ihre Lehre nach der untrüglichen Richtschnur des Wortes Gottes untersuchen lassen, damit jedermann einsehen möchte, wie weit sie von den aufrührerischen und ketzerischen Meinungen entfernt wären, die man ihnen zur Last lege. Unterdessen möchte der König die Verfolgung der Evangelischen inhibiren, durch welche sein ganzes Reich von ungerechten und grausamen Richtern mit dem Blute der Unschuldigen überströmt werde. Gegen diese, welche auch ihre Bitten nicht vor den Thron hätten kommen lassen, möchte sie der König, dem sie jederzeit in unverbrüchlicher Treue zugethan wären und sein würden, in gnädigen Schutz nehmen. — Schließlich wurde der König von den Evangelischen gebeten, daß er ihnen gestatten möchte, in gewissen Gotteshäusern die Predigt des göttlichen Wortes anzuhören und die Sakramente zu empfangen; wozu noch der Admiral die Versicherung hinzufügte, er habe sich während seines Aufenthaltes in der Normandie (die er als Statthalter gubernirte) überzeugt, daß in jenem Lande wenigstens fünfzigtausend Menschen bereit wären, diese Bittschriften zu unterschreiben, und daß alle bisherigen Unruhen blos von den Religionsbedrückungen herkämen**).

*) Charles Drion, Histoire chronologique de l'église protestante de France (Paris, 1855) p. 70 und Soldan, I, S. 338.

**) Ueber die Bedeutung dieses Auftretens Coligny's sagt Polenz, II. S. 38 richtig: „Dem Admiral gebührt der Ruhm, der erste freie und öffentliche Bekenner hoher Stellung und vielleicht überhaupt zu einer Zeit gewesen zu sein, da die Verschwörung zu Amboise die heftigste Reaction gegen seine Glaubensbrüder erregt und man schon deren Untergang beschlossen hatte."

Alle papistisch Gesinnten staunten über das dreiste Vortreten der Evangelischen und über die unerhörte Sprache des Admirals*); aber zwei Prälaten, welche nach demselben auftraten, nämlich Johann von Montluc, Bischof von Valence und der Erzbischof Marillac von Vienne, gaben den Papisten noch Anderes zu hören. Jener rühmte, daß die Religion, welche man verfolge, von Lehrern herrühre, welche mit der heiligen Schrift wohl vertraut wären und sich durch seltnen Fleiß in der Heiligung auszeichneten, was von den Bischöfen nicht gesagt werden könnte, da dieselben die Pfründen nur als Mittel zur Bereicherung und zum Lebensgenuß ansähen; und dieser forderte mit beredten Worten die schleunigste Einberufung eines Nationalconcils, durch welches die Kirche von dem Verderben, welches an ihren Wurzeln nage, befreit werden könnte.

Das Resultat der Berathungen war, daß beschlossen wurde, einen allgemeinen Ständetag und ein Nationalconcil zu veranstalten, auf welchem letzteren die so hochwichtige Kirchenfrage definitiv erledigt werden sollte. Die Ständeversammlung sollte am 9. December 1560 in Meaux eröffnet, das Nationalconcil sollte etwa vom 20. Januar 1561 an am Hoflager gehalten werden. Bis dahin sollten alle gerichtlichen Verfolgungen der Ketzerei sistirt, und nur gegen bewaffneten Aufruhr eingeschritten werden. Den Bischöfen wurde aufgegeben, ihre Residenzpflicht zu erfüllen*).

§ 6.

Beza zum ersten Male wieder in Frankreich.

Einstweilen aber gestalteten sich die Dinge anders, als man zu Fontainebleau vereinbart hatte. Mit Bestürzung hörte nämlich der Hof, daß Prinz Condé mit einer Verschwörung umgehe, noch schrecklicher als die von Amboise gewesen sei. Hierzu kam, daß man von Rom und Madrid aus Alles aufbot, um sowohl die Einberufung der Generalstaaten als die Veranstaltung eines Nationalconcils zu hintertreiben. Indem daher der Hof von den zu Fontainebleau gefaßten Beschlüssen gänzlich absah, waren jetzt alle Gedanken dahin gerichtet, wie man sich der Person des Prinzen und andrer gefährlicher Häupter der Hugenottenpartei am sichersten bemächtigen könnte. Zu diesem Zwecke ward beschlossen, die Stände des Reichs nach Orleans einzuladen und die bourbonischen Prinzen dorthin zu locken, zuvor jedoch sich selbst und die Ausführung des entworfenen Planes in Orleans militärisch hinlänglich zu decken.

Vor Condé wurde natürlich der ganze Plan geheim genug gehalten; aber dieser erfuhr doch wenigstens soviel, daß er die Unmöglichkeit, auf friedlichem Wege und durch gütliche Mittel zur Erfüllung der in Fontainebleau gegebenen Zusagen zu gelangen, klar einsah. Die herrschende Camarilla mußte vernichtet

---

*) Vergl. Soldan, I. 360 ff., wo über die Versammlung zu Fontainebleau am besten berichtet wird.

und hierzu mußte König Anton, als Oberhaupt des Hauses Bourbon, verwendet werden.

Eine Anzahl hugenottischer Edelleute ward in das Vertrauen Condé's gezogen; aber Anton erschrak, als er sich plötzlich in einen Strudel hineingezogen sah, in welchem er sich nicht zu halten wußte. Daher mußte (der damals neunundzwanzigjährige) Prinz Condé in Nérac, wo Anton residirte, die Ausführung des Planes selbst in die Hand nehmen.

Als Condé demgemäß in Nérac angelangt war, ward das dasige alte Schloß alsbald der Sammelplatz unzähliger Edelleute aus Nah und Fern, welche ab- und zuritten, theils um Condé zu begrüßen, theils um Anton zu einem energischen, kühnen Vorgehen gegen die Guisen anzutreiben. Aber noch immer schien es dem König bedenklich, sich für die neue Religion zu erklären. Indessen ließ sich derselbe doch bereit finden, einen der anerkanntesten Lehrer derselben anzuhören und dann auf eine gründlichere Erwägung der Sache einzugehen. Hierzu aber konnte Niemand mehr empfohlen werden als Beza, ein französischer Baron und das Haupt der Academie in der Metropole des französischen Protestantismus, weshalb Anton sofort an Calvin schrieb, daß er seinen Freund Beza, dessen theologischen Rath er im Interesse der gesammten evangelischen Kirche Frankreichs bedürfe, zur Reise an sein Hoflager veranlassen möchte.

Calvins Rath und Wunsch war für Beza entscheidend, der sich in der gewöhnlichen Kleidung des französischen Edelmanns ungesäumt auf den Weg machte und nach einer mühsamen und gefahrvollen Reise, auf welcher er sich mehr als einmal von einer bewaffneten Reiterschaar, die hier oder da ihm entgegenritt oder ihm nachfolgte, schon erreicht und den ihn tödtlich hassenden Gegnern ausgeliefert glaubte, in Nérac anlangte. Es war das erste Mal, daß er nach fast zwölfjähriger Verbannung den vaterländischen Boden wieder betreten hatte. Die Freude, die darüber sein Herz erfüllte, wurde noch erhöht durch das, was er in Nérac gewahrte. Beza traf hier den Prinzen Condé und alle die edlen Männer, welche die Säulen des Protestantismus waren und mit denen er fortan in regstem Verkehr leben sollte; und sich selber sah er von diesen Edlen als die Stütze ihrer Bestrebungen geachtet und geehrt, weshalb er die Seele aller der weitgehenden Verhandlungen war, die jetzt gepflogen wurden. Auch König Anton gab bald seinem eindringlichen klaren und warmen Worte Gehör; und als Beza die Kanzel der Hauptkirche zu Nérac bestieg, sah er dieselbe nicht blos von dem Hofe und der Bürgerschaft, sondern auch von einer großen Zahl edler Herrn und von der Menge der Kriegsknechte angefüllt. Nur die Königin Johanne D'Albret, die durch einen Religionswechsel ihre zahlreichen Besitzthümer und den frohen Genuß dieser Welt zu verlieren befürchtete, verschloß ihr Herz gegen Beza's Stimme. Und doch war gerade sie erwählt, dereinst eine begeisterte Zeugin des Evangeliums und ein Licht der großen Gemeinde zu werden.

Der Plan, für dessen Ausführung man die evangelischen Edelleute zu gewinnen suchte, war nun der, daß König Anton, der als Oberhaupt des Hauses Bourbon, als nächster Anverwandter des regierenden Hauses Valois, für den Fall des Aussterbens desselben der Erbe des Reichs*) und somit während der Minderjährigkeit des Königs zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berechtigt war, mit ihrer Hülfe, um eine feste Position mitten im Reiche zu gewinnen, sich der Städte Orleans, Bourges, Limoges u. a., die günstig gestimmt waren, bemächtigen, und von hier aus die Einberufung der Generalstaaten bewirken und der Tyrannei der Guisen ein Ende machen sollte. Beza war der Meinung, daß das Alles, mit der nöthigen Umsicht vorbereitet, vielleicht in ganz unblutiger Weise bewerkstelligt werden könnte, und schrieb darüber an Calvin, der die Sache auch seinerseits unterstützen sollte.

Allein mitten im besten Fortgang der Dinge änderte sich mit Einem Male Alles. Im Auftrage der Guisen erschienen nämlich eines Tages der Cardinal von Bourbon, Erzbischof von Rouen, ein jüngerer Bruder des Königs mit einem Begleiter am Hoflager Antons, der mit seinem Bruder Condé in sehr verfänglicher Weise an den Hof des Königs Franz II. eingeladen und dabei ersucht wurde, Beza und andere Prediger seiner Umgebung mitzubringen. Der enervirte König Anton, der in der empfangenen Botschaft den Ausdruck aufrichtiger Versöhnlichkeit der Guisen wahrnehmen zu müssen glaubte, wurde durch dieselbe so überrascht, daß er alsbald alle Pläne, mit denen er sich getragen, hinter sich warf und mit der Königin die Messe in der Kirche der Barfüßer besuchte. Auch der junge Prinz Heinrich wurde zum Besuche der Messe gezwungen.

Daß es nur die Absicht der Guisen war, den König und seinen Bruder, womöglich auch dessen geistliche Umgebung in ihre Falle zu locken, und dann die Häupter des Protestantismus mit Einem Male zu Boden zu schlagen, leuchtete allen denen ein, welche mit dem Treiben der Guisen überhaupt bekannt waren, weshalb Anton auf das Dringendste ersucht wurde, der Einladung derselben nicht zu folgen. Aber in heilloser Verblendung beharrte der König bei seinem Entschlusse, die, wie er glaubte, ihm und seinem Bruder dargebotene Hand der Versöhnung anzunehmen, und brach (Ende September) mit diesem und mit ansehnlichem Gefolge auf, um in Orleans, wohin man auch die Stände des Reichs einberufen hatte, mit den Guisen zusammen zutreffen.

Da hoffte man, daß der König noch unterwegs zur Wiederaufnahme seines früheren Planes gebracht werden könnte, wenn von allen Seiten her der Adel mit seinen Leuten zu ihm eilen, er sich also allmählich an der Spitze eines mächtigen Heeres sehen und sich unwillkürlich zu entschlossenem Handeln

*) Das Haus Valois beruhte damals nur auf dem König Franz II. und dessen beiden Brüdern.

gedrängt sehen würde. Und in der That fanden sich schon in Limoges bei tausend Barone ein, welche sich bereit erklärten, unter der Führung Antons Gut und Blut wagen zu wollen. Dieser antwortete unbestimmt; allein Beza, der hier wahrscheinlich zum letzten Male mit ihm unterhandelte, wußte wie bedenklich es aussah. Daher machte sich derselbe auf, zog hin und her, um alle Streitkräfte, die der guten Sache nutzbar gemacht werden konnten, in Bewegung zu setzen und sie zum Anschluß an König Anton zu vermögen. Außer denen, mit welchen Beza jeweilig verhandelte, und denen er sich zu erkennen gab, um alsbald seine Wanderung fortzusetzen, wußte damals Niemand, wo derselbe war. Auch Calvin war ohne alle Kunde von ihm und sprach in Briefen an Freunde die Sorge aus, die ihm wegen Beza auf dem Herzen lag, — als dieser plötzlich zur freudigsten Ueberraschung Calvins und der Seinen, im Anfange des November 1560 in Genf eintraf. Freilich war es nichts Erfreuliches, was Beza zu berichten hatte. König Anton hatte schließlich den von allen Seiten sich um ihn schaarenden Edelleuten eröffnet, daß er sich nach Orleans an den Hof des Königs von Frankreich, um an dem dahin ausgeschriebenen Ständetag Theil zu nehmen, begeben werde, und hatte die ihn begleitenden Edelleute aufgefordert, ruhig auf ihre Burgsitze zurückzukehren. Der ganze Plan, dessen Gelingen in den Augen der protestantischen Partei schon gesichert zu sein schien, war somit vereitelt. Mit Entrüstung kehrten die Edelleute dem unmännlichen Könige den Rücken, und Beza mußte nun selbst dafür sorgen, daß er unentdeckt den Rückweg in die ferne Heimat fand. Drei Wochen lang ritt Beza zur Nachtzeit auf Umwegen der Grenze zu, am Tage sich mit Mühe verbergend, bis er endlich den Genfer Boden glücklich erreicht hatte.

Calvin war trostlos, als ihm Beza erzählte, wie schmählich die schönsten Hoffnungen des Protestantismus in Frankreich durch die Feigheit des Königs von Navarra vereitelt wären. „Beza wird dir selbst einen summarischen Bericht über seine Reise erstatten“, schrieb er traurigen Herzens an Bullinger; „sie wollen sich nicht rathen lassen, sie, die wir so gern gerettet sehen wollten, obgleich wir uns nicht sowohl nur ihretwegen als vielmehr um der ganzen Kirche willen so vieler Mühe unterzogen haben. Der König von Navarra hatte mich, wie ich dir schrieb, von freien Stücken angegangen und bat mich auf das Höflichste, man möchte ihm Beza zuschicken. Hätte man ihm eine abschlägige Antwort gegeben, so möchte ich das Geschrei hören, das alle Gläubigen jetzt erheben würden. An uns, würde man sagen, habe es gelegen, daß nicht Alles einen glücklichen Ausgang genommen. Man hätte uns nicht allein der Furchtsamkeit, sondern der Treulosigkeit und Grausamkeit angeklagt. Beza hat bei dieser Gelegenheit nicht allein mit aller Gewissenhaftigkeit, sondern auch mit unglaublicher Standhaftigkeit alles nur Mögliche geleistet. Hundert Vorschläge und Pläne wurden hundertmal geändert. Endlich geschah, was jetzt Alle sehen, nämlich daß der König von Navarra und sein

Bruder in's Verderben rennen wollten. Wäre man uns gefolgt, so hätten sie ohne einen Tropfen vergossenen Blutes der Sache leicht eine andere Wendung geben und durchgreifen können. Denn das war immer unsre Absicht. Jetzt hat sich aller Orten die verzweifelnde Muthlosigkeit der Gemüther bemächtigt, weil die Kriegsrotten allenthalben wie in Feindesland hausen."

Es mußte nun erfolgen, was nicht mehr abzuwehren war; aber Eine Freude, auf welche Beza am wenigsten gehofft hatte, ward diesen und allen Bekennern des Evangeliums zu Theil: Die Königin von Navarra, Jeanne d'Albret, welche sich gegen alle Ermahnungen zur Erkenntniß des Glaubens geflissentlich verschlossen hatte, war plötzlich durch die stillwirkende Macht der Predigt Beza's und des evangelischen Lebens und Strebens, welches sie umgab, zur lebendigsten Erkenntniß des seligmachenden Wortes so erweckt worden, daß sie — die Deborah des Evangeliums am französischen Königshofe genannt, — während über den Häuptern der Evangelischen eine immer düsterer und dunkler werdende Nacht heraufzog, mit ihrem freudigen Bekenntniß wie ein hellstrahlendes Licht in der Nacht erschien.

„Die Königin von Navarra" (so erzählt uns der Verfasser der Histoire ecclés. I, S. 326) zog „nach der Abreise ihres Gatten nach Béarn zurück, woselbst ihr in wenigen Tagen die Kunde von der Gefangennehmung des Prinzen, den Verschwörungen gegen ihren Gatten, sowie auch Nachricht von den Berathschlagungen zukam, die man in Spanien über die Art und Weise machte, wie man ihr unter der Hand ihr Fürstenthum Béarn und den Rest von Navarra wegnehmen könnte. Als sie nun sah, daß alles Vertrauen, welches sie auf Menschen gesetzt hatte, eitel und alle menschliche Hülfe dahin sei, da wurde sie von der Barmherzigkeit Gottes im Innersten ergriffen und nahm in Demuth unter vielen Thränen ihre Zuflucht zum Herrn als zu ihrem einzigen Hort. Sie gelobte, Seine Gebote zu halten dergestalt, daß sie sich zur Zeit ihrer größten Bedrängniß öffentlich zur reinen Lehre bekannte und darin durch Franz le Guay, genannt Boisnormand, und Henry, die treuen Diener des Evangeliums gestärkt wurde. Darauf alles Zukünftige der göttlichen Fürsorge und Gnade anheimstellend, faßte sie einen männlichen Entschluß und hochherzigen Muth, begab sich in ihre Festung Navarra und versorgte dieselbe mit Lebensmitteln für lange Zeit. Hier erfuhr sie die Krankheit des Königs (Franz II.) und bald darauf seinen Tod. Kurz nach dieser Botschaft, am darauf folgenden Weihnachtsfeste legte sie abermals ein lautes, deutliches Bekenntniß ihres Glaubens ab und nahm Theil in der Gemeinde am Abendmahl des Herrn; und bald darauf übersandte sie dem Könige (ihrem Gatten) das von ihr selbst verfaßte, geschriebene und unterzeichnete Glaubensbekenntniß; denn sie besaß eine seltene Begabung des Geistes."

Da sah Beza, wie der Herr zu segnen wußte, was er, anscheinend erfolglos, am Hofe Nérac gethan hatte.

§. 8.

Genfer Zustände. — Beza gegen Heshus.

Als Beza nach einer Abwesenweit von drei Monaten nach Genf zurückkehrte, fand sich um dieselbe Zeit eine so große Menge flüchtiger Franzosen, insbesondre von Adel, daselbst ein, daß selbst, als sich die Verhältnisse im Vaterlande gebessert hatten, und schon viele Barone zu ihren Burgsitzen zurückgeeilt waren, mehrere von Zürich empfohlene junge Leute dennoch kaum in der Stadt untergebracht werden konnten. Für die Förderung evangelischen Bewußtseins und Lebens in Frankreich war dieser vorübergehende Aufenthalt so vieler flüchtig gewordener französischer Edelleute und andrer Hugenotten in Genf von hoher Wichtigkeit. Denn zum ersten Male sahen dieselben ein Gemeinwesen, in welchem der Geist des reformirten Protestantismus durch alle Lebensbeziehungen hin fest und bestimmt ausgeprägt war; und zum ersten Male erhielten die Meisten unter ihnen Gelegenheit, in den häufigen Predigten, im Umgange mit den Lehrern der Kirche zu Genf und mit gebildeten Gemeindegliedern und durch die Zugänglichkeit literarischer Hülfsmittel daselbst sich eine bestimmtere Kenntniß des reformirt-kirchlichen Lehrbegriffs zu verschaffen; so daß als die Flüchtlinge es wagen durften, nach Frankreich zurückzukehren, in ihnen eine zahlreiche Schaar evangelischer Sendboten der Heimat zugeführt wurden, — zumal da nicht Wenige von denen, welche nach Genf geflüchtet waren, sich dort das Predigtamt gradezu als Lebensberuf erwählt haben.

Schon dieser Zusammenfluß so vieler Fremden in Genf, von denen jeder, als um des Glaubens willen flüchtig geworden, mehr oder weniger sich dazu berechtigt erachtete, die besondere Fürsorge, oder wenigstens die Zeit der Kirchenhäupter zu Genf für sich in Anspruch zu nehmen, führte für Beza ein Uebermaß von Beschäftigung herbei. Hierzu kam noch, daß während seiner Abwesenheit mancher seiner Collegen durch die Pest hinweggerafft war, wodurch ihm ebenfalls vielerlei Arbeit und Sage erwuchs. Indessen trug Beza das Alles leicht und gern; aber schwer, sehr schwer traf es ihn, als er um diese Zeit auch von dem Tode seines lieben Lehrers und Erziehers Wolmar hörte. In einem Briefe (vom 23. Januar 1561) an seinen Freund Blaurer lesen wir Beza's Klage über diesen großen Verlust, den er erlitten: „So ist denn wirklich unser Wolmar sammt seiner Gattin uns vorangegangen in den Himmel! — In das unabänderlich Geschehene mit Geduld sich schicken, wie der Dichter sagt, ist das was allein uns übrig ist. Doch nein, nicht allein mit Geduld, sondern auch mit dankbarem Sinne sollen wir uns dem unterwerfen, was nicht geändert werden kann und soll, weil ja unseres Gottes Wille der allergerechteste ist. So möge er uns denn vorangegangen sein und ein liebes Andenken in unserem Herzen hinterlassen haben, bis wir selbst

einst nach glücklich vollendetem Laufe unseres Lebens mit ihm wieder zusammenkommen." Indessen trotz dieser Bekümmernisse und trotz der ihn drückenden Last der Berufsarbeit fand Beza noch Freudigkeit und Muße genug zu freier literarischer Thätigkeit. Damals hatte Tilemann Heßhus, einer der widerwärtigsten und anmaßlichsten Pfaffen, über welche die Geschichte der lutherischen Kirche berichtet, eine gegen Calvin und Bullinger gerichtete Streitschrift „Von der Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl des Herrn gegen die Sacramentirer (Nürnberg, 1561)" veröffentlicht. Die Polemik, welche Heßhus in dieser Schrift produzirte, war in den Augen Beza's so roh und ungeschlacht, daß dieser, obschon das Pamphlet unmittelbar ihn selbst gar nicht berührte, sich unwillkürlich zu einer Abfertigung des Verfassers veranlaßt fühlte. Denn es däuchte ihn fast, als habe er hier einen Mann vor sich, wie weiland Peter Lyset war. Trotz eines fieberhaften Katarrhs, der ihn quälte, machte sich daher Beza gegen Ende des Jahres 1560 an die Arbeit und schrieb seine beiden Dialoge „Fleischfresserei (κρεωφαγία) oder der Cyclop" und „die Eselsschlüsse (ὄνος συλλογιζόμενος) oder der Sophist," wozu er noch eine besondere Abstersio calumniarum, quibus aspersa est ecclesia genevensis a Tilem. Heshusio hinzufügte. Die in den Dialogen agirenden Personen sind der Müller (molitor), dem der Esel gehört, Eusebius, der in der Verhandlung eine vermittelnde Sprache führt, Heßhus, der mit Namen genannt wird und so plump wie möglich sich expectorirt, und Theophilus (Beza), dessen wissenschaftliches Raisonnement und sarkastischer Spott überall den Sieg davonträgt. Die innern Widersprüche, in welche das lutherische Dogma von einem mündlichen Verspeisen und Verschlucken der himmlischen Gabe des Leibes Christi verwickelt ist, werden in ihrer ganzen, das christlich-religiöse Bewußtsein verletzenden Weise bloßgelegt.

Die sarkastische, in Hohn und Spott sich ergehende Polemik, welche Beza in dieser Schrift gegen Heßhus anwendet, ist freilich nicht der Ton, in welchem kirchliche Streitfragen verhandelt werden sollen. Indessen ist zu beachten, daß Beza den in der rohesten Unmanierlichkeit und Unwissenschaftlichkeit sich spreizenden Gegner gar nicht als einen Anwalt einer kirchlichen Geistesrichtung, sondern als einen „asinus" ansah, dessen individuelle Bornirtheit und Rohheit ihm ein ganz willkommner Gegenstand seines launigen Witzes war. Aber dennoch hätte Beza den Ton, den er in seinen Dialogen angeschlagen hat, nicht gebrauchen sollen, und vielleicht ist es eben daher (abgesehn von dem körperlichen Uebelbefinden, an welchem er litt) zu erklären, daß in den Dialogen sein Witz nicht immer der glücklichste ist.

Vierter Abschnitt.

Beza als Führer des Protestantismus in Frankreich.

§ 1.

Mehrfacher Umschwung der Dinge in Frankreich. — Vorbereitung des Religionsgespräches zu Poissy.

Als Anton von Navarra und der edle Prinz Condé nach Orleans und in die Hand der Guisen gekommen waren, mußte nothwendig irgendwie eine Katastrophe erfolgen; denn es war eben von den Guisen auf eine solche abgesehen. Die Katastrophe kam auch sofort, aber sie verlief anders, als dieselben gehofft hatten.

Die beiden fürstlichen Brüder waren kaum in Orleans eingetroffen, als sie auch sahen, daß sie blindlings in die Falle gegangen waren: Der Prinz Condé, der um jeden Preis fortgeschafft werden sollte, wurde sofort verhaftet und König Anton mußte es sehen, wie er mit hohnlachender Verachtung behandelt und auf jedem Schritt und Tritt beobachtet ward. Der Gerichtshof, vor welchen Condé gestellt wurde, war so zusammengesetzt, daß der Spruch des Gerichts nicht zweifelhaft sein konnte. Mit ihm sollte eine Anzahl Anderer, die als Hugenotten und als Männer von Intelligenz und Ehre, Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit den Guisen im Wege standen, enthauptet werden. Denn zur Befestigung ihrer Gewaltherrschaft mußten die Guisen einen Akt vollziehen, der das Herz der ganzen Nation erbeben machte und der alle Männer von oppositioneller Richtung mit Entsetzen zurückschreckte. Damit auch der achtzehnjährige König einigermaßen als Mitvertreter des von den Oheimen projectirten Actes erschien, war demselben die Aufgabe zugewiesen, daß derselbe bei demnächstiger Begegnung mit König Anton mit demselben Händel anfangen, und ihn in scheinbarer Wuth mit dem Degen durchbohren sollte. Der König hatte auch die Rolle übernommen, suchte sie auch wirklich auszuführen, wußte es aber doch nicht recht fertig zu bringen.

Somit schien es, als wäre das Grab des Protestantismus in Frankreich gegraben; denn man wußte, daß die Zwingherrn, wenn es nöthig wäre, auch das Blut von Tausenden und aber Tausenden erbarmungslos vergießen würden. — Die evangelische Gemeinde zu Orleans stand damals mit Fasten und Gebet vor dem Angesicht des Herrn und trug ihm ihre Noth vor, wie es die Muttergemeinde zu Paris angeordnet hatte.

Aber nur wenige Tage vergingen, da war das Gebet erhört; denn „der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht“ (Ps. 121, 4).

An demselben Tage (5. Decbr. 1560), an welchem König Franz II. zum zweiten Male es versuchen wollte, an Anton von Navarra zum Mörder zu werden, traf ihn der Herr, und bald darauf hatte sein Leben ein Ende. Mit Einem Schlage sahen sich daher die Guisen ihrer Macht beraubt; denn sie waren nicht mehr die Oheime des Königs. Der zehnjährige Karl IX. folgte. Die nöthige Regentschaft, welche angeordnet werden mußte, wurde zwar nicht, wie es die Ordnung erforderte, einem Prinzen von Geblüt, sondern der herrschsüchtigen, verschlagenen, treu- und glaubenslosen Königin-Mutter Margaretha von Medici*) übertragen. Aber in der Hauptsache war dieses, vorläufig wenigstens, gleichgültig. Denn die Verhältnisse waren nun einmal von der Art, daß Katharina, welcher nachher Anton von Navarra als Lieutenant-général des Königreichs zur Seite trat, den Hugenotten Concessionen machen mußte. Die colossale Staats- oder Kronschuld, welche in der letztverflossenen Zeit aufgehäuft war, konnte nur dadurch vermindert werden, daß die Hierarchie von ihrem Ueberflusse ein bescheiden Theil abgab, und dieses war nur dann zu erreichen, wenn die Regierung die starke Partei der Hugenotten für sich gewann und deren Stimme auf dem Reichstage dem Klerus gegenüber sich nutzbar machte.

Am 13. Decbr. 1560 wurde die Ständeversammlung zu Orleans eröffnet**). Laut und dringend forderte der dritte Stand eine prinzipielle Umgestaltung der Kirchenverfassung. Die Pfarrer sollten gelehrte und fromme Männer sein und von den Gemeinden gewählt werden; an der Wahl der Bischöfe sollten die Pfarrer der Städte mit den Notablen Theil nehmen. Von den geistlichen Gütern sollte ein Dritttheil zum Unterhalt der Geistlichen, ein Dritttheil zur Armenpflege, ein Dritttheil zum Kirchen- und Schulbau verwendet werden.

Noch weiter ging der Adel in seinen Forderungen. Man verlangte geradezu eine Reform der Kirche im Geiste des evangelischen Protestantismus. Eine Remonstranz des Adels aus 52 Amtsbezirken in der Normandie, Guyenne, Poitiers, Toulouse, Bretagne klagte darüber, daß die Priester

*) Genau und treffend wird dieselbe von Soldan, I, S. 383 ff. charakterisirt.

**) Ueber die Verhandlungen zu Orleans vergl. Ranke, Französische Gesch. S. 224 ff. und Soldan, I. S. 394 ff.

nicht mehr Gottes Wort predigten, und forderte ein freies Nationalconcil, auf welchem nur die canonischen Bücher des alten und neuen Testaments richterliche Geltung haben sollten.

Indessen kam es auf dem Ständetag doch zu nichts. Die Versammlung ward aufgelöst, und mit der Aussicht auf eine demnächst zu berufende Reichsversammlung vertröstet. Von einem Nationalconcil war keine Rede. Einstweilen sollte Alles beim Alten bleiben.

Da erließ die Staatsregierung die Aufforderung an die Prälaten, am 20. Juli zu gemeinsamen Berathungen behufs Einrichtung eines National- oder allgemeinen Concils zusammenzutreten. Zuvor jedoch sollte ein Gesetz publizirt werden, welches geeignet wäre, die Ausführung dessen, was die Prälaten beschließen würden, sicher zu stellen. Vom 23. Juni an bis zum 11. Juli beschäftigte sich das Parlament zu Paris mit der Ausarbeitung dieses Gesetzes. Endlich erschien das sogenannte Juli-Edikt. Dasselbe verbot alle Zusammenkünfte, insbesondere zur Feier der Sacramente in nicht katholischer Form, sei es mit Waffen oder ohne Waffen, bei Strafe des Todes und der Confiscation aller Habe.

Allerdings konnte dieses Edikt, abgesehen von Paris, fast in keiner größeren Stadt des Reiches zur Verkündigung gebracht werden, und fast nirgends ließen sich die evangelischen Gemeinden durch dasselbe stören; aber dieselben sahen doch alle die schönen Hoffnungen, denen sie sich in Folge der Beschlüsse von Fontainebleau hingegeben hatten, mit Einem Male wieder zu Grabe gehen, und es graute ihnen bei dem Gedanken an den Wiederbeginn der entsetzlichen Verfolgungen, die sie bereits erfahren hatten. Da es ihnen daher nicht vergönnt sein sollte, auf einem allgemeinen Nationalconcil, dessen Veranstaltung in Fontainebleau versprochen war, von ihrem Glauben Rechenschaft abzulegen, so glaubten sie dieses zu ihrer Rechtfertigung und zur Abwendung der auf's Neue drohenden Gefahren unmittelbar vor der Königin-Mutter, in deren Hände die Zügel der Regentschaft gekommen waren, thun zu müssen. Der gefeierte Prediger der Gemeinde zu Rouen, Augustin Marlorat*), übernahm es darum eine Erörterung der wesentlichsten Streitpunkte der beiden kirchlichen Parteien, welche als eine Apologie des Bekenntnisses der reformirten Kirchen Frankreichs der Königin-Mutter übergeben werden sollte, aufzusetzen. Marlorats Schrift**) umfaßte

---

*) Ueber A. Marlorat vergl. die notices biographiques in dem Bulletin de la société de l'histoire du protestantisme français, 1858, p. 83—118.

**) Da dieselbe gänzlich unbekannt ist und von keinem Historiographen der hier dargestellten Ereignisse erwähnt wird, so halte ich es für nöthig, über diese Schrift genauere Auskunft zu geben. Der französische Titel lautet: Remonstrance a la royne mere du roy, par ceux qui sont persecutez pour la parole de Dieu, en laquelle ils rendent raison des principaux articles de la religion, et qui sont auiourd'huy en dis-

unter dem Titel „Remonstrance an die Königin, des Königs Mutter, seitens derjenigen, welche wegen des Wortes Gottes verfolgt werden, worin sie Rechenschaft ablegen von den Hauptartikeln der Religion, welche heutigen

pute p. A. M. — MDLXI (130 F. in klein 8⁰). Den Eingang der Schrift bildet (S. 1—11b) ein ausführliches Vorwort A tres-haute et tres-puissante princesse, la royne de France. Darin sagen die Evangelischen: Der zu Fontainebleau gefaßte Beschluß, zur Entscheidung der vorhandenen Religionsstreitigkeiten ein Nationalconcil zu veranstalten, ist nicht zur Ausführung gekommen. Wir wagen es daher, zu Eurer Güte unsre Zuflucht zu nehmen. Wir rebelliren nicht gegen die Obrigkeit. Aber darum dürfen auch gegen uns keine Gewaltmaßregeln angewendet werden, weil durch dieselben nur Heuchelei hervorgerufen würde. — Unsre Gegner sind keine wahren Hirten; denn sie verdammen den Gebrauch der heiligen Schrift. — Man vergleicht uns mit den falschen Propheten; aber dieses Bild paßt nur auf unsre Gegner. — Die Fürsten dürfen freilich die falschen Propheten nicht im Lande dulden, müssen aber selbst die Angeklagten anhören. — Man sagt uns nach, daß wir Freiheit des Fleisches (der Hurerei) verlangten, daß wir in communistischem Interesse das Verderben des Königs und des Adels wollten und daß wir Vorläufer des Antichrists wären. — Aber diese Anschuldigungen sind Lügen. — Wir sind keine Häretiker. Denn wir halten uns streng an die heilige Schrift. Darum sollen uns auch unsre Gegner aus der heiligen Schrift antworten. Können sie uns Widersprüche mit derselben nachweisen, so sind wir bereit, dieselben fallen zu lassen. — Aber um unparteiische Beurtheilung müssen wir bitten.

Hierauf folgt der erste Abschnitt der Remonstrance (11b—20b): Wir glauben an den lebendigen dreieinigen Gott, und glauben daher, daß wir nur in Christo eine lebendige und lebendigmachende Erkenntniß und Gemeinschaft Gottes haben können. — Da aber Gott ein unsichtbarer Geist ist, so ist derselbe nicht mit äußeren Ceremonien zu ehren und zu versöhnen. — Um das, was wir zu opfern und darzubringen haben, dürfen wir nur den heiligen Geist, der sich darüber in der heiligen Schrift erklärt hat, befragen. — Wir müssen darbringen 1) ein niedergeschlagenes, gedemüthigtes, zerknirschtes Herz und 2) ein Herz voll hingebender Liebe zu den Brüdern. — Der Tempel dieses Opfers ist unser ganzer Mensch, an Leib und an Seele, der Altar ist Jesus Christus, der Weihrauch sind die Gebete, das Weihwasser die Gnade des heiligen Geistes, die Bilder die Glieder Jesu Christi, das gesegnete Brot der Leib und das Blut des Herrn. — Da aber die heilige Schrift die Gegner nicht befriedigen kann, außer wenn dieselbe von den Kirchenvätern autorisirt ist, so ist dieses mit (angezogenen) Aussprüchen der Väter zu erhärten. — Es ist also kein Grund vorhanden, uns wegen Gotteslästerung zu verfolgen und zu tödten. Denn wir leben und wir dienen Gott so wie es die heilige Schrift besiehlt und wie es von den Vätern der alten Kirche geschehen ist.

Article de la messe (21a—50b): Die Messe ist nicht von Christus eingesetzt. Nur Christus kann uns vor Gott vertreten; nur Christi eigne Aufopferung seines Leibes und Blutes am Kreuze kann uns von unsrer Schuld befreien und von allen unsern Sünden reinigen; nur durch den Glauben an Christum und durch das Vertrauen auf Ihn können wir uns

Tages streitig sind" vier Hauptabtheilungen von der Verehrung und Versöhnung Gottes, von der Messe, vom Abendmahl, vom Fegefeuer und von den Heiligen (und Bildern).

---

das Verdienst des Leidens Christi aneignen. — Unsre Gegner werden leicht zu Götzendienern, wenn sie das Sacrament anbeten. Daher beten wir nicht das Sacrament des Altars, sondern Christum an, der im Himmel zur Rechten des Vaters erhöhet ist. — Das Zeichen des Kreuzes zu machen, ist unnütz, denn es hat keinen Zweck. — Die Gegner sprechen von Opfern und Gaben, die sie Gott darbringen, obschon sie deren keine haben. Es ist daher auch unnütz, zu Gott zu beten, daß er durch Engel diese Gaben in den Himmel tragen lasse. Denn wir haben keine andre Gabe, als Christum selbst, der ja schon im Himmel ist; und außerdem kommt es uns als unwürdigen Geschöpfen nicht zu, Christum auf's Neue darzubringen. — Daß Jacobus die Messe eingesetzt habe, kann nicht bewiesen werden. — Schluß: Unsre Gegner können sich zur Rechtfertigung der Messe nicht auf Christus und die ältesten Väter berufen; und wenn sie die „guten Wirkungen ihrer Lehre" rühmen, so antworten wir, daß wir auch ohne die Messe fertig werden können. —

Article de la cène (50 b — 69 b): Wir sind mit den Gegnern darüber einverstanden, daß Christus selbst dieses Sacrament eingesetzt hat, welches sie das Sacrament des Altars, wir das heilige Mahl und die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Jesu Christi nennen. Ebenso stimmen wir darin miteinander überein, daß in diesem heiligen Mahle Jesus Christus gegenwärtig ist und seinen Leib und sein Blut darbietet und giebt. Wir bekennen auch gemeinsam, daß wie Brot und Wein Nahrungsmittel des Leibes zur Erhaltung des leiblichen Lebens sind, ebenso Christus mit der Substanz seines Leibes und Blutes unsre Seelen zum ewigen Leben ernährt und erhält; daß Christus in diesem Sacrament uns mit sich vereinigt und uns dadurch alle Seine Güte, Verdienste und Wohlthaten, Leben und Auferstehung mittheilt. Also in der Hauptsache stimmen wir mit den Gegnern völlig überein. Dagegen leugnen wir, daß Christi Leib und Blut vom Priester auf's Neue geopfert werde; denn dieses widerstreitet dem absoluten Verdienste und Werke seines einmaligen Opfertodes. Auch leugnen wir die Transsubstantiation und den leiblichen Genuß des Leibes und Blutes Christi. — Die Worte „das ist mein Leib" sind sacramentlich, bildlich zu verstehn. Fällt das Zeichen hinweg, so fällt auch der Begriff des Sacramentes. — Der wiedergeborene Mensch bedarf einer geistlichen Speisung seines neuen Lebens. Diese gibt uns Christus selbst, welcher unser geistliches Lebensbrot ist. In diesem Sinne sagt daher Christus auch: „Das Brot ist mein Leib," d. h. der heilige Geist bewirkt (opération) durch dieses Brot und diesen Wein dasselbe, was das lebendige Fleisch Christi, wenn es genossen, bewirken würde. — Oft gibt der heilige Geist den sichtbaren Zeichen den Namen der bezeichneten unsichtbaren Sache, um uns der Erfüllung seiner Verheißung ebenso gewiß zu machen, als uns der Empfang des Zeichens, welches dieselbe vertritt, gewiß ist. — Wie das Taufwasser Wasser bleibt, so verändert sich das Brot wohl der Bestimmung und Wirkung nach, aber nicht der Substanz nach. — Die Gegner können mit Nichts beweisen, daß es Gottes Wille ist, das Abendmahlsbrot in den Leib Christi

Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß diese Erklärung im Herzen der Königin-Mutter den Entschluß reifen ließ, die beiden kirchlichen Parteien zu einem Religionsgespräch zusammenzuführen. Indessen fehlt hierüber jede bestimmte Nachricht.

Aber rascher, als man erwartet hatte, änderte sich die ganze Lage der Dinge.

---

zu verwandeln. Außerdem verstoßen dieselben mit dieser ihrer Lehre gegen zwei Glaubenssätze, nämlich 1) daß der Körper Christi wahrer Körper, gleich dem unsrigen ist, nur daß er nicht der Sünde dient; und 2) daß Christus aufgefahren ist gen Himmel.

Article du purgatoire (70 a — 85 b): Das Opfer Christi, wie es in der Messe dargebracht wird, kann den Todten nicht zu Gute kommen, weil sie keinen Glauben haben. — Die Lehre der Gegner, daß die nach der Taufe begangenen Sünden im Fegfeuer gesühnt werden müßten, widerspricht der heiligen Schrift. — Thatsächlich zeigt sich die Verwerflichkeit dieser Lehre darin, daß sie von den Gegnern nur zum Gelderwerb, also zu schrecklicher Verunehrung des Namens und Wortes Gottes gebraucht wird.

Des saincts (85 b — 125 a): Die Gegner verunehren den Namen Christi, wenn sie in der Messe Gott um Erhörung ihres Gebetes bitten wegen des Verdienstes und der Vermittlung der Heiligen. Denn unser Vertrauen sollen wir allein auf den Herrn setzen. — Aus dem Glaubensartikel von der Gemeinschaft der Heiligen läßt sich die Lehre von dem Mittlerthum der Heiligen nicht ableiten. — Der Papst kann durchaus nicht wissen, ob die von ihm canonisirten Heiligen wirklich im Paradies sind. — Sollten die Heiligen wirklich für uns beten, so befiehlt doch die Schrift, allein Gott anzurufen; denn nur auf Gott steht unser Glaube. — Man kann die Heiligen auch darum nicht anrufen, weil sie nicht allgegenwärtig sind. — Die Todten sehen nichts von dem, was im Leben vorgeht. — Wir wissen aus der Schrift, daß Gott das Gebet des Glaubens erhört um des Einen Mittlers, welchen wir haben, und dieser Eine Mittler ist Christus.

Der Bilderdienst ist von Gott ausdrücklich verboten. Auch verträgt es sich nicht mit der Ehre, die wir Gott schuldig sind, daß wir uns vor Menschenwerk beugen. Gott will, daß unsre Herzen im Gebet nur auf ihn selbst gerichtet seien. — Wir bedürfen der Bilder auch nicht zum Unterricht des gemeinen Volkes, wie die Gegner behaupten; denn dazu haben wir den Himmel und die Erde, das Wort Gottes, die Sacramente und das innere Licht des heiligen Geistes. — Berufen sich die Gegner auf die Auctorität der Concilien, so antworten wir mit der Auctorität der heiligen Schrift, welche über dem Ansehn der Concilien steht.

Schluß (125 a — 130 b): Indem wir alles bisher Vorgetragene zusammenfassen, bitten wir die Königin, unsre Lehre unparteiisch zu prüfen. Insbesondre bitten wir, in Gemäßheit der zu Fontainebleau gefaßten Beschlüsse, unsre Prediger mit den Gegnern zu einem Gespräche zusammenkommen zu lassen und diese Remonstrance mit der Antwort der Gegner auf dieselbe, sowie die Replik und Duplik, welche darauf erfolgen wird, durch den Druck zu veröffentlichen, damit die Wahrheit für Jedermann an das Licht komme.

Die in Aussicht gestellte neue Versammlung der Generalstaaten wurde wirklich ausgeschrieben, und infolge dessen trafen die Deputirten des Adels und des dritten Standes, da sich der Hof zur Zeit in St. Germain-en-Laye aufhielt, allmählich in dem benachbarten Pontoise ein, während die Prälaten zu besonderen Berathungen nach dem ebenfalls nahe gelegenen Poissy beschieden wurden. Sofort trat der Adel mit seinen reformatorischen Forderungen noch energischer als früher hervor. Auch der dritte Stand schloß sich demselben an. In einer Eingabe desselben wurde der König ersucht, binnen drei Monaten ein freies Nationalconcil einzuberufen, diesem selbst zu präsidiren, Niemandem eine Stimme zu geben, der ein persönliches Interesse an der Sache nehme, alle strittigen Artikel allein nach dem Worte Gottes feststellen zu lassen und einstweilen allen Verfolgungen Einhalt zu thun*).

Das drang durch, und zwar um so mehr, als grade damals der Herzog Christoph von Würtemberg bei König Anton von Navarra die Veranstaltung eines Religionsgespräches auf das Dringendste begehrt hat. Zwar ein eigentliches Nationalconcil einzuberufen — welches factisch eine Opposition gegen das ökumenische Concil zu Trident gewesen sein würde, — wagte man nicht. Aber man entschloß sich, eine Prälatenversammlung und ein Colloquium zu veranstalten, welche beide die Stelle eines Nationalconcils vertreten sollten. In diesem Gespräche sollten die Anhänger der „neuen Lehre" ihre Desiderien vortragen und sich mit den Prälaten wegen Abstellung der kirchlichen Mißbräuche verständigen. Der Ort dieses Colloquiums sollte Poissy sein, wo die Prälaten bereits versammelt waren. Zugleich wurde für die Verhandlungen zu Poissy, wie es schien, die breiteste Basis in Aussicht gestellt. Denn ein offener Majestätsbrief vom 25. Juli 1561, der allenthalben unter Trompetenschall verkündigt wurde, machte bekannt: Ein jeder Unterthan, der in Sachen der Religion etwas zur Sprache zu bringen hätte, weß Standes er auch sei, könnte, unter feierlicher Zusage sicheren Geleites, zu Poissy erscheinen, und sollte vor der Versammlung gehört werden.

Das Gespräch sollte in aller Kürze eröffnet werden, und die Hugenotten erkannten, daß schon mit der Anordnung desselben an und für sich zwar viel gewonnen sei, daß aber noch unendlich mehr gewonnen werden könnte, wenn die Gunst einer vielleicht nur kurzen Zeit in kluger Weise benutzt werde. Vor Allem bedurften die Evangelischen — das erkannten Alle — eines Sprechers, der als eine Auctorität der Kirche hingestellt werden könnte, der Bildung, Klugheit und Haltung genug besitze, um auch da mit voller Energie die evangelische Wahrheit vertreten und zur Geltung bringen zu können, wo die Regeln höfischen Anstandes dem Worte so oft Gewalt anthun.

---

*) Ranke, Französische Gesch. im 16. und 17. Jahrhundert. S. 231. — Soldan, I, S. 434.

Hierzu war aber Niemand geeigneter, als Beza, weshalb unter den Evangelischen zu Paris sofort der Gedanke reifte, daß derselbe um jeden Preis zur Reise nach Poissy vermocht werden müsse. Insbesondere war es Admiral Coligny, der für diesen Gedanken, von dessen Ausführung er sich Großes versprach, schwärmte. Um die Mitte des Monats Juli (1561) reiste daher ein evangelisch gesinnter Edelmann, Claudius von Pradella, mit Briefen von Anton, Condé, Coligny und der Gemeinde zu Paris nach Genf ab, um Beza zur Reise nach Poissy aufzufordern. Auch hatte Pradella den Auftrag, sich mit dem berühmten Züricher Prediger Peter Martyr Vermigli zu besprechen, den man ebenfalls bei dem Religionsgespräch zu haben wünschte. Der Brief der Pariser Gemeinde lautete: „Obschon wir überzeugt sind, daß die unumgängliche Nothwendigkeit der Dinge, welche deine Gegenwart durchaus erheischt, beweglicher zu dir spricht, als aller Menschen Flehen, so hat doch unsre hiesige gesammte Kirche nicht umhin gekonnt, dich auf das Dringendste anzugehen, uns das zu gewähren, weswegen wir auch gemeinschaftlich an eure gesammte Kirche geschrieben haben. Erlangen wir es von dir, wohlan! so wirst du daran einen wahren Gottesdienst thun und uns Alle hier, ja so viele ihrer in diesem ganzen Reiche die Wahrheit erkannt haben, als durch eine Wohlthat dir zu Dank verpflichten."

Condé schrieb: „Es hat Gott gefallen, dieses Reich mit dem Auge seiner Gnade und Barmherzigkeit anzuschauen, so sehr, daß es endlich mit der Religionssache dahin gekommen ist, daß man sich mit einer genaueren Kenntniß der Streitfragen befassen will. Damit aber Diejenigen, welche dem wahren Glauben entgegen sind, widerlegt werden, will es Noth thuen, daß hierin Alle helfen, denen Gott Weisheit und Gelehrsamkeit hierzu geschenkt hat. Aus diesem Grund, und weil mir wohl bekannt ist, mit welchem Eifer und Erfolg du für das Reich Christi und sein Evangelium arbeitest, habe ich auch dieses mein Schreiben denjenigen beifügen wollen, welche der König, mein Bruder, und andre bedeutende Männer in derselben Angelegenheit an dich gerichtet haben. Denn obgleich du aus ihren Briefen genugsam hast ersehen können, was die Meinung des Reichsraths in dieser Sache und wie nöthig deine Gegenwart bei diesem Religionshandel sei, so glaubte ich doch kein unnützes Werk zu thun, wenn auch ich dich inständig bäte, daß nach Einsicht dieses du sogleich dich auf den Weg machtest und bei dieser hochansehnlichen Versammlung erschienest. Zuversichtlich kann ich dir betheuern, daß du von Allen gern gesehen und freundschaftlich aufgenommen werden wirst, was ich dir denn auch meinerseits zuversichtlich versichern kann. Ich will nicht mehr Worte machen. In so gerechter und heiliger Sache bedarf es wohl bei dir unserer Bitten nicht. Ja, nach der Zuneigung, welche ich für dich persönlich hege, meine ich, könnte es nun einmal gar nicht anders geschehen."

Coligny sandte dem Genfer Rector nur die wenigen, mit seiner großen

und festen Handschrift geschriebenen Worte zu: „Obgleich du weder meine Hand noch Unterschrift kennst, so stand ich doch nicht an, dir diese Zeilen zu schreiben. Dein aufrichtiger Freund Chatillon." — Wie in diesen wenigen Worten der feste, einfache und thatkräftige Charakter des Admirals, so spricht sich in dem Schreiben des Königs von Navarra die unmännliche Charakterlosigkeit desselben aus: „Da der Herr Admiral," so schreibt der König, „dieses ganze Geschäft auf sich genommen hat, so will ich nicht viel Worte machen. Nur dieses Eine magst du hieraus ersehen, daß du hier keinen Freund hast, dem deine Ankunft angenehmer sein könnte als mir. In allen nur möglichen Stücken dir zu willigem Dienst bereit, bitte ich Gott, er möge dir bei guter Gesundheit alle deine Wünsche in Erfüllung gehen lassen."

Mit Ueberraschung und Staunen ersahen Beza und Calvin, welche eben damals mit Geldsammlungen für die durch die savoyischen Executionen erschöpften Waldenser und mit der Abfassung von Empfehlungen für die Abgeordneten dieses „Märtyrervolkes" an Neuenburg, Bern, Zürich, Schaffhausen, Mühlhausen und Straßburg beschäftigt waren, welcher unerwartete Umschwung der Dinge in Frankreich erfolgt, und wie nahe die Stunde der Entscheidung für das Geschick des Protestantismus daselbst gekommen war. Natürlich jauchzten Beide den Hoffnungen entgegen, welche von Frankreich her laut wurden. Indessen war es doch dem Magistrat zu Genf befremdlich, daß sich die Herren in Frankreich nur an Beza gewendet hatten, ohne ihn um Gewährung des nöthigen Urlaubes für Beza zu ersuchen. Noch größere Bedenken äußerte man aber in Zürich, wohin Beza und Pradella gereist waren, um Peter Martyr zur Mitreise nach Paris zu bewegen, indem nebenbei die Königin-Mutter denselben als ihren Landsmann, der ihre (italienische) Sprache rede, gern zu sprechen wünschte*). Denn wenn schon Martyr für seine Person nicht abgeneigt war, der Einladung Beza's zu folgen, und wenn schon dieser alles nur Mögliche aufbot, um die ihm im Wege stehenden Einwendungen Bullingers und der Rathsherren zu beseitigen, so vermochten diese doch kein Vertrauen zur Sache zu fassen. Denn warum hatte man sich von Paris aus nicht auch an Martyr brieflich gewendet? Warum fehlte denn jede Versicherung des Geleits? Warum hatte man es nicht für rathsam gefunden, sich in schicklicher Form an die Obrigkeiten der beiden Herren zu wenden, die man begehrte? Sollte vielleicht die ganze Sache nicht sowohl von den Brüdern in Paris, als vielmehr von Beza und den Genfern ausgehen, die zu solchen Händeln geneigt waren? Solche Fragen legte man sich in Zürich vor; und als daher Beza

*) Ueber Martyrs Berufung nach Poissy vergl. Schmidt, Peter Martyr Vermigli, S. 245 ff. Pradella hatte demselben damals nur mündliche Aufträge zu überbringen.

und Pradella am 30. Juli (1561) vor dem Rathe, dem Martyr die Sache ganz überlassen hatte, erschienen, wurde ihnen ein Beschluß mitgetheilt, den ihnen Bullinger in folgender Weise verdolmetschte: „Wenn Doctor Petter (d. h. Peter Martyr) durch hochgesagte königliche Majestät auch Fürsten und Regenten in Frankreich werd zu einem christlichen Gespräch und Zusammenkommnuß und ihm von der Kron von Frankreich genugsam Geleit und Sicherheit mit Gleitslüten, wie die Notdurft erfordert, zugeschickt werde, daß er dahin und wieder an sein sicher Gewahrsam sammt allen denen, so ihm von uns zugegeben werden, kommen mög, alsdann wollen sie ihn schicken."

Daß sich der Rath in diesem Sinne erklären werde, hatte man vorausgesehen, weshalb Pradella kurz nach seiner Ankunft in Zürich einen Boten nach Hofe abgesandt zu haben scheint. Denn an demselben Tage, an welchem die beiden Abgeordneten den Beschluß des Rathes erhielten, wurde in St. Germain der Geleitsbrief für Beza unterzeichnet.

Inzwischen änderte sich aber auch in Genf die Auffassung der Sache, indem auch hier ähnliche Bedenken wie zu Zürich in derselben gefunden wurden, namentlich da Beza vor Jahren als ein um der Religion willen Ausgewanderter vor die Schranken des Pariser Parlaments geladen und hierauf in contumaciam verurtheilt war. Da nun dieses Urtheil des Parlaments zur Zeit noch auf ihm lag, so wünschte man, daß Beza der verfänglichen Einladung keine Folge geben möchte. — Mit schwerem Herzen schrieb daher Beza an die Gemeinde zu Paris, daß er verhindert sei, an dem in Aussicht gestellten Colloquium Theil zu nehmen.

§ 2.

Beza reist nach Frankreich.

Mit Bestürzung las man in Paris den Absagebrief Beza's, dessen persönliches Eintreffen täglich mit größtem Verlangen erwartet worden war, weil man sich nur hierdurch die Erreichung des Zieles, nach dem man strebte, gesichert denken konnte. Blieb Beza, der anerkannte, von den Gegnern gefürchtete Fürst der reformirten Theologie aus, so war vielleicht Alles verloren. Nothwendig mußte daher Alles aufgeboten werden, um Beza zu einer anderen Entschließung zu bringen.

In diesem Sinne schrieb la Rivière im Namen der Pariser Gemeinde an denselben (10. August): „Es hat uns schmerzlich berührt, uns in der Erwartung getäuscht zu sehn, daß wir euch in einer Angelegenheit hier sehen würden, welche unseres Dafürhaltens mehr als irgend eine, die je kommen mag, euere und eueres Gleichen Gegenwart erfordert. Obgleich nun leider nicht zu hoffen ist, daß ihr zeitig genug bei uns ankommen möchtet, um, wie Jedermann wünschte, schon dem Beginne der Handlung beizuwohnen, so haben wir uns dahin vereinigt, euch nochmals inständigst zu bitten, andern

Sinnes zu werden, euch, sobald es nur möglich ist, aufzumachen und euch ohne Aufenthalt unterwegs hierher zu verfügen, um denjenigen zu Hülfe zu kommen, die in euerer Abwesenheit den Kampf schon eröffnet haben werden, wenn nämlich der Drang der Umstände sie dazu zwingt. Ich habe unlängst an Herrn d'Espeville (Calvin) geschrieben, daß unsre Gegner auf eine schickliche Gelegenheit lauern, ihre Versammlung ohne uns zu beendigen; und jetzt schon, da sie uns nicht gar eifrig sehen, stolziren sie einher und rühmen sich des Sieges. Allein nicht nur die Masse unsrer Gegner, sondern beinahe alle Leute hier in Paris und der Umgegend schreien, wir hätten keinen Muth, wir würden es nicht wagen, vor einer Versammlung von tüchtigen Leuten zu erscheinen, um unsre Irrthümer zu behaupten. Kurz, wenn dieses Colloquium der Prälaten zu Ende geht, und die Bischöfe und sonstigen Gelehrten, die versammelt sind, auseinander gehen, ohne daß die Unsrigen erschienen sind, so ist damit der Bosheit der Mund geöffnet, ihr Leben lang die Kirche und die Lehre, welche man darin predigt, zu verleumden. Ein schwerer Vorwurf wird auf uns Allen lasten, und die Fürsten und andre hohe Herren, welche uns diese Gelegenheit hervorzutreten verschafft haben, werden einen gründlichen Ekel davor bekommen, sich je wieder mit unsern Angelegenheiten zu befassen. Ja noch mehr: Die Königin sagt überall offen und laut, sie würde niemals glauben, daß wir auch nur das geringste Recht auf unsrer Seite hätten, wenn wir nicht die dargebotene Gelegenheit ergriffen, um es an den Tag zu bringen und zu behaupten. Darum zweifeln wir nicht, lieber Herr, daß wenn ihr hier gewesen wäret und die ganze Situation angesehen hättet, wie wir, ihr wahrlich einen ganz andern Entschluß gefaßt haben würdet, als es von euch geschehen ist. Denn hinsichtlich des Ediktes (des sogenannten Juliusediktes), das euch zu dem Entschlusse gebracht hat, ist zu bemerken, daß es, obgleich sehr arg, euch doch keineswegs in Gefahr bringen kann; denn es verdammt nur die Versammlungen, und die bloße Ketzerei, wie sie es nennen, kann im schlimmsten Falle nur mit Verbannung aus dem Reiche ohne Einbuße von Hab und Gut bestraft werden. Uebrigens wissen wir aus sicherer Quelle, daß besagtes Edikt nur gegeben wurde, um den König Philipp und den Papst zufrieden zu stellen, und um einiges Geld den Geistlichen abzupressen. Diese Zwecke sind freilich schlecht, aber dennoch meinen wir, daß in dem Allen keine Ursache liege, die uns abhalten sollte, zur Vertheidigung der göttlichen Wahrheit zu erscheinen, weil es Gott gefallen hat, uns Gelegenheit zu geben, aufzutreten und angehört zu werden, wie wir es schon so lange gewünscht haben. So bitten wir euch denn nochmals, uns in solcher Noth und Arbeit nicht allein zu lassen. Und wenn es für die ganze Handlung, wie wir gewünscht, euch unmöglich ist, daß ihr doch wenigstens bei dem Beschlusse einer Angelegenheit sein mögt, die für die ganze Zukunft der Kirche von so großer Wichtigkeit ist. In dieser Erwartung bitten wir den Herrn, er möge euch in seine gnädige Obhut nehmen und euch wohlbe-

halten bis zu uns geleiten, indem wir uns schließlich euerer wohlwollenden Fürbitte empfehlen." — Zugleich wurde diesmal auch ein Schreiben des Königs von Navarra (vom 12. August) an die regierenden Herren zu Genf abgesandt. Das Schreiben (welches sich nur auf die erste, zustimmende Erklärung Beza's bezieht, dagegen von den späteren ablehnenden Erklärungen desselben gar keine Notiz nimmt) lautet: „Da es dem barmherzigen Gott, der die Herzen der Könige in seiner Hand hält, gefallen hat, dasjenige des Königs, meines Herrn, der Königin, seiner Mutter, und seines ganzen Rathes so zu lenken, daß sie alle Mittel und Wege aufsuchen, um in den Religionsstreitigkeiten, die allenthalben sich erhoben, zu einer aufrichtigen Uebereinkunft zu gelangen, so wünschten wir, daß diese Sache reiflich besprochen und erwogen würde, und zwar durch Männer, die ihrer Sitten und Gelehrsamkeit wegen bei vielen Leuten in ganz besonderem, ungeschmälert gutem Rufe stehen.

„Wir können also zu diesem Zwecke Niemand berufen, der in größerem Ansehen stehe, als unseren lieben, theuerwerthen Theodor von Beza, euerer Prediger und Lehrer einen. Der Ueberbringer dieses ist daher (früher) zu euch gesandt worden, ihn von euch zu begehren, und er hat uns so freundlich Antwort gebracht, daß uns jetzt nichts zu wünschen übrig bleibt, als: nach der frommen und redlichen Liebe, womit ihr ihn zum allgemeinen Heile der Christenheit beurlauben wollt, möge er recht bald hier bei uns sein. Wir danken euch für solche Freundlichkeit und bitten euch nochmals so inständig als möglich, besagten Beza zu beurlauben, und ihn uns, so bald es immer sein kann, hierher zu senden, damit sein Zögern nicht der Beschleunigung eines so trefflichen Werkes im Wege stehe, indem ihr versichert sein könnt, daß ihm die Ehre, der Empfang und die Behandlung widerfahren wird, die seine Ehrenhaftigkeit, sein Stand und seine Gelehrsamkeit verdienen. Davon werdet ihr noch überdieß dem Könige, meinem Herrn, der Königin, seiner Mutter, und mir insbesondere ein großes Wohlgefallen thun. Gegeben zu St. Germain, den 12. Aug. 1561."

Beza hatte die Briefe, welche dersebe Pradella, durch den er die erste Einladung nach Paris erhalten, ihm persönlich überbracht hatte, kaum gelesen, als auch sein Entschluß, trotzdem daß ihm noch kein Geleitsbrief zugeschickt war, sofort nach Paris zu reisen, fest stand. Eiligst von Allen, die ihm in Genf nahe standen, Abschied nehmend, begab er sich zunächst in ein unfern am See gelegnes Dorf, wo sich damals Calvin seiner Kränklichkeit wegen aufhielt, ging mit demselben über die ernste Arbeit, die er zu übernehmen hatte, zu Rathe, und zog dann, wiederum in der weltlichen Kleidung eines Edelmanns und zu Pferde, auf kürzestem Wege nach Paris zu.

So wie Luther einst auf der Veste Coburg seinem lieben Melanchthon nachsah, der nach Augsburg zog, um dort das Bekenntniß der Kirche zu bezeugen und vor Kaiser und Reich zu vertreten, und wie er unablässig mit

seinem Gebete und Segen bei ihm blieb: so folgte jetzt Calvin seinem theueren Beza, der zu demselben Werke, und unter viel größerer Fährlichkeit nach Frankreich hinauszog.

Dreizehn Jahre waren vergangen, seitdem Beza um des evangelischen Glaubens und um des Heiles seiner Seele willen von Paris geflohen war: und von den Mächtigen des Reiches, von den angesehensten Bekennern des Evangeliums gerufen, kehrte er jetzt dahin zurück, um zu bezeugen, daß dieser sein Glaube der Sieg sei, der die Welt überwinde.

Seine Seele war daher voll Jubels und freudiger Hoffnung, als er von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt eilte, hier und da die Gemeinden und ihre Prediger (auch die edle und fromme Renata von Frankreich auf dem Schlosse zu Montargis) grüßend und stärkend; und hoch klopfte sein Herz, als er in der Ferne die Zinnen von Paris schimmern sah, wo so viele treue Herzen seiner mit Sehnsucht harrten.

§. 3.

Beza's erstes Auftreten am französischen Königshofe.

Am sechsten Tage nach seiner Abreise, am 22. August 1561, traf Beza noch früh am Tage in Paris ein. Schon drei Stunden nach seiner Ankunft schrieb derselbe einige Zeilen an Calvin, da sich grade Gelegenheit zu deren Beförderung darbot. Beza theilte dem Freunde mit: „Allhier erfuhr ich, daß einige Tage vor meiner Abreise, am 12. dieses Monats, acht unsrer Amtsbrüder, zu denen jetzt auch noch unser des Gallars gekommen ist, sich bereits an Hof begeben haben. Wie man hört, sind sie vom Könige in öffentlicher Audienz gar freundlich empfangen worden, und reichten eine Bittschrift ein, wovon man euch, denk' ich, bereits eine Abschrift übersandt haben wird. Des Königs Antwort lief darauf hinaus: er werde die Sache vor seinen geheimen Rath bringen. Man wartet noch auf die Antwort. Indessen sind die heillosen Anschläge der Gegner aufgedeckt, und auch diejenigen sind von denselben überzeugt worden, die sie bis jetzt trotz aller Indizien, welche die Freunde nachweisen konnten, für leere Gerüchte hielten. Ich sehe, daß man deswegen auf unsrer Seite in großer Sorge ist. Denn der Admiral hat eigenhändig hierher geschrieben, man sollte von allen Seiten her Hülfe zusammenraffen und sie auch so schnell als möglich an das Hoflager schicken. Denn morgen, heißt es, soll der Hauptanführer der Gegner (Herzog Franz von Guise) mit einem tüchtigen Haufen bei Hofe eintreffen. Du siehst, welch ein Tumult bevorsteht, wenn uns der Herr nicht auch hier in Gnaden bewahrt. Ich meines Theils, der ich vielleicht in einen Bürgerkrieg statt zu einem Colloquium gekommen bin, werde mich hier ruhig verhalten, bis die Unsrigen am Hofe, von meiner Anwesenheit benachrichtigt, mich wissen lassen werden, was ich thun soll."

Aber die Ruhe sollte nicht lange dauern. Denn schon am Tage seiner Ankunft hatte wie ein electrischer Funke St. Germain die Nachricht durchflogen, daß Beza nun endlich da sei. Die zahlreich versammelten Hugenotten athmeten nun frei auf; denn es war ihnen, „wie wenn man einem tapferen Heerhaufen einen erprobten Führer ankündigt." Noch an demselben Tage wurde er daher von Coligny und dessen Freunden ersucht, wo möglich schon am folgenden Morgen zu erscheinen.

Eine Anzahl berittener Edelleute erschien folgenden Morgens, um Beza nach St. Germain zu geleiten. In sechs Stunden war der Weg zurückgelegt, und Beza ward in dem Schlosse, welches der evangelisch gesinnte Cardinal von Chatillon, Coligny's Bruder, daselbst besaß, gastlich aufgenommen.

Hier sah sich nun Beza mitten in das bunteste Gewimmel hineingestellt, wie es nur da vorkommt, wo entscheidende Momente des öffentlichen Lebens sich wahrnehmbar machen. Reichsbarone, Kriegsleute, Welt- und Ordensgeistliche aller Grade, Deputationen der Bürgerschaften drängten sich durcheinander, und man erzählte Beza, daß so eben der König in dem großen Saale des königlichen Schlosses vor allen Großen des Reichs die Generalstaaten eröffnet habe. Beza erfuhr auch Einzelnes über die Stimmen, die hierbei laut geworden waren, und überzeugte sich, daß jede Partei gerade jetzt eine definitive Feststellung aller Fragen, von denen das ganze Reich bewegt war, sicher erwarte, daß aber auch der Muth und die Zuversicht der Evangelischen jetzt größer sei als je.

Beza hatte, im Schlosse abgestiegen, noch nicht gespeist, als er eine Einladung in das königliche Schloß erhielt. Am Eingange des Vorzimmers begrüßte ihn der Kanzler de l'Hopital, um ihn bei den Fürsten einzuführen. Auf dem Wege in's Cabinet traf Beza den edlen Coligny; aber ehe er denselben umarmen konnte, sah er sich in herzlichster Weise von dem König von Navarra und dem Prinzen Condé bewillkommt. Die Cardinäle Bourbon und Chatillon, die ihm die Hand reichten, standen in nächster Nähe. „Was da in Rede und Gegenrede verhandelt wurde," berichtet Beza, „kann ich jetzt nicht ausführlich mittheilen; nur dies will ich bemerken, daß ich dem Cardinal von Bourbon betheuerte, ich wäre seit jener Zeit, wo er (in Nérac) aus Furcht vor der Strafe der Excommunication nicht mit mir reden wollte, durchaus kein Andrer geworden. Er seinerseits aber entgegnete, er trüge großes Verlangen, die Wahrheit in diesem ganzen Religionshandel zu erfahren; worauf ich meinerseits mich ihm zu aller Dienstwilligkeit erbot und ihn bat, in diesem löblichen Vorsatz zu beharren. Hierdurch wären wir beinah auf die Sache selbst zu sprechen gekommen; allein der gnädige Herr machte es kurz, und ich auch. Das, was ich zu Navarra sagte, lief darauf hinaus, daß ich sehr befürchtete, er möchte vielleicht bald über meine Ankunft nicht so erfreut sein, wie jetzt, wenn er nicht ganz andere Saiten aufzöge. Darüber lachte er laut auf; ich aber entgegnete ihm: was er so als Scherz aufnehme, sei sehr ernsten Bedenkens werth."

Etwa eine halbe Stunde währte diese Unterredung, nach deren Beendigung sich die Fürsten zur Königin Katharina begaben. Im Vorzimmer und auf dem Hofe des Schlosses hatte sich bereits eine Anzahl von Edelleuten versammelt, welche auf Beza warteten. Indessen wurde derselbe durch den Admiral benachrichtiget, daß vor Allem die Damen ihn zu sehen wünschten, weshalb Beza zuvörderst der Prinzessin Condé und der Gemahlin des Admirals seine Aufwartung machte, wo dieser die gesammte evangelisch gesinnte hohe Damenwelt versammelt fand. Natürlich gab es da viel höfische Begrüßung und Beza mußte aus gar manchem Munde hören, wie glücklich man sich schätze, ihn zu sehen und wie viel man von der Macht seines Wortes erwarte. Aber was in den gemessenen Formen des höfischen Verkehrs sich aussprach, war doch Ernst und Wahrheit und kam aus Herzen, die wirklich nach der lebendig machenden Speise des Wortes Gottes verlangten.

Auf den dringenden Wunsch der Versammlung hielt daher Beza am folgenden Sonntag einen Gottesdienst. Außer denen, welche in ihren Herzen mit dem Papstthum wirklich gebrochen hatten, um sich des Wortes Gottes wahrhaft freuen zu können, mochte sich in den erlauchten Kreis, der sich hier um Beza sammelte, auch Mancher drängen, der eben nur einmal sehen wollte, wie eigentlich dieser Gottesdienst beschaffen sei, der nach den hergebrachten Begriffen gar keiner war. Und gar mancher bärtige Herr und manche hohe Dame mochte allerdings die apostolische Einfalt und den Calvinischen Ernst, in welcher Beza den Gottesdienst genau nach Genfer Sitte hielt — den Prediger im Alltagskleid vor einem einfachen Tische, auf welchem das Bibelbuch lag, das ernste Sündenbekenntnis, den Psalmengesang, die Predigt und das einfache Gebet für alle Noth der Gläubigen mit dem Aaronitischen Segen — zum ersten Mal sehen und hören.

Unter denen, welche Beza bei diesem Gottesdienste erwarten durfte, fehlte allein der Prinz Condé, der zu derselben Zeit, um den Regeln der höfischen Etiquette zu genügen, in einem andern Theile des Schlosses einer Versammlung des Reichsrathes beiwohnte, wo durch Vermittlung der Konigin-Mutter und des alten Connetable vor Notar und Zeugen seine Versöhnung mit dem erst am vorigen Tage von Calais zurückgekehrten Herzog Franz von Guise vollzogen ward. Das einzige Hinderniß, welches den Connetable — der seinen höchsten Ruhm darin sah, von dem ersten Christen Frankreichs abzustammen *) und der, unter Religion nur äußere hierarchische Einrichtung verstehend, gar nicht begreifen konnte, daß in dem allerchristlichsten Königreiche neben der römisch-katholischen noch eine zweite Religion bestehen können sollte, — bis dahin von seiner völligen Verbindung mit dem Hause Lothringen,

*) Der Wahlspruch des Hauses Montmorency war: Dieu ayde au premier Chrestien!

d. h. mit den eigentlichen Führern der antihugenottischen Partei abgehalten hatte, war somit beseitigt.

Beza, der von dem Allen nichts wußte, erhielt Nachmittags von Condé eine Einladung in dessen Cabinet, wo dieser ihm den ganzen Hergang der Sache erzählte, ihm die Urkunde vorlegte, welche darüber aufgestellt worden war, und ihn um seine Meinung in dieser Angelegenheit befragte. Aber Beza traute der ganzen Aussöhnung nicht, und erklärte daher in einerseits ausweichender, andrerseits aber auch sehr ernst mahnender Weise: „In diesen Dingen mag ich kein Urtheil fällen, sondern überlasse es denen, die besser als ich wissen müssen, was die Ehre eures Ranges erfordert. Was die eurer Persön zugefügte Beleidigung und die Rache dafür betrifft, so weiß Ew. Hoheit recht gut, wem allein man diese anheim stellen soll. Das aber steht fest, daß Niemand für Gottes Freund geachtet werden kann, der sich nicht offen und frei als Feind der geschworenen Feinde Gottes und seiner Kirche erklärt."

Nach dem Abendessen — es war schon gegen 9 Uhr — erhielt Beza eine Einladung zu dem König von Navarra. Zu seiner großen Ueberraschung traf hier Beza einen erlauchten Kreis von Damen und Herren, unter denen sich die Königin, der Prinz Condé, der Herzog von Estampes, die Cardinäle von Bourbon und Lothringen befanden. Beza, dem auch hier sein ungezwungner Anstand und seine freie Bewegung in den Verkehrsformen der höheren Gesellschaft zu Statten kam, wendete sich zunächst in geziemender Weise an die Königin, welcher er den Zweck seines Hierseins darlegte und die Versicherung gab, daß es sein einziges Bestreben sei, Gott, Ihrer Majestät und dem Vaterlande in einer so heiligen und höchst nöthigen Sache alle nur möglichen Dienste zu leisten. Die Königin, welche ihn mit sichtbarem Wohlwollen anhörte, erwiederte, es werde ihr zur größten Freude gereichen, wenn durch die bevorstehende Handlung das Reich endlich zum Frieden gelangte. — Kaum hatte aber die Königin ihre Erwiederung auf Beza's Anrede beendet, als mit höfischer Miene der Cardinal von Lothringen zu Beza trat, ihn anscheinend sehr herzlich bewillkommnete, aber die sehr wenig liebevoll klingenden Worte hinzufügte, er habe Beza schon aus seinen Schriften kennen gelernt. Beza möchte doch nichts als Friede und Eintracht suchen. Denn sowie derselbe in seiner Abwesenheit das Reich beunruhigt habe, so könnte jetzt seine Anwesenheit dazu dienen, dasselbe zur Ruhe zu bringen. Allein Beza wußte, wie er zu antworten hatte: „Ich bin von jeher in jeder Rücksicht nicht allein zu unbedeutend gewesen," entgegnete er dem Cardinal, „als daß ich ein so großes Reich hätte beunruhigen können, sondern es ist mir auch nicht einmal von Weitem ein solcher böswilliger Gedanke in den Sinn gekommen, wie ich dies in meinen Schriften hinlänglich an den Tag gelegt habe und es mit Gottes Hülfe auch in den bevorstehenden Verhandlungen zeigen werde. Was ich bin und was ich habe, das stehet alles nächst Gott des Königs Majestät und

meinem Vaterlande zu Dienste." Die Unterredung drohte unangenehm zu werden, weshalb sich die Königin alsbald an Beza mit einigen Fragen wendete, in denen sie sich nach Calvins Befinden und Alter erkundigte und schließlich fragte, ob denn Beza auch Etwas in französischer Sprache geschrieben habe: Beza antwortete, daß er in französischer Sprache nur den Psalter und eine kurze Widerlegung der Confession des Herzogs von Northumberland veröffentlicht habe. Auf die Bemerkung der Königin, daß man ihm ein französisch geschriebenes Schmähgedicht gegen die höchsten Personen in Frankreich, welches im vorigen Jahre in ganz Frankreich verbreitet sei, zuschreibe, konnte Beza die Versicherung geben, daß ihm dieses Machwerk durchaus fremd sei.

„Aber zu Poissy," fuhr der Cardinal von Lothringen fort, „habe ich auf meinem Tische ein lateinisches Buch über das Abendmahl liegen, das man euch zuschreibt, und darin fiel mir eine ungereimte und wunderliche Behauptung auf: Christus sei jetzt in der Art im h. Abendmahl zu suchen, wie er vor seiner Geburt durch die Jungfrau gewesen, und ich habe gehört, daß in einem anderen euerer Bücher, das mir nicht zu Gesicht gekommen ist, stehen soll, Christus sei im Brot wie im Koth (Christum esse in coena sicut in coeno)." „Sollte dieses möglich sein?" fragte sich die Königin, wie in deren Mienen zu lesen war. Indessen war dieser Fechterstreich gegen Beza sehr übel angebracht. „Wenn ich die Bücher selbst sähe," entgegnete Beza, „so könnte ich mit Sicherheit sagen, ob sie mein sind oder nicht. Den ersten Satz betreffend, so klingt derselbe allerdings etwas sonderbar, wenn man ihn, wie es der Herr Cardinal gethan hat, so nackt und abgerissen hinstellt. Man muß aber in Betracht ziehen, was vorhergeht und was nachfolgt. Recht verstanden halte ich ihn übrigens für wahr. Die andere Aeußerung dagegen ist so absurd und gotteslästerlich, daß ich kühnlich behaupten darf, sie finde sich weder in meinen Büchern noch in den Schriften irgend eines reformirten Lehrers. Unsere Confession ist da, um zur Genüge zu zeigen, mit welcher Ehrfurcht wir von den Sacramenten reden." Der Cardinal ließ daher das Letztere als eine bloße Verleumdung auf sich beruhen, griff aber darum das Erstere um so bestimmter auf, weil seines Dafürhaltens in jenen Worten der Gedanke ausgesprochen sei, daß wir in der Kirche keinen größeren Genuß himmlischer Gnadengüter hätten, als die Gläubigen, welche vor der Erscheinung Christi gelebt hätten. Hiermit war allerdings einer der wesentlichsten Differenzpunkte der römischen und der reformatorischen Lehre berührt. Beza erbat sich daher die Erlaubniß, dem Cardinal einige Fragen vorlegen zu dürfen, welche dieser beantwortete. Der Cardinal gab hierbei zu — was freilich nicht im Sinne der römischen Kirchenlehre lag —, daß vom Sündenfall und von der ersten Verkündigung der Gnade im Paradiese an eine Kirche bestanden habe, daß dieselbe eben nur durch die Wirksamkeit eines Mittlers zwischen Gott und den Menschen eine Kirche gewesen sei, und endlich, daß dieser Mittler von Anfang an Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch, gewesen sei. Aus dieser Anerkennung folgerte nun Beza, daß die

Gemeinschaft der Gläubigen mit Christo nicht auf die Zeit seit seiner Erscheinung im Fleische zu beschränken sei. Denn was der thatsächlichen Erscheinung nach noch nicht vorhanden war, das war nach seiner Kraft und Wirkung doch von jeher dem Glauben gegenwärtig. Darum steht geschrieben, daß Abraham den Tag Christi gesehen und daß er sich darüber gefreut habe (Joh. 8, 56), und Paulus schreibe an die Corinther (1 Cor. 10, 4), daß die Väter dasselbe geistliche Fleisch gegessen und denselben geistlichen Trank getrunken hätten wie wir. — Der Cardinal fügte beistimmend hinzu: So stehe auch in der Apocalypse (13, 8): das Lamm sei geschlachtet worden vom Anbeginn der Welt. — Die weiter fortgehende Unterredung führte nun unwillkürlich zu der Frage, wie die Einsetzungsworte des Abendmahls aufzufassen wären. Der Cardinal bemerkte: „In meiner Diöcese lehre ich die kleinen Kinder auf die Frage: Was ist das Brot im h. Abendmahl? antworten: Es ist der Leib Jesu Christi. Findet ihr dies unrecht?" Beza antwortete selbstverständlich Nein, „denn es sind des Herrn eigne Worte. Aber die Hauptfrage liegt darin, inwiefern denn das Brot im Abendmahl der Leib Christi zu nennen ist. Denn ein Ding ist das, was es ist, nicht nothwendig auf eine und dieselbe Weise. Es sind hierbei vier Fragen zu unterscheiden: die erste handelt von den Zeichen, die zweite von der bezeichneten Sache, die dritte von der Verbindung des Zeichens mit der bezeichneten Sache, die vierte von dem Genusse des Zeichens und des Bezeichneten. Im ersten Punkte weichen wir (von den Papisten) darin ab, daß ihr bei dem Abendmahle keine anderen Zeichen annehmt, als bloße äußere Erscheinungen, während wir das Wesen des Brotes und Weines beibehalten nach aller Sacramente Natur und Art und nach der ganzen heiligen Schrift." — „Nein, nein!" fiel hier der Cardinal ein. „Ich getraue mir zwar wohl die Lehre von der Brotverwandlung rechtfertigen zu können, aber die Theologen hätten etwas Besseres thun sollen, als eine solche Hauptsache daraus zu machen; und ich bin meines Theils nicht der Ansicht, daß die Kirche sich deshalb entzweien sollte." — „Was den zweiten Punkt betrifft," fuhr Beza fort, „so behaupten wir nicht, daß uns durch Brot und Wein nur das Verdienst des Leidens und Sterbens Christi bezeichnet werde, sondern der wahre, für uns gekreuzigte Leib, das wahre für uns vergossene Blut, mit Einem Worte: daß Christus selbst als wahrer Gott und Mensch uns durch diese Zeichen bedeutet und dargeboten wird, um unsre Herzen und Gedanken durch den Glauben in den Himmel zu erheben und durch den Glauben aus seiner Person mit allen Gütern und ewigen Himmelsschätzen, die er in sich schließt, theilhaftig werden zu lassen zum ewigen Leben, ebenso wahrhaftig und gewiß, als wir hier die natürlichen und körperlichen Zeichen sehen, essen und trinken." — Als der Cardinal sich hiermit zufrieden erklärte, bemerkte Beza, es sei ihm lieb, dieß von ihm zu hören, da man ihm früher erzählt habe, daß des Cardinals Meinung eine andere sei. Hierauf fuhr Beza fort: „Drittens erklären wir, daß ein großer Unterschied zwischen

Wein und Brot des h. Abendmahls und gewöhnlichem Wein und Brot stattfinde. Gemeiner Wein und gemeines Brot sind gewöhnliche und natürliche Creaturen nach der Art und Weise, wie es Gott gefallen hat sie zu erschaffen. Dagegen sind Brot und Wein des Abendmahls Sacramente d. h. sichtbare Beglaubigungszeichen des Leibes und Blutes des Herrn. Was aber die Zeichen zu Sacramenten macht, verändert darum nicht ihr Wesen, das unversehrt bleibt, sondern besteht darin, daß sie zu einem ganz anderen Gebrauche, als ihre Natur mit sich bringt, dienen und bestimmt sind. Von Natur sind sie zur körperlichen Nahrung bestimmt; wenn sie aber Sacramente geworden sind, so bezeichnen sie dasjenige, was zur geistlichen Nahrung dient. Diese Veränderung schreiben wir weder der Kraft gewisser über sie ausgesprochener Worte, noch der Intention desjenigen zu, der solche ausspricht, sondern der Kraft und Macht Gottes, von dessen Willen und Befehl hierin sein Wort Zeugniß giebt. Weil nun die bezeichnete Sache von dem Herrn ebenso wahrhaftig als die Zeichen selbst uns dargeboten werden, so besteht eben hierin und in nichts Anderem die Verbindung der Zeichen und der bezeichneten Sache. Der Leib und das Blut Christi werden uns also im h. Abendmahl wahrhaftig dargeboten und mitgetheilt, nicht als ob Christus mit, oder unter, oder in dem Brot und Weine, oder an irgend einem anderen Orte sei als im Himmel, wohin er aufgefahren, um auch seiner menschlichen Natur nach daselbst zu bleiben, bis daß er wiederkomme, zu richten die Lebendigen und die Todten." — Der Cardinal erwiderte, er wolle die Brotverwandlung durchaus nicht so sehr hervorgehoben wissen, da man allerdings Christum nicht auf Erden, sondern im Himmel zu suchen habe; worauf sich derselbe ziemlich verworren über die Meinung „einiger deutschen Theologen" von einer räumlichen Gegenwart des Leibes Christi ausließ. Indessen zeigte es sich, daß der Cardinal über das Alles sehr schlecht unterrichtet war, und er gestand schließlich selbst, daß er sich um diese Fragen noch wenig bekümmert habe. — Beza fügte hinzu: „Es ist gewiß, mein Herr, ich sage es offen und frei, daß wir in diesem dritten Punkte mit einigen Deutschen nicht übereinstimmen; aber demungeachtet stimmen wir, Gott Lob, insgesammt darin überein, daß wir die Wandelung mit Allem, was daraus folgt, verwerfen, und daß wir Alle die wahre Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi bekennen." — „Bekennt ihr denn," fragte hierauf der Cardinal, „daß wir in dem heil. Abendmahle natürlich und dem Wesen nach des Leibes und Blutes Christi theilhaftig werden?" — „Das ist eben der vierte Punkt, den ich noch zu berühren hatte," antwortete Beza. „Um mich kurz zu fassen, so ist Folgendes unsre Meinung: Man nimmt mit der Hand, ißt und trinkt die natürlichen Zeichen; dagegen die bezeichnete Sache, Christi Leib und Blut, wird zwar Jedermann wahrhaft und ohne alle Täuschung dargeboten, aber nur geistlich durch den Glauben empfangen, nicht mit der Hand und auch nicht mit dem Munde. Nichtsdestoweniger ist aber dieses Empfangen und Theilhaftigwerden so gewiß als das-

jenige Empfangen, welches wir mit den Augen sehen und mit den Händen berühren, uns nur immer gewiß sein kann, obgleich das Geheimniß dieser Theilnahme, dieser Wirkung des heil. Geistes und des Glaubens all unser Wissen und Verstehen übersteigt.“ — „Das gefällt mir,“ gnädige Frau, fiel der Cardinal, sich zur Königin wendend, ein, „und das ist auch meine Ueberzeugung; und wenn man in der Weise friedlich und mit Gründen verfährt, so ist alle Hoffnung vorhanden, daß die Unterhandlung einen glücklichen Erfolg haben werde.“ — „Sehen nun Ew. Majestät,“ setzte Beza hinzu, „das sind die so lange bedrängten und durch jede Art von Verleumdung unterdrückten Sacramentirer.“ Ueber diesen glücklichen Anfang des Gesprächs erfreut, äußerte die Königin: „Hört ihr, Herr Cardinal, er sagt, daß die Sacramentirer keine andere Meinung haben als diejenige, welcher ihr selbst beistimmt,“ und gab das Zeichen zum Aufbruch; denn es war schon sehr spät. — „Es freut mich gar sehr, Herr von Bèze, euere Bekanntschaft gemacht zu haben,“ redete der Cardinal den Genfer Rector, als die Gesellschaft sich erhob, nochmals an, ihm auf die Schulter klopfend und die Hand reichend, „und ich beschwöre euch bei Gott, daß ihr auch ferner mit mir handelt, damit ich euere Gründe vernehme und ihr die meinen.“ — Aber wer den Cardinal kannte, wußte, was von dessen Versicherungen zu halten sei. Kaum hatte daher Beza dem Cardinal das Nöthige geantwortet, als die Oberhofdame Fräulein von Crussol denselben mit neckischer Miene bei der Hand nahm und mit einem Seitenblick zur Gesellschaft die Worte hinwarf: „Vortrefflich, lieber Herr, für heute Abend; aber wie morgen?“ Ein leises Lächeln ging durch die Versammlung, während Beza, der mit freundlichem Gruße sich zurückziehenden Königin für die ihm zu Theil gewordne gnädige Aufnahme dankte und sie bat, ihm dieses Wohlwollen bewahren zu wollen. Es war bereits 11 Uhr. Aber Beza sollte noch sehen, wie verlangend die Gemüther in dem Kreise, der ihn zu sich berufen hatte, nach dem Worte der Gnade waren. Als sich nämlich die Königin und deren Gefolge entfernt hatten, wurde Beza ersucht, noch zu bleiben und zur Erbauung der Anwesenden den Tag mit einer Andacht zu schließen. Außer dem Könige Anton, Condé, dessen Gemahlin, der Fräulein von Crussol wohnten derselben der Admiral mit seiner Gattin und andere Herren bei.

Dieser erste Tag des Auftretens Beza's in St. Germain hatte somit für Beza selbst des Erhebenden gar viel; und nach dem, was er wahrgenommen hatte, durfte er wohl hoffen, daß in Frankreich gerade jetzt die Saat des Evangeliums zur Ernte reif geworden sei. Und in der That war die außerordentlich huldreiche Bewillkommung, die Beza von allen Seiten her erhalten hatte, ein Beweis dafür, daß in den Herzen der Edelsten der Nation das Papstthum seine Macht verloren hatte. Nur in Betreff Eines Mannes, mit dem Beza verkehrte, hatte sich derselbe getäuscht. Als nämlich der Cardinal von Lothringen sich von Beza verabschiedet hatte, warf derselbe die Maske —

denn unter einer solchen hatte er mit Beza geredet — sofort ab, um im Kreise der Seinen zu erzählen, daß er alle Sätze des so viel gerühmten Genfer Prädicanten siegreich widerlegt habe; und alsbald wurde in Paris, in Poissy und weiterhin das Gerücht verbreitet, Beza sei schon bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Cardinal für den alten Glauben wieder gewonnen worden. Beza hörte davon, als er am anderen Morgen auf Ersuchen des Admirals zu diesem kam, um vor einem bereits eingeladenen Kreise eine Predigt zu halten. Die Enttäuschung war bitter. Aber Beza konnte doch ruhigen Herzens sagen: „Gott Lob, daß ich vollgültige Zeugen habe, welche das Gegentheil bewahrheiten können.“ Aber dennoch trat das von dem Cardinal ausgesprengte Gerücht mit solcher Bestimmtheit auf, daß selbst an der königlichen Tafel desselbigen Tages der Connetable von Montmorency die Königin mit der hämischen Bemerkung anreden konnte, der große Prädicant Beza habe nun doch bei dem ersten Gespräche mit dem Cardinal vor diesem die Segel streichen müssen. Aber mit sichtbarer Entrüstung erklärte die Königin sofort Angesichts der ganzen Versammlung: „Ich habe der Unterredung selbst beigewohnt, Connetable, und kann euch versichern, daß ihr ganz schlecht berichtet seid.“ Natürlich bedurfte es auch nur geringer Zeit, um die Wahrheit vor aller Welt an den Tag kommen zu lassen, und bald mußten es daher die Päpstlichen zu ihrem größten Aerger wahrnehmen, wie ihnen die evangelisch Gesinnten mit dem unverhüllten Ausdruck der Siegesgewißheit entgegentraten, wie sie mit Stolz und Zuversicht von ihrem unbezwingbaren Anwalt Beza sprachen und wie sie mit dem Singen der von demselben übersetzten Psalmen gar kein Geheimniß machten. Dabei waren namentlich die evangelisch Gesinnten vom Adel diejenigen, welche Beza's Gesellschaft und Belehrung am eifrigsten suchten. Bei dem Admiral war derselbe ganz gewöhnlich zu Tische, und Beza überzeugte sich mehr und mehr, daß das Alles, was er sah und hörte, ohne Erfolg nicht sein könnte. Aber er sah auch ein, daß, wenn das Ziel erreicht werden sollte, noch viel gethan werden müßte. Daher schloß Beza seinen brieflichen Bericht, den er am Abend des 25. August an Calvin absandte, mit den Worten: „Die Dinge sind hier allenthalben auf eine merkwürdige Weise in Bewegung. Unterdessen disputiren die Prälaten (zu Poissy) um des Kaisers Bart und haben die Hand zwischen Thür und Angel. Nichtsdestoweniger ist es nöthiger und gerathener, anzuhalten im Gebet zu Gott, als denjenigen so blindlings zu glauben, welche uns jene sogar verächtlich und ohnmächtig schildern. — Man erwartet hier Martyr mit großem Verlangen, wie ich es aus dem Munde der Königin weiß. — O wenn Gott seiner Kirche die Wohlthat erweisen wollte, daß sie dich hier sähe, dann würde meine Siegeshoffnung zur gewissen Zuversicht werden und diesem Königreich würde somit das größte Heil widerfahren. Und in der That sehe ich durchaus keine Gefahr. — Weil es Gott gefallen hat, sich in einer so hochwichtigen Sache eines so armseligen und unnützen Werkzeuges zu bedienen, so bitte ich vor Allem, mich dem Gebete aller Amts-

brüder, aller Gläubigen zu empfehlen und lebe der festen Zuversicht, du werdest mir deine Gebete und deinen Rath nicht verweigern, auf deren Beistand ich mich nächst Gott am meisten verlasse."

Beza sah sich nun auf einen Schauplatz gestellt, wo er der Träger weltgeschichtlicher Ereignisse war. Aber das Herz seines geliebten Weibes, das wußte er, war voll großer Sorge ob der Gefahren, in welche er kommen könnte. Um daher diese Bekümmernisse zu beseitigen, ersuchte Beza den Prediger Normandie zu Genf, einen seiner Haus- und Jugendfreunde, seinen an Calvin gerichteten brieflichen Bericht der trauten Ehefrau mitzutheilen.

§ 4.

Verhandlungen bis zum Beginne des Religionsgespräches.

Inzwischen hatte der Episcopat schon mehrere Wochen hindurch in dem uralten, nur durch einen ausgedehnten Wald von St. Germain getrennten Städtchen Poissy seine Sitzungen gehalten. Das einst von Philipp dem Schönen gestiftete, von dessen Nachfolgern vollendete und reichbegabte Nonnenkloster der Dominicanerinnen, hatte in seinen weiten, prächtigen Räumen die Prälaten in sich aufgenommen, und hier sollte daher auch die Eröffnung des Colloquiums erfolgen. Mehr als vierzig Bischöfe und Erzbischöfe waren in Poissy eingetroffen; aber es ist charakteristisch, daß in den gleichzeitigen Berichten sowohl der Katholiken, als der Protestanten, nur zehn derselben mit Namen genannt werden, nämlich außer dem Cardinal von Lothringen und dessen Bruder, dem Cardinal von Guise, der beinahe achtzigjährige Cardinal von Tournon, Decan des Cardinalcollegiums, Erzbischof von Lyon und Primas des Reiches, ein in politischen Händeln wohl erfahrener, aber dem theologischen und kirchlichen Interesse ganz fern stehender, grundsätzlicher Gegner jedweder Neuerung; der zweiundsechzigjährige Cardinal von Armagnac, Erzbischof von Toulouse, dem vorgenannten durchaus ähnlich, nur ihn in seinen Schwächen noch übertreffend; der Cardinal von Chatillon, Coligny's und D'Andelots Bruder, ein Mann von ebensoviel Klugheit als Festigkeit des Charakters und von entschieden evangelischer Gesinnung; Johann von Montluc, Bischof von Valence, ein in der Theologie wenig unterrichteter, aber staatskluger, zu zahlreichen Gesandtschaftsreisen gebrauchter Herr von milder Gesinnung und höfischer Geschmeidigkeit, welcher die Nothwendigkeit einer Reformation offen anerkannte, und diese auch selbst unterstützte, aber viel zu sehr der Welt angehörte, als daß er der Hugenottenpartei sich hätte anschließen können. Auch Peter du Val, Bischof von Seez in der Normandie, war der Reformation nicht abhold, kam jedoch nicht soweit wie sein gelehrter Bruder, der als Parlamentsrath zu Paris den Märtyrertod erlitt. —

Die Genannten waren unter der Menge der versammelten Prälaten diejenigen, welche sich in der einen oder anderen Weise hervorthaten. Es erhellt

hieraus, welches der Charakter der Versammlung überhaupt war. Den Meisten unter ihnen war die Prälatur nur darum zu Theil geworden, weil sie als nachgeborene Söhne adlicher Familien der Versorgung durch die Kirche bedurften. Wie sie daher in den Besitz des Krummstabes gekommen waren, ohne sich zur Führung desselben irgendwie theologisch, d. h. wissenschaftlich und sittlich vorzubereiten, so lag es der Mehrzahl unter ihnen auch nicht im Entferntesten im Sinne, sich mit der geistlichen Führung des Krummstabes das Leben zu erschweren. Vielmehr galten Titel und Pfründe nur als Mittel, um entweder in politischen Händeln eine respectirte Stellung einnehmeu oder um im Verkehr mit dem weltlichen Adel allerlei adlichen Passionen nachgehen zu können. So hatten es die hohen Herren zu ihrem größten Wohlbefinden seit Menschengedenken getrieben, und Niemand dachte daran, daß es jemals anders werden könnte.

Aber die Zeit war gekommen, wo die geistlichen Herren im Angesichte des Wortes Gottes von ihrem Haushalten Rechnung thun sollten. Da sah man ein, daß doch wenigstens in disciplinarischen Dingen Mancherlei reformirt werden müßte, und die Versammlung zu Poissy stellte daher ein Dutzend dahin gehöriger Punkte auf, über welche sie sich berathen wollte. Aber die Fragen, welche sich die Versammlung gestellt hatte, wurden allzuzeitig bekannt, und eine alsbald im Druck erschienene Schrift machte den Bischöfen klar, was man in den evangelisch gesinnten Kreisen von ihnen und von der Hierarchie überhaupt forderte. Z. B. auf die Frage: „Was man den Bischöfen einschärfen sollte," war unter Anderm geantwortet: „Daß sie den Anderen vorleuchten durch Glauben und Frömmigkeit, das Evangelium lauter und rein verkündigen, von ihren Reichthümern den Armen mittheilen und die Sacramente umsonst verwalten." — „Wie sind die Vorrechte der Hauptkirchen zu bestimmen?" „Sie sollen abgeschafft und dadurch die Quelle des Ehrgeizes verstopft werden." — „Die Reform der Klöster betreffend" — „soll man an die Stelle der faulen Mönche gelehrte Pädagogen und tüchtige Jünglinge setzen, die der heiligen Schrift fleißig obliegen, und die dann, wenn sie zur gehörigen Reife des Wissens und Alters gelangt sein werden, der Kirche dienen und predigen oder sonst dem Staate nützlich sein sollen."

Indessen war der Aerger, den die Prälaten über diesen ihnen öffentlich ertheilten Bescheid empfinden mußten, nicht die einzige Bekümmerniß, die ihnen widerfuhr. Auch die hohe Geldforderung, welche die Generalstaaten, insbesondere der dritte Stand an den Klerus stellte, war denselben widerwärtig. Am aller bedenklichsten schien jedoch der Hierarchie das kühne Vorgehen der Hugenotten zu sein.

Die zahlreichen, bereits wohlorganisirten reformirten Gemeinden Frankreichs — es waren ihrer weit über zweitausend, und ebenso viele mochten bereits in der Organisation begriffen sein —, waren von abgeordneten Predigern und Aeltesten vertreten. Die Namen der Letzteren sind uns nicht überliefert

worden; nur die abgeordneten Prediger werden uns genannt. Dieselben waren: Augustin Marlorat aus Bar-le-duc in Lothringen, in Genf und Lausanne zum Prediger erwachsen, und, nachdem er eine Zeit lang der Gemeinde zu Vevay am Genfersee vorgestanden, als Prediger nach Rouen berufen; Franz von Saint Paul (Sampaulinus, auch Sampaulier genannt), Begründer und Prediger der Gemeinde zu Montélimart unter Valence an der Rhone, von den Kirchen der Provence deputirt; Johann Raimund Merlin (genannt Monroy) früher in Lausanne, dann in Genf Lehrer der hebräischen Sprache, und damals dem Admiral Coligny als Schloßprediger „geliehen;“ Johann Molot, der mit la Rivière und Andern der Gemeinde zu Paris vorstand; Nicolaus Folion (genannt la Vallée), ehemaliger Doctor der Sorbonne und Carmelitermönch, hernach eifriger Prediger in Toulouse, damals zu Orleans; Franz von Morel (Colonges genannt), dessen Eifer die erste französische Nationalsynode zu Stande gebracht hatte, war damals Prediger der Herzogin von Ferrara zu Montargis; Claudius von la Boissière, Begründer und Prediger der Gemeinde zu Saintes, wo er bereits die öffentliche Predigt eingeführt hatte; Johann Bouquin, Prediger auf dem Schlosse der Insel Oleron, mit dem Letztgenannten für die Saintonge deputirt; Johann Virel, Nicolaus des Gallars, sowie schließlich auch der Prediger der Königin von Navarra, Johann von Tournay.

Schon am 17. August, als noch nicht alle Abgeordneten eingetroffen und Beza noch in weiter Ferne war, geschah vonseiten der Evangelischen der erste Schritt zur Anbahnung einer Verständigung mit den Papisten. Augustin Marlorat und Franz von St. Paul überreichten nämlich, von sechs Abgeordneten adlichen Standes begleitet, dem König in feierlicher Audienz — auch des Königs Mutter und die Prinzen von Geblüt waren anwesend — ihre Confession (die Confessio gallicana) mit einer Supplik, worin sie baten, dieselbe durch die Prälaten prüfen zu lassen und ihnen im öffentlichen Gespräch die Vertheidigung ihrer Confession gegen die Ausstellungen der Bischöfe zu gestatten. In Betreff der Einrichtung des Colloquiums behielten sie sich aber Folgendes vor: 1) Die Bischöfe könnten nicht ihre Richter sein, weil sie ihre Gegner wären. 2) Es möchte dem Könige gefallen, mit der Königin-Mutter, dem König von Navarra, den übrigen Prinzen von Geblüt und anderen angesehenen, durch rechtschaffenes Leben und heilige Lehre ausgezeichneten Personen das Colloquium zu leiten, damit die Ordnung aufrecht erhalten und Gezänk und Verwirrung verhütet werde. 3) Alle Streitfragen sollten allein durch Gottes Wort alten und neuen Testaments entschieden werden, weil sich allein auf dieses der christliche Glaube gründe. Würden gewisse Ausdrücke Schwierigkeiten machen, so sollte man auf den hebräischen und griechischen Text zurückkommen. 4) Zwei von jeder Partei erwählte Schreiber sollten Tag für Tag ihre Protocolle gegeneinander vergleichen und diese sollten nur

dann als richtig anerkannt werden, wenn beide Parteien sie gesehen und unterzeichnet haben würden.

Der König hörte den Vortrag der Supplik, welche ihm hierauf mit der Bekenntnißschrift überreicht wurde, an, und erklärte sich auch demselben nicht ungnädig. Es war die Absicht, mit den Prälaten zu verhandeln und sie zu einem Colloquium mit den Hugenotten zu vermögen. Allein die Cardinäle und Bischöfe fanden in dem Auftreten der Letzteren einen frechen ketzerischen Trotz, der keine Verhandlung oder gar Disputation zulasse, da derselbe durch das Gesetz der Kirche schon gerichtet sei, weshalb man eben nur nach dem deutlichen Buchstaben der Kirchengesetze gegen die Häretiker zu verfahren habe. Mehrere Tage harrten daher die Evangelischen auf eine definitive Erledigung ihres Ersuchens, aber dieselbe blieb aus, und schon waren die Herzen Vieler voll banger Besorgniß, da erschien jedoch, als Helfer in der Noth, Theodor Beza, an dessen Anblick sich der Muth der Hugenotten neu aufrichtete. Wirklich wurde ihnen auch schon am folgenden Tage (24. August) im Namen des Königs eröffnet: man werde sie hören, und die Gegner sollten nicht ihre Richter sein. Außerdem wußte Beza durch seine Predigten, die er täglich in den Sälen des Prinzen Condé hielt, sowie durch fleißige Berathungen mit den abgeordneten Predigern und Aeltesten der reformirten Gemeinden und mit den Vertretern der Hugenottenpartei am Hoflager das Vertrauen derselben zur eignen Sache in wunderbarer Weise zu kräftigen. Dabei sah aber doch Beza selbst den kommenden Tagen mit schwerem Herzen entgegen; denn das Häuflein der Brüder war doch nur klein, während die Zahl, die List und die Macht der Gegner groß war. Ein Brief, den Beza am 30. August 1561 an Calvin schreibt, vergegenwärtigt uns die Situation desselben. „Seit einigen Tagen," schreibt Beza, „kommen wir beinahe nicht aus unsrer Herberge. Die Einen behaupten, daß unsre Gegner zur Disputation bereit wären, Andre aber leugnen es. Wir halten unterdessen an im Flehen zu Gott und suchen so viel als möglich für jeglichen Fall in Bereitschaft zu sein. Aber ich kann nicht umhin zu gestehen, daß mich im Hinblick auf unsre so gar geringen Streitkräfte eine große Besorgniß ergreift. Meine einzige Hoffnung steht auf Gott, für dessen Sache wir mit redlichem Gewissen streiten. Ach, wie oft habe ich dich schon Tag und Nacht hierher gewünscht, wie besorge ich, Gott möchte uns zürnen, wohl auch darum, daß wir es vorzogen, unsre Beschützer uns selbst zu wählen, statt die uns dargebotenen anzunehmen! Aber die Gebete des Abwesenden werden gewiß auch nicht vergeblich sein! — Wenn unser Martyr bei Zeiten kommt, d. h. wenn er sich sehr beeilt, so wird sein Erscheinen uns mächtig stärken. Denn wir werden es mit alten ausgelernten Sophisten zu thun bekommen; und obschon wir der Zuversicht leben, daß die einfache Wahrheit des göttlichen Wortes den Sieg behalten wird, so ist es doch nicht Jedermanns Sache, die Winkelzüge der Gegner in ihrer verdeckten Falschheit augenblicklich zu enthüllen und die Aussprüche der Väter zur Wider-

legung in Bereitschaft zu haben. Unsre Antworten aber müssen so beschaffen sein, daß es auch den Fürsten und anderen zuhörenden Großen in die Augen falle, daß wir in keiner Weise Ausflüchte zu suchen brauchen. Kurz, wenn ich mir alle diese Schwierigkeiten lebhaft vor die Augen stelle, so ist mir nicht wenig bange, und es will mich bedünken, daß wir kläglich darin gefehlt, mit Vernachlässigung der herrlichsten Rüstzeuge Gottes gleichsam seine Güte und Barmherzigkeit frevelhaft mißbraucht zu haben. Indessen sind wir fest entschlossen, muthig voranzugehen, im standhaften Vertrauen auf den, der uns die Weisheit verheißen, welcher die Welt nicht zu widerstehn vermag."

„Einige unter den Bischöfen sollen uns, wie wir hören, nicht ungünstig sein. Dasselbe versprechen wir uns auch von einigen Theologen; aber gerade diese wird man vielleicht nicht mit uns zusammenbringen. Der Cardinal behauptet noch steif und fest, daß er mich sogleich bei der ersten Zusammenkunft überwunden habe; aber er wird von den gewichtigsten Zeugen Lügen gestraft. Er führt immer die Augsburgische Confession im Munde, wegen welcher auch Dr. Bouteillier besonders mit mir gesprochen und mich gefragt hat, ob wir sie annehmen könnten. Ich gab zur Antwort: In einigen Artikeln durchaus nicht, es sei denn, daß man eine klare und deutliche Erklärung derselben beifüge. Hast du uns hierüber einen Rath zu geben, so thue es, wenn ich bitten darf, so bald als möglich, damit wir nicht aus Unvorsichtigkeit einen Mißgriff thun. Wir haben immer noch keine Antwort auf die bittschriftlich eingereichten Bedingungen, worüber wir auch gern deine Ansicht vernommen hätten. — Weil du es nun hier bei uns persönlich nicht kannst, so leite uns abwesend durch deinen Rath, wie man Kinder leitet. Denn erst jetzt fühle ich es recht, daß wir Kinder sind. Doch hoffe ich, daß Gottes Weisheit sich auch noch aus unserem Munde ein Lob bereiten wird."

Auch in den nächstfolgenden Tagen war Beza voll banger Sorge; denn je länger die gehoffte Antwort des Königs ausblieb, um so wahrscheinlicher war es, daß die Hierarchie das Herz der Königin-Mutter und hierdurch das des Königs zu umgarnen und statt ein Colloquium der Parteien zu gestatten, die Anwendung neuer Gewaltmaßregeln zur gänzlichen Ausrottung des Protestantismus veranlassen werde. Da erscholl plötzlich (1. September) die freudige Botschaft, daß der Trost aller Hugenotten, die edle, geistreiche und fromme Königin von Navarra in St. Germain eingetroffen sei, und wie mit einem Zauberschlag war die Hoffnung der Evangelischen, die trotz Beza's Anwesenheit in den letzten Tagen wieder tief gesunken war, auf's Neue belebt. Mit erhöhter Freudigkeit und mit erneutem Eifer wurden die täglichen Predigten Beza's und Anderer gehört, der Gesang der französischen Psalmen erschallte überall, wo Hugenotten wohnten, und als sich am Morgen des 8. September das Gerücht verbreitete, daß am folgenden Tage die Religionshandlung stattfinden werde, daß also die Hugenotten, da dieselben noch durchaus keine Einladung zu einem Gespräche mit den Prälaten erhalten hatten, dem Anscheine

nach hier nur als Leute, welche selbstverständlich der Cognition und dem Urtheil der römischen Hierarchie unterworfen wären, zur Verhörung vor die Bischöfe, nicht aber zu einem Gespräche mit denselben vorgeführt werden sollten, — so wurde sofort der Beschluß gefaßt, durch Abordnung einer Deputation an den König diesem unsichern und drohenden Zustand ein Ende zu machen. In Begleitung Franz von Morels und Moyneville's, denen noch der Abgeordnete der Gemeinden in der Normandie beigegeben war, verfügte sich daher Beza in das königliche Schloß, wo derselbe dem Könige im Beisein der Königin, Navarra's, Condé's, des Admirals, des Kanzlers und eines Geheimschreibers vortrug: Vergeblich habe man bisher auf die Gewährung der ebenso billigen als nothwendigen Bedingungen gewartet, welche in Betreff der Veranstaltung eines Colloquiums vorgelegt worden wären. Würden dieselben daher nicht genehmigt, so sähen sich die Abgeordneten der evangelischen Gemeinden genöthigt, noch an diesem Tage zu ihren Gemeinden zurückzukehren. Denn es sei am Tage, daß die Gegner vorhätten, sie wie vor ihre Schranken citirte Verbrecher ein für allemal zu verdammen. Sie wären zwar bereit, die Wahrheit mit allem ihnen von Gott verliehenen Muthe standhaft jeden Augenblick zu vertheidigen, aber nur unter der Bedingung, daß die Prälaten als ihr Gegenpart betrachtet würden, nicht aber ihre Richter wären. Daß dieses ihnen von dem Regentschaftsrathe Sr. Majestät vor dem Eingehen in die Verhandlungen bewilligt und durch ein schriftliches Instrument garantirt werde, scheine ihnen zur Sicherung der Ordnung sowohl als auch um deßwillen nothwendig, damit den zahllosen Verleumdungen und Lügen gegen sie soviel wie möglich vorgebeugt werde. — Nach Beendigung dieses Vortrags überreichte Beza ein zweites Gesuch, welches mit dem früher übergebenen wesentlich übereinstimmte.

Dieses wirkte. Denn nach längerem Hin- und Herreden, an welchem auch Beza und dessen Beigeordnete Theil nahmen, wurde denselben endlich in derselben Audienz eröffnet: die vorzunehmende Religionshandlung sollte keineswegs den Evangelischen zu irgend einem Nachtheile gereichen, und die Prälaten sollten weder hier noch sonstwo Richter in eigner Sache sein. Daß ihnen aber dieser Beschluß verbrieft und versiegelt würde, sei unmöglich. Denn wenn die Prälaten dies erführen, so würden diese mit beiden Händen die Gelegenheit ergreifen, die Zusammenkunft zu vereiteln. Sollten aber die Bischöfe in dieser Sache irgend etwas gegen die Absicht des Königs vornehmen wollen, so werde man den Evangelischen den desfalls zu erlassenden Beschluß schriftlich einhändigen.

Hatten somit die vier Abgeordneten der Hugenotten nicht Alles erreicht, was sie verlangten, so war ihnen doch das gewährt, was sie überhaupt hoffen durften. Die freudige Stimmung, in welcher sie darum zu den Ihrigen zurückkehren konnten, wurde noch gesteigert, indem sie unter denen, welche ihrer Rückkehr harrten, einen eben gewonnenen Bruder, Johann de L'Espine (Spina)

fanden, der, ein ehemaliger angesehener Ordensgeistlicher zu Angers, als reich begabter, ernster Charakter und als Mann von echt wissenschaftlicher Bildung den Genfern längst bekannt, gerade in dieser entscheidenden Zeit zur lebendigen Erkenntniß des Evangeliums gelangt war, und sich nun als Bruder der Evangelischen freudig bekannte.

Uebrigens erging noch an demselben Tage sowohl an die Abgeordneten der reformirten Kirchen zu St. Germain als auch an die Prälaten zu Poissy der Befehl des Königs, sich an dem genannten Orte in dem großen Saale des Dominicanerinnen-Klosters am folgenden Morgen zu einem Colloquium einzufinden, — ein Befehl, welcher die Prälaten mit Schrecken und Erbitterung erfüllte, dem sie aber doch nothwendig Folge leisten mußten.

§ 5.

Die Eröffnung des Gesprächs.

In dem langen, hochgewölbten Saale des Klosters zu Poissy war am 9. November gegen Mittag Alles zur Eröffnung des Colloquiums zugerüstet. Die Würdenträger und Großen der Kirche und des Staates, die Cardinäle, die Erzbischöfe und Bischöfe, die Stellvertreter und Abgeordneten der Abteien und Stifter hatten sich mit den zu ihrer Unterstützung mitgebrachten und herbeigerufenen Sorbonnisten und anderen Doctoren der Theologie auf ihren Plätzen, nach Rang und Vorrecht eingefunden. Unter dem Thronhimmel saß der König, noch ein Knabe, von dem König von Navarra, dessen Bruder und den Mitgliedern des Regentschaftsrathes, sowie von der Königin-Mutter, den Gemahlinnen Antons von Navarra, Condé's und anderen hohen Damen umgeben. Die mit besondrer Erlaubniß zugelassenen ritterlichen Herren, Frauen und Fräulein hatten sich in dem ihnen zugewiesenen engen Raume zusammengedrängt. Auch die vierunddreißig abgeordneten Prediger und Aelteste der reformirten Kirche zögen, von der auf dem Hofe und den Gängen des Klosters versammelten Menge begafft, ernst und feierlich in den Saal ein und begaben sich an ihre Stelle. „Da kommen die Genfer Hunde," äußerte einer der Cardinäle bei ihrem Erscheinen. Beza, der es gehört hatte, antwortete: „Treue Hunde thun noth in der Schaafhürde des Herrn, um die reißenden Wölfe anzubellen."

Inzwischen hatte der Kanzler in einer ernsten Ansprache an die versammelten Prälaten den bevorstehenden Akt bereits eingeleitet. Er hatte ihnen eröffnet: Weil die Religionsspaltung die Hauptursache aller Unruhen im Reiche wären, so habe der König nach dem Wunsche zweier Versammlungen den Predigern der „Sekte" sicheres Geleit zugesagt, in der Hoffnung, daß eine freundliche Unterredung mit denselben großen Nutzen haben könnte. Darum möchten die Prälaten die Prediger so empfangen, wie es ein Vater mit seinen Kindern thue, und möchten sich keine Mühe verdrießen lassen, um sie zu

belehren und zu unterweisen. Sollte es sich aber gegen alle Erwartung herausstellen, daß es unmöglich sei, den Zweck dieser Besprechung zu erreichen, so würden die Prediger wenigstens hinfort nicht mehr sagen können, daß sie ungehört verdammt wären. Eine getreue, unter Mitwirkung beider Theile aufgenommene Darstellung der Verhandlungen werde im ganzen Königreich verbreitet werden, und das Volk werde sich dann überzeugen können, daß diese Lehre aus guten, gerechten und sicheren Gründen und nicht mit Gewalt und Willkür verdammt worden sei*).

Nach Beendigung dieser Ansprache traten, von Condé (der den Dienst des Cermonienmeisters versah) geführt und mit Beza an der Spitze, die Prediger und Abgeordneten der Hugenotten in den Saal; und in gespanntester Aufmerksamkeit richteten jetzt Alle ihre Blicke auf den Reformator von Genf, der voll edlen Anstandes vortrat und mit fester, volltönender Stimme zum Könige sprach: „Sire, da der Ausgang jedes Unternehmens, der großen sowohl als der geringfügigen, von Gottes Gnade und Beistand abhängt, zumal wenn es sich um Seine Ehre und um Dinge handelt, die höher sind als all' unser Wissen und Verstehen, so hoffen wir, Ew. Königliche Majestät werde es weder übel noch befremdend finden, wenn wir vor Allem mit der Anrufung Seines heiligen Namens beginnen und also zu ihm beten." Alsbald fiel Beza auf die Knie und alle die abgeordneten Prediger und Aeltesten der Glaubensbrüder mit ihm, betete der Sitte gemäß mit gen Himmel ausgebreiteten Armen und sprach: „Herr Gott, ewiger, allmächtiger Vater, wir wissen und bekennen vor deiner allerheiligsten Majestät, daß wir arme Sünder sind, in Sünden empfangen und geboren, geneigt zu allem Bösen und unnütz zu einigem Guten, als die wir noch ohne Unterlaß deine heiligen Gebote übertreten, wodurch nach deinem gerechten Urtheil Verderben und Tod über uns kommen. Aber, o Herr, wir haben Reue und Leid, daß wir dich beleidigt haben, wir verdammen uns und unsere Uebertretung mit wahrhaftiger Reue und seufzen danach, daß deine Gnade unserem Elende zu Hülfe komme**). Nun aber, da es dir heute gefallen, die unnützen Knechte so hoch zu begnadigen, daß sie die Wahrheit deines heiligen Wortes, so du ihnen geoffenbaret, in Gegenwart des Königs, den du geordnet hast über sie, vor dieser so erlauchten Versammlung der Welt frei bekennen dürfen, so bitten wir dich, o du Gott und

*) Soldan hat I, S. 440 unwiderleglich bewiesen, daß die Rede des Kanzlers sammt den vorhergehenden Worten des Königs und der nachfolgenden Erklärung des Cardinals von Tournon, welche La Popelinière, Thuanus und Andere und neuerdings noch Baum in die Eröffnungsfeierlichkeiten des Gespräches zwischen den Prälaten und den reformirten Predigern setzen, nicht hier, sondern bei der Eröffnung der Prälatenversammlung am 28. Juli (also mehrere Wochen früher) stattgefunden habe.

**) Bis dahin sind Beza's Worte dem ersten Gebete der Genfer Liturgie für die gewöhnlichen Gottesdienste entlehnt.

Vater alles Lichtes, du wollest nach deiner unaussprechlichen Güte und Barmherzigkeit unseren Verstand also erleuchten, unsre Herzen und Gedanken also regieren und in alle Wahrheit leiten, ja alle unsre Worte dahin richten, daß wir die nach Maßgabe deines Wohlgefallens von uns erkannten und den Menschen zu ihrer Seligkeit geoffenbarten Geheimnisse nicht allein mit dem Munde, sondern auch von ganzem Herzen rein und lauter bekennen und vorbringen mögen zu deines heiligen Namens Ruhm und Ehre, zur Wohlfahrt und zum seligen Gedeihen unseres Königs und seines ganzen Hauses, zum Troste und zur Beruhigung ganzer gemeiner Christenheit und insonderheit dieses theueren Königreiches. Herr Gott, allmächtiger Vater, wir bitten dich um dieses Alles im Namen und von wegen deines lieben Sohnes Jesu Christi, unseres Herrn und Heilandes. Amen."

Nachdem hierauf Beza noch das Unser Vater gebetet hatte, begann derselbe angesichts der sichtbar ergriffenen Versammlung seine Rede an den König: „Sire," sprach Beza, „es ist eine große und freudige Stunde für einen getreuen Unterthan, in welcher es ihm vergönnt wird, das Antlitz seines Fürsten und Herrn zu schauen; und weil ihm solches gleichsam die sichtbarliche Majestät Gottes vorbildet, so kann er nicht umhin, sich tief ergiffen und zur Erwägung des gebührenden Gehorsams und schuldiger Unterwürfigkeit ermahnt zu fühlen. Denn nach der Art und Weise der menschlichen Natur ergreift und bewegt uns Dasjenige, was wir mit Augen sehen, viel mächtiger und tiefer als Dasjenige, was wir uns nur im Geiste vergegenwärtigen und durch eine bloße Vorstellung erfassen. Wenn es sich daher ereignet, daß ein treuer Unterthan nicht allein seinen Fürsten schauen mag, sondern auch von seinem Könige gesehen, und, was unendlich mehr ist, angehört, und daß zuletzt die Rede seines Mundes gnädig aufgenommen und gut geheißen wird, so ist dieses wahrlich der größten Freuden eine für ihn, ein süßer Trost für seine Seele, eine Wonne für sein Herz.

„Dieser vier obberührten Stücke nun ist ein Theil von Ew. Majestät allergehorsamsten Unterthanen nach Gottes unerforschlichem Gericht und Rathschluß zu ihrem großen Kummer und schwerer Betrübniß eine lange Zeit beraubt gewesen, bis endlich der Herr nach seiner überschwenglichen Barmherzigkeit unser unablässiges Seufzen und Flehen erhört und uns so hoch begnadigt hat, daß er uns heute ein wohl lange gewünschtes, aber nie gehofftes Glück bereitet, Ew. Majestät von Angesicht zu Angesicht zu schauen, und in dieser Versammlung, die an Hoheit ihres Gleichen sucht auf Erden, von ihr gnädig angeschaut und angehört zu werden. Hätten wir daher nie eine andere Wohlthat empfangen, und sollte uns auch in der Folge keine andere mehr zu Theil werden, so vermöchten wir es dennoch nicht, in dem noch übrigen Laufe unsers Lebens dem Herrn, unserem Gotte, würdiglich dafür zu danken und es um Ew. Majestät genugsam zu verdienen. Wenn wir aber überdies betrachten, daß der heutige Tag uns nicht nur diesen Zutritt gönnt, sondern uns auch

einlād, und auf eine so wohlwollende, gnädige, Ew. Königl. Milde so entsprechende Weise so zusagen zwingt, einer uns allen gemeinschaftlich obliegenden heiligen Pflicht uns zu unterziehen: Den Namen unseres Gottes zu bekennen, den Gehorsam zu bezeugen, den wir Ew. Majestät schuldig sind, o so müssen wir es eingestehen, Sire, daß weder unser Sinn und Verstand vermögend ist, die Größe solcher Wohlthat zu ermessen, noch unsre Zunge im Stande ist, auszusprechen, wie unser Herz gegen Ew. Majestät gesinnt ist; und bei solcher, alle menschliche Beredtsamkeit übersteigenden Gnade will es uns vielmehr gebühren, unser Unvermögen durch ein demüthiges Schweigen zu bekennen, als durch ein mangelhaftes Lob solche Wohlthat verkleinern.

„Nichtsdestoweniger aber, Sire, wünschen wir auch noch das vierte und hauptsächlichste der obberührten Stücke, daß nämlich unser heutiges Vorhaben und Beginnen von Ew. Majestät möge gnädig angesehen und aufgenommen werden, welches wir zu erlangen hoffen, wenn (was Gott gebe!) durch unser Erscheinen nicht sowohl unserem vorigen Jammer und Elende, dessen Gedächtniß an diesem glücklichen Tage verschwindet und erlischt, sondern vielmehr allem denjenigen ein Ende gemacht wird, was für uns immer viel schmerzlicher war als der Tod, den Unruhen nämlich und der Verwirrung, so um der Religion willen zum großen Schaden und schmählichen Verderben einer Unzahl Ew. Majestät armer Unterthanen in diesem Königreich sich erhoben haben. Der Ursachen aber, die uns bisher von dem Genusse einer so großen Wohlthat ausgeschlossen haben, sind mancherlei, ja sie sind sogar von der Art, daß sie heute noch unseren Muth gänzlich niederschlagen müßten, wenn nicht dagegen so manches Andere uns wiederum mit Zuversicht erfüllte und stärkte. Eine Meinung aber hat sich vornehmlich wie durch ein Verhängniß im Laufe trauriger und arger Zeiten in gar mancher Menschen Herzen eingewurzelt: daß wir nämlich aufrührerische, verwegene und ruhmgierige, hartnäckige und eigensinnige Leute und Feinde jeglicher Ruhe und aller Eintracht wären. Wenn auch Andere sein mögen, die uns nicht für abgesagte Gegner alles Friedens halten, so meinen sie doch, wir begegneten denselben unter so schweren und harten Bedingungen, daß man nicht mit uns handeln könnte. — — Aehnliche und sogar noch weiter ausgreifende Ursachen und Hindernisse sind noch mehrere vorhanden, Sire; aber wir wollen viel lieber ihr Andenken in das Grab der Vergessenheit versenken, als durch Erwähnung derselben die alten Wunden wieder aufreißen, zumal jetzt, wo wir nicht darauf ausgehen, Beschwerde zu erheben und Klage zu führen, sondern die zur Heilung geeignetsten und wirksamsten Mittel aufzusuchen.

„Was aber gibt uns denn mitten unter so vielen im Wege stehenden bedenklichen Hindernissen und Schwierigkeiten eine so gar tröstliche und feste Zuversicht? Nicht das Vertrauen, Sire, das wir auf unsre Person oder auf irgend etwas Eigenes setzten, als die wir ja in jedem Betracht zu den Geringsten und Verachtetsten dieser Welt zählen; es ist auch Gott Lob, nicht

eine eitle Anmaßung des Hochmuths, unser armer und niedriger Stand ließe das nicht zu. Nein, Sire, es ist vielmehr unser gutes Gewissen, das uns für die Wahrheit und Gerechtigkeit unsrer Sache ein sicheres Zeugniß gibt, einer Sache, von der wir hoffen, daß unser getreuer Gott mittels Ew. Majestät ihr Vertheidiger und Beschützer sein werde. Es ist die schon jetzt auf eine merkwürdige Weise in Antlitz, Worten und Geberden sich aussprechende Milde und Leutseligkeit Ew. Majestät; es ist die Liebe zur Gerechtigkeit und Billigkeit, welche, wie wir sehen und erfahren, in Ew. Herz gegraben ist, gnädigste Frau und Königin; es ist euere biedere Rechtlichkeit, durchlauchtigster König (von Navarra), erlauchte Fürsten des königlichen Hauses; es ist endlich auch noch die zuversichtliche Hoffnung, die wir aus guten Gründen hegen dürfen, daß ihr, hochwürdige Herren des geheimen Raths, einmüthigen Entschlusses nicht minderes Verlangen tragt, uns eine so nothwendige und heilige Eintracht zu verschaffen, als wir solche anzunehmen begierig und bereit sind. Bleibt uns nun noch Etwas zu erwähnen übrig? Ja freilich ist noch Etwas vorhanden, das uns froher Hoffnung sein läßt. Wir glauben und erwarten nämlich, wie es die christliche Liebe gebeut, daß Eww. Liebden, günstige Herren und Prälaten, mit denen wir handeln sollen, sich mit uns nach unserem geringen Vermögen befleißigen werden, die Wahrheit eher in's Licht zu setzen, als sie zu verdunkeln, eher zu belehren, als zu streiten, eher die Gründe zu erwägen, als ihnen zu widersprechen, kurz, eher das weitere Umsichgreifen des Uebels zu verhindern, als den Schaden ganz unheilbar und tödtlich zu machen. Solcher Gesinnung versehen wir uns zu euch, günstige Herren, und bitten euch im Namen des allmächtigen Gottes, der uns hier versammelt hat, und der ein Richter sein wird unsrer Reden und Gedanken, daß ihr unangesehn alles dessen, was seit vierzig Jahren mag geredet, geschrieben oder gehandelt worden sein, mit uns euch aller Leidenschaften und Vorurtheile, die dem Gedeihen eines so löblichen und heiligen Vorhabens hinderlich sein könnten, gänzlich entschlagen möget. Unsrerseits wollet ihr euch dessen versehen, was ihr, so Gott Gnade schenkt, in der That erfahren werdet, nämlich eines verträglichen Geistes, bereit Alles anzunehmen, was durch das lautere Wort unseres Gottes erwiesen sein wird. Wähnet nicht, daß wir allhier erschienen wären, um irgend einen Irrthum zu behaupten und zu vertheidigen, sondern vielmehr um alles Mangelhafte, das sich auf unsrer oder euerer Seite finden mag, aufzudecken und zu verbessern. Wollet uns darum nicht für so muthwillig und frevelhaft halten, als ob wir uns unterstünden, dasjenige zu zerstören, von dem wir wissen, daß es ewig bleiben werde, nämlich die Kirche Gottes, unseres Herrn. Wähnet auch nicht, daß wir darauf ausgehen, Mittel und Wege zu suchen, euch uns gleich zu machen, diesem armseligen und verachteten Stande, in welchem wir aber nichtsdestoweniger mit Gottes Gnade in großer Freudigkeit leben. Unser Verlangen ist, die zerrissenen Mauern Jerusalems wieder herzustellen, den geistlichen Tempel wieder aufzubauen, jenes Gotteshaus,

das aus lebendigen Steinen aufgeführt ist, wieder in den rechten Stand zu setzen. All' unser Begehren geht dahin, daß die durch das gerechte Strafgericht Gottes und die Sorglosigkeit der Menschen auseinandergesprengten Heerden und zerstreuten Schafe Christi wieder gesammelt und in die Hände dieses obersten und einzigen Erzhirten zurückgebracht werden.

„Wohlan, liebe Herren, da habt ihr mit wenigen Worten unsre einzige Absicht, unsern sehnlichsten Wunsch, unser herzlichstes Verlangen. Wenn ihr dieses bis jetzt nicht geglaubt habt, so hoffen wir, daß ihr es glauben werdet, wenn in aller Geduld und Sanftmuth Dasjenige wird zur Sprache gebracht und verhandelt werden, was uns der Herr eingeben wird. Wollte Gott, daß wir statt alles Hin- und Herredens ohne Weiteres dem Herrn einhelliglich ein Loblied anstimmen und uns einander die Hände reichen könnten! — Beschämen muß uns ja dieses im Innersten, wenn wir, die wir uns als solche ausgeben, welche berufen sind, das Evangelium des Friedens und der Eintracht zu predigen, dennoch am leichtesten zur Zwietracht geneigt und zum Werke der Einigkeit so schwierig und so störrig sind.

„Doch was sage ich? Menschen können und sollen allerdings solches Alles wünschen, aber Gott allein kann es gewähren, wie er es denn auch thun wird, wenn es ihm gefällig ist, unsre Sünden aus Gnaden zuzudecken, und durch sein Licht die Finsterniß auszutreiben, die in uns ist. Damit man nun erkennen möge, Sire, daß wir in dieser Sache mit redlichem Gewissen, einfach, klar und unumwunden zu handeln gedenken, so wollen wir mit Ew. Majestät allergnädigster Bewilligung die vornehmsten Artikel, um die es sich handelt, summarisch anzeigen."

An die alten öcumenischen Symbole anknüpfend, trug nun Beza in meisterhafter Exposition das Wesentlichste der reformirten Kirchenlehre vor, wobei die Fehlerhaftigkeit der römischen Lehre in der Auffassung einzelner Dogmen überzeugend dargethan ward. So wies Beza nach, wie der Glaube an eine Genugthuung neben dem vollkommenen Gehorsam Christi Gott seiner vollkommenen Gerechtigkeit beraube, und wie die Behauptung, Gott habe uns in Christo nur einen Theil unsrer Schuld vergeben, und überlasse die Abtragung des Uebrigen uns selbst, einer Verleugnung seiner vollkommenen Barmherzigkeit gleichkomme und einen Gott anbeten heiße, der weder vollkommen gerecht, noch vollkommen barmherzig sei. Wer sich an dem durch die Propheten und Apostel gepredigten und verfaßten Worte nicht genügen lasse, der entsetze Christum seines Propheten- und Lehramtes; wer mit neuen Satzungen die Gewissen binde, der beraube ihn der Würde des geistlichen Königthums in der Kirche; und wer sich unterstehe, ihn von Neuem als Opfer darzubringen, zur Vergebung der Sünden, und an ihm dem einzigen Fürsprecher bei Gott sich nicht genügen lasse, der verleugne sein ewiges Hohepriesterthum. — Nach einer eingehenden Besprechung der evangelischen Lehre von den guten Werken, geht Beza hierauf zur Erörterung der

Lehre von den Sacramenten und vom Kirchenregiment über. Nach dem von den ersteren im Allgemeinen gehandelt ist, fährt Beza fort:

„Wir halten nicht dafür, wie Einige wähnen, die uns nicht recht gehört und verstanden haben, daß das heilige Abendmahl eine bloße Gedächtnißfeier des Todes Jesu sei, ebensowenig als wir behaupten, daß wir durch den bloßen Genuß der Frucht des Leidens und Sterbens Christi theilhaftig werden; sondern wir verbinden das Erbgut mit der daraus erwachsenen Frucht. Kurz, wir sagen mit Paulus (1 Cor. 10): Das Brod, das wir nach seinem Gebote brechen, ist die Gemeinschaft des wahren Leibes Christi, der für uns dahingegeben ward; der Kelch, den wir trinken, ist die Gemeinschaft des wahren Blutes, das für uns vergossen ward, ja Beides in demselben Wesen, das sie im Leibe der Jungfrau empfangen, und das der Herr von hier mitgenommen hat in den Himmel. Nun sagt an, liebe Herren, was könnt ihr in diesem heiligen Sacrament noch suchen oder finden, das wir nicht ebenfalls darin suchten oder fänden? Ich weiß zwar, daß die Antwort schon bereit vorliegt. Die Einen wollen, daß Brod und Wein verwandelt werden nicht in „„Sacramente““ des Leibes und Blutes Christi, denn das haben wir ja schon bekannt, sondern in den Leib und das Blut selbst. Die Andern werden uns vielleicht nicht soweit treiben wollen, sondern nur begehren, daß wir zugeben, Leib und Blut Christi seien wesentlich und leiblich in, oder mit, oder unter dem Brode. Aber, liebe Herren, wollet hierüber um Gottes willen uns geduldig und ohne Aergerniß zu nehmen, anhören, und nur für einige Augenblicke den verdächtigen Wahn, welchen ihr gegen uns gefaßt habt, bei Seite setzen. Sobald die eine oder die andere Meinung uns aus der Schrift als wahr bewiesen wird, so werden wir sie annehmen und bis in den Tod dabei verharren. Es dünkt uns aber nach dem geringen Maße der uns von Gott verliehenen Erkenntniß, daß die Lehre von der Brodverwandlung der Analogie der Glaubensartikel zuwiderläuft, indem sie gradezu mit der Natur des Sacramentes streitet, in welchem nothwendiger Weise die Zeichen als solche bleiben müssen. Deßgleichen stößt auch diese Wandelungslehre die Wahrheit von der menschlichen Natur in Christo und von der Himmelfahrt derselben um. Ich sage dasselbe auch von der zweiten Meinung, der Consubstantiation, welche noch obendrein sich gar nicht auf die Worte Christi zu gründen vermag und keineswegs nöthig ist, um uns der Frucht der Sacramente theilhaftig zu machen.

„Fragt nun Jemand, ob wir denn Christum von seinem heiligen Mahle abwesend sein lassen, so antworten wir: Nein. Wenn wir aber die Entfernung im Raume betrachten, wie man sie denn in Anschlag bringen muß, wenn von der leiblichen Gegenwart und von der Menschheit Christi als solcher die Rede ist, so sagen wir, daß sein Leib und Blut so weit vom Brode und Weine entfernt ist, als der oberste Himmel entfernt ist von der Erde. Denn wir, wir sind auf der Erde und die Sacramente ebenfalls; Christus

dagegen ist sammt seinem Leibe im Himmel, letzterer aber so verklärt, wie Augustin sagt, daß die Glorie ihm nicht das Wesen eines wahren Leibes, sondern nur die Schwachheit desselben benommen hat. Will nun Jemand daraus schließen, daß wir Christum vom heiligen Abendmahle entfernt sein lassen, so ist dies falsch geschlossen. Denn wir geben Gott die Ehre und glauben laut seines heiligen Wortes, obgleich wir auf Erden sind und nicht anderswo, daß wir nichtsdestoweniger auf eine geistige Weise durch den Glauben seines Leibes und Blutes theilhaftig werden, und zwar ebenso gewiß, als wir die Sacramente vor Augen sehen, mit Händen greifen, in den Mund nehmen und von ihrer Substanz in dieses Leibes Dasein leben.

„Dieß, liebe Herren, ist in diesem Punkte die Summe unseres Glaubens, welcher nach unserem Ermessen weder den Worten Jesu noch denen des Apostels Paulus irgendwie Gewalt anthut, die menschliche Natur in Christo nicht aufhebt, den Artikel von der Himmelfahrt und die Eigenschaft und Ordnung der Sacramente nicht entkräftet, keinen Anlaß zu fürwitzigen und unerklärlichen Fragen und Distinctionen gibt und unsrer Vereinigung mit Christo durchaus keinen Eintrag thut, lauter Dinge, weßwegen die Sacramente eingesetzt sind, und nicht, damit sie entweder angebetet, aufbewahrt, zur Schau getragen oder Gott dargebracht würden. Und so wir uns nicht täuschen, erweiset endlich dieser Glaube auch der Macht und dem Worte des Sohnes Gott größere Ehre, als wenn man glaubt, daß sein Leib wesentlich mit den Zeichen vereint sein müsse, damit wir desselben theilhaftig werden."

Nachdem nun Beza auch von den übrigen Sacramenten, sowie von dem Kirchenregiment und der Pflicht des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit geredet, schloß derselbe seinen Vortrag mit den Worten: „Der sehnliche Wunsch, Sire, die Ehre Gottes möglichst zu fördern, der Gehorsam und die unterthänige Dienstpflicht, welche wir Ew. Majestät schuldig sind, die Liebe zum Vaterland und vornehmlich zur Kirche Gottes, haben uns aus weiter Ferne an diesem Ort zusammengeführt, wo wir hoffen, daß Gott der Herr nach seiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit Ew. Majestät, Sire, dieselbe Gnade bezeigen werde, welche er einst dem jungen Könige Josias heute vor zweitausend zweihundert und zwei Jahren widerfahren ließ; wo wir hoffen, daß unter Ew. Majestät glücklicher Regierung, gnädigste Königin und Frau, unter euerem getreuen Beistande, gnädigster König (von Navarra), durchlauchtigste Fürsten des königlichen Stammes und hochwürdigste Herren des geheimen Rathes, jener uralte Ruhm und das Gedächtniß der hochberühmten Königin Clotilde wird erneuert werden, deren Gott sich einst als eines auserwählten Rüstzeugs bediente, um die Erkenntniß der Wahrheit diesem Königreich zu schenken.

„Das ist unsre zuversichtliche Hoffnung, Sire, zu deren Verwirklichung wir bereit sind, selbst Gut und Blut hinzugeben, auf daß auch durch unsre unterthänigsten Dienste in einem so löblichen und heiligen Werke das wahre,

goldene Zeitalter anbreche, in welchem unser Herr und Heiland einmüthig verehrt, gelobt und gepriesen werde. Ihm allein sei Ehre und Ruhm und Herrlichkeit jetzt und immerdar. Amen."

Beza und die übrigen Abgeordneten knieeten hierauf demüthigst nieder, erhoben sich sodann und Beza überreichte dem König mit einer geeigneten Anrede an denselben die schon früher übergebene Confession nochmals.

In feierlicher Ruhe hatte die Versammlung den unvergleichlichen Vortrag Beza's mit angehört, bis zu der Stelle, wo derselbe die räumliche Beziehung des Leibes Christi zum Abendmahls-Brode mit der Entfernung des Himmels von der Erde verglich. „Er hat gelästert," rief da eine Stimme, und alsbald rief die Menge der Bischöfe und Sorbonnisten: „Ja, er hat gelästert, er hat gelästert" (blasphemavit, blasphemavit)! Der Cardinal von Tournon ersuchte den König und die Königin, dem Redner das Wort zu entziehen, widrigenfalls er mit allen Prälaten diese Stätte der Lästerung zu verlassen drohe, und der Tumult, der alsbald den Saal erfüllte, war so arg, daß die Königin und selbst der Cardinal sich veranlaßt sahen, mit strengen Worten Ruhe zu gebieten und Beza reden zu lassen, da man auch die Gegner desselben hernach hören werde. Ohne sich daher im Mindesten aus der Fassung bringen zu lassen, fuhr Beza mit einem freundlichen „liebe Herren" fort und trug seine Rede bis zum Ende vor. Kaum hatte derselbe das letzte Wort gesprochen und war zurückgetreten, als sich auch sofort der Cardinal von Tournon in sichtbarer Aufregung erhob, seine Entrüstung darüber aussprach, daß es Jemand gewagt habe, im Angesichte des allerchristlichsten Königs so verderbliche Irrlehren vorzutragen, und dabei in so maßloser Weise ausfuhr, daß ihn die Königin zur Ordnung rufen mußte. Das Einzige, was die Prälaten diesmal erlangten, war, daß man ihnen die schriftliche Behändigung der Rede Beza's versprach, welche sie sich erbeten hatten, um sie genau prüfen und gründlich widerlegen zu können..

Voll froher Siegeshoffnung zog nun das Häuflein der Evangelischen von Poissy wieder ab, und kaum in St. Germain angekommen, berichtete Beza sofort an seinen theuern Calvin, wie das erste Zusammentreffen mit den Prälaten abgelaufen war. Indessen besorgten doch Manche, daß die Königin vielleicht nicht Alles, was Beza vorgetragen, und namentlich grade dessen den Prälaten so ärgerliche Darlegung der Abendmalslehre nicht ganz richtig aufgefaßt habe, was weiterhin die Besorgniß nahe legte, daß das mangelhafte Verständniß der Königin von den Gegnern leicht in der übelsten Weise gemißbraucht werden möchte. Beza sah sich daher veranlaßt, schon am folgenden Tage in einem an die Königin-Mutter gerichteten Schreiben sich noch bestimmter, als er es in seinem Vortrage gethan hatte, gegen die Anschuldigung, daß er die reale Gegenwart Christi leugne, zu verwahren. Außerdem ließ Beza seinen Vortrag, sowie diesen Brief durch den Druck veröffentlichen. In vielen Tausenden von Exemplaren war Beza's Rede daher alsbald

in ganz Frankreich verbreitet und trug nicht wenig dazu bei, einerseits in den Gemeinden der Evangelischen ein klareres Verständniß der kirchlichen Lehre zu begründen, andrerseits die schmählichen Anschuldigungen, mit welchen dieselben von den Gegnern angefeindet wurden, als elende Verleumdungen bloßzulegen.

§. 6.

Beza's Kämpfe mit den Prälaten.

„Wollte Gott, dieser Mensch wäre entweder stumm oder wir wären taub gewesen," rief der Cardinal von Lothringen in der nächsten Versammlung der Prälaten aus, und außer den wenigen Bischöfen, welche eine (die bestehenden Verhältnisse möglichste schonende) Reformation der Kirche wünschten, war unter den Versammelten Niemand, dem diese Worte nicht aus dem Herzen gesprochen gewesen wären. Indessen sah man doch ein, daß auf Beza's Vortrag Etwas erwidert werden mußte, und der Cardinal von Lothringen übernahm es, diese Erwiderung zu geben. Nur wußte auch er nicht, was man zu erwidern habe, da er nach seinem eignen vor Beza abgelegten Geständniß sich bisher „mit ganz andern als theologischen Dingen befaßt hatte." Indessen hatte der Cardinal einen Helfer zur Hand, einen humanistisch gebildeten und freilich für die römische Orthodoxie nicht sehr passionirten, aber gefügigen und brauchbaren Doctor der Sorbonne, Claude d'Espense (Claudius Spensa). Dieser sollte ein Bekenntniß des katholischen Glaubens aufsetzen, welches der Rede Beza's entgegengestellt werden könnte. Und zwar erklärte sich die Mehrzahl der Prälaten dahin, daß, weil es sich für Prälaten der Kirche nicht zieme, sich mit Häretikern auf Verhandlungen wegen Glaubenssachen einzulassen, dieses Bekenntniß den Hugenotten zur Anerkennung einfach vorgelegt, und wenn diese nicht erfolge, das Verdammungsurtheil über dieselben ausgesprochen werden sollte.

Der Beschluß war kaum gefaßt, als auch die Evangelischen von demselben Kunde erhielten, und eine energische Protestation gegen das von der Hierarchie beabsichtigte Verfahren beschlossen. Beza setzte daher Namens aller Abgeordneten eine an den König gerichtete Supplik auf, worin darüber Beschwerde geführt wurde, daß sicherem Vernehmen zufolge, die Bischöfe Richter über sie sein wollten. „Wir sind bereit," hieß es in der Supplik, „unsre Gründe noch präciser und vollständiger darzulegen, als es geschehen ist, und bitten um der Ruhe und Wohlfahrt des Reiches willen, daß Ew. Majestät uns das Versprochene gewähre, den Prälaten ein so frevelhaftes Unterfangen, welches alle ferneren Verhandlungen abschneidet, untersage, und wenn sie ja ein solches gegen Ew. Majestät eigne Absicht und unsre von Anfang gestellte und auch bewilligte Bedingung laufendes Anathema sprechen sollten, solches nicht zu bestätigen, oder wenn gegen Alles Erwarten der gegentheilige Fall

eintreten sollte, nicht ungnädig aufzunehmen, wenn wir gegen Alles, was diese Herren schon beschlossen haben oder noch vornehmen werden, als null und nichtig protestiren." Zugleich wurde bemerkt, daß man im letzteren Falle die Verantwortung für die Störungen der öffentlichen Ruhe, welche etwa hieraus erfolgen könnten, nicht übernehmen könne.

Diese ernste Sprache verfehlte des beabsichtigten Eindruckes nicht. Denn unmöglich durfte man es dahin kommen lassen, daß die Abgeordneten der reformirten Gemeinden St. Germain verließen, und die Erbitterung ihrer Partei im ganzen Reiche auf's Neue wachriefen. Die Evangelischen erhielten daher die Erfüllung der ihnen gegebenen Versprechungen auf's Neue zugesagt. Beide Parteien wurden auf den sechszehnten September zu einer neuen Versammlung einberufen.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse für die römische Partei nicht ganz günstig gestaltet. Tag für Tag erwartete dieselbe das Eintreffen eines päpstlichen Legaten, mit dessen Auctorität sie sich selbst zu decken, die Königin zu blenden und die Hugenotten zu erdrücken hoffte. Allein der Legat kam ebenso wenig, als die lutherischgesinnten Theologen aus Deutschland, welche der Cardinal von Lothringen nach Poissy zu locken suchte, um mittels derselben die Differenzen des deutschen und des französischen Protestantismus an den Tag zu bringen und den Protestantismus selbst hierdurch vor der öffentlichen Meinung lächerlich zu machen. Dagegen wurden die Hugenotten durch die Ankunft des damals zweiundsechzigjährigen, aber noch immer geistesfrischen Petrus Martyr, der, nachdem er den begehrten Geleitsbrief erhalten, sich auf den Weg gemacht hatte*), am 10. September in St. Germain eingetroffen und dort von der Königin und allen Großen des Hofes mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit aufgenommen war, auf's Neue gestärkt. Um so mehr sah sich die römische Partei veranlaßt, sich unter keiner Bedingung auf eine eigentliche Verhandlung einzulassen, sondern die Gegner nur mit einer energischen Erklärung ein für alle Mal abzufertigen.

Als der Morgen des sechszehnten September erschienen war, sah man in der Umgebung des Dominicanerinnenklosters zu Poissy wiederum ganz dasselbe Getümmel, dasselbe Drängen und Treiben, wie sieben Tage zuvor. Bei Martyrs Eintreten in den Saal waren, wie uns Martyr erzählt**), noch nicht alle Cardinäle gegenwärtig; auch die andern reformirten Abgeordneten waren noch nicht da. Dagegen saßen schon fast alle Bischöfe innerhalb der errichteten Schranken, und hinter ihnen eine ungeheuere Anzahl von Aebten, sorbonnistischen Doctoren und Mönchen. Als Martyr sah, daß die

*) Schmidt, S. 247.

**) In einem Schreiben an Bullinger vom 19. September (Martyrs Loci communes S. 1138); — an den Magistrat zu Zürich, 19. September.

Sache sich noch etwas verziehen würde, und daß weder der König noch die Königin da wären, setzte sich derselbe allein in eine Ecke nieder. Da kam der Cardinal von Chastillon mit zwei Bischöfen, jener in Purpur, die Bischöfe ebenfalls in Amtstracht, auf Martyr zu, und als dieser die Frage, ob er Peter Martyr wäre, bejaht hatte, begrüßte er ihn gar freundlich, betheuerte, wie willkommen allen Wohlgesinnten seine Ankunft in Frankreich sei und bot ihm huldreichst alle seine Dienste an. Auch die beiden Bischöfe baten ihn dringend, er möchte die so nöthige Eintracht begründen und vollenden helfen. Martyr dankte für die freundliche Gesinnung und versprach ihnen zu willfahren, so viel es die Wahrheit und das Wort Gottes nur zulassen würden. Kurz darauf trat der Cardinal von Lothringen hervor, von einem ganzen Schwarm von Bischöfen, Sorbonnisten und Ordensleuten geleitet, dann erschien der König, die Königin und die Großen des Reiches, wie das vorige Mal; zuletzt kamen die reformirten Prediger und Aeltesten, denen sich Martyr anschloß. Die Reformirten begaben sich an das Ende des Saales, wo sie, während die Cardinäle und Bischöfe nach Reih' und Ordnung saßen, außerhalb der Schranken stehen mußten. Die Menge der Anwesenden war noch größer als vor acht Tagen, denn der Cardinal hatte absichtlich Viele noch dazu gezogen, um damit zu imponiren. Auf einem zur Rechten des Königs stehenden Sessel, hinter welchem Spensa mit dem Concept stand, um im Fall der Noth dem Schüler zu Hülfe zu kommen, erhob sich der Cardinal von Lothringen inmitten der Bischöfe.

Der Vortrag, den nun der Cardinal hielt, bezog sich nur auf die Lehre vom Sacrament und von der Kirche. Ueber den Inhalt des Vortrags und über den Eindruck, den derselbe auf die Evangelischen machte, berichtete Beza zwei Tage später an Calvin: „Nie habe ich etwas Unverschämteres und Läppischeres gehört. Der Cardinal sprach zuerst von dem Gehorsam, welchen man den Fürsten schuldig ist, und den diese gegen Gott schuldig sind, so jedoch, daß jenem heiligen Stuhle nichts vergeben wurde und er auf das Unverschämteste den beständigen Gehorsam der Bischöfe herausstrich. Dann belehrte er uns, wie die Kirche (nicht die unsichtbare Gemeinschaft der Erwählten sei, sondern) auch die Verworfenen in sich begreife, und sang das alte, schon hundert und aber hundert Mal widerlegte Lied von der sichtbaren Kirche, von den allgemeinen Concilien, von dem ungeschriebenen Worte und von Aehnlichem, welches Alles mir bis zum Erbrechen ekelhaft anzuhören war. Dann kam er auf das Mahl des Herrn zu sprechen. Die Lehre von der Brotverwandlung erwähnte er zwar mit keinem Worte, indessen suchte er die Faseleien Westphals nach bestem Vermögen aufzuputzen und herauszustreichen. Er warf uns die verschiedenartigen und einander widersprechenden Erklärungen der Einsetzungsworte vor, welche in dieser Zeit erdacht wären, tadelte den Vorwitz derer, welche fragen: Auf welche Weise? und stellte als Hauptargument gegen unsre Lehre die (angebliche) Uebereinstim-

mung der Evangelisten in den Worten und Sylben dieser Formel auf. So weit ging seine Frechheit! Er behauptete, daß weder in der Geschichte, noch in den Lehren, noch beim Sacrament, daß überhaupt nirgends im Neuen Testamente die tropische oder figürliche Erklärung zulässig sei, und erklärte feierlich unter dem Beifall der Seinigen, daß die Schriften aller Kirchenväter der fünf ersten Jahrhunderte offenbar auf seiner Seite wären, weshalb er mit diesen allein uns überführen und widerlegen wollte. Schließlich rief er uns in den römischen Schafstall zurück, und ermahnte den König und alle Großen des Reiches, diesen so gewissen, so uralten und heiligen Glauben zu schirmen und zu bewahren."

Diese Ermahnung an den König und an die Königin-Mutter hatte der Cardinal, um doch auch seinem Vortrage eine gewisse Feierlichkeit zu geben, knieend gesprochen und bei dem Aussprechen der Worte „Sacrament" und „Eucharistie" hatte derselbe regelmäßig das Haupt entblößt, was ihm alle Prälaten mit Verbeugung nachgethan hatten*).

Kaum hatte aber der Cardinal seine Rede — in der übrigens ein weit weniger greller Ton angeschlagen war, als man erwartete, weil nicht der Cardinal, sondern Spensa sie verfertigt hatte — beendigt, als sich derselbe — und mit ihm viele andre Bischöfe — anschickte, den Saal zu verlassen, um hiermit in recht augenfälliger Weise zu erklären, daß von Seiten der Hierarchie der ganze Handel jetzt als beendigt angesehen werde. Indessen muthig und beherzt trat alsbald Beza vor und begehrte, daß man ihn entweder jetzt oder an einem von dem Könige zu bestimmenden Tage vor dieser Versammlung auf die Rede des Cardinals antworten lasse. Dazu aber durfte es nach der Meinung der Prälaten um keinen Preis kommen, weshalb sie sich in großer Bewegung um den König und die Königin-Mutter drängten, und Beide mit der Bitte um Zurückweisung Beza's bestürmten. Nur zweierlei sei möglich: entweder würden die Irrgläubigen reumüthig in den Schooß der Kirche zurückkehren, oder der König habe sie heimzuschicken, und das Reich von ihnen zu säubern, da in diesem allerchristlichsten Königreiche nur Ein Glaube, nur Ein Gesetz und nur Ein Herrscher sein könnten.

Indessen wußte doch die Königin zu gut, daß es nur allzugefährlich sein würde, wenn man dem Verlangen der Prälaten Gehör geben wollte. Augenblicklich war allerdings bei der wilden Erregung der Gemüther, welche sich auf Seiten der römischen Partei kund gab, an eine ruhige Fortsetzung der Verhandlung nicht zu denken; dagegen erhielt Beza den Bescheid, „der König werde ihnen einen Tag zur Antwort bestimmen."

Aber vergebens warteten die Evangelischen von einem Tage zum andern

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß der damals noch katholische Philosoph Peter Ramus grade durch diese Rede des Cardinals, welche er anhörte, die erste Anregung zu seiner Bekehrung zum Protestantismus erhielt.

auf eine Einladung zur Fortsetzung der Verhandlungen mit den Prälaten, und Beza, sowie dessen Freunde dachten schon daran, St. Germain zu verlassen und daheim zu erzählen, daß die Ränke und der Starrsinn der Gegner eine friedliche Feststellung der kirchlichen Verhältnisse unmöglich gemacht hätten. Daß aber dann, wenn die Scheiterhaufen wieder rauchen würden, eine bewaffnete Erhebung der Hugenotten und ein blutiger Bürgerkrieg nothwendig kommen müßte, leuchtete Beza ein; weshalb dessen Herz von schwerer Sorge gedrückt war. Auch ein Gespräch mit der Königin, zu welcher Beza mit Martyr eingeladen ward, war wenig geeignet, die Bekümmernisse Beider zu entfernen. Denn wenn auch die Königin die besten Gesinnungen zur Schau trug, und ihnen die freudigsten Hoffnungen einzureden suchte, so merkte man doch, daß dieselbe zur Zeit noch nicht wußte, auf welche Seite sie sich hinneigen sollte, daß sie sich aber zur Sicherung ihrer Herrschaft ganz gewißlich für die Partei erklären würde, welcher das Glück seine Gunst zuwenden sollte.

Die Situation war damals folgende: Die Abgeordneten der Generalstaaten zu Pontoise verlangten, daß die Hierarchie die Schulden des Königs bezahlen, und daß die Staatsregierung den Hugenotten Gotteshäuser geben sollten; das Königthum verlangte, daß die Prälaten das nöthige Geld geben und sich mit den Hugenotten vergleichen möchten, damit das Reich zur Ruhe komme; die Prälaten aber wollten sich weder besteuern noch auf Reformen einlassen, weil sie mit Recht hierdurch ihren trefflichen Pfründenbesitz gefährdet glaubten; und die Evangelischen erklärten zu wiederholten Malen, schriftlich und mündlich, daß wenn man fernerhin in so ernster und heiliger Sache so treulos und hinterlistig gegen sie verfahre, sie abziehen und Alles, was weiterhin daraus entstehen möchte, sei es Krieg oder Aufruhr, denen zur Verantwortung zuschieben müßten, die es aus Stolz und Eigennutz so muthwillig versehen hätten. Mit unbeugsamer Hartnäckigkeit beharrte die Hierarchie bei ihren Forderungen, bei ihrer Verachtung der Evangelischen und bei dem Vorgeben, daß in dem allerchristlichsten Königreiche nur Ein Glaube, nämlich der katholische gelten könne. Daß aber diese Behauptung nichts als leeres, lügenhaftes Gerede war, zeigte sich, als eben damals der schon lange Zeit erwartete päpstliche Legat Hippolytus von Este, Sohn des Herzogs Alfonso von Ferrara und der Lucretia Borgia, ein Enkel des Papstes Alexander VI., und durch seine Schwägerin Renata von Frankreich dem französischen Königshause verwandt, — ein von seinen Eltern in der Macchiavellischen Politik erzogener, die kirchlichen Institutionen nur als Mittel zum Gelderwerb und zum Lebensgenuß betrachtender Italiener — in Frankreich erschien. Der Hohn und Spott des Volkes geleitete ihn aller Orten, so daß der Legat die größeren Städte, in denen evangelische Gemeinden waren, gar nicht zu berühren wagte. Und als derselbe mit einem Gefolge von vierhundert, meist italienischen Reitern, in Begleitung des Jesuiten-

generals Jacob Lainez, des leichtfertigen Humanisten Marcus Antonius Muret, mehrerer Bischöfe, Jesuiten und andrer Ordensleute in St. Germain einzog, vermochte weder das silberne Kreuz, welches er seinem Zuge vorantragen ließ, noch der apostolische Segen, den er mit feierlicher Miene reichlich spendete, das Volk in geziemenden Schranken zu halten. „Fuchs! Fuchs!" erscholl es auf den Straßen; denn man dachte, als man den apostolischen Legaten sah, an den bekannten Reinecke in der Kutte.

Natürlich bot der Legat seinen ganzen Einfluß auf, um die Einrichtung eines eigentlichen Colloquiums der Prälaten mit den Ketzern zu hintertreiben. Allein die Vorstellungen der wenigen reformatorisch gesinnten Bischöfe, welche darauf hinwiesen, wie zweideutig es aussehen werde, wenn man das von den Hugenotten verlangte Gespräch zurückweise, drangen doch endlich in so weit durch, daß die Königin anordnete, das Colloquium sollte fortgesetzt, jedoch von jetzt an in einem anderen, kleineren Saale des Klosters und in geringerer, von den Prälaten selbst zu bestimmender Anzahl der Theilnehmer stattfinden. Auch sollte fernerhin der König nicht mehr in den Sitzungen erscheinen. Dieses hatte der Cardinal von Lothringen so verlangt, damit die letzte Sitzung doch noch thunlichst den Eindruck eines Abschlusses der bisherigen Religionshandlung machen sollten.

Mittwochs den 24. September gegen Mittag erschienen daher in dem kleineren Saale der Priorin zu Poissy die Königin-Mutter, der König und die Königin von Navarra, Prinz Condé, der Admiral und andre Herren und Damen, welche um den Thron her Platz nahmen. Zur rechten Seite desselben setzten sich sechs Cardinäle, und hinter ihnen etwa sechszehn Doctoren der Sorbonne und andere Schriftgelehrte, einige mit dickleibigen Folianten bepackt, aus denen, wie sie sagten, der Cardinal die Ketzer mit den Zeugnissen der Kirchenväter der fünf ersten Jahrhunderte widerlegen wollte. Zur linken Seite des Thrones saßen etwa sechs Bischöfe, und der Königin gegenüber zwölf Prediger der Reformirten, unter ihnen Beza.

Der Cardinal von Lothringen eröffnete die Conferenz mit dem Bemerken, daß man zusammengekommen sei, um zu hören, was die Prediger gegen seinen vor acht Tagen gehaltenen Vortrag zu erinnern hätten.

Da trat Beza auf und bat die Königin-Mutter, ihm zu gestatten, daß er auf das, was der Cardinal unlängst über zwei Punkte der von den Evangelischen nun zu dreien Malen ihr übergebenen Confession vorgebracht habe, nämlich über die Lehre von der Kirche und vom Abendmahl, antworten dürfe. Beza begann nun eine anderthalb Stunde dauernde Rede, worin er vom Begriffe der Kirche, vom Unterschiede der unsichtbaren Gemeinde der Erwählten oder der Kirche im eigentlichen Sinne des Wortes, und von der sichtbaren Kirche, in welcher auch Heuchler und Unwiedergeborene wären, sprach. Hierauf führte er aus, daß die Kirche, wenn schon an und für sich unsichtbar (weshalb man die Kirche glaube, nicht aber schaue), doch ihre

sichtbaren Zeichen habe, von denen auf ihr Dasein geschlossen werden könne und müsse. Diese Zeichen wären die Predigt des reinen Wortes und die ordnungsmäßige, unverkümmerte Spendung der Sacramente, weiterhin auch die Kirchenzucht und die Frucht der Predigt, welche beiden letzteren Merkmale indessen, wegen der Verkehrtheit der Menschen, nicht immer sicher wahrzunehmen wären. Nun setzten allerdings die Predigt des Wortes und die Verwaltung der Sacramente Hirten und Lehrer voraus, denen solches Amt anvertraut sei, weshalb Einige als drittes Kennzeichen der Kirche noch die ordentliche Succession der Lehrer von der Apostel Zeit her hinzufügten. Es gebe aber zwei Successionen, eine Succession der Lehre und der Personen. Die erstere sei allerdings festzuhalten, und auch gegen die andere sei nichts einzuwenden, wenn sie nur, wenigstens in den Hauptlehren des Evangeliums, mit jener verbunden sei. Nun gebiete aber Christus seinen Jüngern, daß insofern die Schriftgelehrten und Pharisäer auf Mosis Stuhl säßen, sie halten und thun sollten, was diese sagten. Es könnten also hiernach auch falsche Propheten auf die wahren, und Wölfe auf die guten Hirten folgen, womit es hinlänglich gerechtfertigt sei, die Succession der Personen nicht allein nicht anzunehmen, sondern auch dieselbe, weil sie zum Deckmantel der Lüge diene, zu verwerfen, es sei denn, daß ihr die Succession der Lehre zu Grund liege. Ferner müßte man, wenn die Succession der Kirche ein untrügliches Merkmal der wahren Kirche sein sollte, vor Allem eine Verheißung dafür nachweisen können, daß Gott seine Gnade an gewisse Stühle oder Länder gebunden habe. Eine solche Nachweisung lasse sich aber nicht geben; vielmehr sei z. B. in Betreff des römischen Stuhles offenkundig, daß hier zur Zeit des Papstes Honorius, der wegen des Eutychianismus, sowie des Johann XXII., der ebenfalls als Ketzer verdammt worden, und vielleicht auch zur Zeit der Päpstin Johanna die Succession unterbrochen worden sei. Wenn somit die Personensuccession als solche kein wesentliches Kennzeichen der Kirche sein könnte, so komme es darum doch noch nicht Jedem, sondern nur den ordentlich Berufenen zu, in der Kirche das Wort zu verkündigen und die Sacramente zu verwalten. Denn in der Kirche müsse zufolge der Mahnung des Apostels Alles ordentlich hergehen. Man habe aber in Betreff der Berufung der Prediger eine ordentliche und eine außerordentliche Berufung zu unterscheiden. Jene bestehe in der Prüfung der Lehre und des Lebens, in der darauffolgenden rechtmäßigen Wahl und in der Auflegung der Hände, welche letztere jedoch nicht durchaus nothwendig sei; diese dagegen sei eine solche, bei welcher eins oder selbst alle drei der angegebenen Erforderniße fehlten, und welche gleichwohl von göttlicher Auctorität wegen rechtmäßig sei.

Die Macht und Auctorität der Kirche und deren Verhältniß zur Auctorität der heiligen Schrift betreffend, sei zu beachten, daß die Kirche wohl der Leib Christi, aber noch in der irdischen Pilgrimschaft, daß sie wohl das

Haus des Herrn, aber doch noch im Bau und täglichem Wachsen begriffen sei; daß sie wohl vom heiligen Geist regiert werde, aber noch gegen das Fleisch zu kämpfen habe, und daß sie wohl Gott erkenne, daß aber diese Erkenntniß noch unvollkommen sei. Daher sei es unzweifelhaft, daß die Glieder der Kirche in der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit irren können, und daß sie tagtäglich irren. Und zwar gelte dieses nicht blos von den einzelnen Gliedern der Kirche, auch nicht blos von Diöcesan- und Provinzialconcilien, sondern auch von den allgemeinen Concilien. Denn es könne nicht bewiesen werden, daß der heilige Geist sein Gnadenlicht einer bestimmten Anzahl von Gliedern der Kirche, die nicht einmal die besten und die gelehrtesten sind, mittheile, mögen sie auch die Gesammtheit der Kirche, von der sie abgeordnet sind, vertreten. Man sage wohl, wenn Christus verheißen habe, daß wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt wären, er mitten unter ihnen sei, und daß dieses doch noch vielmehr von einem allgemeinen Concil gelten müsse. Allerdings sei zuzugeben, daß dieses sich hoffen und vermuthen lasse; aber eine Vermuthung sei doch noch keine Gewißheit. Daß aber die Kirche irren könne, mache die Lehre selbst noch nicht ungewiß. Denn wenngleich unser Erkennen Stückwerk sei, so lasse doch Gott die Grundwahrheit seiner Gnadenoffenbarung nie untergehen, indem er die Erkenntniß derselben jederzeit wenigstens bei Einigen erhalte. Darum habe man aber die alten Concilien nicht etwa zu verdammen. Nur habe man daran festzuhalten, daß für Alles, was in der Kirche beschlossen, gelehrt und angerichtet werde, die heilige Schrift der Prüfstein der Wahrheit sein müsse. Werde eingewendet, die Schrift sei doch zu dunkel und bedürfe der Auslegung, so habe man zu antworten: Wie denn Christus zu seinen Jüngern habe sagen dürfen: „„Forschet in der Schrift;““ wie denn Abraham dem reichen Manne in der Qual habe erwidern können: „„Sie haben Mosen und die Propheten““? Allerdings behaupte der Herr Cardinal, man müsse als sichere Erklärung der Schrift und als apostolische Tradition Alles annehmen, was in der Kirche immer, überall und von Allen anerkannt sei. Allein bei der unendlichen Meinungsverschiedenheit der alten Väter selbst in Glaubenssachen sei Niemand im Stande, eine mit sich selbst völlig übereinstimmende nachzuweisen. Die Worte „von jeher“ und „von Allen“ führten uns auf die Propheten und Apostel als die wahren Dolmetscher der göttlichen Wahrheit zurück. Darum müsse auch anerkannt werden, daß die heilige Schrift alles zum Heil Nothwendige enthalte, weil die gegentheilige Meinung allen Träumereien und Erfindungen Thor und Thür zur Kirche öffnen. Allerdings sei für Sitte und Disciplin jeder Zeit in der Kirche eine Tradition vorhanden gewesen. Dieselbe sei aber nach der heiligen Schrift zu normiren und zu reinigen. Könnte doch nicht einmal Alles, was in dieser Hinsicht die Apostel selbst angeordnet hätten, z. B. die Enthaltung vom Blute und vom Erstickten, das Küssen in der apostolischen Gemeinde, das Baarhauptgehen

der Männer, als beständige Regel gelten! Wollte man daher noch fragen, ob die Kirche über der Schrift sei, so würde dieß heißen, ob das Kind über dem Vater, die Frau über dem Manne, ja sogar ob der Mensch über Gott sei.

Nach Beendigung dieser Exposition gab Beza der Königin anheim, ob er nun sofort auch zur Beurtheilung der von dem Cardinal vorgetragenen Lehre vom Abendmahl übergehen sollte. Indessen wurde es angemessen befunden, die Discussion einstweilen auf den erörterten Lehrpunkt zu beschränken.

Zwei Opponenten waren es, welche aus der Mitte der Hierarchie gegen Beza das Wort ergriffen: Claude d'Espense und der Sorbonnist Claude de Sainctes, jener in ziemlich gemäßigter, dieser dagegen, eine verächtliche Creatur des Cardinals von Lothringen, ganz in der excessiven, schmähsüchtig polternden Weise eines in der Schule der Scholastik erzogenen Klopffechters. Aber mit stiller Ruhe trat Beza Beiden, als sie ihre Expectorationen beendet hatten, entgegen. „Unter den Merkmalen der wahren Berufung zum Predigtamt," begann Beza, „waren zwei als Haupterfordernisse zu betrachten: Die genaue Prüfung der Lehre und des Lebens und die rechtmäßige Wahl. Das dritte Merkmal, die Handauflegung, sei eine äußere Form der Installirung in eine Gemeinde, und sei darum unwesentlich. Hielten doch selbst die Gegner die im Nothfall von einem Weibe verrichtete Taufhandlung für gültig, und der heilige Bernhard sage, daß derjenige, der an Gott glaube, aber wegen Umständen, die den Empfang der Taufe unmöglich machten, nicht getauft worden sei, schon um seines bloßen Glaubens willen selig werde! Und nun sollte die Handauflegung nothwendiger sein als die Taufe und erforderlicher zur Verwaltung des Predigtamtes als zu der der Sacramente?

„Was uns betrifft," fuhr Beza fort, „so geht uns dieser Streit keineswegs persönlich an. Denn es fehlt uns, Gott Lob! nicht an hinlänglichen Zeugnissen für unseren Beruf. Wir haben die Prüfung bestanden, wir sind durch die Versammlung unsrer Aeltesten gewählt, von unsrer Obrigkeit und unsrem Volke bestätigt, und durch feierliches Gebet und Danksagung in unser Amt eingesetzt worden. Wenn ihr nun sagt, daß die Ersten, welche in dieser Zeit unsre Kirchen gegründet, keine Ermächtigung dazu hatten, und keine Succession anführen konnten, so antworte ich euch, daß gar manche unter ihnen das Gegentheil beweisen könnten, wenn sie sich darauf stützen wollten. Sie haben aber in der That auf das in der römischen Kirche gültige Merkmal aus freien Stücken Verzicht geleistet, und dieser Anfang war eine außerordentliche Berufung, welcher man jedoch keinerlei Geringschätzung der Ordnung vorwerfen kann, weil damals überhaupt keine Ordnung in der Kirche bestand, sondern vielmehr eine entsetzliche Verwirrung und Unordnug in derselben herrschte. Und es ist wohl zu merken, daß durch die darauffolgende Bestätigung der Völker und Gemeinden dasjenige regelmäßig und ordentlich ge-

worden ist, was aus oben genannten Uebelständen auf eine außerordentliche Weise den Anfang gewonnen hatte. Und was ihr, Herr d'Espense, von der Bestätigung der außerordentlichen Berufung im Alten und Neuen Testamente durch Wunder und prophetische Zeugnisse behauptet, das kann, wie ich zu behaupten wage, nicht in allen Fällen erwiesen werden. Sollten aber nun einmal Wunder dabei sein, wohlan: die Veränderung im Leben und Wandel, die Früchte, welche ihr sehet von dieser zuerst von uns wieder zur Geltung gebrachten, von so geringen, durch die Mächtigsten dieser Welt so arg verfolgten Leuten gepredigten Lehre, — das was ihr jetzt sehet, daß die Wahrheit endlich hat zu Gehör kommen müssen Angesichts und vor den Ohren Derjenigen, die vor wenig Monden uns stracks in die Flammen gestürzt hätten, sind das nicht hinlängliche Zeugnisse und Wunder nach dem Ausspruche des Apostels Paulus, wenn er von den Korinthern sagt, sie wären das Beglaubigungssiegel seines Apostelamtes? — Ihr, meine Herren, solltet vor Allem betrachten und zusehn, was denn ihr für eine Berufung habt, und ihr würdet finden, daß dieselbe nicht eine einfach außergewöhnliche, sondern eine der Kirchenordnung gänzlich zuwiderlaufende ist, welche nur die äußere Ceremonie für sich hat, und auch diese nicht einmal nach Gottes Wort oder nach den alten Kirchengesetzen über die Handauflegung (von der rechtmäßigen Prüfung der Lehre und des Lebens und von der Wahl gar nicht zu reden!), zumal da es euch nicht unbekannt ist, daß wie Hieronymus an Evagrius bezeugt, die Oberherrlichkeit der Bischöfe, denen ihr allein die Handauflegung zuerkennt, nicht die Schrift, sondern nur das Herkommen für sich hat. Kurz, statt sich kindischer Weise bei dieser Ceremonie aufzuhalten, um zu wissen, ob ihr oder wir wahre Hirten sind, sollte man vielmehr der Sache unverzüglich auf den Grund gehen, und die Lehre untersuchen, die wir predigen. Denn ist unsre Lehre als falsch erfunden, dann sind wir hinlänglich als falsche Hirten überführt; ist sie aber wahr und lauter, und findet es sich, daß wir aus keiner andern als einer löblichen Absicht, und weil diejenigen, welche die Andern leiten und führen sollten, die Allerblindesten sind, uns diejenigen unterfangen haben, was wir thun, wie sollten wir nicht wahrhafte Hirten und Lehrer sein, wenn uns gleich die Handauflegung abginge?"

Indessen machten d'Espense und Sainctes immer von Neuem allerlei Einwendungen geltend, indem namentlich der Letztere, der sich in seiner weißen Kutte fortwährend hervorzudrängen und zum Worte zu kommen suchte, hervorhob, daß ja wesentliche Dinge, die auch Beza selbst festhalte, z. B. das Dogma von der ewigen Jungfrauschaft der Maria und das Gebot der Kindertaufe lediglich auf der Tradition beruhte. Beza antwortete das Nöthige; indessen kam Sainctes in der widerwärtigsten, tobsüchtigsten Weise immer wieder auf die ewige Jungfrauschaft zurück, so daß es schließlich selbst dem Cardinal von Lothringen zu arg wurde. Derselbe nahm daher

das Wort, indem er dem dummdreisten Mönch in's Wort fiel, wobei freilich das, was er vorbrachte, nicht viel besser war, als das Gerede Jenes. Indessen war es die Absicht des Cardinals, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, wo er sofort einen sicheren Sieg über Beza davon zu tragen hoffte. Er bemerkte nämlich: da die Controverse der Lehre vom Abendmahl der Hauptstreit sei, welcher die Christenheit beunruhige, so müßte man sich, ehe zu etwas Anderem übergegangen werde, nothwendig über diesen Punkt verständigen. Allerdings äußerte Beza hiergegen sofort seine Bedenken; allein der Cardinal, der sich hierdurch nicht beirren ließ, erklärte, Beza habe in seiner nun durch den Druck verbreiteten Rede alle Zuhörer durch die Behauptung, daß Christi Leib und Blut im Abendmahle von dem Brod und Wein so weit entfernt wären, als der Himmel von der Erde, großes Aergerniß gegeben, weshalb es vor Allem Beza's Pflicht sei, dieses Aergerniß wieder zu beseitigen. — D'Espense, der hierauf das Wort nahm, stimmte dem durchaus bei, und zog nach langem Gerede ein Buch hervor, in Betreff dessen er bemerkte, Beza werde sich doch gewiß nicht weigern, zu unterschreiben, was ein Mann gesagt habe, den er für seinen Lehrer halte; worauf er eine auf das heilige Abendmahl bezügliche Stelle vorlas, worin das Wort substantialiter vorkam, und eine andere, in welcher gesagt war, man brauche die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl nicht zu leugnen, wenn man nur jede Vorstellung von einer räumlichen Gegenwart entferne. Beza, welcher alsbald bemerkte, daß beide Stellen aus der von Calvin unlängst gegen Westphal veröffentlichten Streitschrift ausgezogen waren, schickte sich eben an, dem Gegner zu dienen, als ihm der Cardinal ein geschriebenes Heft hervorziehend, mit den Worten in die Rede fiel: „Sehet, hier ist etwas, das ich von dem Kurfürsten von der Pfalz und auch von einem andern Fürsten (nämlich dem Herzog von Würtemberg) neulich aus Deutschland erhalten habe*), und das von zweiundvierzig, euch, Herr von Bèze, wie ich vermuthe, nicht unbekannten Predigern unterschrieben ist. — Unterschreibt dieß, sonst können wir nicht mit einander handeln. Ich will jedoch nicht einmal verlangen, daß ihr Alles billigen sollt, denn ich weiß, daß ihr das nimmermehr thun werdet. Hört nur diese paar Zeilen: „„Wir bekennen mit unverrücktem Glauben, daß in dem hochheiligen Sacrament des Altars der wahrhaftige Leib und das wahrhaftige Blut Christi wirklich und wesentlich gegenwärtig und vorhanden sind und den Communicanten dargereicht und von ihnen empfangen werden."" Unterschreibt dieses, denn ich habe beschlossen und es soll dabei bleiben: entweder stimmt ihr mit mir in dieser Ansicht überein oder ich will mit euch fürder weder unterhandeln noch Unterredung haben."

Offenbar war dieses Manöver eine von den hinterlistigen Practiken,

*) Vergl. hierüber Gillet, Crato von Kraftheim, I. S. 321 ff.

mit denen der Cardinal gewöhnlich umging, und welche nichts Anders als die Abbrechung des Gesprächs bezweckte. Beza erwiderte ihm daher: Er und seine Gefährten wären hier erschienen, um die von ihnen überreichte Confession zu vertheidigen. Einen andern Auftrag hätten sie nicht, weshalb sie nochmals darum bitten müßten, daß man eine Besprechung der Confession von Artikel zu Artikel vornehme. Uebrigens fügte er zur größten Ueberraschung des Cardinals hinzu, würde es wohl billig sein, daß dieser, der Cardinal, die vorgetragene Erklärung zuvor selbst unterschreibe, weil ja sonst ihre Unterzeichnung derselben gar nichts fruchten würde. — Der Cardinal sah ein, daß er von seiner eignen Waffe getroffen war, suchte sich mit allerlei verworrenen Worten aus seiner Verlegenheit herauszureden, erklärte aber schließlich, daß er der Forderung Beza's nicht entsprechen könne. Ruhig und fest erklärte ihm hierauf Beza: „Was kann es euch denn da kümmern, ob wir mit Jenen übereinstimmen oder nicht, da ihr, Herr Cardinal, sowohl die einen als die andern verwerft? Damit ihr aber sehet, daß ich keine Winkelzüge gebrauche, so antworte ich: Diejenigen, welche ihr Protestanten betitelt, sehen wir als liebe Brüder in Christo an, indem wir nur in wenigen Dingen von der Augsburgischen Confession abweichen, welche noch dazu mittels gehöriger Erläuterung gar leicht mit dem, was wir lehren, in Einklang gebracht werden könnte, wenn nicht das maßlose Ungestüm Einzelner im Wege stünde."

Zu einem eigentlichen Resultat führte somit auch diese Besprechung nicht. Beza erhielt Calvins Schrift gegen Beza sowie den Zettel des Cardinals behändigt und man sah, daß die auf demselben verzeichnete Erklärung dem würtembergischen Bekenntniß von 1559, worin die Würtemberger sich unter der Leitung des Brenz im Gegensatz zu dem in der Kurpfalz vertretenen Lehrbegriff für das streng lutherische Dogma ausgesprochen hatten, entlehnt war. Indessen konnten die Evangelischen mit dem Bewußtsein, daß Beza ihre Schanze tapfer vertheidigt hatte, nach St. Germain zurückkehren. Zugleich wurde von denselben einhellig beschlossen, nach wie vor auf ein eigentliches und ordentliches Religionsgespräch zu dringen.

§. 7.

Fortsetzung des Kampfes.

Für den folgenden Tag war die Fortsetzung des Gesprächs angekündigt, und die Evangelischen zu St. Germain waren eben in Begriff, zu Pferde zu steigen und nach Poissy hinüberzureiten, als sie benachrichtigt wurden, daß das nächste Colloquium einen Tag später erfolgen sollte. Die Königin nämlich, welche wohl einsah, daß auf dem bisherigen Wege an einen wünschenswerthen Fortgang des Gespräches nicht zu denken, daß aber ein Abbruch desselben ihren Interressen in jedem Falle nachtheilig sei, war auf den Gedanken

machen, mit uns zu unterhandeln." Sodann nochmals auf den von dem Cardinal mitgetheilten Auszug aus der würtembergischen Confession, dessen Unterzeichnung er gefordert hatte, zurückkommend, bemerkte Beza, daß, wenn der Cardinal so bestimmt auf Anerkennung der in Deutschland aufgestellten Bekenntnißschriften dringe, es fast scheinen könne, als wäre derselbe mit der Augsburgischen Confession einverstanden, und dann wäre schon viel gewonnen, indem sie in diesem Falle doch wenigstens in der Verwerfung der Transsubstantiationslehre geeinigt wären, und die Differenzen, die dann noch vorliegen könnten, würden sich hoffentlich auch noch beseitigen lassen. Uebrigens hielten sie fest an dem Bekenntniß, „daß Christus im Gebrauche des heiligen Abendmahles gegenwärtig ist, und seinen Leib und sein Blut wirklich anbietet, giebt und darreicht durch die Wirkung des heiligen Geistes, und daß wir geistig und durch den Glauben denjenigen Leib essen, der für uns in den Tod gegeben worden, und dasjenige Blut trinken, welches für uns vergossen worden ist, auf daß wir Glieder und Fleisch seines Leibes seien und dadurch Leben und Alles zu unserem Heil Nothwendige empfangen." Sollte dieses Bekenntniß der Königin nicht genügen, so wären sie bereit, wenn der Cardinal zu halten geruhe, was er versprochen habe, die heilige Schrift und die Kirchenväter, so weit diese mit jener übereinstimmt, darüber zu befragen; und wenn es der Königin gefalle, ein Gespräch nach festgestellter Ordnung mit Hinzuziehung von Protocollführern einzurichten, so wollten sie mit Gottes Hülfe Jedermann beweisen, daß sie nicht hierher gekommen wären, um die Welt zu verwirren, sondern um sich über die wahre Lehre zu verständigen. — Schließlich bemerkte Beza: „Um zu beweisen, welches Verlangen wir tragen, Gott zu dienen und Ew. Majestät Ruhe zu fördern, so erklären wir, daß wenn es den Herrn Prälaten gefällig ist über unsre Confession zu handeln, wir dazu bereit sind. *Wollen sie lieber die ganze Augsburgische Confession annehmen, so werden wir auf Einmal der Vereinigung* noch näher sein. Denn wir stimmen in den meisten Punkten mit derselben überein, und wegen des Uebrigen wird man uns immer bereit finden, vernünftige Gründe und die heilige Schrift darüber anzuhören. Wollen sie aber weder das Eine noch das Andere, so ist es nicht recht, daß sie sich der Augsburgischen Confession bedienen, um die Zwietracht noch zu vermehren. Denn wir wissen, daß dieß weder die Absicht der durchlauchtigen deutschen Fürsten, noch die unsrige ist. Ihre und unsre Kirchen sind einstimmig gegen dasjenige, was die Herren Prälaten behaupten, und was zwischen unsern Kirchen noch streitig ist, wird einst mit Gottes Hülfe auf anderen Wege ausgeglichen werden. Wenn aber die Herren Prälaten irgend eine andere, bessere Confession ihrer Lehre haben, so mögen sie dieselbe vorbringen, und wir sind alsdann bereit, dagegen zu halten, was der Herr uns aus seinem Wort gelehrt hat."

Mit Staunen, aber auch mit Bestürzung hatten die Prälaten die ernsten, strafenden Worte des kühnen Redners gehört. Unerwidert durften dieselben

nicht bleiben, weshalb ihm sofort der Cardinal mit zorniger Geberde entgegentrat. Indessen auf die Sache selbst einzugehen vermochte der Lothringer nicht, weshalb er ihm nur mit dem Vorwurfe antwortete, daß die ganze Rede nichts anderes, als die Herabwürdigung des geistlichen und des königlichen Ansehens zum Zwecke habe. Natürlich wußte ihm Beza hierauf zu dienen, aber der Cardinal wollte nichts, als daß er sich des letzten entscheidenden Wortes rühmen könnte. „Wir stehen einander nicht gleich, ihr und wir, es fehlt viel dazu!" rief er unter Anderm aus. Auch auf die Augsburgische Confession kam er wieder zurück, und fragte hämisch, warum denn Beza dieselbe nicht unterschreiben wollte. Beza antwortete: „Wenn ihr selbst diese Confession nicht unterschreiben wollt, so ist es weder billig noch recht, zu fordern, daß wir sie unterschreiben sollen. Hierauf erhob sich d'Espense, um den Evangelischen die katholische Abendmahlslehre plausibel zu machen, wurde aber ebenfalls von Beza beschieden. Mit ruhigem Ernste wies auch Martyr in einem in italienischer Sprache gehaltenen Vortrag die Widersprüche und das Fehlerhafte der von dem Cardinal aufgestellten Behauptungen nach. Aber der Eindruck der Wahrheit, den diese Darlegungen auf die Gegner machte, konnte in denselben nur eine Steigerung ihrer Wuth und ihres Grimmes bewirken. Mit einer Fluth von Schmähungen übergoß der Jesuitengeneral Jacob Laynez die Zeugen des Evangeliums, die er mit Füchsen, Schlangen, Affen und anderen wilden Bestien verglich. Die Wahrheit und das Recht der Kirche sei nur in Rom bei dem heiligen Stuhle zu suchen. Auch einige Doctoren der Sorbonne mischten sich mit ihrem scholastischen Raisonnement in die wild aufgeregte Discussion, die natürlich schließlich zu gar nichts führte. Darüber wurde es endlich Abend und die Versammlung erhob sich, um den Saal zu verlassen. Schon jetzt war es entschieden, daß das Colloquium umsonst veranstaltet war. Denn mußte aber Alles um so mehr zu einer Entscheidung durch die Gewalt der Waffen hindrängen, als gerade durch das Gespräch die unausfüllbare Kluft, welche die Parteien trennte, erst recht an den Tag gekommen und die Verfeindung derselben in einer jeden Gedanken an die Möglichkeit einer Aussöhnung ausschließenden Weise gesteigert war. Welchen Ausgang dann der Bürgerkrieg nehmen würde, war nicht vorauszusehen; jedenfalls setzte jede Partei Alles auf das Spiel. Flehendlich bat daher die Königin den Cardinal und Beza, welche sie zu sich kommen ließ, ehe die Versammlung auseinander ging, nochmals eine Verständigung mit einander zu versuchen; und nochmals begann, während die übrigen Anwesenden ihre beiden Führer bei der Königin umstanden, ein Hin- und Herreden, welches indessen immer lauter und immer wirrer ward und nur mit gegenseitigen Vorwürfen endete.

„Wie wir hören," so schrieb Beza am anderen Tage an Calvin, „so sollen wir nach drei Tagen wieder zusammenkommen. Aber wozu alle diese Plackereien, wenn keine geregelte und bestimmte Form und Ordnung des Gesprächs festgesetzt wird? Darauf sind wir daher jetzt hauptsächlich bedacht.

machen, mit uns zu unterhandeln.“ Sodann nochmals auf den von dem Cardinal mitgetheilten Auszug aus der würtembergischen Confession, dessen Unterzeichnung er gefordert hatte, zurückkommend, bemerkte Beza, daß, wenn der Cardinal so bestimmt auf Anerkennung der in Deutschland aufgestellten Bekenntnißschriften dringe, es fast scheinen könne, als wäre derselbe mit der Augsburgischen Confession einverstanden, und dann wäre schon viel gewonnen, indem sie in diesem Falle doch wenigstens in der Verwerfung der Transsubstantiationslehre geeinigt wären, und die Differenzen, die dann noch vorliegen könnten, würden sich hoffentlich auch noch beseitigen lassen. Uebrigens hielten sie fest an dem Bekenntniß, „daß Christus im Gebrauche des heiligen Abendmahles gegenwärtig ist, und seinen Leib und sein Blut wirklich anbietet, giebt und darreicht durch die Wirkung des heiligen Geistes, und daß wir geistig und durch den Glauben denjenigen Leib essen, der für uns in den Tod gegeben worden, und dasjenige Blut trinken, welches für uns vergossen worden ist, auf daß wir Glieder und Fleisch seines Leibes seien und dadurch Leben und Alles zu unserem Heil Nothwendige empfangen.“ Sollte dieses Bekenntniß der Königin nicht genügen, so wären sie bereit, wenn der Cardinal zu halten geruhe, was er versprochen habe, die heilige Schrift und die Kirchenväter, so weit diese mit jener übereinstimmt, darüber zu befragen; und wenn es der Königin gefalle, ein Gespräch nach festgestellter Ordnung mit Hinzuziehung von Protocollführern einzurichten, so wollten sie mit Gottes Hülfe Jedermann beweisen, daß sie nicht hierher gekommen wären, um die Welt zu verwirren, sondern um sich über die wahre Lehre zu verständigen. — Schließlich bemerkte Beza: „Um zu beweisen, welches Verlangen wir tragen, Gott zu dienen und Ew. Majestät Ruhe zu fördern, so erklären wir, daß wenn es den Herrn Prälaten gefällig ist über unsre Confession zu handeln, wir dazu bereit sind. Wollen sie lieber die ganze Augsburgische Confession annehmen, so werden wir auf Einmal der Vereinigung noch näher sein. Denn wir stimmen in den meisten Punkten mit derselben überein, und wegen des Uebrigen wird man uns immer bereit finden, vernünftige Gründe und die heilige Schrift darüber anzuhören. Wollen sie aber weder das Eine noch das Andere, so ist es nicht recht, daß sie sich der Augsburgischen Confession bedienen, um die Zwietracht noch zu vermehren. Denn wir wissen, daß dieß weder die Absicht der durchlauchtigen deutschen Fürsten, noch die unsrige ist. Ihre und unsre Kirchen sind einstimmig gegen dasjenige, was die Herren Prälaten behaupten, und was zwischen unsern Kirchen noch streitig ist, wird einst mit Gottes Hülfe auf anderen Wege ausgeglichen werden. Wenn aber die Herren Prälaten irgend eine andere, bessere Confession ihrer Lehre haben, so mögen sie dieselbe vorbringen, und wir sind alsdann bereit, dagegen zu halten, was der Herr uns aus seinem Wort gelehrt hat.“

Mit Staunen, aber auch mit Bestürzung hatten die Prälaten die ernsten, strafenden Worte des kühnen Redners gehört. Unerwidert durften dieselben

nicht bleiben, weshalb ihm sofort der Cardinal mit zorniger Geberde entgegentrat. Indessen auf die Sache selbst einzugehen vermochte der Lothringer nicht, weshalb er ihm nur mit dem Vorwurfe antwortete, daß die ganze Rede nichts anderes, als die Herabwürdigung des geistlichen und des königlichen Ansehens zum Zwecke habe. Natürlich wußte ihm Beza hierauf zu dienen, aber der Cardinal wollte nichts, als daß er sich des letzten entscheidenden Wortes rühmen könnte. „Wir stehen einander nicht gleich, ihr und wir, es fehlt viel dazu!“ rief er unter Anderm aus. Auch auf die Augsburgische Confession kam er wieder zurück, und fragte hämisch, warum denn Beza dieselbe nicht unterschreiben wollte. Beza antwortete: „Wenn ihr selbst diese Confession nicht unterschreiben wollt, so ist es weder billig noch recht, zu fordern, daß wir sie unterschreiben sollen. Hierauf erhob sich d'Espense, um den Evangelischen die katholische Abendmahlslehre plausibel zu machen, wurde aber ebenfalls von Beza beschieden. Mit ruhigem Ernste wies auch Martyr in einem in italienischer Sprache gehaltenen Vortrag die Widersprüche und das Fehlerhafte der von dem Cardinal aufgestellten Behauptungen nach. Aber der Eindruck der Wahrheit, den diese Darlegungen auf die Gegner machte, konnte in denselben nur eine Steigerung ihrer Wuth und ihres Grimmes bewirken. Mit einer Fluth von Schmähungen übergoß der Jesuitengeneral Jacob Laynez die Zeugen des Evangeliums, die er mit Füchsen, Schlangen, Affen und anderen wilden Bestien verglich. Die Wahrheit und das Recht der Kirche sei nur in Rom bei dem heiligen Stuhle zu suchen. Auch einige Doctoren der Sorbonne mischten sich mit ihrem scholastischen Raisonnement in die wild aufgeregte Discussion, die natürlich schließlich zu gar nichts führte. Darüber wurde es endlich Abend und die Versammlung erhob sich, um den Saal zu verlassen. Schon jetzt war es entschieden, daß das Colloquium umsonst veranstaltet war. Denn mußte aber Alles um so mehr zu einer Entscheidung durch die Gewalt der Waffen hindrängen, als gerade durch das Gespräch die unausfüllbare Kluft, welche die Parteien trennte, erst recht an den Tag gekommen und die Verfeindung derselben in einer jeden Gedanken an die Möglichkeit einer Aussöhnung ausschließenden Weise gesteigert war. Welchen Ausgang dann der Bürgerkrieg nehmen würde, war nicht vorauszusehen; jedenfalls setzte jede Partei Alles auf das Spiel. Flehendlich bat daher die Königin den Cardinal und Beza, welche sie zu sich kommen ließ, ehe die Versammlung auseinander ging, nochmals eine Verständigung mit einander zu versuchen; und nochmals begann, während die übrigen Anwesenden ihre beiden Führer bei der Königin umstanden, ein Hin- und Herreden, welches indessen immer lauter und immer wirrer ward und nur mit gegenseitigen Vorwürfen endete.

„Wie wir hören,“ so schrieb Beza am anderen Tage an Calvin, „so sollen wir nach drei Tagen wieder zusammenkommen. Aber wozu alle diese Plackereien, wenn keine geregelte und bestimmte Form und Ordnung des Gesprächs festgesetzt wird? Darauf sind wir daher jetzt hauptsächlich bedacht.

Indessen haben wir am gestrigen Tage zwei Hauptsachen errungen: wir haben die hinterlistigen Anschläge der Gegner vernichtet, und haben es, nach gewissen Anzeichen zu schließen, dahin gebracht, daß die Unsrigen immer fester gegründet und standhafter, und unsre abgesagtesten Feinde selbst bei weitem gemäßigter und billiger gegen uns geworden sind."

§ 8.

Das Fünfercolloquium. — Gänzlicher Abbruch der Verhandlungen. Das Restitutionsedikt.

Auf dem bisherigen Wege konnte es also nicht weiter gehen; davon hatte sich die Königin überzeugt. Nur wenn eine geringere Zahl von Collocutoren zusammengeführt, und wenn hierzu aus dem Gremium der katholischen Partei die milder und reformatorisch Gesinnten ausgewählt würden, ließ sich eine Verständigung der Parteien hoffen. Die Königin setzte daher Beza und Martyr von diesem ihren Gedanken in Kenntniß und schlug vor, daß von jeder Seite fünf Collocutoren zu einem Gespräche erwählt werden möchten. Beza, der von vorn herein mit jedem Vorschlag, welcher die Erreichung des heißersehnten Zieles wahrscheinlich machte, einverstanden war, billigte den Gedanken der Königin; aber nicht so die übrigen Evangelischen, welche befürchteten, daß Beza in einer nicht öffentlichen Verhandlung mit den Papisten vielleicht zu unhaltbaren Concessionen verleitet werden möchte. Indessen mußte man die Sache doch hinnehmen, so wie sie gegeben war; und vielleicht war es auch möglich, mit derselben für das protestantische Interesse immerhin Etwas zu erreichen. Wenigstens schien die Wahl, welche man zu diesem Zwecke unter den Gegnern getroffen hatte, zu dieser Hoffnung zu berechtigen. Von katholischer Seite sollten nämlich die Bischöfe Montluc von Valence, du Val von Seez, die Aebte Joh. Salignac und Louis Bouteiller und der Doctor d'Espense, von evangelischer Seite Beza, Martyr, des Gallars, Marlorat und Spina an dem Gespräche Theil nehmen. Sämmtliche fünf katholische Collocutoren galten bei den Evangelischen als Männer von Bildung und versöhnlicher, mehr oder weniger reformatorischer Gesinnung*).

Montags den 29. September sollte die erste Sitzung des neu eingerichteten Colloquiums stattfinden. Indessen konnte dieses erst den Nachmittag geschehen, da Beza erst um diese Zeit von Argenteuil, wo er die Trauung eines hochadlichen Brautpaares nach Genfer Ritus vollzogen hatte, zurückkam. Zunächst wurde nun von den Decemviren die Geschäftsordnung des Gespräches in folgender Weise festgestellt: Jede Partei sollte ihren besonderen Protocollführer haben, und sollte das, was in den einzelnen Sitzungen ver-

*) Mit dem Nächstfolgenden vergl. Schmidt, Peter Martyr Vermigli S. 262—268.

einbart sein würde, sofort den Ihrigen mittheilen. Als Grundlage des Gespräches sollte die französische Confession dienen, deren einzelne Artikel man nach ihrer Reihenfolge besprechen wollte; indessen sollte zunächst, um wo möglich das größte Hinderniß einer Vereinigung zu beseitigen, die Lehre vom Abendmahl zur Verhandlung gebracht werden, weshalb sofort die Discussion darüber begonnen wurde. Allein schon der erste Anfang des Gespräches schien wenig Günstiges zu versprechen. Denn als die beiden Bischöfe an die Evangelischen die Frage richteten, ob es ihnen denn gar nicht möglich sei, in Betreff der Lehre vom Abendmahl eine Formel aufzufinden, worin die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahle ausgesprochen würde, zog Martyr, der dem ganzen Handel nicht traute, ein Papier hervor und las: „Ich antworte für mein Theil, der Leib Christi sei wahrhaftig und wesentlich nirgends anderswo als im Himmel; ich leugne jedoch nicht, daß Christi wahrer Leib und sein wahres Blut, welche zum Heil der Menschen am Kreuze dahin gegeben worden, durch den Glauben geistig im heiligen Abendmahl von den Gläubigen genossen werden.' Den katholischen Collocutoren konnte es nicht entgehen, daß die Worte „ich für mein Theil" auf eine gewisse Dissonanz im Bekenntniß der Evangelischen hinwiesen. Wenn schon daher die vier Collegen Martyrs sich mit der Formel desselben einverstanden erklärten, so war doch die ganze Kundgebung für die katholische Partei mißbehaglich, und zwar um so mehr, als diese sich sagen mußten, daß mit der proponirten Formel bei den Prälaten gar nichts auszurichten sei. Am folgenden Tage wurden die Verhandlungen fortgesetzt, jedoch erfolglos, und erst in der dritten Sitzung gelang es Beza, sich mit den Gegnern über eine Formel zu vereinbaren. Dieselbe lautete: „Wir bekennen, daß Jesus Christus in seinem heiligen Abendmahl wahrhaft anbiete, gebe und darreiche die Substanz seines Leibes und seines Blutes durch die Wirkung seines heiligen Geistes, und daß wir eben den Leib, der für uns gestorben ist, empfangen und sacramentlich, geistlich und durch den Glauben genießen, damit wir Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleische und somit lebendig gemacht werden und dadurch Alles empfangen, was zu unserem Heile nöthig ist. Und weil der auf das Wort Gottes gestützte Glaube die verheißenen Dinge für uns gegenwärtig macht und wir durch diesen Glauben wahrhaftig und in der That den wahren und natürlichen Leib, das wahre und natürliche Blut durch die Kraft des heiligen Geistes empfangen, so bekennen wir in dieser Weise die Gegenwart des Leibes und Blutes unseres Erlösers in seinem heiligen Abendmahle."

Von der früheren Formel war also diese neue Declaration nicht wesentlich verschieden; wie jene so sprach auch diese nichts Anderes als die in der französischen wie in der Genfer Kirche anerkannte Anschauung Calvins aus. Aber eben darum war dieselbe in den Augen Martyrs, wenn schon auch er dieselbe approbirt hatte, bedenklich. „Meine Collegen," schrieb Martyr am 2. October an Bullinger, „scheinen mir etwas nachzugeben, doch bestehn sie

darauf, daß Brot und Wein nicht Christi Leib und Blut wären und daß das Empfangen der dadurch bezeichneten Dinge geistig und mit dem Glauben geschehe. Den Ausdruck Substanz*) müssen sie gezwungener Weise gebrauchen, weil er sich in ihrem Katechismus und in ihrem Bekenntnisse (Art. XXXI.) befindet, das sie vor meiner Ankunft dem Könige überreicht haben. Wir sind jetzt in der Verhandlung begriffen, es hat aber noch nichts zum Entschluß gebracht werden können. Ich erscheine hart und zähe, so daß einige der Collocutoren sagen, es liege nur an mir, daß man nicht recht übereinkomme. Auch ist dies ohne Zweifel die Ursache, daß ich der Königin und dem Fürsten weniger angenehm bin, die so schnell als möglich und um jeglichen Preis eine Uebereinkunft zwischen uns bewerkstelligt sehen möchten. Denn je länger die Beilegung der Religionssache hingeschoben wird, um so zahlreichere und größere Aufstände befürchten sie."

Um so größer war dagegen der Jubel aller derer, welche von den dogmatischen Gegensätzen, die hier in Betracht kamen, nur eine allgemeine Kunde hatten und den Frieden des Reiches für besser hielten als alle Vernunft. Dahin gehörte insbesondere die Königin, welche Beza noch an demselbigen Tage zu sich beschied, ihn Angesichts des Bischofs Montluc, der ihr die erste Kunde gebracht hatte, und aller Anwesenden mit freudiger Umarmung empfing und Beza's wie Montlucs Hand erfassend die Worte sprach: „Fahret so fort, liebe Herren, fahret so fort!" Aber Beza, der ebenso das nur das eigne Interesse suchende Herz der Königin als die noch nicht beseitigten Hindernisse einer wirklichen Aussöhnung der Parteien kannte, antwortete mit Ernst und Würde: „Zwei Dinge, gnädige Frau, liegen uns vor allem Andern am Herzen: die Wahrheit und der Friede des Reiches. Die Sache hat zwar einen erfreulichen Anfang gewonnen und ist auf gutem Wege, aber sie ist bei Weitem noch nicht ausgemacht und noch lange nicht am Ziele."

Und schon am folgenden Tage zeigte es sich, daß Beza recht hatte. Denn die Mehrzahl der Prälaten beurkundete eine so entschiedene Abneigung gegen jede Art von Conciliation mit den Hugenotten, daß man es kaum wagte, die vereinbarte Formel denselben zu proponiren. Mit Hohn und Spott und mit Vorwürfen aller Art wurden die katholischen Collocutoren, als sie in die Versammlung der Prälaten kamen, von diesen empfangen. Allerdings erhoben einzelne Bischöfe ihre Stimme zu Gunsten der vorgelegten Unionsformel, was aber nur zur Folge hatte, daß die Erörterung derselben zu einer sehr tumultuarischen Scene in der Sitzung der Herren führte. Denn daß die Formel um jeden Preis verworfen werden müsse, stand der Majorität der Prälaten fest; um indessen der Königin gegenüber die Form und wenigstens den Schein eines gewissenhaften Verfahrens zu wahren, wurde beschlossen, daß die Bi-

*) Il nous nourrit et vivifie de la substance de son corps et de son sang, heißt es daselbst.

schöfe von Lavaux, Lisieux und Chalons mit sieben oder acht Doctoren der Sorbonne eine Prüfung der Formel vornehmen sollten.

Welches Urtheil von denselben zu erwarten sei, war den Evangelischen nicht zweifelhaft. Daß dann aber ein Ende mit Schrecken folgen und vielleicht schon in den nächsten Wochen die Flammen der Scheiterhaufen und des Religionskriegs im ganzen Königreiche auflodern und allen Bekennern des Evangeliums eine neue Bluttaufe bereiten würden, war ihnen auch nicht zweifelhaft. Beza war daher voll bangen Erwartens der Dinge, die da kommen sollten, als er an Calvin schrieb: „Wir harren nun darauf, was sie unter sich beschließen werden, damit wir dann auch unsrerseits einen Entschluß fassen. Fragst du, was wir hoffen? Nichts Gutes von den Menschen, aber alles Gute von Gott. Es gibt nichts Unbeständigeres als die Königin, und ich kann hier beinahe nichts Anderes voraussehen als die Anarchie. Die Gegner bieten Alles auf, sind unermüdlich thätig und unerschrocken. Bei den Unsrigen ist leider Nichts dergleichen. Aber wenn es bis zum Aeußersten gekommen, dann wird sich unser Gott in seiner ganzen Herrlichkeit offenbaren. Wenn die ganze Handlung, wie ich vermuthe, nächstens aufgelöst wird, dann werde ich mich unverzüglich auf den Weg machen, und dir dann mündlich eine Menge Dinge mittheilen, welche ich dir weder schreiben kann noch will. Wo nicht, so werde ich unter diesem Kreuze ausharren, so lange es dem Herrn gefällt."

Das Urtheil der zur Prüfung der Unionsformel niedergesetzten Commission ließ nicht lange auf sich warten. Am 6. October gab nämlich dieselbe ihre Sentenz ab, welche lautete: Die ihr vorgelegte Declaration, die Lehre vom Abendmahl betreffend, sei unvollständig, verfänglich und ketzerisch, enthalte viele Irrthümer, und sei überhaupt gegen die Institution des heiligen Altarsacramentes. Drei Tage darauf erfolgte sodann das Anathema der Prälatenversammlung, dem sich auch der Cardinal von Lothringen anschloß, obgleich derselbe früher in Beisein der Königin die vereinbarte Lehrformel gebilligt hatte. Die Prälaten erklärten nämlich: Nachdem man die Greuel Beza's angehört, nachdem die Rede des Cardinals erfolglos geblieben sei und die von der Königin angeordneten späteren Verhandlungen mit den Ketzern nur die Unverbesserlichkeit derselben an den Tag gebracht hätten, so stehe zu besorgen, daß wenn man ihnen fernerhin Gehör schenke und sie in diesem Königreiche dulde, Elend und arge Uebelstände daraus entstehen möchten, wie man sie denn schon auf allen Seiten hervorbrechen sehe. Die Versammlung habe daher beschlossen, daß wenn besagter Beza und Genossen ihre Lehre vom heiligen Sakrament des Altares nicht annehmen und unterschreiben wollten, welche der Einsetzung Christi und der Lehre seiner katholischen Kirche, von der und von deren Dienern obbesagter Beza und jedermänniglich Gesetz und wahres Bekenntniß des Glaubens annehmen solle, gemäß sei, — die besagten Gegner auf keine Weise mehr zu hören wären oder sonst mit ihnen zu verhandeln sei,

weil sie in ihrem Irrthum verhärtet, in der Trennung von der Gemeinschaft und im Ungehorsam gegen besagte Kirche verharrten. Es solle ihnen daher unter Androhung der Strafe, welche Ihre Majestät für gut finden werde, zur Wohlfahrt und Beruhigung Ihrer Majestät gutgesinnter und getreuer Unterthanen der Aufenthalt in einem allerchristlichsten Königreiche, wie dasjenige Ihrer Majestät ist, verboten werden, als in welchem seit der ersten Anpflanzung des Glaubens es nur Einen Gott, Einen König, Einen Glauben und Ein Gesetz gebe*).

Kurz darauf wurden auch die Sitzungen der Prälatenversammlung geschlossen. Die geistlichen Herren hatten sich am Ende dazu verstanden, innerhalb sechs Jahren die Summe von sechszehn Millionen mit den auflaufenden Zinsen zu zahlen, womit die Königin ihren Zweck erreicht hatte. Sofort aber (17. October) legten die Prälaten dem Hofe auch ihre Gegenforderung vor, in welcher sie nichts Geringeres begehrten, als daß im ganzen Reiche die „Ketzer" gezwungen werden sollten, alle Kirchen und sonstiges kirchliches Eigenthum, dessen sie sich bemächtigt hätten, wieder herauszugeben. Der Reichsrath, welchen die Königin noch am Abend desselben Tages einberief, erschrak über die gefährliche Anmuthung der Bischöfe, und es schien anfangs, als werde dieselbe von ihm zurückgewiesen werden. Bis tief in die Nacht hinein dauerten die Verhandlungen. Aber dennoch ging der Antrag endlich durch. Es wurde nämlich die Publication eines Ediktes decretirt, worin befohlen werden sollte, daß innerhalb vier und zwanzig Stunden nach geschehener Bekanntmachung die Anhänger der neuen Lehre alle von ihnen in Besitz genommenen Kirchen herausgeben und Alles was entwendet, verdorben oder beschädigt sei, wieder herstellen sollten. Zur Motivirung sollte bemerkt werden, daß dieses Restitutionsedict darum habe erlassen werden müssen, weil man sich die Aneignung der Kirchen unterfangen habe, ohne die königliche Autorisation abzuwarten. Dagegen sollte den Neuerern zugesagt werden, man werde dafür Sorge tragen, daß sie frei zusammenkommen könnten, und daß ihnen hierzu auch bestimmte Orte gegeben würden.

§ 9.

Die Situation Beza's und des französischen Protestantismus unmittelbar nach erfolgter Aufhebung des Religionsgespräches.

Eben damals war in der Bewegung des französischen Protestantismus ein neuer, die freudigste Siegeszuversicht kundgebender Aufschwung wahrnehm-

*) Die Worte

Un Dieu, un Roi,
une foi, une loi

waren damals zur stereotypen Parole der katholisch Gesinnten geworden.

bar. Tausende neuer Gemeinden entstanden in allen Theilen des Reiches; an unzähligen Orten, wo sich auch der (damals noch mit viel Selbständigkeit ausgestattete) Magistrat an die Reformation angeschlossen hatte, waren ohne Weiteres die Kirchen für den neuen Kultus eingerichtet oder es war ein Simultaneum angeordnet worden. Daß Klosterleute vor zahlreicher Versammlung ihre Ordenskleider von sich warfen, und mit Begeisterung das Evangelium von der Gerechtigkeit des Glaubens verkündigten, war etwas Gewöhnliches. Gegen die Bilder, welche man als „Götzen" erkannt hatte, zeigte sich aller Orten eine mehr als leidenschaftliche Erhebung, und es schien somit, als werde der Strom, der sich über das Reich ergossen hatte und der in immer mächtiger werdenden Wogen alle Theile desselben überfluthete, bald auch die letzten Trümmer des alten Kirchenthums mit sich fortreißen und für immer begraben.

In diese lebensfrische, fast stürmisch sich fortarbeitende Bewegung der Geister fiel urplötzlich das Restitutionsedict hinein.

Daß etwas der Art zu erwarten sei, war den Evangelischen nicht verborgen geblieben. Hatten die Prediger derselben doch schon am 16. October die Aufforderung erhalten, die Herberge des Cardinals von Chatillon zu räumen (infolge dessen sie sogleich von der Herzogin von Ferrara in den von ihr bewohnten Schloßflügel aufgenommen wurden), und hatte doch die Königin erklärt, daß sie fernerhin den Besuch Beza's und der anderen Prediger nur dann wünsche, wenn sie dieselben werde rufen lassen. Aber dennoch traf es Beza wie ein Blitz aus heiterer Höhe, als er hörte, daß das Edict im Reichsrath ausgearbeitet sei und nun dem Parlament zur Genehmigung vorgelegt werden sollte, und daß die hugenottischen hohen Herren schon längst davon gewußt hatten, ohne ihm darüber Mittheilung zu machen. Mit Entrüstung eilte daher Beza zu jenen Herren, hielt ihnen mit strafenden Worten ihr heimliches Treiben vor, und erklärte, daß er unter solchen Umständen unmöglich länger bleiben könne. Aber dringend baten ihn dieselben, ihnen ihr Verhalten, was mit der Noth der vorliegenden Verhältnisse entschuldigt werden mußte, nicht übel zu deuten, und sie vor Allem in keinem Falle zu verlassen, da sie gerade jetzt seiner Hülfe ganz besonders benöthigt wären. Denn Alles lag jetzt daran, daß die evangelischen Gemeinden, welche durch die Publication des Restitutionsedictes leicht zu Gewaltthätigkeiten gereizt werden könnten, in den Schranken der Mäßigung gehalten und daß dadurch der Staatsregierung keine Veranlassung zur Verhinderung gottesdienstlicher Versammlungen der Gemeinden und zur Verfolgung der Evangelischen gegeben würde. Da gab es denn für Beza zu schreiben, zu ermahnen, zu bitten, zu warnen und zu trösten; und vorzugsweise Seiner imponirenden Auctorität war es zuzuschreiben, daß die Evangelischen selbst an solchen Orten, an denen sie die Mehrzahl bildeten, mit ruhiger Ergebung, aber im festen Vertrauen auf Den, der ihnen helfen würde, sich in das Edict fügten. Dabei stand Beza jetzt ganz

allein da. Nur des Mallars war bei ihm geblieben, während die anderen Prediger in die Heimath gezogen waren. Auch Martyr war, von der Königin und von den Großen des Hofes ehrenvoll entlassen *), nach Zürich zurückgekehrt. Wie gern hätte ihn Beza begleitet! Aber er mußte Martyrn zum letzten Lebewohl die Hand drücken. Beza hat ihn nie wieder gesehen. Denn schon in Jahresfrist — wo Beza nicht mehr das zwar unruhige aber doch unblutige Treiben zu St. Germain, sondern das Getümmel der Schlacht und die Schrecken des Kampfes um sich sah — ward Martyr in die ewige Ruhe abgerufen.

§ 10.

Verspätetes Eintreffen der deutschen Theologen in St. Germain.

Statt der abgezogenen trauten Freunde sah Beza plötzlich in St. Germain andere Leute, die ihm wohl auch als seine Glaubensgenossen bezeichnet und die hier und da am Hofe mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit aufgenommen wurden; aber er hatte nichts von ihnen.

Die Veranlassung ihres Erscheinens war folgende: Der glaubenseifrige Herzog Christoph von Würtemberg hatte schon im Juni 1561 den Plan einer evangelischen Generalversammlung entworfen, an welcher ebensowohl Angehörige des Calvinischen Bekenntnisses als der Augsburgischen Confession Antheil nehmen sollten **). Der Gedanke des Herzogs fand in Frankreich Anklang und die Königin-Mutter richtete daher mit Anton an den Herzog von Würtemberg und die anderen protestantischen Reichsfürsten das Ersuchen, etliche gottesfürchtige, gelehrte und friedfertige Theologen zur Ausgleichung der vorhandnen dogmatischen Differenzen oder Mißverständnisse und zur Berathung gemeinsamer kirchlicher Interessen nach Poissy zu senden, wo man ein Colloquium veranstalten werde, welches die Bedeutung eines französischen Nationalconcils haben sollte.

In Deutschland war man nicht abgeneigt, auf diese Proposition einzugehen; allein die Evangelischen waren nicht im Stande, sich über eine gemeinsame Instruction der abzuordnenden Theologen zu vereinigen. Herzog Christoph bestand darauf, daß die Anerkennung der Augsburgischen Confession als Voraussetzung aller kirchlichen Verhandlungen gelten müsse, der Kurfürst von Sachsen hatte für das hier in Betracht kommende kirchliche Interesse von vornherein kein Herz und kein Verständniß und andre Fürsten hatten andere hinderliche Bedenken. Daher kam es, daß die Zeit mit nutzlosen Verhandlungen vergeudet ward, und daß sich schließlich nur der Herzog von Würtemberg und der reformirt gesinnte Kurfürst Friedrich von der Pfalz entschlossen,

*) Ueber Martyrs Entlassung vergl Schmidt, S. 271 ff.
**) Soldan, I, S. 446 ff.

und zwar jeder von Beiden auf eigne Hand, Abgeordnete nach Poissy zu senden *).

Infolge dessen kamen der (nachher zu trauriger Berühmtheit gelangte) Dr. Jacob Andreä, damals Superintendent zu Göppingen, und der Kanzler der Universität zu Tübingen, Dr. Jacob Beuerlin am 19. October zu Paris an, wo sie in der damals vielbesuchten Herberge der Deutschen „zum eisernen Kreuz" abstiegen. Als Abgeordnete des Kurfürsten von der Pfalz trafen um dieselbe Zeit Peter Boquin und Michael Dilher in Paris und St. Germain ein. Aber das Colloquium war längst verstummt, als sie in Paris anlangten, und Beza bekam die Deutschen, insbesondere Andreä (denn Beuerlin starb in Paris an der Pest) kaum zu sehen.

Die Anwesenheit der deutschen protestantischen Theologen in Paris mußte

*) Es ist Soldans Verdienst, in diese Sache zuerst Licht und Klarheit gebracht zu haben. Bisher ward nämlich dieselbe nach dem Vorgange der Histoire eccles. von allen Geschichtsschreibern, neuerdings auch von Baum in folgender Weise dargestellt: Eine nichtswürdige Intrigue des Cardinals von Lothringen und der Genossen desselben habe die deutschen Theologen nach Frankreich geführt. Denn nachdem Beza seinen ersten Vortrag gehalten, sei der Cardinal auf den Gedanken gekommen, deutsche Theologen, welche als entschiedene Gegner des Calvinischen Bekenntnisses galten, zu dem in Poissy veranstalteten Colloquium kommen, und in dem voraussichtlichen Hader derselben mit den Hugenotten das ganze Gespräch zum Jubel der katholischen Partei zu Grunde gehen zu lassen. Der Cardinal habe daher durch seinen Agenten Rascalon an Vieilleville, den Commandanten von Metz geschrieben, daß er ihm sofort und ganz geheim drei oder vier der Augsburgischen Confession mit Entschiedenheit zugethane, gelehrte Theologen zusenden möchte. Infolge dessen wären vier Deutsche und ein in Deutschland lebender französischer Theolog (Boquin) nach St. Germain gekommen. Allein der Tod eines der Würtemberger, welcher die Anderen längere Zeit in Paris zurückhielt, und die Entdeckung, daß die Pfälzer Calvinisten wären, hätte die Prälaten zu Poissy davon abgehalten, den ursprünglichen Plan zur Ausführung zu bringen.

Hiergegen bemerkt jedoch Soldan (I, S. 533) treffend: „Wenn der Cardinal wirklich solche Theologen aus Deutschland hätte haben wollen, warum bestellte er sie so spät, als der Kampfplatz bereits betreten war? Und wenn er sie, wie der obige Bericht angiebt, erst nach der Sitzung vom 9. September verschrieb, warum brachte er, ohne ihre Ankunft abzuwarten, grade denjenigen Punkt, wo ihre Dienste am wichtigsten gewesen wären, schon am 16. und 24. zur Sprache und zog mit ungeduldiger Hast die Abendmahlsfrage und die Augsburger und Würtemberger Confession in den Vordergrund der Verhandlungen, während die Prediger diese Frage gern bis an's Ende verschoben hätten? — Mag es indessen mit dem angeblichen Briefe an Vieilleville sich verhalten, wie es immer wolle: Diejenigen Theologen, um welche es sich hier handelt, waren in keinem Falle von Vieilleville bestellt. Wie wäre dieser dazu gekommen, Calvinisten zu schicken, wo der Cardinal Lutheraner begehrte? Der Calvinismus der Heidelberger brauchte ohne Zweifel nicht erst zu Poissy entdeckt zu werden."

also für Beza ganz gleichgültig sein. Hocherfreut war dagegen derselbe, als er wahrnahm, daß gerade damals der Einfluß der Guisen und des spanischen Gesandten am Hofe durch Entdeckung eines gegen den zehnjährigen Herzog von Orleans gerichteten Complots*) die empfindlichste Beeinträchtigung erlitt. Leider war jedoch der König von Navarra von dem römischen und dem spanischen Gesandten umgarnt, in die ihm gestellte Falle gegangen, so daß nun auch die letzte Hoffnung, ihn für das protestantische Interesse gewinnen zu können, allmählich verloren ging.

§ 11.

Die Parlamentsversammlung zu St. Germain. — Beza bleibt noch immer der Anwalt des Protestantismus in Frankreich.

Indessen hatte doch immerhin das Gespräch zu Poissy den Evangelischen einige Früchte getragen. Denn schon die einfache Thatsache, daß man sie zu Verhandlungen mit den Bischöfen eingeladen, daß man ihnen Angesichts des Königs und aller Großen der Krone das Wort gegönnt, und daß man den Prälaten zugemuthet hatte, eine Verständigung mit ihnen anzustreben, war eine Art von öffentlicher Anerkennung des evangelischen Bekenntnisses und der Gleichberechtigung desselben mit der bisherigen Reichsreligion. Gleich als wäre daher ein Mairegen auf das dürstende Land herniedergekommen, so wuchs urplötzlich und über Nacht aller Orten in üppiger, kräftiger Fülle die Saat auf, welche das Evangelium und der Geist Gottes in den letzten Jahrzehnten gesäet hatte, und der Protestantismus stand da als eine Macht, die respectirt werden mußte.

---

*) Der Prinz Condé theilte in einem nach Zürich gesandten, eigenhändigen Schreiben den Sachverhalt mit: „Die Herren von Guise und Nemours, als erklärte Feinde der wahren Religion, sahen, daß unter der Regierung des (jetzigen) Königs von Frankreich das Reich Christi so sehr an Umfang gewonnen habe, daß man leicht erachten könnte, die Tyrannei des römischen Antichrists würde in nicht gar langer Zeit aus diesem Lande gänzlich vertrieben werden. Nachdem sie nun mit dem Könige von Spanien Partei gemacht, um besagte päpstliche Tyrannei zu erhalten, machten sie sich daran, den Herzog von Orleans aufzuheben, ihn nach Spanien zu König Philipp, oder nach Lothringen in Verwahrung zu bringen, und unter dem Namen dieses jungen Prinzen, des Bruders des Königs, als unter einem guten Deckmantel, den Krieg gegen die Evangelischen in Frankreich zu beginnen. Denn sie hofften, daß der Papst alsbald nach seiner gewohnten Tyrannei das Königreich dem schenken würde, der sich desselben bemächtigte. König Philipp würde als Vormund des jungen Herzogs von Orleans auftreten und so mit Hülfe der Gascogner und anderer Papisten ohne Umstände über Frankreich herfallen. Diese ganze Geschichte ist aber dergestalt an den Tag gekommen, daß der Herzog von Guise zuerst dem von Nemours geholfen, in aller Eile sich davon zu machen, und dann selbst aus dem Lande geflohen ist."

Um der öffentlichen Ruhe willen mußten also Concessionen gemacht werden, und man beschloß daher, auf den 20. Dec. 1561 aus jedem Parlament des Reiches je zwei angesehene Mitglieder, einen der Präsidenten und einen der Assessoren nach St. Germain einzuberufen, wo sie mit den Prinzen des königlichen Hauses, mit den Kronräthen und Requetenmeistern ein Friedensinstrument berathen und feststellen sollten. — Kam der Plan, so wie er vorgelegt wurde, zur Ausführung, so war jedenfalls für die Zukunft des Protestantismus in Frankreich viel gewonnen; denn da das Parlament zu Paris mit unbeugsamem Starrsinn fortwährend auf gänzliche Ausrottung der Ketzerei bestand, so kam die Einberufung des projectirten Congresses einem Bruche mit dem ganzen bisherigen Regierungssystem gleich.

Indessen drängte die Macht der Umstände so gewaltig, daß der bisherige Zustand der Dinge selbst bis zum Zusammentritt des Congresses nicht mehr gehalten werden konnte, zumal da es mit Sicherheit vorauszusehen war, daß eine Einigung der einberufenen Versammlung zu einem gemeinschaftlichen Entschlusse nicht so rasch zu erwarten sei. Mit beredten Worten stellte daher Beza der Königin den Ernst und die Gefahr der Situation vor und bewirkte es, daß beschlossen wurde, allen Evangelischen im Reiche das Recht freier Zusammenkünfte zu ertheilen. Demgemäß wurden an alle Provinzialbehörden versiegelte königliche Briefe erlassen, worin man denselben eröffnete: Um Uebelständen vorzubeugen, welche durch geheime Zusammenkünfte leicht herbeigeführt würden, insbesondre auch um die Verbreitung schädlicher und ärgerlicher Lehren, welche im Geheimen schleichen und verdammliche Secten erzeugen könnten, zu hindern, sollte jedermann, weß Standes er auch sei, bei Rebellionsstrafe verboten sein, die öffentlichen Versammlungen der Hugenotten zu beschimpfen oder Denjenigen Gewalt anzuthun, die sich in solchen öffentlichen Versammlungen befänden, um das Wort Gottes zu hören, zu beten oder sonst gottesdienstliche Handlungen zu verrichten, wenn nur die so Versammelten nicht in Waffen erschienen, und die Versammlungsorte den königlichen Behörden geöffnet und von diesen besichtigt würden, damit hier nichts Ungehöriges gethan oder gesagt werde.

Die Art der Publication dieses Beschlusses bewies allerdings, daß man noch immerhin Ursache genug zu haben glaubte, den Grimm der katholischen Partei, insbesondere des fanatisirten Pöbels von Paris und anderer größerer Städte nicht zu reizen; denn der vorerwähnte Beschluß war den Behörden ganz im Geheimen ertheilt, und in Paris wagte man nur Zusammenkünfte von je zweihundert Personen in Privathäusern zu gestatten, weshalb Beza im Auftrag der Königin das an den Statthalter zu Paris, Karl von Bourbon (gewöhnlich Fürst la Roche-sur-Yon genannt) gerichtete Schreiben selbst überbrachte, um namentlich auch die Prediger und Aeltesten der dasigen Gemeinde zur größten Mäßigung zu ermahnen. Aber dem Protestantismus war doch jetzt eine Freiheit und Sicherheit zugesprochen, deren sich derselbe bis dahin noch nie

zu erfreuen gehabt hatte, zumal da in der Vollziehung des geheimen Toleranzedictes sogar die Ueberschreitung der in demselben vorgezeichneten Schranken nachgesehen ward. In Paris versammelten sich die Evangelischen zu vielen Tausenden, und die Klagen des Parlaments und des Pöbels, daß die Ketzer schmählich begünstigt und die Krone Ludwigs des Heiligen geschändet werde, waren erfolglos, denn der Statthalter erklärte, er habe wohl Befehl, Unruhen und Aufruhr, nicht aber gottesdienstliche Versammlungen zu verhindern. Auch war es ein Gewinn für die Sache der Reformation, daß es Beza gelang, die Säulen derselben am Hofe, die Königin von Navarra mit ihrem Hofstaat, den Prinzen Condé, den Admiral, den Grafen von Crussol, hernach auch den Herzog von Usèz und deren Familien zu einer genau nach dem Genfer Muster und an der Genfer Kirchenzucht festhaltenden Gemeinde unter einem eignen Prediger und Consistorium zu organisiren.

Alles das war das Werk Beza's, der längst im ganzen Reiche als das Haupt der reformirten Gemeinden, als ihr Patriarch und Anwalt angesehen, verehrt und gehaßt wurde. Aber gerade dadurch, das sah er selbst ein, wurde er für das evangelische Frankreich an jedem Tage unentbehrlicher; und doch trieb es ihn an jedem Tage mehr, in die Heimath zurückzukehren und dort seines Berufes zu warten. Denn Calvin war krank und bedurfte seiner; die Zahl der Lehrer zu Genf hatte sich durch das Wüthen der Pest daselbst während seiner Abwesenheit vermindert, so daß die Academie unter dem Mangel an Lehrern leiden mußte, und außerdem war seine liebe Hausfrau wie er selbst in nicht geringer Geldverlegenheit, da er von der Königin oder von andern Großen in St. Germain durchaus keine Unterstützung annehmen wollte. „Du weißt selbst," so schrieb er damals an Calvin, „was ich für meine Person hinsichtlich meiner Rückkehr wünsche. Wenn ich aber bedenke, was eigentlich Noth thut, so werde ich wieder ungewiß über dasjenige, was ich etwa beschließen könnte oder sollte. Was der Herr mir in dieser Rathlosigkeit eingeben wird, dem werde ich folgen: und ich bitte daher dich und alle anderen Brüder, daß ihr mich gerade jetzt in dieser argen Zeit mit eueren Gebeten auf's Beste vertretet. Ich schäme mich wahrlich, meinen Gehalt so lange von unsern gnädigen Herren fortzubeziehen, ohne ihnen auch nur das Geringste dafür zu leisten, und wollte von Herzen gern meiner Frau selber von hier Etwas zukommen lassen, wenn es mein Beutel erlaubte. Denn ich habe, Gott Lob, bis jetzt so gelebt, daß ich von Niemandem Geld weder empfangen noch begehrt hätte. Aber es bleibt mir auch nichts zu schicken übrig, da ich beinahe Alles, was ich hierher mitgebracht hatte, in anderweitigen Ausgaben, besonders aber zur Anschaffung des nöthigen Anzuges beinah aufgezehrt habe." Indessen hatten die Genfer Herren kaum von der Bedrängniß Beza's gehört, als sie sofort (11. November) beschlossen, für die Dauer seiner Abwesenheit der Gattin desselben seinen vollen Gehalt zu überlassen und außerdem auch Beza selbst mit den Geldmitteln, die sein Aufenthalt in St. Germain erfordere, zu versehen.

Beza blieb also in St. Germain, wo er der Königin mit jedem Tage unentbehrlicher wurde. Aber das Uebermaß von Arbeit und Sorge, welche er Tag für Tag tragen mußte, hatte seine Kräfte erschöpft. Ein katarrhalisches Leiden, welches ihn befallen, schien der Vorbote einer schlimmeren Krankheit zu sein. Beza bedurfte der Ruhe und begab sich daher im Anfang des November nach Paris, wo er einige Tage in stiller Zurückgezogenheit und Ruhe zu leben gedachte.

Hier aber fand Beza Alles in Gährung und Bewegung. Die vorher als winziges Häuflein betrachtete Schaar der Gläubigen in dieser Stadt war rasch zu einer zahlreichen Gemeinde herangewachsen, welche täglich in den Vorstädten ihre gottesdienstlichen Versammlungen hielt, in denen sie jedoch durch starke Wachen, welche der Statthalter schickte, gegen die Wuth des fanatisirten Pöbels von Paris geschützt werden mußte. Ein Augenzeuge (Languet) berichtet über diese Versammlungen: „Sie sind in den Vorstädten, und zwar an den Werktagen, denn wenn sie an den Sonntagen stattfänden, würde eine unzählige Menge von Arbeitern und anderem Pöbel dabei zusammenlaufen. Wenn wir zusammenkommen, so nehmen wir die Frauen in die Mitte; alle Männer, die zu Fuß gehen, umgeben dann diese, und jene wiederum werden von denjenigen umgeben, die zu Pferde kommen. Während der Predigt stellt der Statthalter La Roche-sur-Yon seine Leute zu Fuß und zu Pferde um den Ort herum auf, und wenn sie einen gewahr werden, der Schimpfworte ausstößt, oder sonst Muthwillen treibt, so nehmen sie ihn entweder fest, oder prügeln ihn ab oder weisen ihn, je nachdem die Umstände sind, sonstwie zurecht, und suchen so thunlichst jeder Unruhe vorzubeugen. Gegen das Ende der Predigt werden Almosen eingesammelt, die sogleich an die zahlreich herbeiströmenden Armen ausgetheilt werden. Diese Versammlungen finden meistens unter freiem Himmel statt. Denn da wir keine Kirchen haben, so ist es beinahe unmöglich, ein anderes Privatgebäude zu finden, das eine solche Menge fassen könnte. Es werden aber außerdem in verschiedenen Theilen der Stadt auch noch andere geheime Versammlungen in den Häusern gehalten, bei welchen sich diejenigen einfinden, die noch nicht öffentlich zu erscheinen wagen. Aus diesem Allen erhellt, bis zu welchem Grade wir in dieser Religionsveränderung vorangeschritten sind. Die Papisten knirschen vor Wuth, aber ich glaube, daß sie bereits die Hoffnung aufgegeben haben, die Umgestaltung der Dinge hindern zu können."

Zu den vielfachen Sorgen und Mühen, welche für Beza aus dieser Sturm- und Drangperiode der Gemeinde zu Paris während seines Aufenthaltes daselbst erwachsen mußten, kamen aber noch die verschiedenartigsten andern Geschäfte, welche ihn in Paris sowenig als in St. Germain zu Ruhe kommen ließen. Insbesondere beschäftigte ihn damals die ernste Frage, welche Forderungen an diejenigen Bischöfe zu stellen wären, die sich zum Protestantismus bekennen wollten. Die Frage war zunächst durch den Bischof

Caraccioli zu Troyes angeregt, welcher den Vorstehern der dasigen Gemeinde seinen Entschluß, evangelisch werden zu wollen, bereits angezeigt hatte. Auch andere Bischöfe hatten sich bereits in demselben Sinne erklärt; nur verlangten dieselben, daß sie im Besitze ihrer Pfründen und Ehren gelassen würden. Allerdings gab es in der reformirten Kirche Viele — insbesondere diejenigen, welche um des Evangeliums willen selbst Alles zum Opfer gebracht oder Kreuz und Schmach erlitten hatten —, welche dieses forderten, und dem Geiste der reformirten Kirche und Kirchenverfassung entsprach es wenigstens nicht, wenn einzelne Glieder derselben durch römisch-kirchliche Titel und Würden vor den anderu Dienern der Kirche hervorragen wollten. Aber es ist nicht wahr (was vielfach erzählt worden ist), daß Beza damals mit starrem Rigorismus erklärt haben soll, die Bischöfe müßten unbedingt ihre Prälaturen und Pfründen am Fuße des Kreuzes Christi niederlegen. Vielmehr erkannte derselbe recht wohl, welchen großen Vorschub die Bischöfe durch öffentlichen Uebertritt zu den Evangelischen der Reformation gewähren konnten.

War es doch nicht undenkbar, daß am Ende wohl gar, wenn die beginnende evangelische Strömung in der hohen Geistlichkeit mächtiger werden sollte, auch der Hof unwillkürlich in dieselbe mit hineingezogen würde! Beza sah daher ein, daß die Kirche hier den Bischöfen gegenüber vor Allem die Pflicht weiser Mäßigung und Schonung zu erfüllen habe. Andrerseits aber leuchteten ihm aber auch die Gefahren ein, welche man hierdurch für den ganzen Bau der Kirche nahe lege. Indem daher Beza in dieser so hochwichtigen Frage das entscheidende Urtheil allein zu fällen kaum wagen konnte, schrieb derselbe (9. Novbr. 1561) von Paris aus an Calvin nach Genf, legte demselben die einzelnen Fragen, um deren Feststellung es sich handelte, vor und bat um Mittheilung seiner Ansicht. Der Brief Beza's, welcher über den ganzen damaligen Stand dieser Frage Auskunft giebt, lautet: „Eine ganz neue Streitfrage von höchster Bedeutung wurde mir während meines hiesigen Aufenthaltes vorgelegt. — Was für ein Mensch der Bischof Caraccioli früher war, ist dir zur Genüge bekannt. Auf dem Convent zu Poissy hat sich Niemand so tapfer und freimüthig benommen als er. Inzwischen sind gewichtige Ursachen vorhanden, die wegen des Leichtsinnes, der dem Manne einwohnt, allerlei Bedenklichkeiten veranlassen. — Von welcher Tragweite dasjenige sei, was hinsichtlich der vorliegenden Frage als Regel aufgestellt wird, siehst du selbst, und ich kann dich versichern, daß noch einige andere Bischöfe da sind, die bereit wären, dem Beispiele zu folgen, wenn man hierin mit Mäßigung verführe und nur das Thunliche begehrte. Ich bitte dich daher, du wollest diese Sache nicht sowohl hypothetisch als vielmehr thetisch behandeln, und zwar so, daß du der Unerfahrenheit Derjenigen Etwas zu Gute halten mögest, die deine abgemessene Kürze und Gedrängtheit nicht gehörig fassen könnten. Diese deine Arbeit, glaube mir, wird, zumal in dieser Zeit, Vielen von großem Nutzen sein. Man wünscht hier hauptsächlich über

dreierlei Auskunft. 1) nach welcher Art von Prüfung diese Leute in die Gemeinde aufzunehmen sind? 2) welcherlei Rücksicht man auf ihre bischöfliche und sonstige Würde nehmen soll? 3) welchen Rath man ihnen hinsichtlich der Beibehaltung oder des Aufgebens ihrer Pfründen und Einkünfte geben soll? So bitte ich dich nun, du wollest dich die Mühe nicht verdrießen lassen, sobald es möglich ist und es deine Gesundheit erlaubt, mir deine Meinung mitzutheilen. Deine Antwort erwartend sind wir inzwischen darin übereingekommen, den Bischof von Troyes in die Kirche aufzunehmen unter der Bedingung, daß er die Confession und Kirchenzucht unterschreibe. Er hat sich auch dazu verstanden vor versammelter Gemeinde wegen seines früheren Lebens Abbitte zu thun; aber ich weiß nicht, ob es gut und überhaupt gerathen ist, auf diesen Punkt zu dringen. — Salignac, der gelehrteste und redlichste von allen den hohen Herren, schwankt, und ich wünschte, du möchtest ihn durch eine Zuschrift antreiben, daß er endlich einmal in seinem offenen Bekenntniß Christi dahin komme, die herrschenden Irrthümer und Irrlehren sammt aller Gottlosigkeit anzugreifen und sich mit der Kirche zu vereinigen."

Calvin antwortete: „Der Bischof oder Priester, welcher übertreten will, aber zum Lehramt untüchtig befunden wird, soll sich bescheiden, ein Schaf der Weide eines Tüchtigern zu sein. Ist einer lehrhaftig, so unterschreibe er die Confession, erkläre seine frühere Vocation für Mißbrauch, suche die neue Berufung der Geistlichen und der Gemeinde nach und entsage Allem und Jeglichem, was mit der von Christo in seiner Kirche eingesetzten Ordnung streitet. Gelobt er dieß, so kann er als Seelenhirt aufgenommen werden, aber nicht anders, als indem er sich der Versammlung der Prediger, die das Wort rein lehren, anschließt und sich der Disciplin und Polizei unterwirft, die unter ihnen eingeführt ist. Das frühere Leben betreffend, so mag man es ruhen und begraben sein lassen; nur soll ihm vorgehalten werden, daß er in Zukunft seiner Pflicht und seinem Amte getreulich nachzukommen habe. — Denn wenn sie sich nicht anheischig machen, Alles was ihres Amtes in der Kirche ist, selbst zu thun, so können sie von ihr nicht als Vorsteher derselben angesehen werden. Daß die übergetretenen Bischöfe die Reformation in allen ihren ehemaligen Gemeinden einführen, versteht sich von selbst. Die Einkünfte und Pfründen belangend, — so kann man ihnen, so lange die Lage der Dinge in solcher Unruhe und Verwirrung ist, die Sache übersehen und ihnen den Fortbesitz nachlassen, jedoch mit der ernsten Weisung, sie möchten wohl zusehen, wie sie Dasjenige gebrauchten, von dem sie wüßten, daß es Gott gehöre. Besser wäre es, daß Diejenigen, welche so an ihrem Hab' und Gut hingen, sich mit einem gewissen Protectorate der Kirche begnügten, Prediger des reinen Wortes anstellten, sich selbst der Ausübung des Amtes enthielten, (den Versammlungen) blos beiwohnten und eine gewisse Inspection im Namen und Auftrag des Königs ausübten."

Calvins Gutachten war hiernach so gestellt, daß dasselbe ebenso sehr dem Geiste der reformirten Kirche und Kirchenzucht entsprach, als es den vorliegenden Verhältnissen billig Rechnung trug. Daher war die Frage nun entschieden: die Bischöfe sollten, wenn sie evangelisch werden wollten, ihr unevangelisches Bisthum, welches sie ohne rechte Vocation erlangt hatten, einfach niederlegen und rechte evangelische Bischöfe, d. h. Prediger des Wortes werden, und sich in die apostolische Verfassung der Gemeinden schicken. Die Frage wegen der Bisthumspfründen erhielt bald nachher auf anderem Wege ihre Erledigung, indem Caraccioli auf Betreiben der Bischöfe gezwungen wurde, auf seine Revenüen zu verzichten und sich mit einer Jahrespension von zweitausend Franken, welche ihm die Königin verwilligte, genügen zu lassen.

§. 12.

Beza's Einwirkung auf die Gemeinden der Hugenotten. — Sein letzter Verkehr mit dem Vater.

Bis dahin hatte sich somit die Situation der Evangelischen in Frankreich in der erwünschtesten Weise gestaltet, und die Gemeinden derselben hätten mit Sicherheit den vollständigsten Sieg des Evangeliums über das Papstthum schon für die nächste Zeit erwarten dürfen, wenn nicht urplötzlich die Anzeichen eines Wetters sichtbar geworden wären, welches Verderben drohend, düster und immer düstrer über ihren Häuptern heraufzog.

Als Beza von Paris nach St. Germain zurückkehrte, sah sich derselbe allerdings überall mit gewohnter Zuvorkommenheit begrüßt; auch eine neue Urlaubsverwilligung der Herren zu Genf traf für ihn ein. Aber zähneknirschend hatte sich inzwischen die katholische Partei aller Orten aufgerafft, um den für sie empörenden Vergünstigungen, welche den Ketzern zu Theil geworden waren, ein Ende zu machen. Die Herren vom Adel rüsteten sich zu einer gewalsamen Niederwerfung des ganzen Hugenottenthums; die Sorbonne kündigte eine Disputation an, in welcher bewiesen werden sollte, daß der Papst das ihm von Gott verliehene Recht habe, einen schismatischen Kaiser oder König abzusetzen (was ihr freilich auf Betreiben des Kanzlers von dem Parlament bei Verlust aller Privilegien untersagt wurde); der Pöbel der größeren Städte harrte nur des günstigen Augenblickes, um über diejenigen, welche mit den Bildern seiner Meinung nach die Religion abgeschafft hatten, herzufallen, und die Priester schickten sich an, in den nahe bevorstehenden Adventspredigten die Erbitterung der rohen Massen zu einer nicht mehr zurückzuhaltenden Wuth aufzureizen. Daß sich aber die Reichsregierung den Bestrebungen der katholischen Partei nur allzu leicht dienstbar machen ließ, hatte sich leider gezeigt, als Beza noch in Paris war. Denn es war ein Befehl publizirt worden, welcher in allen größeren Städten die Versammlungen den Evangelischen in die Vorstädte verwies und dieselben für die Festtage gradezu verbot. Daß

diese Maßregel wenig geeignet war, den Lauf des Evangeliums zu fördern, lag auf der Hand; aber noch schlimmer war es, daß die Empfindung des Schimpfes, der in derselben lag, die aus dem Kern der Bürgerschaft bestehenden, numerisch starken Gemeinden leicht zu Akten der Selbsthülfe verleiten konnte, welche den Führern der katholischen Partei den willkommensten Anlaß zu einem gewaltsamen Einschreiben gegen die Gemeinden geben mußten. Wiederum sandte daher Beza seine mahnenden Worte nach allen Seiten hin, um zu besänftigen, zu ermuthigen, zu trösten und um vor Allem Ausschreitungen zu verhüten. Ein uns noch erhaltener Brief Beza's an die Gemeinde zu Lyon läßt uns in den innigen Verkehr hineinblicken, den Beza damals mit einer Menge von Gemeinden in Frankreich unterhielt. Beza schreibt nämlich den Evangelischen zu Lyon:

„Vielgeliebte Brüder! Ich bitte euch zu glauben, daß die Kunde von euerer Verweisung in die Vorstädte, uns nicht weniger unangenehm berührt als euch selbst, und daß wir allen Fleiß angewandt in jeglicher, nur immer möglichen Weise derselben entgegenzuarbeiten. Aber es hat unserem Gott nicht gefallen, uns für jetzt zu gewähren, was wir von den Menschen begehrt haben und was mehr als natürlich war. Aber, ich beschwöre euch bei dem lebendigen Gott, sehet ja zu, daß ihr um so geringer Ursache willen in euerem Eifer nicht erkaltet oder gar den Muth sinken lasset. Ich sage: um so geringer Ursache willen, da ja doch die Hauptfreiheit unangetastet bleibt; und wie viele Gelegenheit es auch unsern Gegnern darbieten wird, übermüthiger zu werden als bisher, so wollet doch mit Ernst beherzigen, daß unser Sieg durch Geduld geht, und daß der Gottlose, je mehr er frohlockt, seinem Falle desto näher ist. Und ob es gleich den Anschein hätte, als ginge es rückwärts mit uns statt vorwärts, so sollen wir dennoch nicht den Rücken kehren, sondern uns bereit halten, einen um so mächtigeren Vorsprung zu gewinnen, wenn Gott uns nach seinem Fürguthalten Zeit und Gelegenheit dazu geben wird. Unseren Brüdern in Paris ist dasselbe widerfahren; aber Gott hat ihre Geduld über alle Maßen gesegnet, so daß man erkennen muß, daß Gott sich dieses Mittels bediente, um ein viel größeres Uebel zu verhüten, welches unvermeidlich gewesen wäre, wenn so ungeheure Versammlungen von fünfzehn bis zwanzigtausend Personen im Innern der Stadt sich ferner versammeln sollten. Wie dem aber auch sei, lassen wir uns von Gott führen, wohin es ihm gefallen wird, wenn Er nur bei uns ist. Hiermit will ich weder den Fehler an sich noch die ihn begangen haben, entschuldigen, sondern euch nur ermahnen, euch Alles zum Besten dienen zu lassen, statt aufzubrausen und irgend einen Entschluß zu fassen, der euch neues Ungemach bringe oder unsern Feinden das Maul aufreiße. Denn wenn sie schon jetzt so frech und schamlos sind, wo man ihnen doch gar keine Ursache gegeben hat sich zu beklagen, so urtheilt selbst, wie sie sich geberden werden, wenn sie einen Anlaß erhaschen können, uns auch nur der allergeringsten Widersetzlich-

keit zu zeihen. Einen Trost haben wir übrigens zu erwarten, nämlich den, daß, wenn Gott Gnade dazu gibt, die auf den zwanzigsten künftigen Monats berufene Versammlung nothwendiger Weise die ganze Sache in eine bestimmte Ordnung bringen wird. In Erwartung dieser Verordnung bleibt nichts übrig, als daß Jeder sein Möglichstes thue, in der Furcht des Herrn fortfahre und anhalte im Gebet zu Gott, auf daß es Ihm gefallen möge, den Satan ganz unter unsre Füße zu geben. Ihr könnt auch ein Bittschreiben einschicken und unterdessen fortfahren wie bisher, wenn das möglich ist, ohne euch eine Anklage wegen offenbarer Widersetzlichkeit zuzuziehen. Fürchtet ihr einen Ueberfall von Seiten der Gegner, so könntet ihr euch, wie mir scheint, in kleinere Haufen vertheilen und nie euere Häuser wehrlos lassen, so daß die einen blieben, bis die andern zurückkehrten, und könntet euch eher damit begnügen, dasjenige weniger oft zu hören, was Gott uns nach Verlauf von wenigen Tagen in Ueberfluß schenken wird. Dieß Alles meine ich so, wenn wirklich Mangel an Predigern ist, um alle Tage mehrere Versammlungen zu halten. Kurz ich hoffe, daß unser Gott und Vater, der die Trübsal immer mit irgend einem Troste zu lindern weiß, euch so berathen und geschickt machen wird, daß ihr euch von Tag zu Tag immer mehr die Hindernisse zum Besten dienen lasset, welche der Satan und dessen Schaar euch in den Weg zu legen gedenken. Zu uns aber versehet euch, daß wir mit Gottes Hülfe zu jeder Zeit und Gelegenheit unser Möglichstes thun werden.

„Hiermit, vielgeliebte Brüder, will ich mich euerem herzlichen Gebete empfohlen und den Herrn gebeten haben, euch stets in seiner heiligen und getreuen Obhut zu bewahren. Ich grüße namentlich meine Brüder, die treuen Seelenhirten euerer Versammlungen. Aus St. Germain den 25. November (1561).

Theodor von Bèze."

Auch dießmal gelang es Beza durch das Gewicht seines Wortes, unzählige evangelische Gemeinden über die gefährlichsten Klippen, welche sich vor ihnen aufgethürmt hatten, glücklich hinüberzuführen, — nur die Evangelischen zu Rouen wiesen die Zumuthung des Parlaments, sich mit ihren Versammlungen in die Vorstadt zurückzuziehen, beharrlich zurück; — und außerdem setzte es Beza durch, daß den Bischöfen aufgegeben wurde, ihrer Diöcesangeistlichkeit die Vermeidung aller ärgerlichen Aufregungen zur Pflicht zu machen.

Eine große Freude ward damals Beza zu Theil, als sich derselbe eines Tages durch den unerwarteten Besuch seines ältesten Stiefbruders Nicolaus überrascht sah. Nach langer, langer Zeit sah jetzt Beza zum ersten Male Jemanden aus dem älterlichen Hause wieder. Da gab es denn viel zu fragen und zu sagen. Der Bruder erzählte, daß der nun sechsundsiebenzigjährige Vater krank und schwach darniederliege, aber mit Theodor ausgesöhnt sei.

Denn der Vater hatte ja gehört, zu welchem hohen Ansehen und Einfluß derselbe hinangestiegen und daß der Name seines Hauses durch ihn zu neuer Ehre gekommen sei. Auch habe der Vater, so erzählte Nicolaus, das sehnlichste Verlangen, ehe er in die ewige Heimat eingehe, seinen lieben Theodor doch noch einmal an sein Herz drücken zu können. Die einzig noch lebende Schwester, welche den Schleier genommen hatte, verharrte, wie Beza hörte, noch immer im Kloster. — Da fühlte Beza, wie es ihn so mächtig in den Frieden des Vaterhauses und an das treue Herz des Vaters zog; und er versprach daher in aller Kürze, in die Arme des Vaters zu eilen. Aber seine Abreise verzögerte sich, und vergeblich harrte der Vater auf die heißersehnte Ankunft des Sohnes. Da machte sich der greise Herr zu Vezelay auf, um — es mochte ihm sauer werden, — mit zitternder Hand den sehnlichsten Wunsch seines Herzens nochmals schriftlich auszusprechen: „An meinen lieben Sohn Theodor, am Hofe" lautete die Aufschrift des Briefes: „Daß du noch nicht gekommen, mein Sohn, verzeih ich dir. Du hast wohlweislich die Privatangelegenheiten den öffentlichen untergeordnet. Aber siehe ja zu, daß du dessen gedenkest, was du dem Vater schuldig bist; und solches thue sobald als möglich, so lange es noch Zeit ist. Ich will auch, daß dein Bruder, der bei dir ist, mit seiner Frau komme, und daß du auch deine Frau um die Zeit deiner Ankunft hierher kommen lässest. Denn ich will in eurer Aller, meiner Kinder, Gegenwart mein Testament machen, und dann, wenn es Gott so will, sterben. Wenn ihr mir dann auch eure Schwester, die einzige Tochter, die mir noch übrig ist, aus dem Kloster mitbringen könntet, so würdet ihr mir damit einen großen Gefallen thun." Solchen Bitten konnte Beza nicht länger widerstehn. Er machte sich am 1. Dezember — nachdem ihm die Herren zu Genf auf nochmaliges dringendes Ersuchen der Königin von Navarra, Condé's und des Admirals abermals Urlaub zu einem längeren Aufenthalte ertheilt hatte, wirklich auf den Weg nach Vezelay. Auch die Gattin hatte er dahin eingeladen, aber ohne Hoffnung, sie in Vezelay sehen zu können; denn vor dem 20. Decbr. mußte er ja wieder in St. Germain sein, um die an diesem Tage zu eröffnende Versammlung im Auge haben zu können.

Aber Beza sollte auch den greisen Vater nicht wieder sehen. Kaum war er nämlich auf dem Schlosse der Herzogin von Ferrara zu Montargis eingetroffen, als ein reitender Bote des Admirals ihm Briefe überbrachte, worin dieser ihn benachrichtigte, daß unmittelbar nach seiner Abreise die bedenklichsten Mißhelligkeiten unter den „Herren" ausgebrochen wären, daß Alles auf dem Spiele stehe, und daß daher seine schleunigste Rückkehr durchaus nothwendig sei.

§ 13.

Zunehmende Aufregung der Gemüther zu Paris. — Die Prie[illegible] meuterei zu St. Medard.

Beza kam also nach Paris zurück, hörte aber hier mit Schrecken die Flammen eines unabwendbaren Religionskrieges schon in allen T[illegible] des Reiches unheildrohend hervorzüngelten. Der fanatisirte Pöbel endlich seine Wuth nicht länger zu bändigen vermocht, und hier un[illegible] insbesondere in der Gascogne und Guyenne hatten sich die katholisch g[illegible] ten Edelleute an die Spitze desselben gestellt, um dem Treiben der [illegible] mit Gewalt ein Ende zu machen. Dabei waren schon jetzt Greuel vorg[illegible] men, wie sie nur in Zeiten der wildesten, leidenschaftlichsten Erregun[illegible] Gemüther möglich sind. In Cahors hatte der Pöbel die Leichen von [illegible] undvierzig Protestanten (angesehener Bürger und Studenten) erst hal[illegible] brannt, und dann unter wüthendem Geschrei durch die Straßen au[illegible] Schindanger geschleppt. Wie es schien, waren dieses die Anfänge eines [illegible] das ganze Königreich sich verbreitenden Kampfes, in welchem es nu[illegible] die Vernichtung der Evangelischen abgesehen sein konnte. Unerschrocke[illegible] daher Beza vor die Machthaber zu Paris hin, hielt ihnen die Niederträ[illegible] keiten vor, welche im Vertrauen auf das stille Wohlgefallen, welche[illegible] Parlament an demselben habe, begangen würde und forderte ein energ[illegible] Einschreiten gegen die Frevler. Wirklich wurden auch Commissare zur [illegible] suchung des Sachverhaltes und zur Verhinderung fernerer Gewaltthätig[illegible] in die beunruhigten Provinzen des Reiches abgeschickt; und Beza stell[illegible] her den Aeltesten der Gemeinde zu Paris, die wegen des Pariser Pöbel[illegible] für besonders bedroht hielt, vor, daß, nachdem die Regierung zum S[illegible] der Gemeinden in den Provinzen die nöthigen Maßregeln ergriffen [illegible] allerwenigsten etwas zu befürchten habe. Das Ansehen, in welchem [illegible] Wort stand, bewirkte es auch, daß die Pariser Gemeinde den beruhig[illegible] Versicherungen desselben Glauben schenkte. Man wagte es daher, wied[illegible] an die Fortsetzung der Versammlungen zu denken, und ersuchte Beza, vor [illegible] Abreise nach Paris die erste Predigt selbst zu halten. Am zehnten Dece[illegible] für welchen Tag Beza die begehrte Predigt zugesagt hatte, fanden si[illegible] dem Versammlungsorte der Hugenotten, Pepincourt genannt — ein a[illegible] halb der Basteien, in der jetzigen Vorstadt St. Antoine gelegener, [illegible] kleine Häuser umfassender und mit Mauern umschlossener Ort —, [illegible] sechstausend Evangelische, Männer und Frauen zusammen. Zunächst [illegible] die aus sechszehn Artikeln bestehende Almosenordnung zur Genehmigung [illegible] gelesen, worauf Beza in zahlreicher schützender Begleitung erschien, un[illegible] nothdürftig hergestellte Kanzel bestieg. In Strömen ergoß sich der [illegible] vom Himmel, aber weder Regen noch Kälte hielt die weithin ausgebr[illegible]

Versammlung ab, Beza's Predigt mit stiller Andacht anzuhören. „Einen solchen glühenden Eifer habe ich noch nie gesehen," schrieb er am Abend desselben Tages an Calvin, „aber es war ein Anblick zum Erbarmen. Nachdem ich daher Alle zur Standhaftigkeit angefeuert, schloß ich die Predigt und entließ die Menge. Wenn ich morgen an den Hof komme, werde ich Alles aufbieten, damit es nicht geschehe, daß jetzt vielleicht bei Weitem mehr durch das Wasser als ehemals durch das Feuer zu Grunde gehe."

Indessen mehrten sich die Anzeichen der in der katholischen Partei immer gieriger zu einer allgemeinen, blutigen Erhebung gegen die Hugenotten sich steigernden Wuth, und als Beza an den Hof zurückkam, fand derselbe die Königin in größter Besorgniß und Unruhe. Auch die Evangelischen standen hier und da auf, den Papisten vergeltend, was diese an ihnen gefrevelt hatten, weshalb nach allen Seiten hin zur Aufrechthaltung der Ruhe Truppen abgeschickt werden mußten. Zum größten Leidwesen Beza's wurde nun auch die Versammlung der Parlamentspräsidenten vom zwanzigsten December auf den ersten Januar verschoben. Daher war es ihm ganz recht, daß ihn die Königin von Navarra als ihren Prediger kurz darauf (16. Decbr.) wieder mit nach Paris nahm; denn grade dort hatten ihn die Evangelischen am meisten nöthig. Zahllos waren die Geschäfte, in welche er hier sofort hineingezogen ward. Daher mußte sich Beza dazu verstehen, auch noch über die Weihnachtszeit hinaus in Paris zu verbleiben. Aber leider war wenig Aussicht vorhanden, daß eine gottesdienstliche Versammlung für den Weihnachtstag gestattet werden würde. Indessen wurde die heißersehnte Erlaubniß am Festsonnabend doch ertheilt. Beza übernahm es, am folgenden Tage die Festpredigt zu halten. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde hiervon durch ganz Paris hin, und eine neue Weihnachtsfreude erfüllte die Herzen der Evangelischen. Am folgenden Morgen erschien daher D'Andelot, der Bruder des Admirals, mit einer großen Anzahl von Edelleuten zu Pferde vor Beza's Hause, mit dem sie nun unter immer größer werdenden Zulauf, und aus allen Fenstern begafft durch die vielen Gassen der großen Stadt an der Bastille vorüber, dahin zogen, bis sie in Pepincourt anlangten. Eine kaum übersehbare Menge harrte hier des großen Lehrers, vor dessen Anblick alsbald Alle verstummten, um zu hören, wie ihnen die frohe Botschaft von dem zu Bethlehem geborenen Gotteskinde verkündet ward. Nachmittags hielt Beza vor einer ebenso zahlreichen Menge, zu welcher ihn die Edelleute in derselben Weise wie des Morgens durch die Vorstadt St. Marceau geleitet hatte, eine zweite, und am folgenden Morgen in Pepincourt eine dritte Predigt. Denn die Menge der Gläubigen konnte des Wortes von der Gnade Gottes in Christo nimmer satt werden. Darum sollte Nachmittags in dem Patriarche, d. h. in einem Hause, welches vor Jahrhunderten von einem vertriebenen Patriarchen von Alexandria gebaut war, und in dem dazu gehörigen Garten, noch eine vierte Predigt folgen. Als indessen die Schaaren der Huge-

notten sich schon zu versammeln begannen, hörte man, daß die Priester der Medarduskirche, deren Friedhof nur durch ein enges Gäßchen von dem Patriarchenhaus getrennt war, Arges im Sinne hätten, weshalb Beza die Einstellung der Predigt empfahl. Indessen wurde dieses von anderer Seite her unthunlich befunden. Auch erschien der Stadtoberst (chevalier du guet) Gabaston mit seiner Schaar, so daß sich die zwölf bis dreizehntausend Hugenotten, welche sich versammelt hatten, gegen jeden Ueberfall gesichert glaubten.

Die Predigt hielt ein ehemaliger Pariser Priester, Joh. Malot, über die Worte des Herrn: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Aber kaum hatte Malot etwa eine Viertelstunde geredet, als urplötzlich vom nahen Medardusthurme herab die Sturmglocke ertönte. Mit Bestürzung hörte man den unerklärlichen Glockenruf, welcher das Anhören der Predigt unmöglich machte, weshalb Pasquot, einer der Diaconen, über den Gottesacker ging, in die Kirche eintrat, und in höflichem Tone um Einstellung des Geläutes bat, weil sonst die draußen in großer Zahl versammelte Gemeinde die Worte des Predigers unmöglich verstehen könnte. Einige Andere folgten dem Diacon nach und mochten die Bitte desselben wohl in etwas stärkerer Sprache wiederholen. Alsbald aber rief einer der Priester: „Drauf! grade deswegen wird geläutet! stoßt sie nieder! die höchsten Herren stehen hinter uns" und mit Hellebarden und Schwertern bewaffnet, stürzte alsbald eine im Hinterhalt lauernde Rotte herbei, und stieß den unglücklichen Diacon, dessen sie habhaft wurden, nieder; die andern Evangelischen retteten sich durch die Flucht. Sogleich wurden die Thüren verriegelt, und auf die Versammlung der Evangelischen fiel ein Hagel von Steinen und Pfeilen herab, während gleichzeitig eine schon vorher bestellte Rotte mit allen möglichen Waffen hervorstürmte, um über die Evangelischen herzufallen. Starres Entsetzen ergriff diese, die sich von der ganzen Masse des Pariser Pöbels bedroht glaubten und in der ersten Angst nicht wußten, was zu beginnen war. Aber wuthentbrannt sammelte der Stadtoberst die bewaffneten Edelleute zu seiner kleinen Schaar, um die Meuterer zu überfallen und festzunehmen, während Beza und Malot Alles aufboten, um die Versammlung zu beruhigen. Als dieses einiger Maßen gelungen war, rief Malot über die Versammlung hin: „Wir singen den sechszehnten Psalm" und stimmte sogleich mit kräftiger Stimme an: „Bewahre mich, Gott, denn ich traue auf dich. Ich habe gesagt zu dem Herrn: Du bist ja der Herr, ich muß um deinetwillen leiden." Aber noch immer heulte der Sturmruf der Glocken vom Thurme herab, das Volk der Vorstadt lief in wilder Aufregung immer zahlreicher zusammen, und Steine und Geschosse überfielen die, welche, von dem Stadthauptmanne geführt, in die Kirche hineindrangen, üm sich der Priester und ihrer Spießgesellen zu bemächtigen. Der scheußliche Plan war mißlungen, das sahen die Elenden

ein; aber vom Altare herab suchten sie sich noch mit den Heiligenbildern und Leuchtern, die sie auf die Angreifenden schleuderten, zu vertheidigen, und des Thurmes, in den sich der Hauptpriester mit mehreren andern geflüchtet hatte, konnte sich der Stadtoberst nur dadurch bemächtigen, daß er Feuer an denselben zu legen drohte. Jetzt endlich war dem Greuel ein Ende gemacht. Die Evangelischen wurden nochmals zum Gebet vereinigt, und nachdem man sie ermahnt, ja in aller Ruhe heimzuziehen, auch keines Schimpfwortes zu achten, das ihnen etwa unterwegs zugerufen werden könnte, übernahm es der Stadthauptmann, die Evangelischen unter dem Schutze seiner Mannschaft in gedrängten Haufen sicher in die Stadt zurückzugeleiten. Auch die großentheils verwundeten Gefangenen — es waren ihrer sechs und dreißig, darunter wenigstens zehn Priester — wurden gebunden mit fortgeschleppt.

Dieser Kelch war also an den Evangelischen glücklich vorübergegangen; denn nur ein Einziger von ihnen, der unglückliche Diacon Pasquot war der Wuth der Papisten mit seinem Leben zum Opfer gefallen. Aber die nun beginnende gerichtliche Untersuchung stellte heraus, daß die Gefahr, die über ihnen geschwebt hatte, noch weit größer gewesen war, als sie zu sein schien. Denn um die Stunde jener scheußlichen Meuterei zu St. Medardus waren im Einverständnisse mit den dasigen Priestern auch zu Notre Dame des Champs, zu St. Victor und zu St. Genovefa bewaffnete Schaaren versammelt gewesen, welche nur des Zeichens zu einem unter den Evangelischen zu beginnenden Morden geharrt hatten, aber durch die starke Bewachung der engen Gassen an der Ausführung ihres Vorhabens gehindert worden waren.

Was aber nun grade infolge dieser Enthüllungen geschah, das mußte es den Evangelischen unzweifelhaft machen, daß die Wuth der Papisten für die Zukunft eines besseren Erfolges ihrer Mordpläne versichert sein könnte. Denn schon nach zwei Tagen wurden die Verhafteten auf Befehl des Parlaments in Freiheit gesetzt, die Gerichtspersonen, welche bei dem Tumult ihre Pflicht gethan hatten, wurden ihres Amtes entsetzt, und die Zeugen, welche die Wahrheit ausgesagt hatten, wurden eingekerkert; und einige Monate später, als der Krieg entbrannt war, wurden der Stadtoberst, die eingekerkerten Zeugen und Andere, denen man zur Last legte, daß sie bei dem Tumult zu Medardus den Ketzern Vorschub geleistet, theils gehängt, theils enthauptet und ihre Leichen wurden auf den Schindanger geschleppt.

§ 14.

Das Januaredict.

Der neue Jahreswechsel verlief also unter Umständen, welche den Evangelischen zu Paris wenig frohe Aussicht in die Zukunft eröffnete. Allerdings war Beza schon am ersten Sonntage nach den Schreckensscenen zu

St. Medardus nach St. Germain geeilt, um dort den wahren Sachverhalt zu berichten, ehe die boshafte Lügenhaftigkeit der Gegner das Urtheil des Hofes zum Nachtheil der Hugenotten occupiren könnte; aber am Nachmittage desselben Tages überfiel ein Pöbelhaufe von verkappten Priestern geführt, das Patriarchenhaus mit wildem Tumult, zerschlug das Kanzelgerüste, die Bänke und Alles, was nur zerschlagen werden konnte, und warf dann Feuer in die Gebäulichkeiten. Zum Glück sprengte noch im raschen Galopp eine Schaar hugenottischer Edelleute herbei, welche, als sie von dem Tumult Kunde erhalten, sich rasch auf die Pferde geschwungen hatten, und mit dem Degen in der Hand die wilden Rotten zersprengten, einige der Meuterer fest nahmen und dem Feuer Einhalt thaten. Indessen sahen sich jetzt die Prediger zu Paris auf Bitten der Königin sowie des Königs von Navarra veranlaßt, die große Communion, welche am ersten Januar stattfinden sollte, auszusetzen.

Gleichwohl schien es, als ob eben jetzt die Königin, vielleicht grade infolge dieser in Paris und an anderen Orten des Reichs erfolgenden Greuelscenen die innere Kraft der Hugenottenpartei erkennend, sich mehr und mehr zu derselben hinneigen und sich ihr immer enger anschließen wollte. Als Beza sich damals genöthigt sah, sich eiligst nach Meaux zu begeben, um die dortige Gemeinde, welche zu Ausschreitungen geneigt war, zur Mäßigung zu ermahnen, sprach es derselbe hier gradezu aus, daß man Hoffnung habe, die Königin, den König und den ganzen Hof für die Reformation zu gewinnen; und auf den Antrag des Admirals (gegen den jedoch Beza seine Bedenken geltend machte,) ließ die Königin von den Provinzialbehörden authentische statistische Berichte über die Zahl und Stärke aller reformirten Gemeinden im Königreiche einziehen, um die Wehrhaftigkeit der Hugenottenpartei zu ermitteln. Infolge dessen ging in St. Germain ein Verzeichniß von 2150 reformirten Gemeinden mit namentlicher Angabe der Kirchenvorstände, theilweise auch mit beigefügten Bittschriften ein. In denselben wurde vor Allem um Ueberlassung von Kirchen gebeten. Außerdem ließ sie von Beza eine Botschaft an die reformirten Gemeinden auffsetzen, welche denselben in voller Versammlung von ihren Pfarrern vorgelesen werden sollte. Die Botschaft lautete: „Da sich verschiedene Gerüchte verbreitet haben, und zwar nicht ohne Grund der Wahrscheinlichkeit, daß die Fremden unter dem Deckmantel des römischen Glaubens, den sie vorgeblich beschützen wollen, in dieses Königreich einfallen und sich desselben bemächtigen wollen, so ist es die Pflicht aller getreuen Unterthanen des Königs, in dieser Zeit zu zeigen, wie sie in allem Gehorsam von ganzem Herzen diesem ihrem Könige zugethan sind, weß Glaubens sie auch sein mögen. Weil aber die Beschützung, welche diese Fremden zum Vorwand nehmen, direct gegen die sich zu richten scheint, welche sie die Leute „„vom neuen Glauben““ nennen, wie wenn der Krieg durch sie entbrannt wäre, so ist es nur recht und billig für uns, daß

wir vor allen Andern einen öffentlichen Beweis dafür ablegen, daß wir weder Hab' noch Leib und Leben schonen, wenn es gilt, den Staat und unseres Königs Majestät aufrecht zu erhalten; also weit entfernt davon sind, aufrührerische Lehren zu predigen, gegen unsre Obrigkeit, wie man uns gegen Recht und Wahrheit schuld giebt. - Um nun diesen Beweis nicht blos in Worten, sondern auch in der That zu liefern, so muß auch diese Gemeinde nothwendiger Weise in möglichst großer Eile sich umsehen und bestimmen, welches Anerbieten an Kriegsleuten zu Fuß und zu Pferd sie auf ihre Unkosten dem Könige machen könne, auf wie lange und in welcher Ausrüstung, zum Schutze des Königreichs gegen die, welche es unter dem Vorwande der Religion überfallen wollen. Das muß aber Alles in der Furcht Gottes geschehen, ohne alle Verführung und Unordnung, nach der Vorschrift, die man darüber machen und euch mittheilen wird, so daß weder der Fürst, noch diejenigen, welche anderes Glaubens sind, irgend eine gegründete Ursache haben mögen, uns als Urheber einer Unruhe oder eines Aufruhrs anzuklagen. Gutwillig und von Herzen soll Alles aufgeboten werden für des Königs Dienst und die Erhaltung des Reichs. Aber man hüte sich ja, Versprechungen zu machen, denen man nicht nachkommen könnte in Zeiten der Noth, vor denen indessen der Herr uns bewahren und vielmehr geben möge, daß alle Welt Ihm diene in verträglichem und einträchtigem Geiste."

„Die Fremden," auf welche in dieser Ansprache hingewiesen ward, waren die Spanier, indem die katholische Partei in Frankreich mit Zuversicht erwarten konnte, daß falls das katholische Interesse im Reiche gefährdet werden, und sie fremder Hülfe bedürfen sollte, ihr dieselbe von Philipp II. als dem mächtigsten katholischen Fürsten jener Zeit unweigerlich geleistet werden würde.

Indessen fand die Ansprache der Königin nicht überall das günstigste Gehör. Die Gemeinden der Provinzen Languedoc, Guyenne und Gascogne vereinigten sich allerdings zu einer Wehrverfassung, welche, wenn sie über alle Provinzen Verbreitung erhalten hätte, dem Protestantismus eine unbesiegbare Wehrkraft hätte verleihen können. Aber von vielen Gemeinden wurden die Worte der Königin mit Mißtrauen gehört und weiterhin unbeachtet gelassen. An einzelnen Orten erhoben sich sogar die Evangelischen, um König und Parlament unbekümmert, in gewaltthätiger, bilderstürmerischer Weise, so daß zur Herstellung der Ordnung Condé mit Truppen ausgesandt werden mußte, und die Häupter der Partei den nachtheiligsten Einfluß dieser Unziemlichkeiten auf die Stimmung der grade in jener Zeit zu eröffnenden Versammlung der Parlamentspräsidenten befürchteten. Denn es war anzunehmen, daß die Beschlüsse dieser Versammlung für die ganze Zukunft der Hugenottenpartei und des Protestantismus entscheidend sein würden.

Am Vorabende der Eröffnung desselben überreichten die Kirchenabgeordneten eine Bittschrift, worin sie um Ueberlassung der für den katholischen Kultus entbehrlichen, meistens ganz unbenutzt dastehenden Kirchen an die evangelischen Gemeinden baten, und den König und das Vaterland ihrer unbedingten Anhänglichkeit und Opferwilligkeit versicherten. Indessen scheint die Annahme der Eingabe von dem Kanzler und den andern Herren vom Parlament beanstandet worden zu sein; denn Beza setzte am folgenden Tage (3. Januar), als er eben zurückgekehrt war, eine neue Eingabe auf, worin er die Desiderien der Evangelischen kurz und bündig aussprach.

An demselben Tage wurde die hohe Versammlung aus den Präsidenten und Räthen, dem Parlamente und den höchsten Würdenträgern der Krone bestehend, von dem Könige in Person eröffnet. Die eigentliche Eröffnungsrede hielt der Kanzler, dessen ernste, schwere, drohende und mahnende Worte wie Donnerschläge in die Herzen der katholisch Gesinnten fielen. Denn der Kanzler sprach von dem Unterschiede der gegenwärtigen pflichtvergessenen Bischöfe und der treuen, frommen Hirten in der alten Kirche; er hob hervor, daß der „neue Glaube" unter göttlicher Zulassung sich mehr und mehr ausgebreitet habe und daß die Bischöfe darin eine Züchtigung von Oben erkennen müßten. Nun habe der König die anwesenden hohen Herren einberufen, damit sie ihm rathen sollten, ob die „Versammlungen" zuzulassen wären oder nicht. Es handle sich hier aber nicht de constituenda religione, sondern de constituenda republica, und es sei wohl zu beachten, daß auch solche, die keine Christen wären, ja sogar Excommunizirte doch Bürger seien und daß man mit ihnen im Staate zusammenleben könnte. Mit Gewalt sei der Schaden der Kirche nicht zu heilen, denn mit fleischlichen Waffen könnte die Neuerung nicht überwunden werden. Hiezu thue vor Allem Buße und Besserung des Lebens noth.

Acht Tage lang dauerte die Discussion der versammelten neun und vierzig hohen Würdenträger (der fünfzigste war durch Krankheit verhindert zu erscheinen). Es war ein Kampf, in welchem die Geister stark und muthig, mitunter wild und trotzig gegen einander fuhren, während draußen die Hugenotten voll banger Erwartung des Ausganges der Verhandlungen waren, und die Papisten mit den Zähnen knirschten, wenn sie daran dachten, daß jetzt wohl gar ein Toleranzedict zu Gunsten der Ketzer zu Stande kommen könne. Sollte es wirklich dazu kommen, so waren die Papisten überzeugt, daß man dieses lediglich dem Einfluß Beza's zuzuschreiben habe. Die Wuth derselben gegen Beza war daher so groß, daß derselbe auf Anrathen aller evangelischen Herren, trotz aller seiner Gegenvorstellungen eiligst St. Germain verlassen und sich nach Paris begeben mußte, wo er alsbald gefährlich erkrankte. Am achten Tage erfolgte endlich die Abstimmung: Von neun und vierzig Stimmen erklärten sich zwei und zwanzig für unbedingte Gewährung von Kirchen an allen Orten, wo die Hugenotten so zahlreich

vorhanden wären, daß sie eine Gemeinde bilden könnten und einer Kirche bedürften. Sechszehn Stimmen sprachen sich zwar gegen die Ueberlassung von Kirchen, aber für freie Gewährung der Versammlungen und der sonstigen Religionsübungen aus, wie es seit einigen Monaten gehalten worden sei; eilf dagegen verlangten unbedingte Aufrechthaltung des Juliusedictes und demgemäß absolutes Verbot aller und jeder ketzerischen Versammlung, sowie Verbannung der unverbesserlichen Ketzer aus dem Reiche. Da indessen die Letzteren sahen, daß sie von denen, welche für die Hugenotten unbedingte Cultusfreiheit beanspruchten, um das Doppelte der Stimmenzahl überboten wurden, so traten sie, um das Schlimmste zu verhüten, dem mittleren Votum bei, welches hierdurch die Majorität erhielt. Demgemäß ward nun zur Ausarbeitung eines Toleranzedictes geschritten, welches jedoch thunlichst wenig Toleranz enthielt. Den Hugenotten wurde gestattet, sich am Tage in den Vorstädten unbewaffnet zu versammeln, und den Ortsobrigkeiten wurde es zur Pflicht gemacht, Gewaltthätigkeiten vorzubeugen und gegen Unruhestifter, mochten sie nun der einen oder der anderen Religion zugethan sein, auf das Strengste einzuschreiten. Das war Alles, was man den Evangelischen gewährte, — im Grunde also kaum so viel, als sie gesetzlich bereits beanspruchen konnten. Denn der Genuß der gewährleisteten Wohlthat war in dem Edict noch durch eine ganze Reihe von Clauseln erschwert und beeinträchtigt.

Beza war daher über das Edict des hohen Rathes (insgemein das Januaredict genannt), wenig erbaut, indem es ihm wie Allen, welche die Lage der Dinge kannten, einleuchtete, daß einerseits die Vollziehung des Edictes für alle die zahlreichen Gemeinden, welche seit geraumer Zeit im ungestörten Besitze von Gotteshäusern waren, und ihren Cultus in freiester Weise verrichtet hatten, die Versuchung zur Auflehnung und zur gewaltthätigen Selbsthülfe nur allzunahe legte; und daß andrerseits ein Montmorency und andre Führer der katholischen Partei nur auf einen einzigen Fall der Art lauerten, um dann unter dem Vorgeben pflichtmäßiger Unterdrückung meuterischer Versammlungen, den Protestantismus im ganzen Reiche mit Gewalt niedertreten zu können. Beza erwog alles dieses mit den in St. Germain sich aufhaltenden evangelischen Abgeordneten, und setzte sodann, nachdem er noch von dem Kanzler über den Sinn einiger Stellen des Edictes Auskunft erhalten hatte, folgendes sehr beachtenswerthe Rundschreiben auf, welches in seinem Namen wie in dem der Abgeordneten allen reformirten Gemeinden des Reiches zugesandt werden sollte:

„Gnade und Friede durch unsern Herrn Jesum Christum! Vielgeliebte Brüder, ihr wisset wohl selbst, wie zu allen Zeiten der Gehorsam, welchen die Menschen ihrer Obrigkeit schuldig sind, sowohl um des eignen Gewissens als auch um des lieben Friedens und der öffentlichen Ruhe willen, mit allem Ernst anempfohlen und eingeschärft wurde. Es ist euch auch nicht unbekannt

wie der Satan, der Erzfeind des Menschengeschlechtes von jeher tumultuarische Köpfe angereizt hat, um grade da Unordnung und Verwirrung anzurichten, wo man um Gottes willen Alles aufbieten sollte, um Frieden und Eintracht zu erhalten. Dieses Uebel hat aber nicht allein unter den Heiden und bei Denen stattgefunden, welche die wahre Erkenntniß Gottes nicht hatten, sondern ist auch selbst zu denjenigen durchgedrungen, die sich des Christennamens rühmen, so daß selbst die Kirche Christi, welche in aller Furcht und in stetem Gehorsam verharren sollte, von diesem Unwesen nicht ausgenommen blieb, obgleich, die eigentliche Wahrheit zusagen, diejenigen keine rechten Glieder Christi noch des Leibes seiner Kirche sind, welche sich nicht den Befehlen und Verordnungen derjenigen unterwerfen können, die der Herr ihnen zur Obrigkeit gegeben hat; es seien denn diese Verordnungen von der Art, daß man, um ihnen zu gehorchen, gegen den König aller Könige und den Herrn aller Herrn ungehorsam werden müßte.

„Dieß an euch zu schreiben, fühlen wir uns gedrungen, weil es Gott gefallen hat, uns durch das neulich zu Stande gekommene Edict zu zeigen, welche väterliche Fürsorge er nicht allein für das Wachsthum seiner Kirche trägt, sondern auch wie er sie unter seinem heiligen Schutze erhalten will: nicht als ob er sie nicht von jeher beschirmt hätte (denn wie hätte sie so vielen Stürmen widerstehn können, wenn die schützende Rechte desjenigen, der sie gegründet hat, nicht über ihr gewesen wäre), sondern weil es jetzt sein gnädiges Wohlgefallen ist, sich anderer Mittel als der bisherigen in diesem Königreiche zu bedienen, indem er die Bekenner des Evangeliums unter den Schutz des Königs, unseres natürlichen Oberhauptes und der durch diesen letzteren verordneten Statthalter und Obrigkeiten stellt. Dieses muß uns ja wohl antreiben, die Barmherzigkeit dieses unseres himmlischen Vaters zu preisen, der zuletzt den Nothschrei seiner Kinder erhört hat, und muß uns bewegen, mit größerer Liebe und Gehorsam als je unserem Könige zu huldigen, damit wir ihn je mehr und mehr bewegen, unserer gerechten Sache beizustehn, welche bisher wegen der falschen vorgefaßten Meinung, die man von uns hatte, so sehr darniederlag und verachtet war. Wir sehen jetzt in der That, daß die Könige Pflege der Kirche und bereit sind, die Schmach von ihr abzuwehren, welche die Feinde ihr anthun möchten. Wir bitten euch daher im Namen Gottes, vielgeliebte Brüder, ihr wollet allen Fleiß anwenden, damit das Edict dergestalt beobachtet werde, daß der König, die Königin nnd der ganze königliche Rath Ursache haben mögen, mit dem Gehorsam Derjenigen zufrieden zu sein, die euch von Amtswegen befohlen sind. Weil nun aber das Edict gewisse Klauseln enthält, deren Ausführung ärgerlich und schwierig erscheinen könnte, so überschicken wir euch unser Gutachten über die Art und Weise, auf welche man in aller Furcht und Demuth vor dem Herrn dem Kaiser geben mag, was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist, sowie wir denn überhaupt dafür halten, es sei in diesem ganzen Edict der Wille des

Königs und seiner Räthe, daß man vor Allem Gott gehorche. Allerdings unterliegt es keinem Zweifel, daß gar Manche dafür halten werden, man habe wohl unter den gegenwärtigen Umständen größere Freiheit als die jetzt gegebene erlangen mögen; ja es wird für diejenigen, welche in den Städten bereits Kirchen oder andere öffentliche Gebäude eingenommen und im Gebrauch haben, etwas Arges sein, sie zu verlassen. Die Letzteren aber, da sie auf ihre eigne Faust vorangegangen sind, sollten jetzt vielmehr ihre Uebereilung erkennen, statt mit Befremden sich derjenigen Orte beraubt zu sehen, welche sie sich angeeignet ohne zu warten, bis der Gott vor ihnen herginge und ihnen den Weg dazu zeigte, durch dessen Vorsehung und Gnade wir uns, wie es mehr als recht und billig ist, sollen leiten und regieren lassen. Uebrigens ist zu bedenken, daß wenn wir auf der einen Seite für eine Zeit einiger Bequemlichkeiten verlustig gehen, die große Wohlthat, welche auf der andern sich darbietet, allen Unmuth verscheuchen soll, den gar Manche über das, was sie verlieren, empfinden mögen, zumal da diese Wohlthat nicht die letzte ist, die wir durch Gottes Gnade von unserem Könige hoffen. Denn wenn er unseren Gehorsam und unsre Unterwürfigkeit sieht, so wird er je mehr und mehr uns ein-geneigtes Ohr leihen, uns mit Geduld anzuhören und allem dem Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, was wir vor Seine Majestät bringen werden. Hiermit, vielgeliebte Brüder, wollen wir schließlich euch dem Schutze und der Gnade Gottes und uns euerem Gebete brüderlichst empfohlen haben. Zu St. Germain im Februar." —

Gleichzeitig schickte Beza den Gemeinden eine „Anzeige und Rathschlag der am Hofe verweilenden Geistlichen und Abgeordneten der Kirchen Frankreichs über die Ausführung und Beobachtung der vornehmsten Clauseln des Januaredicts" zu, worin Beza die einzelnen Artikel des Edictes hervorhob, erläuterte und nachwies, daß die Hugenotten dieselben, ohne sich wesentlich beschwert zu fühlen, annehmen und befolgen könnten.

Und was Beza den Gemeinden so dringend anempfohlen hatte, das thaten dieselben pünktlich: nicht Eine Gewaltthätigkeit ließen sich die Evangelischen zu Schulden kommen, und die Hoffnung der Papisten, daß das Edict die Hugenotten zur Auflehnung reizen würde, war somit vereitelt. Da man aber diese heißersehnte und sicher erwartete Frucht des Edictes nicht haben konnte, so sollte nun — das war jetzt der Gedanke der Papisten — auch die geringe Vergünstigung, die den Ketzern zu Theil geworden war, wieder aufgehoben werden. Der Connetable von Montmorency, der Herzog von Guise und der Marschall von St. André vereinigten sich daher, um unter dem Schutze Philipps II. von Spanien und im Bunde mit dem König von Navarra die Wiederaufhebung des Edicts und die gänzliche Ausrottung der Ketzerei durchzusetzen. An Bundesgenossen fehlte es diesem „Trium-

virate" nicht; denn vor Allem arbeitete ihm das Parlament zu Paris trefflich in die Hand, und außerdem waren ja alle einflußreichen Stellungen fast ausschließlich im Besitz der katholisch Gesinnten. Vergebens harrten daher die Evangelischen auf die Veröffentlichung des Edicts von einem Tage zum andern; denn die Königin wagte es nicht, dem mächtigen Triumvirat in den Weg zu treten.

§ 15.

Das Colloquium Beza's mit dem Bischof von Valence und den Doctoren der Sorbonne.

Indessen wollte es doch die Königin auch um keinen Preis mit den Hugenotten verderben; denn zur Zeit ließ sich ja noch gar nicht sagen, wem die Gunst der Zukunft gehören werde. Also war es das Rathsamste, nochmals eine Vermittlung zu versuchen. Trotz des ungünstigen Ausganges des Gespräches zu Poissy faßte daher die Königin noch während der Verhandlungen, deren Resultat das Januar-Edict war, den Entschluß, ein neues Colloquium zu veranstalten.

Beza hatte anfangs wenig Neigung, sich an dem Project der Königin zu betheiligen; denn er traute demselben nicht. Indessen durfte man doch keine Gelegenheit, die evangelische Lehre vor den Gegnern klar und entschieden zu bezeugen, unbenutzt vorübergehen lassen. Beza nahm daher die Einladung der Königin an und kam nach St. Germain, wo er Perucel, den Prediger Condé's, Marlorat von Rouen und Barbaste, den vorläufigen Prediger der Königin von Navarra fand. Am 26. Januar 1562 erschienen auch in stattlicher Begleitung die einberufenen Gegner, Johann Maillard, Decan der Sorbonne, ein in unnatürlichen Lastern ergrauter Sünder, berühmt geworden als Urheber des Zungenabschneidens bei den zum Tode verurtheilten Protestanten; die Doctoren Salignac, d'Espence, Bouteiller, der Dominicaner de Mouchy, der Jesuitengeneral Jacob Lainez, der Doctor Simon Vigor und einige andere Sorbonnisten und Doctoren, Johann Pelletier, Peter Picherel und Andere. Unter ihnen galten Salignac, d'Espence, Bouteiller und Picherel als gelehrte und freisinnige Leute, welche mit den gewöhnlichen Sorbonnisten nicht identifizirt werden wollten.

Die Gegenstände, welche den Collocutoren proponirt wurden, waren: die Bilder, die Form der Taufe, die Form der Communion, das Meßopfer, das geistliche Amt, die Hauptstücke der Lehre. Beza war allerdings weder mit der Auswahl dieser Artikel noch mit der vorgeschriebenen Aufeinanderfolge derselben zufrieden; indessen mochte er deshalb nicht gerade lange Erörterungen veranlassen und schwieg daher. Ohnehin versprach sich Beza von dem Gespräch gar wenig. Hatte doch die Königin den Sorbonnisten versprochen, die Protokolle der Verhandlungen dem Papste zur Prüfung zuzusenden. „Du siehst selbst," schrieb Beza an Calvin, „wie Vieles man da-

gegen hätte einwenden können. Demungeachtet haben wir uns damit begnügt, ausdrücklich zu erklären, daß Alles was wir sagen oder handeln würden, in keinem Falle für unsre Amtsbrüder und unsre Kirchen verbindlich oder in irgend einer Beziehung nachtheilig sein könnte," — eine Erklärung die auch von den Gegnern bezüglich ihres Verhältnisses zum römischen Stuhle abgegeben ward.

Am 28. Januar 1562 erfolgte die eigentliche Eröffnung des Gesprächs in dem großen Audienzsaale des königlichen Schlosses in Gegenwart der Königin-Mutter, des Königs und der Königin von Navarra, des Canzlers, mehrerer Cardinäle und Bischöfe und vieler anderer hoher Herren, unter ihnen die zwölf Parlamentspräsidenten und Räthe, denen die Königin am Hofe vorläufig zu bleiben befohlen hatte. Der König war absichtlich von St. Germain fortgeschickt worden, Condé lag krank zu Paris.

Nur auf den Gebrauch der Bilder bezog sich die Discussion der Collocutoren. Beza eröffnete dieselbe, nachdem er zuvor auf die an ihn gerichteten Fragen: warum man sich denn von der alten Kirche getrennt habe? Antwort gegeben hatte, mit einem zweistündigen Vortrag, worin er die reformirte Bilderverwerfung nicht nur mit Gründen der heiligen Schrift, sondern auch (was ihm Calvin sehr zum Vorwurf machte), mit Zeugnissen der Kirchenväter rechtfertigte. Auch auf gegnerischer Seite ließen sich Stimmen hören, welche fast evangelisch klangen. Salignac z. B. eiferte in solcher Weise gegen den römischen Bilderdienst, daß es der Cardinal von Tournon nicht anzuhören vermochte. Aber auch die entschiedensten Vertheidiger der römischen Lehre von dem Bildergebrauche ließen sich hören. Indessen machten dieselben durch die wunderlichen Argumente, welche sie anzogen, sich und ihre Sache gradezu lächerlich. Der Inquisitor de Mouchy z. B. meinte, wenn man sich davon überzeugen wolle, daß schon zu den Zeiten des heiligen Dionysius, eines Schülers des Apostels Paulus, der Bildergebrauch üblich gewesen wäre, so brauche man nur die bemalten Fensterscheiben in der Benedictinerkirche anzusehen; worauf Beza, der nach ihm das Wort nahm, bemerkte, er wolle vor Allem das „gläserne" Argument des Herrn Inquisitors sorgfältig bei Seite stellen, weil Einem etwas so Kostbares unter den Händen leicht entzwei gehen könnte.

So ward eine Reihe von Sitzungen gehalten, in denen die einzelnen Collocutoren ihre Meinungen einander gegenüber- oder zusammenstellten. Schließlich zeigte es sich, daß die Collocutoren in Betreff der behandelten Frage drei Parteien bildeten: Die Reformirten nämlich verlangten, daß durchaus alle Bilder aus den Kirchen entfernt würden; unter den Katholiken erklärten sich Einige durchaus für den in der katholischen Kirche anerkannten Bildergebrauch; eine mittlere, von dem Bischof Montluc, von Salignac, d'Espence, Bouteillers und Picherel vertretene Ansicht dagegen wollte den Gebrauch der Bilder zulassen, wenn man nur denselben keine Verehrung erweise.

Nachdem sich nun dieses Resultat herausgestellt hatte, forderte die Königin eine jede Partei auf, ihre Ansicht nochmals schriftlich auszusprechen. Es sollte also jetzt festgestellt werden, welches Urtheil über den Bilderdienst in Frankreich definitive Geltung haben sollte. In Anbetracht der Bedeutung des Moments nahm daher Beza Veranlassung, die ganze Frage in einem zweiten Vortrag nochmals eingehend zu beleuchten, wobei derselbe die Anschauung der reformirten Kirche in Betreff des in Rede stehenden Punktes nach allen Seiten hin auf das Präciseste darlegte.

„Das Hauptfundament, worauf wir uns stützen," so begann Beza, „ist das zweite der zehn Gebote Gottes, das so klar und bestimmt ist, als nur etwas in der Welt sein kann. Da nun in der römischen Kirche dieses Gebot gegen alles Recht und alle Wahrheit so sehr bei Seite geschoben und verdunkelt worden ist, so hat man dieses mit der Bemerkung entschuldigt, es sei eigentlich ein Theil des ersten Gebotes, den man zu einem besonderen Artikel gemacht habe. Aber wenn dem auch so wäre, so dürfte man es darum doch nicht wegstreichen, weil es ein auch sonst in der heiligen Schrift oft wiederholtes besonderes Gebot ist." Daher hätten, fährt Beza fort, auch die Kirchenväter dieses Verbot als besonderes Gebot betrachtet, weshalb man in den drei ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung in den Kirchen keine Bilder aufgestellt habe.

Der hebräische Text des Decalogs verbiete jede Art von Anbetung der Bilder (durch Verbeugung und Geberden) und von Diensterweisung gegen dieselben (durch Schenkung, Veräucherung, Aufstellung von Kerzen Altären ꝛc.); unter allen Uebertretungen des zweiten Gebotes sei aber die Darstellung des unsichtbaren Gottes in einem sichtbaren Gebilde die frevelhafteste. Das Bildniß Christi, dessen Gebrauch man noch allenfalls gestatten könne, sei von Epiphanius, da er es auf dem Thürvorhange einer Kirche gefunden habe, zerrissen worden, und Augustin rechne Marcellina, die Gefährtin des Karpocrates, weil sie vor den Bildern Christi nnd Pauli räucherte, unter die Ketzer. Verbiete man nun zur Vermeidung der Abgötterei die Abbildung Christi, wie viel weniger dürfe man dann die Abbildung eines Andern gestatten? — Hierauf faßt Beza die Einwürfe der Gegner ins Auge und weist deren Unhaltbarkeit nach:

„Ich gestehe, daß Gott allerdings in diesem Gebote von den Bildern der heidnischen Götter redet; aber ich behaupte, daß wenn auch diese Bilder und diejenigen, welche die römische Kirche gemacht hat und heute noch verehrt, in dem, was sie vorstellen, von jenen verschieden sind, so haben sie doch das mit einander gemein, daß beide aus Religion, zum Gottesdienste, gegen Gottes ausdrückliches Gebot verfertigt und aufgestellt worden sind. — Ich sage mehr: wenn die Beurtheilung des religiösen oder abergläubischen Gebrauches der Bilder von dem Gegenstand abhinge, den sie vorstellen, so würde es kein Bild geben, das man eher und mehr anbeten sollte als das

Bild Christi, des wahren Menschen und wahren Gottes, der da lebt in Ewigkeit. Und doch haben wir aus dem, was Augustin von Marcellina sagt und was Epiphanius that, gesehn, daß selbst zu jenen Zeiten das Bild Christi in den Kirchen noch nicht geduldet wurde. Dahin gehört auch der sechs und dreißigste Canon des Concils zu Elvira, welches verbietet, an die Wände zu malen, was angebetet und verehrt wird. Dieß als Antwort auf die Stelle aus dem angeführten Hymnus des Prudentius, welcher eine auf die Wände gemalte Geschichte eines Märtyrers erwähnt; und ebenso auf den Paulinus, Bischof von Nola, welcher die heiligen Geschichten auf die Wände seiner Kirchen malen ließ. Denn wenn diese Sitte in der Kirche wäre gäng und gäbe gewesen, so hätte man es nicht als etwas Besonderes bemerkt. Wiewohl nun diejenigen, welche Dieses oder Aehnliches zuerst thaten, an nichts weniger als an die Abgötterei dachten, welche nach und nach eingerissen ist, so hat doch die Erfahrung zur Genüge bewiesen, daß man niemals gut fährt, wenn man klüger als Gott sein will, indem man an seinem Wort ab- oder zuthut. Was die Schlange in der Wüste endlich anbetrifft, so bin ich gewiß, daß die Israeliten dieselbe nicht als Schlange, sondern daß sie, eingedenk des göttlichen Wunders in der Wüste, Gott unter diesem Bilde angebetet haben. Demungeachtet aber zerstörte der vom Geiste Gottes getriebene Ezechia dieses Bild.

„Ein Andrer von euch, werthe Herren, sagte, dieses Gebot gehe nur den Juden, nicht aber uns an. Heißt das nicht behaupten wollen, daß dieses Gebot zum Ceremonialgesetz gehöre? Dann aber müßte man einen besseren Grund dazu haben als den besonderen Hang der Juden zum Götzendienst. Denn die Erfahrung hat bewiesen und beweist noch alle Tage, daß dieses Laster dem ganzen Menschengeschlechte anklebt!

„Noch ein Anderer behauptete, daß das Bilderverbot im Decalog doch nicht immer ohne Ausnahme zu verstehen, daß es vielmehr einer beschränkenden Erklärung fähig sei, wie wenn es heißt: Du sollst nicht tödten, so sei hiermit nicht das Tödten der Thiere zu unsrer Nahrung, noch das Tödten der Verbrecher durch die Obrigkeit, noch auch der gerechte und nothwendige Krieg verboten. So müsse man denn auch das zweite Gebot nicht buchstäblich und nicht ohne Ausnahme verstehen, da es nur auf die zu beziehen sei, welche jene nur Gott gebührende Anbetung auf die Bilder übertragen wollten, — was in der römischen Kirche nicht geschehe. Darauf antworte ich: Das Wort tödten muß allerdings durch andre ausdrückliche Aussprüche der heiligen Schrift erläutert werden. So müßte man denn aber auch durch ausdrückliche Stellen der heiligen Schrift beweisen können, daß der Ausdruck „„ein Bild machen, um es zu verehren““ in der heiligen Schrift seine ausnahmsweise Beschränkung habe. In der heiligen Schrift finde man aber davon nur das Gegentheil.

„Auch hat man die Cherubim über der Bundeslade angeführt, welche die Engel und seligen Geister vorstellten. Um aber daraus eine richtige Fol-

gerung ziehen zu können, müßten die von der römischen Kirche einen ausdrücklichen Befehl Gottes an sie zur Aufstellung ihrer Bilder anführen können, sowie Moses blos auf Befehl des Herrn die Cherubim aufstellte und sich wohl hütete, in diesem Stücke weiter zu gehen. Dabei ist auch wohl zu beachten, daß weder die Cherubim noch die Bundeslade vor den Augen des Volkes aufgestellt waren und daher zu keinerlei Abgötterei Anlaß geben konnten; sowie denn auch das Volk, obgleich es wußte, daß die Lade und die Cherubim im Allerheiligsten wären und obgleich es ihre Gestalt kannte, weder innerlich noch äußerlich die Bundeslade anbetete, sondern allein den Ewigen, an dessen gnadenreiche Gegenwart es durch die Lade seines Bundes erinnert wurde." Nachdem hierauf Beza noch einige andere Einwürfe widerlegt und die scholastische Distinction der Latria, welche nur Gott, der Dulia, welche nur den Heiligen und ihren Bildern, und der Hyperdulia, welche nur der Maria und dem Kreuze zukommen sollte, als unstatthaft nachgewiesen hat, fährt derselbe fort:

„Ein Andrer von euch hat behauptet, daß die den Bildern erwiesene Ehre nicht dem Bilde an sich, sondern dem, was durch das Bild vorgestellt wird, dem Vorbild gelte. Darauf entgegne ich, ohne jedoch damit Jemanden beleidigen zu wollen, daß dieß nur eine leere Ausflucht ist. Denn wenn dem wirklich so wäre, warum suchte man doch gewisse Bilder wallfahrend in so weiter Ferne auf, da man doch so viele, die dasselbe darstellen und die oft weit schöner und besser ausgeführt sind, in der Ferne hat? Kommt das nicht daher, daß man dem Bilde eine gewisse geistige Kraft zuschreibt und ein Bild dem anderen vorzieht? Ja was ist das für eine Ordnung, wenn man in Betreff irgend einer heiligen Person dem Bilde derselben eine Ehre erweist, die sie selbst nicht annehmen würde, wenn sie gegenwärtig wäre? Daß dem also sei, erhellt hinlänglich aus dem Benehmen des Petrus gegen Cornelius, des Johannes gegen den Engel, der ihm erschien, des Paulus und Barnabas gegen die Einwohner von Lystra. Giebt es dagegen wohl irgend eine göttliche Ehrenbezeugung, welche den sogenannten Heiligen und ihren Bildern nicht wäre erwiesen worden? Was man auch zur Entschuldigung vorbringen mag, kann man leugnen, daß sie ihre Tempel, ihre Altäre, ihr Geweihtes, ihre Räucherung, ihre Anrufung, ihre Verehrung auf jegliche Art haben? Schreibt man nicht einigen Bildern die Kraft zu, alle Uebel zu heilen, während andern, obgleich sie dieselbe Person darstellen, diese Kraft nicht zugeschrieben wird?

„Ja ich kann es getrost der Beurtheilung eines Jeglichen unter euch überlassen, ob der Jungfrau Maria, den Propheten, den Aposteln, wenn sie, selbst mit der Herrlichkeit, welcher sie jetzt im Paradiese theilhaftig sind, unter euch wären, solcherlei Ehrenbezeugungen angenehm wären, oder ob sie nicht vielmehr das verabscheuen würden, was sie während ihres irdischen Daseins so gottlos fanden. Ja ich sehe mich gezwungen, noch weiter zu gehen und euch zu fragen, ihr Herren Doctoren, ob es in der Kirche Gottes zu dulden ist, daß man vor einem Marienbilde, ja daß man vor Maria selber, wenn sie noch

auf Erden wäre, mit lauter Stimme ihr in die Ohren sänge: Omnibus es omnia (Allen bist du Alles), was nur Gott zukommt. Noch mehr! Man sagt sogar zu ihr: Roga Patrem, iube Natum, iure matris impera (Bitte den Vater, heiße den Sohn, nach dem Rechte der Mutter gebiete)!

Besonders eingehend erörterte Beza die Frage, ob dem Kreuze Verehrung erwiesen werden dürfe. Seine Antwort war: daß man als von Gott verbotenes Bild jede materielle Figur und Gestalt natürlicher oder von den Menschen erfundener Dinge ansehen müsse. Freilich sei der Gebrauch des Kreuzes in der Kirche sehr alt; indessen noch Arnobius bezeuge um das Jahr 330: Cruces nec colimus nec optamus (die Kreuze verehren wir nicht und begehren sie nicht). Auch könne man nachweisen, wie die Kreuzesverehrung nach und nach zugenommen habe. Angenommen, daß Helena dasselbe Kreuz, an welchem Christus gehangen, aufgefunden, obschon Eusebius, der große Lobredner Constantins, nichts davon weiß, so sagt man doch, daß sie blos einen Theil davon in ein silbernes Gehäuse verschlossen habe, dagegen von Emporheben, Küssen, Grüßen, Anrufen ist mit keinem Worte die Rede. Ein anderes Stück verwahrte Constantin, nach dem Bericht des Nicephorus inwendig in einer Bildsäule, die dem Kaiser zu Ehren auf einer hohen, noch jetzt vorhandenen Porphyrsäule errichtet wurde. Auch aus den sogenannten heiligen Nägeln machte er keine Reliquien, sondern aus dem einen ließ er sich eine Helmspitze und aus dem andern ein Gebiß für sein Handpferd machen."

Beza schloß seinen Vortrag mit den Worten:

„Wir danken Ew. Majestät unterthänigst für das gnädige Gehör, das sie uns zu geben geruht hat, und bitten Gott von ganzem Herzen, dieser Handlung einen Ausgang zu verleihen, der zur Ehre und zum Preise seines heiligen Namens, zur Erbauung seiner ganzen Kirche und insbesondre zur Wohlfahrt und zur Ruhe Ew. Majestät und des ganzen Ihr anvertrauten Königreiches gedeihen möge. Und da Ew. Majestät zu befehlen geruht haben, daß wir unsre Meinung schriftlich verfassen sollten, so möge Sie dieselbe in Gnaden entgegennehmen."

Hierauf las Beza folgende kurze Erklärung vor, welche er sodann der Königin überreichte:

„Weil das Wort Gottes ausdrücklich jeden Gebrauch der Bilder, welcher einen äußeren oder inneren Dienst in sich schließt, ganz und gar verdammt, so können wir mit gutem Gewissen von einem solchen Gebote nicht lassen, noch können wir billigen, was uns ausdrücklich verboten ist.

„Wir glauben auch, daß nach demselben Gebote, so wie es im alten Bunde und dann von den Aposteln und ihren Nachfolgern während mehr als dreier Jahrhunderte beobachtet wurde, die Bilder weder in den Kirchen noch an sonstigen Orten aufgestellt werden sollen, wo die Gläubigen sich zum Gottesdienste versammeln, weil die Erfahrung augenscheinlich beweist, daß die Men-

gerung ziehen zu können, müßten die von der römischen Kirche einen ausdrü
lichen Befehl Gottes an sie zur Aufstellung ihrer Bilder anführen können, s
wie Moses blos auf Befehl des Herrn die Cherubim aufstellte und sich wo
hütete, in diesem Stücke weiter zu gehen. Dabei ist auch wohl zu beachte
daß weder die Cherubim noch die Bundeslade vor den Augen des Volkes au
gestellt waren und daher zu keinerlei Abgötterei Anlaß geben konnten; so
denn auch das Volk, obgleich es wußte, daß die Lade und die Cherubim i
Allerheiligsten wären und obgleich es ihre Gestalt kannte, weder innerlich no
äußerlich die Bundeslade anbetete, sondern allein den Ewigen, an dessen gn
denreiche Gegenwart es durch die Lade seines Bundes erinnert wurde." Nac
dem hierauf Beza noch einige andere Einwürfe widerlegt und die scholastisc
Distinction der Latria, welche nur Gott, der Dulia, welche nur den Heilige
und ihren Bildern, und der Hyperdulia, welche nur der Maria und de
Kreuze zukommen sollte, als unstatthaft nachgewiesen hat, fährt derselbe for

„Ein Andrer von euch hat behauptet, daß die den Bildern erwiese
Ehre nicht dem Bilde an sich, sondern dem, was durch das Bild vorgestel
wird, dem Vorbild gelte. Darauf entgegne ich, ohne jedoch damit Jemand
beleidigen zu wollen, daß dieß nur eine leere Ausflucht ist. Denn wenn de
wirklich so wäre, warum suchte man doch gewisse Bilder wallfahrend in
weiter Ferne auf, da man doch so viele, die dasselbe darstellen und die o
weit schöner und besser ausgeführt sind, in der Ferne hat? Kommt das nic
daher, daß man dem Bilde eine gewisse geistige Kraft zuschreibt und ein Bi
dem anderen vorzieht? Ja was ist das für eine Ordnung, wenn man in B
treff irgend einer heiligen Person dem Bilde derselben eine Ehre erweist, di
sie selbst nicht annehmen würde, wenn sie gegenwärtig wäre? Daß dem als
sei, erhellt hinlänglich aus dem Benehmen des Petrus gegen Cornelius, de
Johannes gegen den Engel, der ihm erschien, des Paulus und Barnaba
gegen die Einwohner von Lystra. Giebt es dagegen wohl irgend eine göttlic
Ehrenbezeugung, welche den sogenannten Heiligen und ihren Bildern nic
wäre erwiesen worden? Was man auch zur Entschuldigung vorbringen ma
kann man leugnen, daß sie ihre Tempel, ihre Altäre, ihr Geweihtes, ih
Räucherung, ihre Anrufung, ihre Verehrung auf jegliche Art haben? Schreib
man nicht einigen Bildern die Kraft zu, alle Uebel zu heilen, während ander
obgleich sie dieselbe Person darstellen, diese Kraft nicht zugeschrieben wird?

„Ja ich kann es getrost der Beurtheilung eines Jeglichen unter euc
überlassen, ob der Jungfrau Maria, den Propheten, den Aposteln, wenn si
selbst mit der Herrlichkeit, welcher sie jetzt im Paradiese theilhaftig sind, unte
euch wären, solcherlei Ehrenbezeugungen angenehm wären, oder ob sie nic
vielmehr das verabscheuen würden, was sie während ihres irdischen Dasein
so gottlos fanden. Ja ich sehe mich gezwungen, noch weiter zu gehen und euc
zu fragen, ihr Herren Doctoren, ob es in der Kirche Gottes zu dulden ist, da
man vor einem Marienbilde, ja daß man vor Maria selber, wenn sie noc

auf Erden wäre, mit lauter Stimme ihr in die Ohren sänge: Omnibus es omnia (Allen bist du Alles), was nur Gott zukommt. Noch mehr! Man sagt sogar zu ihr: Roga Patrem, iube Natum, iure matris impera (Bitte den Vater, heiße den Sohn, nach dem Rechte der Mutter gebiete)!

Besonders eingehend erörterte Beza die Frage, ob dem Kreuze Verehrung erwiesen werden dürfe. Seine Antwort war: daß man als von Gott verbotenes Bild jede materielle Figur und Gestalt natürlicher oder von den Menschen erfundener Dinge ansehen müsse. Freilich sei der Gebrauch des Kreuzes in der Kirche sehr alt; indessen noch Arnobius bezeuge um das Jahr 330: Cruces nec colimus nec optamus (die Kreuze verehren wir nicht und begehren sie nicht). Auch könne man nachweisen, wie die Kreuzesverehrung nach und nach zugenommen habe. Angenommen, daß Helena dasselbe Kreuz, an welchem Christus gehangen, aufgefunden, obschon Eusebius, der große Lobredner Constantins, nichts davon weiß, so sagt man doch, daß sie blos einen Theil davon in ein silbernes Gehäuse verschlossen habe, dagegen von Emporheben, Küssen, Grüßen, Anrufen ist mit keinem Worte die Rede. Ein anderes Stück verwahrte Constantin, nach dem Bericht des Nicephorus inwendig in einer Bildsäule, die dem Kaiser zu Ehren auf einer hohen, noch jetzt vorhandenen Porphyrsäule errichtet wurde. Auch aus den sogenannten heiligen Nägeln machte er keine Reliquien, sondern aus dem einen ließ er sich eine Helmspitze und aus dem andern ein Gebiß für sein Handpferd machen."

Beza schloß seinen Vortrag mit den Worten:

„Wir danken Ew. Majestät unterthänigst für das gnädige Gehör, das sie uns zu geben geruht hat, und bitten Gott von ganzem Herzen, dieser Handlung einen Ausgang zu verleihen, der zur Ehre und zum Preise seines heiligen Namens, zur Erbauung seiner ganzen Kirche und insbesondre zur Wohlfahrt und zur Ruhe Ew. Majestät und des ganzen Ihr anvertrauten Königreiches gedeihen möge. Und da Ew. Majestät zu befehlen geruht haben, daß wir unsre Meinung schriftlich verfassen sollten, so möge Sie dieselbe in Gnaden entgegennehmen."

Hierauf las Beza folgende kurze Erklärung vor, welche er sodann der Königin überreichte:

„Weil das Wort Gottes ausdrücklich jeden Gebrauch der Bilder, welcher einen äußeren oder inneren Dienst in sich schließt, ganz und gar verdammt, so können wir mit gutem Gewissen von einem solchen Gebote nicht lassen, noch können wir billigen, was uns ausdrücklich verboten ist.

„Wir glauben auch, daß nach demselben Gebote, so wie es im alten Bunde und dann von den Aposteln und ihren Nachfolgern während mehr als dreier Jahrhunderte beobachtet wurde, die Bilder weder in den Kirchen noch an sonstigen Orten aufgestellt werden sollen, wo die Gläubigen sich zum Gottesdienste versammeln, weil die Erfahrung augenscheinlich beweist, daß die Men-

schen in religiöser Beziehung niemals bei einem rechten Gebrauch der B
geblieben sind.

„Darum bitten wir Gott, daß er sie ganz vertilge aus der Christen
und daß er Se. Majestät dem Könige den Eifer und die Tugend verleihe
nach dem Beispiele des frommen Königs Ezechia ganz abzuthun.

„Sollte es aber dem Könige gefallen, sie noch zu dulden, um unterd
von uns zu vernehmen, worin wir etwa in diesem Falle mit denen übereinkom
welche verschiedner Meinung sind, so bitten wir Se. Majestät, uns doch
gende Punkte zu gewähren: 1) daß alle an sich unerlaubten Bilder, wie
jenigen der Dreieinigkeit, des Vaters und des heiligen Geistes, die äuße
unehrbaren, wie die meisten der Jungfrau, die profanen, wie diejenigen
unvernünftigen Thiere und sonst andere unschickliche Bilder und willkü
Erzeugnisse der Maler ganz abgethan werden. 2) daß die Bilder auf
Straßen, denen man nicht weniger Dienst erweist als denen in den Kir
ebenfalls abgethan werden. 3) daß die in den Kirchen verbleibenden B
von den Altären und anderen Orten, wo man gewöhnlich niederknieet,
gethan und an solche Orte gestellt werden, wo man nicht leicht Gelegenheit
sich ihrer auf eine abergläubische Weise zu bedienen. 4) daß man das
ausdrücklich und mit Fleiß ermahne, keine Gabe, wie Wachs, Geld oder
etwas den Bildern darzubringen, und falls es doch geschähe, daß man s
Gaben weder annehme noch billige. 5) daß man den Bildern im Allgem
keine Art weder äußerer noch innerer Anbetung und Verehrung erzeige,
vor ihnen niederknieen, zu ihnen wallfahrten oder beten, sie bekränzen,
räuchern, berühren aus Andacht 2c. Endlich, die Kreuze von Holz oder
stigem Material betreffend, obgleich ihr Gebrauch seit Constantin besteht
können wir sie, da die Kirche in ihrer ursprünglichen Reinheit sie nicht ge
und da seither gerade mit dem Kreuze der allergröbste Aberglauben getri
wurde, ebensowenig dulden als die anderen Bilder, und wollen uns d
begnügen, Christi Leiden in seinem lebendigen Worte abgemalt zu sehen, s
Paulus zu den Galatern davon redet.

„Dieses Alles vorausgesetzt, und obgleich wir wünschten, daß j
Anlaß zum Aberglauben hinweggeräumt würde, und in Hoffnung, daß G
den König je mehr und mehr stärken werde, geht unsre Meinung dahin,
wenn man nur im Uebrigen übereinkäme, man deshalb nicht unterließe fe
hin zusammen zu kommen und sich zu unterreden.

„Das wäre unsre geringe Meinung, durch welche wir jedoch den r
mirten Kirchen des Königreichs nicht im Geringsten etwas zu vergeben ge
sind, als von welchen wir in dieser Sache weder Auftrag noch Vollm
haben."

Beza's Worte machten auf die Königin-Mutter einen tiefen Eindr
Denn die Macht der Wahrheit, welche in denselben lag, mußte ihr u
fühlbarer werden, als auch die mittlere Partei der katholischen Collocut

sich in der von ihr überreichten Erklärung zwar nicht für gänzliche Abschaffung aller Bilder, aber doch gegen jede Art von Bildercult aussprach. Die Königin verlangte daher auf das Entschiedenste die Fortsetzung des Gesprächs. Indessen kam es mittlerweile an den Tag, mit welchen Dingen das Triumvirat zu Paris umging und daß daher die Fortsetzung des Gesprächs nicht der Weg sein könnte, auf welchem sich eine friedliche Entwirrung der öffentlichen Verhältnisse hoffen ließ. Denn man sah, daß die katholische Partei bereits an die Macht der äußeren Gewalt Berufung eingelegt hatte. Indem daher die Königin alsbald ihre Entschließung änderte, wurde Namens derselben den versammelten Collocutoren eröffnet, daß das Colloquium, welches nun gerade sechs Tage gedauert hatte, aufgelös't sei. — Natürlich war die katholische Partei darob voll großen Jubels.

§ 16.

Ausbruch des Religionskrieges. — Beza zieht mit den Hugenottenführern von Paris ab.

Die Wende der Zeiten war nun nahe herbeigekommen. Eine Pfingstzeit hatte Frankreich erlebt, in welcher es mit dem Thaue des Evangeliums reichlich getränkt war, und wie mit Sturmessausen war der reformatorische Geist über alle Theile des großen Landes dahin gegangen, so daß es sich eben jetzt entscheiden mußte, ob das ganze Reich dem evangelischen Bekenntniß zufallen, oder ob der römische Glaube in ihm die Herrschaft behalten sollte. Denn bis dahin nahm die Zahl der Protestanten in den Städten und auf dem Lande, wie ein gleichzeitiger Bericht (Langueti epist. II, pag. 196 und 197) mittheilt, reißend zu. In Paris kamen zu einer Predigt bei dreißig- bis vierzigtausend Menschen zusammen, so daß an demselben Orte und zu derselben Zeit zwei oder drei Prediger zugleich auftreten mußten. In der Gascogne bekam man auf vierzig Stunden in die Runde keinen römischen Priester zu sehen, und die Bilder waren aus allen Kirchen verschwunden; ebenso in Nimes, Montpellier und in dem ganzen unteren Languedoc von der Rhone an bis zu den Pyrenäen hin. Zu Lyon wurde am 10. Januar 1561 das heilige Abendmahl von wenigstens zehntausend Communicanten nach reformirtem Ritus gefeiert. Dabei hatten andere zehntausend Evangelische bewaffnet Wache gehalten, damit die hehre Feier nicht durch papistische Tücke gestört würde; und am folgenden Tage communicirten die letzteren zehntausend, während die ersteren unter den Waffen standen. Indessen liefen beide Abendmahlshandlungen ohne die geringste Störung ab; der königliche Statthalter hatte derselben selbst beigewohnt. Unter den Evangelischen zu Lyon bildete sich sogar eine besondere italienische Gemeinde, welche den Straßburger Professor Hieronymus Zanchi als ihren Prediger zu berufen beschloß. In Bourges fanden die zahlreich besuchten Communionen im Stadthause statt, und zwar unter Leitung des ehe-

maligen Bischofs von Nevers, Jacob Spifame, der in Begleitung von hun und fünfzig Berittenen vom Adel aus dem benachbarten Issoudun zu di Zwecke dahin gekommen war. In Orleans kamen bei einer Communion bei zweiundzwanzig Tausend zum Tische des Herrn, und in Rouen s eine noch weit größere Zahl. Das Januaredict engte allerdings zahllose meinden in lästigster Weise ein; indessen ließ der überaus milde Winter 1561 — 62*) das Unangenehme des Besuches von Gottesdiensten außerl der Gotteshäuser weniger empfinden, und aller Orten richtete man dahe Scheuern, in Gärten und Feldern der Vorstädte möglichst bequeme Localit für die Versammlungen ein. Es begreift sich daher, daß der Cardina St. Croix (unter dem 7. Januar 1562 von Poissy aus) an den Cardi Borromeus, Neffen des Cardinals Pius VI., schreiben konnte: „Di Reich ist gänzlich umgestürzt und ist für dasselbe keine Hoffnung mehr zu se Man hat es vor Augen, daß Alles an Haupt und Gliedern angesteckt Ich bitte daher Seine Heiligkeit, mir die Gnade zu erzeigen, mich von zurückkehren zu lassen, da ich nicht bei den Exequien dieses unglücklichen Rei zugegen sein möchte." Einige Jahre später (Rochelle 16. September 15 schreibt derselbe: „Dieses Reich ist halb hugenottisch."

Aber in Paris war die Verschwörung, welche die Ausrottung des P testantismus zum Zwecke hatte, schon zum Abschluß gekommen. Das Tri virat sammelte in aller Stille seine Streitkräfte; der elende König von Nava war von demselben vollständig umgarnt und machte dem ihm eingeflöß Haß gegen den Protestantismus nicht nur in seinem Benehmen gegen B sondern auch in der schmählichen Mißhandlung seiner edlen Gemahlin L Coligny und d'Andelot, denen der Aufenthalt in St. Germain durch alle Verdächtigungen und Anfeindungen längst gänzlich verleitet worden war, ließen gegen Beza's Rath den Hof und zogen sich auf ihre Schlösser zur und auch die Königin-Mutter ließ es alsbald wahrnehmen, daß ihre Zu sicht und somit auch ihre Gunst sich mehr und mehr der katholischen Partei wendete. Durch ein königliches Patentschreiben wurde nämlich die im sech Artikel des Januaredictes den Beamten ertheilte Erlaubniß, den evangelisc Gemeinde-Versammlungen beiwohnen zu dürfen, nach dem Antrag des P laments dahin abgeändert, daß hier nur die niederen Polizeibeamten gem wären und auch diese nur, wenn ihr bürgerliches Amt sie dort nöthig ma keineswegs aber die Beamten der Parlamente und sonstigen Gerichte, we (so heißt es in dem Rescript) „bei unsrer und unsrer Vorfahren Relig bleiben und darin leben sollen." Auch wurde in demselben Patent der sieb Artikel, nach welchem die Abhaltung der Consistorien oder Synoden nur der Erlaubniß eines königlichen Beamten abhängig war, dahin abgeänd

*) Nach dreimonatlichem Regen trat schon im December Frühlingswetter (Langueti epist. II. Nr. 65).

daß darüber die Statthalter der Provinzen oder deren Stellvertreter allein entscheiden, d. h. daß sie die Versammlungen nach Belieben zulassen oder verbieten sollten. Zu größerer Verdeutlichung dieser Bestimmung war noch hinzugesetzt, daß man hiermit im Königreiche nicht zwei Religionen, sondern nur Eine gutheißen wolle, nämlich die der römischen Kirche. Hiernach — denn das war der langen Rede kurzer Sinn — wurde es den Parlamentsräthen zur Dienstpflicht gemacht, katholisch zu sein, und die Freiheit des Bekenntnisses war der Willkür der von dem Hofe gänzlich abhängigen Statthalter preisgegeben.

Indessen genügte auch dieses dem Parlamente noch nicht. Vielmehr gedachte dasselbe, in noch viel energischerer Weise dem Protestantismus den Garaus zu machen, weshalb es nicht allein die stricteste Vollziehung des grausigen Juliusedictes, sondern auch noch die Anwendung einer Anzahl neuer Gewaltmaßregeln beschloß. So sollten z. B. die Ehen der Hugenotten für ungültig und die aus denselben hervorgehenden Kinder für Bastarde erklärt werden. Als daher (19. Februar) die Königin-Mutter mit dem König und der Königin von Navarra nach Paris kam und um der öffentlichen Ruhe willen die Publication des Januaredicts erwirken wollten, trat ihr das Parlament mit einem so fanatischen Starrsinn entgegen, daß sie unverrichteter Sache wieder abziehen und dem Parlament freie Hand lassen mußte.

Unter solchen Umständen sah Beza nicht ein, was er fernerhin dem Evangelium in Frankreich noch nützen konnte. Er beschloß daher, jetzt endlich nach Genf, wo man seiner so sehnlich harrte, zurückzukehren und unterwegs auch den alten Vater nochmals zu sehen. Indessen wollte er doch den Brüdern in Paris noch ein letztes Lebewohl sagen und sie noch einmal ermahnen, treu auszuhalten in dem Kampfe, der ihnen verordnet war. Beza begab sich daher von St. Germain nach Paris, wo er Alles in der größten Gährung fand. Die evangelische Gemeinde wuchs von Tag zu Tag in's Ungeheuere hinein, und es konnte nicht fehlen, daß die herausfordernde Rohheit des Pöbels auf den Straßen und Plätzen der Stadt zu allerlei, mitunter blutigen Reibereien und Händeln führte. Da that ein Mann noth, der mit der Macht seiner Persönlichkeit die Massen beherrschen und innerhalb der Schranken halten konnte. Auf den dringenden Wunsch der Prediger und Aeltesten blieb daher Beza abermals in Paris, predigte Tag für Tag und half mit Rath, Ermahnung und Trost, wo er nur helfen konnte. Beza stand da wie die Säule, an welche sich die ganze, große Gemeinde von Paris anlehnte, und von der die gewaltige Bewegung, welche die Stadt durchzuckte, getragen war. Die Menge derer, welche täglich zu seinen Predigten eilten, wurde nach Tausenden gezählt; und als die Königin, von Neugier getrieben, einst kam, um den Zug der Hugenotten zu den Versammlungen zu sehen, staunte sie, als die unübersehbaren Schaaren vor der Bastille vorbei durch die Antoniusstraße nach Pepincourt wallfahrteten. Da waren zahllose Bürger und deren Frauen — an diesem

Tage absichtlich in ihren besten Feiertagskleidern erscheinend —, Rechtsgelehr und Parlamentsadvocaten in ihrer feierlichen Amtstracht, Studenten in g schlossenen Reihen einherziehend, viele von Adel zu Roß und zu Fuß, de Barett auf dem Haupte und die stolze Wehr an der Seite. Es mochten f fünfundzwanzig Tausend sein, welche die Königin so vorüberziehen sah; un an den nächstfolgenden Tagen wuchs die Schaar noch mehr an.

Nur mit Mühe verbarg die katholische Partei ihre Wuth; aber die Tag in denen die Hugenotten ihr Treiben so fortsetzen sollten, waren denselben vo dem Triumvirat und dem Parlament zugezählt. Schon in der allernächst Zeit sollte das anders werden.

Die beiden Guisen, der Cardinal und der Herzog Franz, waren eb von einer Conferenz mit dem frommen Herzog Christoph von Würtemberg Elsaß-Zabern am 18. Februar — wo Beide dem Herzog bei Verlust ihr Seelen Seligkeit heuchlerisch betheuert hatten, daß sie an dem in Frankrei vergossenen Blute der Hugenotten unschuldig wären und daß sie die an de selben verübten Greuel nie gebilligt hätten — zurückgekehrt, als dieselb mit dem scheußlichen Blutbad, welches sie am 1. März nach Banditen A unter den zur Anhörung der Predigt in einer großen Scheune versammelt Hugenotten zu Bassy anrichteten*), das Zeichen zum Beginne der Hugenotte verfolgung im ganzen Reiche und zum Beginne des Bürgerkrieges gaben.

Mit grausigem Entsetzen hörten die Evangelischen in Paris schon a folgenden Tage von dem Gemetzel, welches der Herzog durch seine Rotte un den Brüdern zu Bassy hatte anrichten lassen. „Israel, zu deinen Zelten erscholl es da durch alle evangelischen Gemeinden des Landes hin; denn galt jetzt, mit gewappneter Hand das Leben und dadurch den Glauben schirmen.

Daß das Schrecklichste vorbereitet werde, war allerdings den Hugenotte Häuptern und selbst der Königin-Mutter schon längst nicht mehr zweifelha gewesen, und die Letztere hatte daher nicht allein im Geheimen bei den pro stantischen Fürsten Deutschlands angefragt, ob sie erforderlichen Falles f ihrer Hülfe versichert halten dürfte, sondern auch auf Betreiben Condé's (a 6. März) die Publication des Januaredictes (wenn schon mit vielen erschw renden Clauseln!) und dessen Eintragung in die Parlamentsregister durchg setzt. Aber trotzdem, daß man dem Triumvirat zu Ehren des römischen Gla bens Alles zutraute, erkannten doch Alle, daß in Bassy Unerhörtes geschehe sei, und daß das so schändlich vergossene unschuldige Blut um Rache g

---

*) Es läßt sich nicht nachweisen, daß das „massacre" zu Bassy von d Guisen vor ihrem Eintreffen an diesem Orte beabsichtigt worden sei; vi mehr mag das freche Eindringen einiger Guisarden in die Versammlu der Hugenotten den Anlaß zu einer Rauferei gegeben haben. Aber Th sache ist es, daß die Guisen das Blutbad unter einer wehrlosen Menge a richteten.

Himmel schrie. Der Hof war damals von St. Germain auf das Schloß Monceaux bei Meaux (und in Folge dessen waren Condé und die Königin von Navarra nach Paris) gezogen. Beza und ein Herr von Francourt begaben sich daher — jener als Sprecher aller reformirten Gemeinden Frankreichs, dieser im Namen des hugenottischen Adels — nach Monceaux, wo der erstere in feierlicher Audienz, bei welcher auch der junge König und der König von Navarra zugegen waren, der Königin-Mutter den wahren Verlauf der Greuelscenen von Vassy darstellte und im Interesse der Wohlfahrt des ganzen Königreiches um Handhabung der Gerechtigkeit bat. Wohlwollend hörte der König Beza's Vortrag an und versprach strenge Untersuchung der Sache und Bestrafung der Schuldigen. Aber die infernale Bosheit, welche das Herz des Königs von Navarra erfüllte, kam gerade bei dieser Verhandlung zum ersten Mal offen an den Tag. In einer Fluth von Schmähungen, mit welcher er die Reformirten begeiferte, nahm er entschieden für den Herzog von Guise das Wort, schalt über die Freiheit, mit welcher sich die Hugenotten bewaffnet versammelten, und rief sogar im Uebermaße seines Zornes: „Wer den Herzog von Guise, meinen Bruder nur mit einem Finger anrührt, der vergreift sich an meiner eignen Person*)!" Denn der König wollte es durchaus nicht Wort haben, daß der Herzog schuldig sei, weil die Hugenotten dessen Leute mit Steinwürfen angegriffen hätten, so daß es nicht in des Herzogs Macht gewesen wäre, die Wuth der Seinen zurückzuhalten. Beza antwortete: „Wenn dem wirklich so wäre, so brauche ja der Herzog zu seiner Rechtfertigung nur Diejenigen vor Gericht zu stellen, welche sich eines solchen Frevels schuldig gemacht hätten, und schloß seine Erwiderung mit den inhaltschweren Worten: „Ja, Sire, es ist wahr, die Kirche Gottes, in deren Namen ich hier vor Euch stehe und rede, muß Schmach erleiden und Streiche hinnehmen und darf keine zurückgeben. Aber hinwiederum möge Ew. Majestät auch wohl beherzigen und deß eingedenk sein, daß die Kirche Gottes ein Amboß ist, an dem schon viele Hämmer zu Schanden geworden sind**)."

Von den Reizen der „schönen Rouet," einem Hoffräulein der Königin-Mutter umstrickt, und von den Vorspiegelungen des spanischen Gesandten (der ihm die Wiedererlangung des verlorenen Obernavarra oder Entschädigung für dasselbe für den Fall eines ernstlichen Anschlusses an die katholische Sache zugesagt hatte) bethört, hatte sich jetzt der König von Navarra

*) Zur Erklärung dieser Aeußerung muß beachtet werden, daß die Guisen durch ihre Mutter Antoinette von Bourbon mit dem König von Navarra ganz nahe verwandt waren.

**) Von diesem berühmt gewordenen Ausspruche Beza's rührt die Titelvignette der demselben zugeschriebenen Histoire ecclesiastique her: drei auf einen Amboß schlagende Krieger mit der Umschrift:

Plus a me frapper on s'amuse,
Tant plus de marteaux on y use.

zum ersten Male als einen entschieden erbitterten Gegner des Protestantismus offen und bestimmt erklärt. Von seiner frommen Gattin gemieden, suchte er seine Scham durch prunkvolle Processionen zu verhüllen. Aber die Hugenotten nannten ihn verächtlich: „Caillette, qui tourne sa jaquette.“

Inzwischen kam die Katastrophe, welche die Geschicke Frankreichs und des Protestantismus in Frankreich entscheiden sollte, unaufhaltsam immer näher heran. Man hörte davon, daß sich der Herzog von Guise mit einer starken Gefolgschaft von Rittern und Reisigen Paris mehr und mehr nähere, und am Morgen des 16. März kam die sichere Kunde, daß er noch an diesem Tage in voller Kriegsrüstung in den Thoren der Stadt einziehen werde. Viele der Hugenottenhäupter riethen dringend, an diesem Tage keine Versammlung zu veranstalten und keine Predigt zu hören, und die Gegner glaubten schon sicher zu wissen, daß es doch jetzt das Hugenottenvolk nicht wagen würde, sich öffentlich sehen zu lassen. Aber „auf und zur Predigt, wie gewöhnlich,“ rief Condé, „nur dießmal wohl gewaffnet und zum Schutze der bedrohten Versammlung in voller Rüstung!“ Auch Beza zog heute, mit einem Harnisch unter dem pelzverbrämten Mantel angethan, zu Pferd unter dem Haufen der hugenottischen Edelleute an die Predigtstätte, die seit einiger Zeit in einem großen Garten, „Jerusalem“ genannt, vor dem St. Jacobsthore war. Nach Beendigung des Gottesdienstes — es war Nachmittags nach drei Uhr — zog Condé an der Spitze von sieben- bis achthundert Reitern und einer unübersehbaren Menge von Glaubensbrüdern, die ihm folgten, um dieselbe Zeit durch das Jacobsthor in die Stadt wieder ein, als der Herzog von Guise, durch das Thor von St. Denys kommend mit etwa sechszehnhundert Reitern, den Connetable von Montmorency zur Rechten und den Marschall von St. André zur Linken, von vier Reichsmarschällen und siebzehn Rittern des Michaelordens — damals des höchsten Ritterordens im Reiche — mit königlichem Pompe und von dem Jubelrufe des Pöbels begrüßt, seinen Einzug in die Stadt hielt. Mitten in der Stadt begegneten sich die beiden kampfgerüsteten Schaaren: aber ob auch jeder der Ritter bereits die Hand am Schwerte hatte, — sie zogen doch mit tiefem Schweigen an einander vorüber.

Aber die neue Gewaltherrschaft, welche sich jetzt in Paris festgesetzt hatte, kündigte sofort an, daß es jetzt in Frankreich anders werden sollte, indem der Marschall von Montmorency wegen seiner Sympathie für den Hugenottismus auf Verlangen seines eignen Vaters als Statthalter von Paris abgesetzt und an dessen Stelle der Cardinal von Bourbon ernannt und sogar im Louvre einlogirt ward.

Paris war in fieberhafter Erregung. Aber die Gemeinde der Hugenotten und deren Führer ließen sich durch das drohende Vorgehen der Gegner nicht im Mindesten beirren, und hielten jetzt, da fast jede Stunde neuen Zuzug, namentlich von Seiten des näher und entfernter wohnenden Adels brachte, täglich zwei Predigtgottesdienste. — Unter den Vielen, die damals nach Paris

kamen, um in dieser ernsten, drohenden Zeit mit den Brüdern getreulich zusammen zu stehen, war auch die treue Gattin Beza's, die von Vezelay aus Beza's Vaterhaus kam, um fortan die Gefahren, denen der Gatte um des Herrn willen entgegenging, mit demselben zu theilen.

Schon für die nächsten Tage hatte das Triumvirat seine ersten entscheidenden Schritte beschlossen. Eine feierliche Procession zu Ehren der Genoveva, als der Schutzheiligen von Paris, an welcher alle katholischen hohen Herren baarhaupt und zu Fuß Theil nahmen, war ein schickliches Mittel, um die Zahl derer, auf welche man rechnen konnte, ungefähr überschauen zu können. Ein Versuch zur Herstellung der gesetzlichen Auctorität, den die Königin machte, indem sie beide Parteien zur Niederlegung der Waffen aufforderte, wurde natürlich von den Guisen mit Hohn und mit der Bemerkung zurückgewiesen, daß man unter den Waffen bleiben müsse, weil Condé mit einem starken Haufen in der Stadt liege und das Volk einen Ueberfall befürchte. Dagegen schickte man vom Louvre aus nach allen Seiten hin Commissare in die Städte, welche die Auflösung der hugenottisch gesinnten Heerhaufen bewirken sollten. Auch beabsichtigte man, die Königin zur Publication einer Ordonnanz zu nöthigen, durch welche die evangelischen Predigten in Paris und im Weichbild der Stadt gänzlich verboten werden sollten. Indessen war es zweifelhaft, ob dies von der Königin zu erreichen sei. Man beschloß daher, sofort auf sicherem und kürzerem Wege vorzugehn und durch rasche Aufhebung der Hugenottenführer der ganzen Partei das Haupt abzuschlagen. Aber noch zur rechten Stunde erhielt Condé Kunde davon, daß man im Quartier Guise's eine auffallende Waffenbewegung wahrnehme. Eiligst wurden dreihundert Bewaffnete in den Quartieren Condé's und der Königin von Navarra aufgestellt und fünzig bis sechszig hugenottische Edelleute durchzogen zu Pferd die benachbarten Straßen, um einen Handstreich zu verhindern.

Für den Kampf, den keine Macht mehr abwehren konnte, war es nun von entscheidender Bedeutung, welche von den beiden Parteien die Hauptstadt des Reiches behaupten würde, weshalb Beza dringend rieth, in Paris selbst den Ausbruch des Kampfes abzuwarten und hier dem Feinde die Spitze zu bieten. Aber leider ward sein wohlbegr[illegible] Rath überhört; Condé ließ sich durch die Versicherung bethören, da[illegible]r Paris verlassen, auch der Herzog von Guise aus der Stadt abziehen würde, und zog daher am Montag nach Palmsonntag (23. März) mit seinem Prediger Parucel, mit Beza, mit seiner hochschwangeren Gattin, mit Beza's Hausfrau und mit einem Zuge von beinahe tausend Pferden von Paris wirklich ab.

Das also hatte das Triumvirat erreicht: Die Hauptstadt des Reiches und die starke evangelische Gemeinde derselben war nun in seiner Gewalt.

Voll trüber Ahnungen ritt Beza auf seinem ihm von der Königin von Navarra verehrten Thier dahin — denn die Würfel waren gefallen, und einen ersten verhängnißvollen Sieg hatten die Gegner ohne Opfer davonge-

tragen. Indessen ließ sich vielleicht, was durch Ueberhörung seines S
verfehlt worden war, wiedergewinnen, wenn man von Meaux aus, w
Zug der Hugenotten am folgenden Tag ankam, sofort gegen Fontain
vorrückte, und hier sich mit der Auctorität der Königin-Mutter und de
nigs vereinigte. Allein auch dazu kam es nicht, und viele köstliche Zei
verloren in Berathungen und Verhandlungen mit der Königin. Aber ei
winn war es für die Sache der Hugenotten, daß endlich — leider zu
das edle Heldenpaar, der Admiral und dessen Bruder D'Andelot, jed
zahlreicher, völlig ausgerüsteter Begleitung in Meaux erschien, wodurch
trauen, Hoffnung und Zuversicht in die schon ganz entmuthigte Scha
Hugenotten zurückkehrte. Schon vor der Ankunft des Admirals hatte
ein Rundschreiben abgefaßt, welches für alle reformirten Gemeinden de
nigreichs bestimmt war. Dasselbe lautete:

„Liebe Brüder! Wenn es unserem Gott und Vater gefiele, die H
Derjenigen, die sein Reich nicht dulden können, so zu lenken, daß sie u
wenige Freiheit, welche der König unser Herr nach dem Rathe der K
seiner Mutter, seiner Stände und der erlauchtesten Versammlung des K
reichs gewährt hat, in Frieden genießen ließen, so könnten wir uns jetzt e
Ruhe und Erleichterung erfreuen. Aber, weil es ihm nun gefällt, un
jetzt noch durch eben dieselben zu prüfen, welche vordem schon die Werkzeug
Urheber aller der Trübsale und schrecklichen Verfolgungen waren, die w
duldet haben, so müssen wir auch dieselben Waffen ergreifen, mit dene
bisher unter dem Beistande Gottes so glücklich gestritten, daß wir trotz
und Schwert zu einem den Absichten und Bestrebungen unsrer erbitt
Gegner entgegengesetzten Ziele gelangt sind. Waffnen wir uns also mit
Hoffnung und Geduld, wodurch der Herr sein Werk in uns vollenden
Inzwischen aber, weil Gott es mit uns so weit gebracht hat, daß Ni
unsre Ruhe stören kann, ohne gegen den gesetzlichen Schutz und die E
terung, welche des Königs Majestät nach ihrem Wohlgefallen uns hat
deihen lassen, zu handeln und ohne sich folglich als Feind seiner Majest
Gegner der Ruhe des Königreichs zu erklären, so giebt es kein Gesetz,
göttliches noch menschliches, [illegible]s nicht erlaubte, auf unsrer Hut z
und Hülfe bei Denjenigen [illegible], welchen Gott nebst der Auctoritä
den guten Willen verliehen hat, diesen Unruhen zu steuern, je nachdem
Wichtigkeit der Sache erheischt. Da aber diese Kirche (zu Paris) diejeni
gegen welche der Satan am heftigsten kämpft und welche mehr als jede
den Anfechtungen der Bösewichter ausgesetzt ist, so sind wir auch die
die euch rathen, liebe Brüder, daß ihr daran denkt, wie man dem gemein
Uebel, das uns droht, nach den von Gott verliehenen Mitteln in dieser dr
den Noth zu begegnen habe, obgleich es vielleicht schon so spät ist, d
Hülfsmittel nicht mehr zur rechten Zeit ankommen können.

„Durch den Ueberbringer Dieses werdet ihr also die Bedrängniß erf

in welche wir abermals vor Kurzem gerathen sind, wie uns Gott durch die Standhaftigkeit, die Er Sr. Hoheit, dem Prinzen von Condé zu unserem Beistande in dieser Noth verliehen, bewahrt hat; wie dieser Fürst voll Eifer und guten Willens ist, die Auctorität des Königs und die durch das letzte Edict den Kirchen gewährte Freiheit aufrecht zu erhalten, und endlich welche Streitkräfte unsre Feinde versammeln und welche Drohungen sie ausgestoßen haben. Daraus mögt ihr leicht abnehmen, daß wenn man jemals an sich denken und sich jemals rüsten muß', um solchen Anschlägen zu begegnen, dieses jetzt der Fall ist, und daß es jetzt ohne alle Zögerung und lange Berathung geschehen muß. Denn es handelt sich jetzt darum, entweder an Religion und Gewissensfreiheit, an Hab' und Gut, an Leib und Leben zu Grunde zu gehen, oder sich entschieden und entschlossen mit allen Kräften Denjenigen zu widersetzen, die nicht allein wie sie von jeher gethan, Gott und aller Vernunft zum Trotz, sondern auch gegen das vorher nie gewährte und jetzt endlich erst erhaltene königliche Verbot nach unserem Blute und nach unserer Habe dürsten. Wir bitten euch also, ja wir beschwören euch im Namen des Herrn, Alles was Gott in euere Hand gelegt hat, aufzubieten, um seine Ehre, euer und der Eurigen Gut und Blut gegen solche Feinde zu vertheidigen. Die Mittel und Wege betreffend, werdet ihr sie theils von dem Ueberbringer Dieses erfahren, theils werdet ihr sie wohl selbst ausfindig machen können. Nur um Eins bitten wir euch nochmals im Namen Gottes und so viel wir nur bitten können: werdet euch in solcher Noth nur nicht selbst untreu, vielmehr bei einer so günstigen Gelegenheit, die der Herr euch darbietet, beweiset den Eifer und die Rührigkeit, welche die Sache erfordert.

„Liebe Brüder, wir empfehlen uns eurer Fürbitte und bitten unsern Herrn, euch in seiner heiligen Obhut zu bewahren. — Paris 25. März."

Mündlich ließ Beza die Gemeinden im Auftrag Condé's durch den Ueberbringer dieser Ansprache noch auffordern, vor Allem dahin zu arbeiten, daß sie im Namen des Königs und zum Zwecke der Aufrechthaltung des Januaredicts sich der größeren, festen Städte bemächtigten; und außerdem ließ Condé durch Beza auch die Häupter des hugenottischen Adels zum gemeinsamen Kampfe gegen die Gewaltstreiche des Triumvirats aufbieten *).

*) Von diesen merkwürdigen Briefen Beza's ist uns nur Einer theilweise erhalten. Derselbe ist an den zweiundzwanzigjährigen Herzog von Nevers, Franz von Cleve, Statthalter der Champagne, gerichtet, dessen Vater kurz vorher im evangelischen Glauben entschlafen war. Die Zuschrift lautet:

„Die Gewißheit, welche wir von den Gnadenwirkungen Gottes an euch haben, und die äußerste Bedrängniß, in welche wir die Kirchen dieses Königreichs versetzt sehen, haben uns nicht allein den Muth gegeben, sondern es uns sogar zur Pflicht gemacht, euch über den Zustand zu benachrichtigen, in welchem wir uns jetzt befinden; damit ihr dadurch um so mehr bewogen würdet, zu bedenken, was Gott von euch fordert, und das Elend einer Unzahl armer Leute, die gegen Recht und Gerechtigkeit, ja sogar

Dabei war es für Condé und dessen Anhang offenbar günstig, daß die Königin, die sich von dem Triumvirat für ihre Herrschaft nichts Gutes versprach, den Ersteren in eigenhändigen Briefen auf das Bestimmteste, jedoch ganz im Geheimen aufforderte, sich die Erhaltung des Königs, der königlichen

gegen die königlichen Ordonnanzen in äußerster Gefahr schweben, recht zu Herzen nehmen mögt. Ihr wisset, gnädiger Herr, und könnt es selbst bezeugen, durch wieviel Prüfung und Trübsal der arme Haufe der Gläubigen zu Dem gelangt ist, was ihm das Edict endlich gewährt hat, so daß auch unsre größesten Gegner unseres Elendes und Jammers satt sein sollten, wenn anders jener Krieg ein Ende nehmen könnte, welcher immerwährend zwischen dem Satan und der Kirche unseres Herrn geführt werden muß. Eben jetzt, da wir hofften, unter dem Schutze des Königs und der Königin, seiner Mutter, einer gewissen Ruhe zu genießen, hat sich diese Hoffnung in die gerechte Besorgniß eines noch weit schlimmeren Zustandes verwandelt, als der vorige war. Denn wenn wir sehen, wie Diejenigen, welche es sich als Lebenszweck vorgesetzt haben, uns zu hassen und zu verfluchen, nicht allein sich verbunden, sondern auch mit Waffen aller Art, wie in offenem Kriege, versehen; wenn wir hören müssen, wie man uns täglich mit gänzlicher Ausrottung droht, wie man jüngst unsre armen Glaubensbrüder zu Vassy, in eurer Statthalterschaft, behandelt hat, was anders können wir daraus schließen, als daß gegen alles Recht und Gerechtigkeit, gegen die Absicht und den gnädigen Willen des Königs und der Königin unser Ruin und gänzlicher Untergang beschlossen, beschworen und man bereits auf dem Wege zur Ausführung ist. Das ist in diesem Augenblick der Zustand unsrer Angelegenheiten, welcher uns zwingt, uns nach irgend einem gerechten Mittel umzusehen, nicht sowohl unsre Feinde zu beleidigen, für die wir, nach Gottes Gebot Böses mit Gutem vergeltend, täglich mit Muth und Herzen beten, sondern vielmehr um uns zu wahren, im Falle daß uns gegen das ausdrückliche Verbot des Königs eine solche schmachvolle Gewalt angethan werden sollte. Denn weil die obberührten Feinde nicht im Geringsten Anstand nehmen, das Edict gegen die Bewaffnung mit Worten und Werken dergestalt zu brechen, daß sie nicht etwa einen Haufen Kriegsleute, sondern ein eigentliches Heer völlig ausgerüstet und auf die Beine gestellt haben, so können wir nicht umhin, es nach allem göttlichen und menschlichen Recht und ohne Widerstreit gegen den königlichen Willen für erlaubt zu halten, daß wir die Hülfe derer anrufen, [illegible]e durch ihr Ansehen, ihren Rath und ihre Macht im Stande sind, [illegible] Unschuld in Schutz zu nehmen. Sr. Hoheit, der Prinz Condé, voll wahrhaften Eifers für die Ehre Gottes und den Dienst des Königs, hat daher dieser Tage, als er sah, von welchen Gefahren wir umringt waren, die verhältnismäßig geringe Anzahl von Edelleuten, welche in Paris und in der nächsten Umgebung sich befanden, zusammengerafft, um uns so unter dem Schutze des Königs und bei der uns vom Gesetz bewilligten Freiheit zu erhalten und um die Stadt vor der drohenden Verwüstung und das Königreich vor der daraus zu befürchtenden allgemeinen Unruhe zu bewahren. Weil es nun Gott gefallen hat, euch, gnädiger Herr, unter die Angesehensten dieses Reiches zu erheben, ja euch zu adeln über Alles durch die Erkenntniß seiner heiligen Wahrheit und euch zu schmücken mit der Furcht seines Namens und dem Eifer für seine Ehre,

Familie und des Königreichs angelegen sein zu lassen, indem er auf sie selbst als auf seine Mutter rechnen könnte. Würde sie sterben, ehe sie sich ihm dankbar erweisen könnte, so werde sie die Erfüllung dieser Pflicht als ihren letzten Willen ihren Kindern gebieten. Die Königin versprach sogar, sich selbst zu Condé zu begeben, der nicht eher die Waffen niederlegen sollte, bis die Guisen dasselbe gethan hätten. Indessen gaben Condé und der Admiral auf diese Briefe wenig, denn man wußte, daß auf die Gesinnung der Königin eben kein Verlaß sei.

Das Triumvirat that inzwischen den letzten entscheidenden Schritt, durch welchen es sich der Position, die es einnehmen wollte, versicherte, indem der Herzog von Guise mit seinen Schaaren nach Fontainebleau rückte, sich der Königin-Mutter und des jungen Königs, überhaupt der königlichen Familie bemächtigte, und dieselbe in das feste Schloß Melun, welches längst nur als Staatsgefängniß benutzt worden war, einquartierte. — Die Gefangenschaft der Königin und des Königs als freiwilligen Aufenthalt zu bezeichnen war nicht schwer und gewährte dem Triumvirat den Vortheil, sich selbst als Vollzieher königlicher Befehle geltend machen zu können.

In Meaux hörte man von diesem Gewaltstreich frühzeitig genug; allein obschon sich in den letzten Tagen die Schaaren der Hugenotten durch Zuzug aus der Umgegend bedeutend verstärkt hatten, so wußte man doch anfangs nicht, was zu beginnen sei, bis endlich am Ostermorgen der Entschluß Condé's feststand. Nachdem am Morgen dieses Tages das kleine Heer der Evangelischen Beza's begeisternde Predigt gehört und das heilige Abendmahl gemeinschaftlich gefeiert hatte, ertönte in allen Straßen der Stadt die Lärmtrompete. Alsbald war daher der ganze reisige Zug in rascher Bewegung. Beza hatte vorher seiner Hausfrau in Meaux ein sicheres Gewahrsam ausgemacht, — denn eine Rückkehr nach Genf konnte in der Unruhe und Unsicherheit dieser Zeit nicht gewagt werden; und Condé hatte seine hochschwangere Gattin in das feste Schloß Muret bringen lassen. Der Ritt ging nun geraden Weges auf Paris los, vor dessen Thoren die Hugenotten am folgenden Nachmittag um drei Uhr erschienen. Ein panischer Schrecken befiel die katholischen Gewalthaber der Stadt, die plötzlich Alles verloren sahen. Um dem Feinde nur einen geringen Aufenthalt zu bereiten und sich dadurch wenigstens einige Zeit zu verschaffen,

so haben wir nach dem Rath und mit der Bewilligung Sr. Hoheit des Prinzen Condé uns erkühnt, euch diesen besonderen Boten zu schicken, euch aufzufordern und flehentlichst zu bitten, daß ihr in dieser äußersten Noth im Namen unseres Gottes schleunigst dieser armen Kirche zu Hülfe eilen mögt, welche jetzt um so härter angelaufen und um so näher bestürmt wird, weil vorauszusehen ist, daß von der Erhaltung derselben der Zustand aller Uebrigen im ganzen Königreich abhängen wird. Wir begehren dieß nicht um unsertwillen, die wir ja solche Strafen wohl verdienen, sondern um Jesu Christi willen, der solches um die Allerhöchsten, wir um die Allergeringsten wohl verdient hat." —

ließ der Cardinal von Bourbon eiligst die Straßen mit Ketten sperr
Allein von dem Gedanken, sich der Hauptstadt des Reiches zu bemächtig
und von hier aus den Kampf zur Entscheidung zu bringen, waren die Hu
nottenführer wieder abgekommen, und so dringend auch Beza bat, daß m
sich kurzer Hand in Paris festsetzen möchte, so wurde doch sein Rath wieder
überhört. Condé führte seine Schaaren bei St. Cloud über die Seine u
kam mit denselben nach einem über die Maßen forcirten Ritt unter dem Ju
der protestantischen Bevölkerung am 2. April glücklich in Orleans an, wel
Stadt zur Burg der Hugenottenpartei Frankreichs von den Führern dersell
ausersehen war. Hierzu war Orleans allerdings vor vielen andern Städ
des Reichs besonders geeignet. Denn die Stadt war fest und gut verwal
sie war für den Verkehr mit allen Theilen des Reiches, insbesondre mit d
protestantischen Süden günstig gelegen und ihre Bevölkerung war v
herrschend hugenottisch. Darum hallten alle Straßen der Stadt von d
Gesange der Psalmen Beza's wieder, als die Hugenottenschaar in diese
einzog.

§ 17.

Beza zu Orleans, und die Nationalsynode daselbst.

„Wir haben bisjetzt," schreibt Beza am dritten Tage nach seinem E
zug in Orleans an Calvin, „bei zweitausend Pferde beisammen, die übrig
Schwadronen erwarten wir jeden Tag. Fußvolk haben wir noch keins
sammengezogen, sondern nur Befehle zur Aushebung desselben angeferti
Beinahe jeden Augenblick treffen seitdem verschiedene, ja sogar sich ganz wid
sprechende Briefe vom Hofe ein. Bald begehrt man eine Zusammenku
und mündliche Unterredung, bald lautet Alles auf Krieg. Für den Frieden l
ben wir zwei Bedingungen gestellt: Genaue Vollziehung des (Janua
Edicts und Entlassung und Entfernung der Feinde vom Ho
Indessen kann ich leider nichts Anderes erwarten als den Krieg. Auf wel
Art und Weise er aber geführt werden soll, das kann ich jetzt noch nicht v
aussehen, und noch vielweniger kann ich über den Ausgang etwas Gewiss
sagen, außer daß mein Vertrauen auf den Herrn steht. Unsre Nachba
(nämlich die Berner) müssen durchaus und schleunigst von dieser Lage
Dinge unterrichtet werden, dieweil es dahin gekommen ist, daß entweder v
oder unsre Feinde zu Grunde gehen müssen, wenn nicht ein Wunder geschie
Unser Untergang aber wird nicht vereinzelt bleiben, sondern auch den
Nachbarn zur Folge haben. Fragst du aber, warum man denn nicht sch
längst Boten an die Nachbarn gesandt, so ist die Antwort darauf: wenn
die saumselige Art der Unsrigen betrachte, so kann ich darüber nur seufz
Im Uebrigen versuche ich Alles, so viel an mir liegt, so daß es mir oft v
kommen will, als ob der geringe Erfolg das sicherste Anzeichen sei, a
welchem man schließen könne, daß Gott Etwas vorhabe, das er ganz all

zu thun beschlossen hat. Ihr erwartet mich auf den ersten Mai: vielleicht werdet ihr noch vor dieser Zeit von meinem Heimgang hören. Nur bitte ich euch um Eins: betet mit mir, daß mir die Gnade verliehen werde, im Herrn zu siegen und zu sterben. Welches von diesen beiden ich vorzugsweise hoffen soll, weiß ich nicht. — Gott gebe, daß ich mit Nächstem Gewisseres schreiben kann."

So dachte Beza in den ersten Tagen seines Aufenthalts in der Hugenottenburg. Dunkel und schweigsam lag die Zukunft vor ihm, und Niemand konnte ahnen, was sie bringen würde. Aber mehr als dieses erfüllte ihn der Mangel an Energie und an richtiger Beurtheilung der vorliegenden Verhältnisse, den er im Rathe der Hugenottenhäupter sah, mit banger Besorgniß. Daß er sich aber dem Kampfe und der Gefahr nicht entziehen dürfe, daß er vielmehr diesen Kampf als ein ihm von dem Herrn zugewiesenes Arbeitsfeld anzusehen habe, das stand ihm unzweifelhaft fest.

In Paris, wohin das Triumvirat den König und die Königin geschleppt hatte, war inzwischen das Werk der Ausrottung des Protestantismus begonnen worden. Die Predigtstätten Pepincourt und Jerusalem waren verwüstet und zerstört, die reichen und angesehenen Hugenottenfamilien waren der plünderungssüchtigen Wuth des Pöbels preisgegeben, die Prediger hatten mit genauer Noth ihr Leben gerettet und waren nach Orleans geflohen, und das Triumvirat hatte (11. April) den König öffentlich erklären lassen: man habe nie daran gedacht, das Januaredict zu verletzen, sondern es sollten aller Orten die Versammlungen gestattet und geschützt sein, nur nicht in Paris und in dem Weichbilde der Stadt, wo alle und jede religiöse Versammlungen der Hugenotten ein- für allemal untersagt sein sollten. Zugleich wurde die Anwerbung von Söldnern in der Schweiz und in Deutschland angeordnet, indem man hier wie aller Orten den Kampf, zu welchen man sich rüstete, als ein Kampf für die Auctorität des Königs und zur Bewältigung der Rebellen proclamirte.

Jetzt endlich dachte man auch in Orleans daran, mit größerer Rührigkeit, als es bisher geschehen war, die eigne Schanze zu wahren und dem Feinde die Stirn zu bieten. An alle größeren Gemeinden sandte Condé (8. April) zuverlässige Edelleute mit der Mahnung, ihn und die Seinen sofort entweder mit Mannschaft oder mit Geld zu unterstützen; in einem am folgenden Tage an das Parlament zu Paris abgeschickten Manifest legte Condé den Zweck seines Vorgehens gegen das Triumvirat und die Gerechtigkeit seiner Sache dar; und am 11. April traten sämmtliche Häupter und Edelleute der Hugenotten zu Orleans, nachdem sie die Predigt gehört und das heilige Abendmahl genossen hatten, zusammen, um vor dem Angesichte Gottes unter sich einen Bund aufzurichten, dem sich jeder von ihnen mit Gut und Blut, mit Leib und Leben hingeben wollte. Es war eine ernste feierliche Stunde, in welcher die frommen Männer einander die Hände reichten und

ein Gelübde ablegten, worin sie schwuren: Der Bund, zu dem sie sich
einigt, habe den Zweck, das Königreich, den König und die Königin-Mu
wieder zu ihrer Freiheit und Unabhängigkeit und die königlichen Edict
ihrer Geltung zu bringen, und sollte bestehen, bis der König volljährig
werde, damit dann die Bundesglieder demselben von ihrem Thun Rech
schaft ablegen könnten. „Und damit jedermann vernehme," so heißt es
zweiten Artikel, „daß wir mit gutem Gewissen und in der Furcht Got
den wir zum Beschützer unseres Bundes nehmen, das Gegenwärtige un
nehmen, so erklären und schwören wir, nichts unter uns zu dulden, das
Geboten Gottes oder des Königs zuwiderlaufe, als Götzendienerei
Aberglaube, Gotteslästerung mit Schwören und Fluchen, Hurerei, Gew
that, Rauben und Plündern, Bilderstürmen und Kirchenreinigung
obrigkeitliche Auctorität und Anderes dergleichen, das von Gott oder d
das Januaredict verboten ist. — Um daher im Gehorsam des göttli
Worts geleitet zu werden, wollen wir bei unseren Kriegshaufen tüchtige
treue Prediger und Diener Gottes haben, die uns Gottes Willen verk
digen, und denen wir, wie es sich gebührt, Gehör geben und folgen woll
Als Haupt des Bundes ward der Prinz Condé anerkannt, und alle Rä
des Königs, welche nicht gegen ihre Pflicht die Waffen trügen, sollten
Angehörige dieses Bundes angesehen werden.

Beglaubigte Abschriften der Bundesacte wurden nun sofort in
Schweiz und über den Rhein an alle mit Frankreich in Verkehr stehen
Fürsten und Obrigkeiten geschickt, bei denen man außerdem gegen von fei
licher Seite ausgesprengte Lügen und Anschwärzung der Hugenotten du
klare Darlegung des wirklichen Sachverhalts energisch protestirte*).

*) Von den hierauf bezüglichen Berichten, welche Beza abfaßte, ist uns ei
nämlich der nach Bern und Zürich geschickte, erhalten. Derselbe schl
mit folgender Auseinandersetzung:

„— Die Feinde hatten nichts Eiligeres zu thun, als mit Niedertret
der königlichen Edicte die Kirche von Paris zu verjagen, wo jetzt kein
vergeht, ohne daß der wüthende Pöbel irgend eine Grausamkeit veri
zumal da ihm der ruchlose Connetable das Beispiel giebt. Die and
Verschworenen führen den König und die Mutter manchmal aus und zei
sie, um zu beweisen, daß sie nicht gefangen seien. Die beiden jun
Fürsten sind so unglücklich, daß sie ihr Elend sogar noch verbergen mü
und gezwungen werden, die Proscriptionsmaßregeln gegen die Unsr
zu unterschreiben. — Weil wir nun überdieß erfahren haben, daß Bo
zu euch abgegangen sind, welche die grundlosesten Lügen ausstreuen
Kriegsvolk gegen uns werben, so wollen wir hierin bei unsrer gerech
Sache stehen und thun, was unsre Pflicht ist. Wir beschwören euch da
im Namen Gottes, daß ihr uns, an deren Aufrichtigkeit zu zweifeln
keinen Grund habt, mehr Glauben schenken mögt als den Verleumdun
unserer Gegner.

„Die Unterschrift des Königs und der Königin oder ihr Siegel

Indessen sollten die Hugenotten bald auch erfahren, in welchem Sinne das Triumvirat das Januaredict außerhalb der Stadt Paris zu vollziehen gedachte. Sonntags den 12. April fiel nämlich die guisische Rotte über die Evangelischen zu Sens her, machte das neue Versammlungshaus daselbst dem Erdboten gleich, plünderte gegen hundert Häuser angesehener und reicher Hugenotten, schlug wenigstens eben so viele derselben todt und schleppte die theilweise noch halblebenden Leiber der Niedergemetzelten in die Gayonne. Auch am folgende Tage dauerte das Morden fort. Unter den Schwibbogen der Brücken zu Paris sah man die Leichen durchschwimmen.

Die Schreckenskunde von diesem neuen Blutbade war für die Hugenotten eine ernste Mahnung zu raschem energischem Handeln, während das hugenottische Volk zu Orleans in seinem Grimm über die verschlossenen katholischen Kirchen herfiel, sie mit Gewalt öffneten und aller Bilder und Zierraten beraubten. In anderen Städten, deren sich die Hugenotten bemächtigt hatten, geschah Aehnliches.

Daß jetzt rasch und energisch vorgegangen werden mußte, sahen in Orleans Alle ein. Aber noch fehlte die nöthige Unterstützung an Fußvolk, welche von einzelnen Städten zugesagt war, und vor Allem fehlte es an — Geld. Nothwendig mußte man an die Opferwilligkeit der reichen Gemeinden an der Loire, die sich bisher an der gemeinsamen Erhebung wenig betheiligt hatten, Berufung einlegen. Aber wer sollte die Botschaft Condé's ihnen überbringen und von wem konnte man sich einer recht energischen und weisen Einwirkung auf die Städte versichert halten? Denn das Land zu beiden Seiten der Loire wurde fortwährend von einzelnen guisischen Schwärmen durchstreift, und wenn man daher auch wußte, daß zur Ausführung eines solchen Auftrags niemand geeigneter war als Beza, so wurde doch zu viel gewagt, wenn man ihn, der durch keinen Andern ersetzt werden konnte, den Gefahren einer Reise in das Land hinein preisgab. Allein, wenn man einmal die hugenottischen Städte ansprechen wollte, so mußte das doch jedenfalls durch den tüchtigsten und angesehnsten Redner geschehen, den man hatte, und da sich Beza selbst hierzu bereit erklärte, so wurde derselbe von Condé bevollmächtigt.

Ueberall, wohin Beza kam, stellte derselbe den Gemeindevorstehern vor, wie thöricht es sei, wenn jede hugenottische Stadt sich vereinzelt zu ver-

euch nicht irre machen. Denn was werden die Gegner nicht Alles von dem gefangenen Knaben und der schwankenden Frau, seiner Mutter, herauszupressen wissen!

„Aber der alte Gott lebt noch und wird der Rächer unsrer Unschuld sein. Was wir an euch begehren, werdet ihr von Demjenigen, den wir eben deßwegen an euch absenden, zur Genüge erfahren. Ist irgendwie christliches Erbarmen bei euch, so helft und steht der zahllosen Menge der Brüder auf jede euch mögliche Weise bei und verhindert, daß nicht nach unserem Untergange den schrecklichen Bluthunden eine breite Straße des Verderbens bis zu euch hin eröffnet werde."

theidigen suche. Nur die Vereinigung aller Kräfte könnte helfen, wesh
sie nothwendig ihre Mannschaft und ihr Geld nach Orleans senden müßt
weil nur von hier aus durch eine gemeinsame Kriegführung unter Ein
Haupte die Freiheit des Glaubens erkämpft werden könnte.

Nur mit genauer Noth gelang es Beza, den während seiner Reise v
dem König von Navarra gegen ihn ausgesandten Häschern zu entgehen u
nach Orleans glücklich zurückzukommen. Aber mehr als dieses bekümme
ihn der auffallende Mangel an Opferwilligkeit, den er fast überall wahrnah
Nur in Tours fand Beza für seine Werbung geneigteres Gehör. Im hö
sten Grade verstimmt, traf daher Beza in Orleans wieder ein, wo indes
die Wahrnehmung des starken Zuzugs, der inzwischen von allen Seiten
eingetroffen war, und der Begeisterung und Rührigkeit, die sich überall ku
gab, seinen Muth wieder hob. In diesem gemischten Gefühle schrieb da
Beza unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Orleans an Calvin: „Bis j
geht Alles ganz gut. Wir haben eine zahlreiche und tüchtige Reiterei b
sammen. Mit dem Fußvolk geht es langsamer, weil es aus weiter Fe
kommt. Aber sobald ein gehöriger Theil angekommen sein wird, werden w
unverzüglich den Feind angreifen. Nichts macht uns mehr Sorge, als
Zähigkeit der Gemeinden, um mich nicht härter auszudrücken. Ich ha
einen Ausflug bis nach Angers gemacht, mit Lebensgefahr, und habe g
wenig oder vielmehr gar nichts ausgerichtet. — Aber in dem Bilder- u
Altarzerstören haben sie einen unglaublichen Eifer, dem wir leider selbst h
auf keine Weise steuern konnten. Kurz es ist Alles das Unterste zu oberst
kehrt, so daß mich bei diesem Anblick Betäubung und Staunen zugleich
greift. Denn in hundert Jahren würden die Feinde, wenn sie auch Sie
wären, das nicht wieder herstellen können, was nur in Zeit von etwa zw
Stunden zerstört worden ist. — Unsre „„Bewußte““ (Königin-Mutter)
grade wie eine Gefangene, und nach ihrer bekannten Art sind alle ihre A
worten voll Zweideutigkeit und Aengstlichkeit. Wir aber schlummern nic
obgleich mich das ewige Aufschielen und Zuwarten über die Maßen qu
und ängstlich macht; aber ich sehe kein Mittel, wodurch ich ihm zeitig gen
abhelfen könnte, es sei denn, daß jene ebenso stumpfsinnigen als hitzig
Leute (nämlich die Gemeinden, welche Beza besucht hatte) ihre ganze G
sinnung gründlich ändern. Passy (der ehemalige Bischof Spifame, He
von Passy) und ich, kurz wir Alle arbeiten und thun mit Gottes Hül
unser Möglichstes. Gott gebe nur, daß alle diese Mühseligkeiten und A
strengungen diejenigen Früchte bringen, welche wir wünschen und zu hoff
berechtigt sind. Lebe wohl sammt allen Freunden und Brüdern. Der He
sei mit dir, mein theurer Vater in Christo und gebe mich sobald als mögli
nach glücklichem und siegreichem Abschlusse unsrer Angelegenheiten dir, da
heißt, mir selbst wieder zurück.“

Uebrigens war Beza in Orleans kaum wieder zu Athem gekommen, a

er sich sofort in eine neue, seine ganze Arbeitskraft in Anspruch nehmende Thätigkeit hineingestellt sah. Während seiner Abwesenheit war nämlich die dritte Nationalsynode der reformirten Kirche Frankreichs, trotz der Kriegsnoth fast von allen zu ihr gehörenden Gemeinden beschickt und trotz der Unruhe, die das Waffenleben mit sich bringen mußte, in Orleans zusammengetreten. Ihr Moderator — mit welchem Titel man die Präsidenten der vénérable compagnie zu Genf und der französischen Synoden bezeichnete, weil man jeden hierarchisch klingenden Amtstitel mit ängstlicher Scheu zu vermeiden suchte, — war der achtundzwanzigjährige Pariser Prediger, Anton de la Roche, Herr von Chandieu, unter dessen Vorsitz die Synode — eine unter Lebensgefahr am Waffenplatze der Glaubensbrüder zusammengekommene Schaar geistlicher Streiter — eröffnet war. Die weltlichen Herren, die damals in Orleans weilten, Prinz Condé, dessen Schwager La Rochefoucauld, der Admiral, dessen Bruder D'Andelot und andere nahmen an den Sitzungen der Synode regelmäßig Theil, — „um der Versammlung einen officiellen Charakter und größere Auctorität zu geben“ und „um die christlichen Erörterungen und heilsamen Beschlüsse anzuhören, welche vorkommen würden.“ Denn die, welche *mit* dem Worte und die, welche *für* das Wort stritten, waren ja in der That und Wahrheit damals Genossen Eines Kampfes, wie es anderswo kaum jemals in der Kirche vorgekommen ist.

Ein Beschluß, den die Synode in Betreff der Bedingungen stellte, unter denen evangelisch gesinnte Bischöfe in die Kirche aufgenommen werden könnten, zeugt von dem geistlichen Rittersinn, der die Versammlung beseelte. Mit völliger Nichtachtung aller äußeren Vortheile, welche der Anschluß der Bischöfe an die Reformation grade damals gewähren konnte, wurde nämlich von der Synode erklärt: Prälaten und Ordensleute könnten nur dann in den Dienst der Kirche aufgenommen werden, wenn sie auf ihre Pfründen und auf alle aus der römischen Kirche herrührenden Einkünfte verzichtet, wegen ihres bisherigen Lebens öffentlich ihre Reue bezeugt, längere Zeit hindurch einen wirklich christlichen Wandel bethätigt und die zum Dienste der Kirche erforderliche ordentliche Vocation durch Erwählung erhalten hätten. Außerdem wurden verschiedene andere Anordnungen vereinbart, welche durchweg die Aufrechthaltung der größten Strenge im inneren und äußeren Leben der Kirche zum Zwecke hatten. So wurde z. B. beschlossen, daß allen evangelischen Schriftstellern, Buchdruckern und Buchführern auf das Strengste untersagt werden sollte, irgend eine Schrift religiösen Inhaltes zu veröffentlichen, welche nicht die Censur eines Consistoriums passirt hätte. Daher wurde auch ein Versuch, den ein in Genf ansässig gewordener Pariser Gelehrter, *Johann Morely*, damals machte, den Rigorismus der Calvinischen Kirchendisciplin zu brechen, mit unerbittlicher Strenge als ein die Kirche antastendes, frevelhaftes Attentat von der Synode gerichtet. Morely

hatte nämlich im Frühling dieses Jahres zu Lyon ein Buch „Von der ch
lichen Kirchenordnung und Polizei“ mit einer an den milden Peter V
(damals zu Montpellier) gerichteten Dedication drucken lassen, worin e
freilich ganz ruhiger Sprache eine Aenderung der Kirchenverfassung
democratischen Prinzipien beantragte; und um seiner Exposition Anerkenn
zu verschaffen, war er selbst nach Orleans gekommen, wo damals das
im Druck vollendete Buch zum ersten Male auftauchte. Beza selbst war
ihm wohl bekannten Verfasser auf dem Estapeplatz zu Orleans begegnet,
dieser eben in die Stadt eingeritten war, hatte ihn herzlich willkommen
heißen, und war ganz damit zufrieden, daß dieser, wie er sagte, der Syn
einiges zur Erbauung der Kirche Dienliche vortragen wollte. Aber bald
fuhr Beza, was der Genfer Bekannte eigentlich im Schilde führte. Er
das Buch und begriff sofort, daß Morely nichts Anderes vorhatte, als
selbe in der Zeit, wo die festeste Einigung aller Glieder der Kirche,
strengste Aufrechthaltung der bestehenden Ordnungen und die gänzliche
seitstellung aller Streitfragen eine Lebensbedingung der Kirche war, als
Brandfackel in den mit so vieler Mühe zu Stande gebrachten Bau der
meinden zu werfen. Das Alles hielt Beza in beredter Sprache der Syn
vor und bewirkte es daher, daß dieselbe decretirte: Morely's Buch sei
eine der Kirche schädliche Schrift zu verwerfen, der Verfasser habe ferne
über den von ihm in so anstößiger Weise zur Sprache gebrachten Gegenst
zu schweigen, und da vielleicht Manche durch das Buch schon bethört
könnten, so sollte dieses Urtheil Sonntags von allen Kanzeln herab den
meinden, jedoch ohne daß Morely's Name genannt würde*), bekannt
macht werden. Außerdem wurde es Morely anheimgegeben, sich über
Gründe dieses Verdammungsurtheils von Beza Belehrung geben zu la
Indessen wartete Beza auf dessen Besuch vergebens, da Morely sich als
von Orleans entfernte und sich nach Tours und an andere Orte begab,
er die Gemüther in der gehässigsten Weise gegen Beza aufzureizen versu
Dieser hatte daher über Morely's leidige Opposition gegen den Calvinis
der Kirchenverfassung noch vielen Verdruß. In Orleans selbst mußte er
mehrfach wegen seines Einflusses auf das Urtheil, welches die Synode
das Buch gefällt hatte, zur Rede stellen lassen, wobei es ihm freilich im
gelang, die gegen ihn geäußerten Bedenklichkeiten vollständig zu beseiti
so daß in Orleans keine Verstimmung hierüber verblieb. Aber nach G
zurückgekehrt, veranlaßte Morely eine Aufregung in der Kirche, daß sich
Nationalsynoden mit ihm vorzugsweise beschäftigen mußten. Indessen
hauptete der Geist des Calvinismus sein Recht: Morely's Buch ward
Genf von Henkers Hand öffentlich verbrannt.

*) Morely hatte sich auf dem Titel seines Buches nicht genannt; nur
Ueberschrift der Dedication enthielt seinen Namen.

Auch mit einem früheren Gegner, dem ehemaligen Pariser Carmeliter Hieronymus Bolsec kam Beza bei Gelegenheit der Synode zu Orleans zusammen. Bolsec erschien damals als reuiger Sünder, der das von ihm der Kirche gegebene Aergerniß mit aufrichtigem Herzen beklage und Trost suche. Beza freute sich herzlich, als er zu sehen glaubte, daß Bolsec wirklich anderes Sinnes geworden war, und suchte ihn zu beruhigen und zu trösten Aber zwanzig Jahre später lohnte ihm Bolsec mit einer durch und durch lügenhaften Schmähschrift, welche dieser gegen ihn veröffentlichte*).

Uebrigens wußte die Synode recht gut, daß Morely mit den von ihm bevorworteten Meinungen und Wünschen in der Kirche nicht allein dastand, weshalb man es für rathsam erachtete, durch Beza eine „Ermahnung an die durch das Königreich Frankreich zerstreuten Gläubigen, sich zu hüten vor Denjenigen, die sich ohne gesetzliche Berufung in den Dienst des Evangeliums eindrängen" ausarbeiten und verbreiten zu lassen, worin der Gehorsam gegen die nach dem Worte Gottes hergestellte Ordnung der Kirche als die erste Pflicht, die dem Gläubigen obliege, und die Geringschätzung der kirchlichen Berufung zum Predigtamt als der ärgste Frevel, der an der Kirche begangen werden könnte, in ebenso lebendiger als ernster Sprache hingestellt ward.

§ 19.

Reformirte Mannszucht im Hugenottenheer zu Orleans. — Beza's Manifest in Condé's Namen, seine Mission nach Deutschland und Rückkehr nach Genf.

Im Allgemeinen war damals die Lage der Hugenotten eine ganz günstige und hoffnungsreiche zu nennen. Eine Anzahl der größten Städte des Reiches, Lyon, Rouen, Bordeaux, alle Städte an der Loire (nur Angers ausgenommen), fast alle Städte in dem unteren Languedoc, in der Provence und im Delphinat waren fast zu gleicher Zeit ohne Schwertstreich in die Gewalt der Hugenotten gekommen. Auch aus den Kreisen des Adels gewann die Partei derselben mehr und mehr Zuwachs und es schien fast, als werde das Triumvirat, ohne daß man zum Kampfe gegen dasselbe vorzuschreiten brauche, allmählich durch gänzliche Isolirung im Reiche unschädlich und machtlos gemacht werden. Die Gemeinde zu Lyon erließ daher (3. Mai) in frohester Siegeshoffnung bereits eine Zuschrift an den König, worin sie ihn wegen des Sieges, den unter seiner Regierung das Evangelium in Frankreich davontrage, beglückwünschte und ihn einlud, in ihre Stadt zu kommen,

*) Es war dieses die Histoire de la vie, moeurs, doctrine et deportements de Theodore de Bèze, archiministre a Genève etc., welche Bolsec im Jahre 1582 zu Lyon erscheinen ließ, und welche den Papisten so willkommen war, daß Pantaleon Thevenin us sie im Jahre 1592 zu Ingolstadt in lateinischer Uebersetzung herausgab.

wo er Zeuge der treuen Hingebung gegen ihn, von der alle Evangelischen beseelt wären, sein sollte.

Mehr aber als alle diese glücklichen Erfolge, welche der Protestantismus errungen hatte, konnte die denselben vor Allem in dem großen Heerlager zu Orleans erfüllende sittliche Kraft als eine Bürgschaft für seinen endlichen Sieg über die Gegner angesehen werden. In Orleans bildete sich damals ein Heer, dessen einzelne Bestandtheile aus allen Theilen und allen Ständen des Königreichs zusammengekommen waren, ein Heer, in welchem Niemand um des Soldes, sondern wo Alle um des Glaubens willen freiwillig dienten. Da hätte es sonst wohl nur der eiserne Wille militärischen Despotismus vermocht, die so verschiedenartigen Elemente zu einem brauchbaren Ganzen zusammenzufügen und in den Schranken der Zucht und Ordnung zu erhalten. Aber mehr als der militärische Despotismus vermochte hier der Geist, der jedem einzelnen Kriegsmann zu einem gehorsamen Waffenträger Gottes gemacht hatte und der in dem ganzen Kriegsheer zu Orleans eine wahrhaft christliche Waffenbrüderschaft erkennen ließ. Ein Augenzeuge des damaligen Kriegslebens zu Orleans, der als ruhiger und zuverlässiger Berichterstatter bekannte La Noue theilt uns noch nach zwanzig Jahren in seinem niederländischen Gefängniß hierüber Folgendes mit*):

*) Vergl. hiermit auch den Bericht eines entschiednen Gegners der Hugenotten (Varillos, hist. de Charles IX.), Tom. I. p. 162 ff.: „Da die Prediger dieser Partei ihre Ehre darein setzten, die Kirche wieder in die Reinheit zurückzuführen, in der man sie zur Zeit der Apostel gesehen hatte, so hielten sie die Soldaten in einer beispiellosen Maßhaltigkeit (modestie) und in einer Strenge der Zucht, deren man die Franzosen nie für fähig gehalten hätte. Jede Compagnie hatte ihren Prediger, der keine von den unter Katholiken so gewöhnlichen Ausschweifungen und Gotteslästerungen duldete; und grade an diesem Kennzeichen unterschied man die beiden Lager von einander. In dem Lager der Calvinisten betete man regelmäßig zu Gott; die Bestrafung folgte den Vergehen auf dem Fuße und stand in richtigem Verhältniß zu ihnen. Müßiggang und Ueppigkeit waren gleich verbannt; und wenn das Ansehen des Marschall Brissac groß genug war, um in seiner Armee zu bewirken, daß alle Streitigkeiten gütlich beigelegt wurden, so ging das der Prediger insofern, als sie das Geheimniß, ihnen zuvorzukommen aufgefunden hatten, noch über dasselbe hinaus. Nur Psalmen wurden bei den Calvinisten gesungen; Spiele waren unter ihnen weder zum Zeitvertreibe, noch des Gewinnes wegen üblich. Man brachte nur grobe und durchaus nothwendige Nahrungsmittel zum Verkauf, und wenn die Marketender andere brachten, so wurden sie streng bestraft. Freudenmädchen konnten dort keine Stätte finden, und sobald man deren traf, so nöthigte man Die, welche dieselben unterhielten, sie zu heirathen. Die Kaufleute und Bauern verkauften ihre Waaren in voller Sicherheit, und die Soldaten entfernten sich nie von ihren Fahnen, um zu marandiren. Während des ersten Krieges wurde das Calvinische Heer nur durch Ein öffentliches Verbrechen besudelt."

„Was den mächtigsten Einfluß ausübte und Alles in den Schranken der Zucht und Ordnung hielt, das waren zuerst die beständigen eindringlichen Ermahnungen in den Predigten, bei denen die gesammten Haufen in den Waffen sich täglich einfanden und wo Jedermann eingeschärft wurde, dieselben nicht zur Unterdrückung des armen Volkes zu mißbrauchen; sodann der tiefe religiöse Ernst und Glaubenseifer, von dem die Meisten beseelt waren und getrieben wurden und der sich damals in seiner ganzen Kraft so sehr offenbarte, daß Jeder ohne äußeren Zwang sich freiwillig zügelte, um nicht zu Dingen hingerissen zu werden, welche sonst sehr oft auch durch die gräßlichsten Strafen nicht verhindert werden können.

„Vor Allem zeigte sich in diesen ersten Zeiten der Adel seines Namens wahrhaft würdig. Denn auf seinen Zügen über Feld, wo die Ungebundenheit ohne allen Vergleich größer zu sein pflegt als in den Städten, plünderte er weder noch schlug er seine Wirthe und war mit Wenigem sehr zufrieden. Die Hauptleute und die meisten dieser Herren, welche von Hause etwas mitgebracht hatten, bezahlten ordentlich, was man ihnen gab. Man sah Niemanden aus den Häusern fliehen und hörte weder Jammergeschrei noch Klagen. Kurz es herrschte mitten in der großen Bewegung und in den Kriegsgetümmel eine vortreffliche Ordnung. Kam ein Vergehen oder ein Verbrechen in einem Haufen vor, so stieß man den Uebelthäter auf oder man überließ ihn der Gerechtigkeit. Der Abscheu vor jeglicher Schlechtigkeit und Unthat war so groß und allgemein, so groß der Eifer für das Gute, daß die besten Gesellen es nicht wagten, auch nur den Mund zu öffnen, um einen Uebelthäter zu entschuldigen.

„In dem Lager zu Vaussudun bei Orleans, wo Condé beinahe vierzehn Tage verweilte, zeigte auch das Fußvolk, daß es von demselben Geiste beseelt war. Vier oder fünf Dinge, die mir vor Allem auffielen und mir im Gedächtniß geblieben sind, verdienen ganz besonders erwähnt zu werden: Fürs Erste, daß unter diesem großen Heereshaufen kein Fluchen und Schwören noch sonst ein Mißbrauch des göttlichen Namens zu hören war. Denn wenn irgend Einem mehr aus früherer Gewohnheit denn aus Bosheit etwas dergleichen entfuhr, so fielen die Andern mit rechtem Ernst zürnend über ihn her und das hielt Viele im Zaum. Für's Zweite hätte Niemand in allen Lagerquartieren auch nur ein paar Würfel oder ein Kartenspiel finden können, welche die Ursache von so unzähligen, oft blutigen Händeln und schmählichen Betrügereien sind. Zum Dritten waren die Weiber, welche sich an solchen Orten gewöhnlich nur der Lüderlichkeit wegen aufhalten, aus allen Standquartieren verbannt. Zum Vierten sah man keinen sein Fähnlein verlassen, um auf Beute auszugehen, sondern Alle begnügten sich mit dem geringen Solde, welchen sie empfangen hatten, oder mit den Lebensmitteln, welche unter sie vertheilt worden waren. Morgens und Abends endlich, beim Aufstellen und Ablösen der Wachen wohnten alle Haufen dem öffentlichen Ge-

bete bei und erscholl der Gesang der Psalmen weithin in den Lüften. Und bei diesen heiligen Handlungen nahm man eine aufrichtige Frömmigkeit und Andacht selbst bei denen wahr, welche sich sonst im Kriege wenig damit abzugeben pflegen. Obgleich die Gerechtigkeit unerbittlich streng gehandhabt wurde, so empfanden doch nur Wenige ihren strafenden Arm, weil in der That wenig Frevel zum Vorschein kam. Gar Mancher war mit vollem Rechte über den Anblick eines solchen Geistes der Ordnung erstaunt."

Allerdings gab es eine Ausschreitung gewisser Art, welche die Führer der Hugenottenpartei bei dem besten Willen nicht immer zu verhindern vermochten, nämlich die Bilderstürmerei, zu der die Hugenotten namentlich in den kleineren Städten immer geneigt waren. Das Gefühl der Entrüstung über die unerhörte Mißhandlung, die ihnen von den Gegnern jahrelang angethan war, machte sich eben in der Wuth, mit der man die Götzen der Gegner überfiel, unwillkürlich Luft. Aber jederzeit boten Condé, der Admiral, Beza, überhaupt Alle, welche an der Spitze der Bewegung standen, alles nur Mögliche auf, um solche Excesse thunlichst zu verhindern. An die edle Königin von Navarra, welche grade mit Beziehung auf die bilderstürmischen Gewaltthätigkeiten der Hugenotten die bittersten Vorwürfe von Seiten der katholisch gesinnten Großen zu hören hatte und welche ihre Bekümmerniß in einem Briefe an Beza, den sie so gern bei sich gehabt hätte, aussprach, richtete derselbe ein Tröstschreiben voll ernster Mahnung und Beruhigung, worin er die fromme Dulderin aufforderte, mit Ergebung in den Willen Gottes den Dingen, die da kommen würden, entgegenzusehen*).

*) Die Königin hatte insbesondere auch darüber ihren Schmerz ausgesprochen, daß Beza den Namen ihres Gemahls aus dem Kirchengebet gestrichen hatte, womit auch ihr Name in dem Gebet von selbst in Wegfall gekommen war. Beza stellte daher der Königin, um sie hierüber zu beruhigen, Folgendes vor:

„Ich kann mir gar wohl denken, daß außer der Betrübniß, welche sämmtliche Kirchen mit Ew. Majestät theilen, diejenige, welche euch persönlich betrifft, so bitter ist, daß man ein Barbar sein müßte, wenn man nicht darüber ein schmerzliches Mitleiden empfinden und auf irgend ein Heilmittel bedacht sein wollte. Um wieviel mehr muß nicht Ew. Majestät von meiner Theilnahme an diesem Kummer überzeugt sein in dem ganzen Maße, wie es schon mein Amt begehrt, und es alle die Verpflichtungen, die mir gegen Ew. Majestät obliegen, mit sich bringen. Aber bei dem Allen muß Gottes Ehre und Seine Verherrlichung als oberste und allgemeine Regel und Richtschnur unsrer Gefühle unangetastet stehn bleiben. Ich will daher Ew. Majestät frei heraussagen, was ich davon denke, und wie sich die Kirchen hier zu Land darin halten.

„So lange der König, euer Gemahl, sich äußerlich anließ, als ob einige Gottesfurcht in ihm wäre, ist er mit euch in dem Gebet genannt worden, in der Hoffnung, daß er sich allmählich bessern würde, wie er dieß so oft versprochen hat. Als man dann sah, daß er mit den Feinden Gottes gemeinschaftliche Sache machte, hat man dessen ungeachtet nicht unterlassen,

Uebrigens war auch Beza voll froher Siegeshoffnung und zweifelte nicht daran, daß, wenn die Gunst der Zeit benutzt würde, der Sieg den Hugenotten zufallen müßte. „Wir sind auf dem Punkte auszuziehen," schrieb er am Schluß seines Briefes an die Königin von Navarra, „und bis jetzt haben

---

ihn dem Gebete der Kirche namentlich zu empfehlen, und zwar um so wärmer, je augenscheinlicher man die drohende Gefahr seines Falles hereinbrechen sah. Dieß dauerte, bis daß er sich zu unserm größten Leidwesen so sehr in Uebermuth verloren, daß er nicht allein der Kirche ein großes Aergerniß gegeben, sondern sich sogar als Haupt und Beschützer Derjenigen erklärt hat, an deren Händen noch das Blut der Kinder Gottes klebt und die von jeher ihre geschworenen Verfolger und verzweifeltsten Feinde waren. Bedenket, allergnädigste Frau, daß diese schmähliche Veränderung nicht ohne großen, Besorgniß erregenden Kummer allenthalben ist vernommen und angesehen worden, und uns zu diesem äußersten Schritt gezwungen hat. Denn was wäre das für eine Ordnung gewesen im Hause des Herrn, wenn man gegen die Feinde Gottes und seiner Kirche gebetet, und doch einen der hauptsächlichsten unter Denjenigen genannt hätte, die unserem Gebete am meisten empfohlen sein sollen. Indessen möchte ich nicht soweit gehen, das Urtheil einer völligen Verwerfung über ihn auszusprechen. Denn mancher stand diesem Spruche schon sehr nahe, und ist doch noch zu Gnaden angenommen worden; und obgleich ich für mein Theil jetzt mehr die Merkmale der Verwerfung als des Heiles und der Gnade an ihm wahrnehme, so will ich mir doch nicht herausnehmen, zu bestimmen, was Gott für die Zukunft darüber beschlossen hat, und bescheide mich lieber das nicht zu wissen, was Gott verborgen hat, als daß ich durch ein allzugewagtes Urtheil mit der Sünde den Sünder verdammte. Ich habe ihn daher nicht in dem Sinne aus dem Gebet gestrichen, als ob ich ihn dadurch für immer aus der Kirche stoßen wollte. Immer noch ist er unter den Prinzen des königlichen Hauses begriffen, die wir aus besonderer Rücksicht unmittelbar nach dem König nennen. Denn sonst hätte Ew. Majestät, gnädigste Frau, ohne allen Vergleich viel gerechtere Ursachen, sich zu beklagen, als er, zumal da es unschicklich schien, euch ohne ihn zu nennen. Ja ich sehe sogar, daß mehrere Andere euch auch nicht erwähnen, um die Sache in Etwas zu verdecken. Und doch bin ich dessen so gewiß, als ich meines Todes gewiß bin, daß Niemand auf Erden lebt, dessen Person und Gedächtniß sämmtlichen Kirchen Gottes so werth und theuer wäre, als das Ew. Majestät. — Ich bitte euch daher, allergnädigste Frau, im Namen Gottes, daß ihr diese Sache nicht so arg finden und euren Kummer dadurch nicht vermehren wollet. Fasset vielmehr Muth und Trost, indem ihr das Alles dem Gott und Herrn befehlet, der allein weiß, was er beschlossen hat. — Haltet an im Gebet; — denn wer weiß? — Gott schenkt ihn uns vielleicht wieder. — Um Gottes und seiner Ehre willen, fasset immer größeren Muth, allergnädigste Frau, um sowohl diese, allerdings große und schwere Anfechtung, als auch alle anderen Prüfungen in der Kraft Dessen zu überwinden, in welchem und durch welchen uns alle Dinge zum Besten gereichen. Was mich betrifft, so bitte ich euch allerunterthänigst, in der Ueberzeugung zu leben, daß ich eher meiner selbst als eurer und der Eurigen vergessen könnte, in dem Amte besonders, das mein Gott mir anvertraut hat ꝛc."

wir mit Ausnahme der Ueberrumpelung von Angers, die durch eigne Schuld stattfand, von nah und ferne, Gott Lob und Dank! nur sehr gute Berichte."

Leider aber glaubten Condé und der Admiral die Mittel einer friedlichen Beilegung der vorhandnen Zerwürfnisse immer noch nicht erschöpft zu haben, weshalb dieselben auch jetzt noch nicht auf dem Wege thatsächlichen und schlagfertigen Vorgehens, sondern durch schriftliche Vorstellungen, durch Nachweisung des guten Rechtes ihrer Sache und durch Proponirung billiger Friedensbedingungen die Gegner zu entwaffnen hofften. Diese aber antworteten durch ein in der Form einer „Bittschrift (Requête) an Ihre Majestäten" aufgestelltes Manifest, welches mit den Worten begann: „Wir, Herzog von Guise, Pair, Großmeister und Oberkammerherr von Frankreich; Herzog von Montmorency, Pair und Connetable von Frankreich; von St. André, Marschall von Frankreich" und welches nichts Anderes, als die den Genannten angeblich von ihrem Gewissen eingegebene Forderung enthielt, daß in Frankreich jede Religion, die sich neben der römisch-katholischen geltend machen wollte, ausgerottet würde. Demgemäß sollten alle Diejenigen, welche in Frankreich ohne des Königs von Navarra Befehl die Waffen ergriffen hätten und dieselben nicht sofort niederlegen würden, als Rebellen behandelt werden. Und diese „Bittschrift" der drei Usurpatoren ward in der Form einer von dem Könige und der Königin-Mutter unterschriebenen Ordonanz als Antwort an Condé nach Orleans geschickt.

Jetzt endlich sah Condé ein, daß keine andre Macht als die der Waffen den Frieden des Reiches herstellen und die Freiheit des evangelischen Glaubens retten könnte. Ohne Weiteres erlaubte er daher jetzt — was er bis dahin beharrlich verweigert hatte —, daß in einigen Kirchen der Stadt gepredigt würde, und zugleich wurde von allen in Orleans versammelten Häuptern der Hugenotten einmüthig beschlossen, durch ein von Beza auszuarbeitendes Manifest, die Heuchelei der Gegner und die Gerechtigkeit der eignen Sache vor aller Welt darzuthun und sodann im Vertrauen auf den Herrn, ihrem Rechte mit Gewalt Geltung zu verschaffen. Die Schrift, welche Beza infolge dessen ausarbeitete, gehört zu den Meisterwerken desselben und ist vor Allem geeignet, den Blick in den damaligen Stand der Dinge zu öffnen und über die eigentlichen Ursachen des nun beginnenden Bürgerkriegs Aufschluß zu geben.

Condé erklärt in diesem von Beza ausgearbeiteten Manifest Folgendes: Obgleich er bereits in vielen öffentlichen Schriften und auf anderem Wege die Ursachen dargelegt, die ihn bewogen hätten, zu den Waffen zu greifen, und in denen er zugleich die Bedingungen angegeben, unter welchen er bereit sei, die Waffen wieder niederzulegen, so habe er doch hierfür von Denen, welche sich des Königs bemächtigt, nichts anderes als Vorwürfe und Drohungen erhalten. Ja seit seiner Ankunft in Orleans hätten sie, ehe sie noch gewußt, was er ihnen zu sagen habe, Briefe und Befehle in so schmachvollen Aus-

drücken an ihn geschickt, als wenn sie es mit Landstreichern und Straßenräubern zu thun hätten. Da sie nun gesehen, daß er sich weder durch ihren Schimpf noch durch ihren Zorn, noch durch ihre Hinterlist von der Bahn des Rechts abwendig machen ließ, so hätten sie ihren Majestäten eine Schrift überreicht, welche sie in aller Demuth und Unterwürfigkeit eine Bittschrift nannten, die aber doch auf den ersten Blick sich nicht als eine Bittschrift, sondern als ein Verdammungsurtheil darstelle. Denn dieselbe sei ein förmlicher Beschluß, den die drei „Bittsteller", der Herzog von Guise, der Connetable und der Marschall von St. André sammt dem päpstlichen Nuntius und dem Gesandten der „Fremden" (nämlich des Königs von Spanien) gefaßt hätten. Wer sie seit sechs Monaten beobachtet habe, werde in Wahrheit bezeugen können, daß dieser Beschluß jenen „Bittstellern" nicht von ihren Glauben und ihrem Religionseifer, sondern von ihrer Arglist und ihrem Ehrgeiz eingegeben sei; daß sie sich vom Hofe entfernt nicht um irgend einer Unbilde willen, sondern weil ihnen von jeher die Nähe eines Prinzen vom königlichen Hause bei dem König widerwärtig und weil ihnen das Bestreben der Königin, von der sie für ihren Ehr- und Geldgeiz nichts erreichen konnten, unerträglich gewesen wäre. Da hätte sie der gemeinschaftliche Haß zur Wiedererlangung ihrer Gewalt miteinander verbunden, und da sie sich weder auf das Volk noch auf den Adel stützen gekonnt, weil sie von beiden erkannt worden wären, so hätten sie die Religion zum Stützpunkt ihrer Sache genommen, in der Hoffnung, daß Prälaten und Priester mit ihrem Anhange ihnen Geld und Leute stellen würden. Um sich des Sieges zu versichern, hätten sie auch die Fremden angerufen. So hätten sie beschlossen, mit den Waffen in der Hand an den König und die Königin heranzukommen, damit vor ihren Befehlen Alles verstummen müßte; und um dann den so zu erringenden Sieg auch für alle Zukunft zu befestigen, hätten sie eine Liste Derjenigen aufgestellt, die man aus dem Wege räumen, die man verbannen, die man ihrer Aemter entsetzen und die man ihrer Güter berauben wollte. An der Spitze dieser Liste habe der Kanzler mit einigen andern Großen des Reiches gestanden. Die Königin habe man nach Chenonceau schicken wollen, damit sie dort ihren Kohl pflanze. Der Fürst La Roche-sur-Yon sollte als ein weiser und tugendsamer Herr von dem Könige entfernt und seine Stelle sollte einem Andern gegeben werden, damit der junge König ja nichts mehr von Gott und sonst etwas hören würde, das seinen von Natur zum Guten geneigten Geist nähren und stärken könnte. Diese blutgierigen Pläne würden die Herren schon längst vollführt haben, wenn nicht Gott ihm, dem Prinzen Condé, Gnade gegeben hätte, ihnen Widerstand zu leisten. Wundern müßte er sich, daß sie mit so frecher Stirne reden dürften, wie sie es thäten; aber staunen müsse er noch viel mehr über die Königin, welche sie geduldig anhöre, zumal da sie von Anfang an gewarnt worden und Tag für Tag von den Intriguen jener Herren benachrichtigt worden sei. Demungeachtet nehme sie ihre süßen

Worte auf, als wenn sie nie etwas von ihren Absichten erfahren hätte. Das zeige doch wohl, daß sie in der That eine Gefangene, ja mehr noch als eine Gefangene sei. Aber sicherlich würde sie die „Bittschrift" mit gerechtem Unwillen zurückgewiesen und den Urhebern derselben gezeigt haben, daß sie mit ihrer Habgier und ihrem Ehrgeiz das ganze Königreich zu Grunde richteten, wenn sie nicht fürchtete, in ihrem Bette erdrosselt zu werden, denn sie habe ihm, dem Prinzen, eideskräftig betheuert, daß man ihr beinahe täglich damit drohe. Da nun die Königin in dieser Gefahr schwebe und auf alle die heuchlerischen Reden nicht zu antworten wage, so sehe er sich gezwungen, für das Ansehen des Königs und der Königin einzutreten, und im Namen beider Majestäten im Namen der Freiheit, deren Vertheidiger einer er zu sein sich rühme, auf das Begehren der Gegner zu antworten.

Der Eingang der „Bittschrift" sei Gleisnerei, weil derselbe (was an einer Reihe von Thatsachen nachgewiesen wird) mit Allem, was sie bisher gegen der Königin Willen und Gebot gethan hätten, im Widerspruch stehe. Als das Januaredict erschienen sei, um Ruhe und Frieden zu bringen, hätten der Connetable und St. André sich bereit erklärt, dasselbe in ihren Stadthalterschaften einzuführen, weil sie gehofft, die Evangelischen würden es, als ihren gerechten Forderungen wenig entsprechend, nicht annehmen; als sie sich aber in ihrer Erwartung getäuscht gesehen, hätten sie sich zur Unterdrückung des evangelischen Glaubens Gewaltthaten aller Art erlaubt und statt des Januaredictes ein neues Edict nach ihren Wohlgefallen gemacht.

Diesen Leuten aber müsse er frei heraus erklären, daß die Prinzen des königlichen Hauses (deren Feinde sie von jeher gewesen) nun und nimmermehr dulden würden, daß Fremde und solche, die nicht zur Regierung berufen wären, in diesem Königreiche Edicte und Ordonanzen gäben. Sie begehrten, daß die römische Kirche, welche sie die katholische und apostolische nennten, allein in Frankreich anerkannt bleibe und herrsche und daß Predigt und Sacramente der reformirten Religion verboten würden. Ein Herzog von Guise, ein Fremder, ein Herr von Montmorency und ein Herr von St. André wollten es sich also herausnehmen eine Ordonanz zu machen gegen das Januaredict, welches von dem Könige der Königin-Mutter, dem König von Navarra, den Prinzen von königlichem Geblüt sammt dem obersten Kronrathe und vierzig der angesehensten Räthe und Präsidenten aller Parlamente Frankreichs bewilligt und feierlich bestätigt worden sei! Ihrer drei machten eine Ordonanz gegen den Gesammtantrag der Generalstaaten von Orleans, des Adels nämlich und des Bürgerstandes, welche auf Gewährung von Kirchen für die reformirte Religion lautete! Ihrer drei machten eine Ordonanz, die nicht vollzogen werden könnte, ohne den Bürgerkrieg zu entzünden und das Königreich einem augenscheinlichen Ruin preiszugeben!

Das Beispiel Schottlands zeige, daß die Guisen sich nicht mit Unwissenheit würden entschuldigen können, wenn durch sie der Bürgerkrieg in

Frankreich, wie in jenem Lande entbrenne, und wenn derselbe erwiedert so auch hier für die Urheber und Werkzeuge des Krieges übel ausfallen, und das möchte für Diejenigen, welche immer die frevelhaften Worte im Munde führten „eine der beiden Religionen müsse aus dem Reiche vertilgt werden," eine Warnung sein. Diejenigen, welche die Alleinherrschaft der römischen Religion mit Waffengewalt erzwingen wollten, setzten dieselbe nur der Gefahr einer zunehmenden Verringerung ihrer Herrschaft aus, weil sie die Religion auf die rohe Gewalt stützten. Um wieviel besser würde es sein, wenn man beide Parteien zur Aufrechthaltung des Friedens nöthigte und nur auf Papier und Pergament stritt, statt Verfolgungen und Mordthaten auszuführen, welche den Rachezorn Gottes vielleicht so erregt hätten, daß vielleicht gerade die Pfaffen und was zu ihnen gehöre, die man doch im ruhigen Genusse ihrer Pfründen hätte belassen wollen, die ersten das Opfer der Volkswuth werden dürften. Der Schutz, unter den sie sich gestellt, könne ihnen nur verderblich werden. Da sie in voller Sicherheit Leibes, Lebens und Amtes waren, worüber hatten sie sich denn zu beklagen. Sie würden sich doch wohl nicht geberden wollen, als hätte sie der Verlust des Seelenheiles der Evangelischen so sehr erbarmt! Denn woher sollte ihnen doch plötzlich eine so zärtliche Hirtensorgfalt beigekommen sein, ihnen, die weder einen Bischof noch einen Pfarrer aufzuweisen hätten, der sich je darum bekümmert. Da nun auf evangelischer Seite her beschlossen worden sei, der Priesterschaft nichts in den Weg zu legen, so sei durchaus nicht einzusehen, was die Gegner bewegen konnte, die Priesterschaft zu nennen und sich mit ihrem und der römischen Kirche Namen zu decken. Denn es sei dies das sicherste Mittel, um den geistlichen Stand bei dem Volke noch verhaßter zu machen, als es ohnehin schon der Fall sei.

Da nach dem Begehren der Bittsteller Eine Partei in Frankreich ausgerottet werden müßte, so habe wohl dem armen Frankreich niemals ein kläglicheres Schicksal bevorgestanden als jetzt. Oder sollte es einen Gewinn, einen Vortheil, einen Ruhm, eine Größe auf Erden geben, die man um einen solchen Preis, mit einem solchen Greuel der Verwüstung erkaufen sollte? Welche Absolutionsbriefe, welche Ablaßzettel, welche Bullen des Papstes würden je das Elend und den Jammer des in diesem Streite vergossenen Blutes wieder gut machen können? Diese drei Bittsteller würden einst dem Könige sagen müssen, daß sie zur Vertheidigung einer Sache, die Niemand angreifen wollte, die Hälfte seines Adels und die besten seiner Unterthanen zu Grunde gerichtet hätten.

Drei Privatleute wollten es sich herausnehmen, ein Gesetz gegen die Gesetze des Reichs zu machen. Aber es sei unerhört, daß die alten Könige irgend einen Unterthanen zu einem andern Bekenntniß als zu demjenigen des apostolischen Symbolums gezwungen hätten. Es sei ein Gesetz, das ihren eignen, aus den Concilien und Vätern genommenen Kirchengesetzen widerspreche, und derjenige Herr, welcher ihnen diese Bittschrift dictirt habe (nämlich der Car-

dinal von Lothringen) und der mit so viel Gelehrsamkeit seine böse Absicht verdeckt habe, sollte doch ein seine Absicht rechtfertigendes Beispiel anführen. Aber das sei ihm unmöglich; er müßte denn die spanische Inquisition anführen wollen, die von allen Nationen so schändlich befunden worden sei, daß keine einzige sie annehmen wollte. Mit Einem Worte, diese Ordonanz sei ganz dieselbe Mausefalle, die man schon zu Orleans kurz vor dem Tode des Königs Franz II. gestellt habe und die alle Unterthanen des Königs vollens hätte zu Grunde richten sollen.

Denn besagte Bittsteller wüßten wohl, daß zehntausend Edelleute und hunderttausend waffenfähige Männer in Frankreich wären, die nicht dulden würden, daß man ihnen die Predigt und die Sacramente des Evangeliums nehme. Ueberdies stehe es während der Minderjährigkeit des Königs Niemandem zu, ihnen zu befehlen, das Land zu räumen; vielmehr würden sie sich mit den Waffen in der Hand gegen Diejenigen vertheidigen, welche die Auctorität des Königs in solcher Weise mißbrauchten.

Würde die große Gemeinde der Evangelischen (was Gott verhüten wollte) unterliegen, so könnte sie nur mit dem Ruin des angreifenden Theiles untergehn, und zwar um so mehr, als dieser schon das Majestätsverbrechen begangen und die Fremden herbeigerufen habe, welchen die Beute dieses Bürgerkrieges zufallen würde. Daher erkläre er, der Prinz, feierlichst für seinen Theil und im Namen vieler Großen des Reiches, im Namen von zehntausend von Adel und deren sämmtlichem Gefolge, welche bereit wären, todt oder lebendig auf dem Platze zu bleiben, daß besagte Ordonanz durch drei Privatpersonen gemacht worden, daß dieselben auf ihre Auctorität hin die von dem König und seinem Rathe ausgegangene Verordnung für nichtig erklärt und zur Ausführung der ihrigen schon im Voraus die Waffen ergriffen und sich der Person des Königs bemächtigt hätten. Er erkläre weiter, daß diese Ordonanz gegen die Gesetze dieses Reichs, gegen das Herkommen der gesammten Christenheit, gegen das Januaredict, gegen den Antrag der Generalstaaten, gegen die Ruhe und Sicherheit aller königlichen Unterthanen, gegen das Gewissen, die Ehre, das Leben einer zahllosen Menge von Biedermännern sei, die man alle durch Tod oder Verbannung unter dem Vorwand und Deckmantel der Religion zu Grunde richten wollte. Wie man so frech sein könnte, solch' eine blutige, gewaltsame Verdammung der Evangelischen im Reiche auszusprechen und doch die Protestanten zur Beschickung des Concils einzuladen, sei nicht einzusehen. Was man gegen die Bilder verübt habe, wäre jederzeit von allen weltlichen und geistlichen Häuptern der Hugenottenpartei gemißbilligt und bestraft worden, komme aber in keinen Vergleich mit den blutigen und himmelschreienden Greueln, welche die Gegner an Personen ausgeübt hätten. Was den Artikel der Bittschrift betreffe, daß nicht blos Diejenigen, welche die Waffen niederzulegen sich weigern würden, sondern auch die, welche sie ergriffen hätten, als Rebellen angesehen werden sollten, so verdiene derselbe eine andere als eine

schriftliche Antwort. In Kurzem werde er mit den Waffen in der Hand zu ihnen kommen und sie dann fragen, ob die Fremden und zwei so geringe Gesellen sich herausnehmen dürften, einen Prinzen von königlichem Geblüt und zwei Drittel des gesammten Adels von Frankreich, für Rebellen und Feinde des Königreichs zu erklären. Das Vorschieben des Königs von Navarra sei nur eine Heuchelei mehr, da sie von jeher die ärgsten Feinde desselben gewesen wären.

Da nun ferner die Gegner drohten, daß noch mehrere andere Artikel gegen die Hugenotten durch das Parlament von Paris zu beregter Ordonanz hinzugefügt werden sollten, so beweise dies auf's Neue, wie wenig sich die Gegner aus der Königin und dem königlichen Rathe machten, von denen man doch als großen und hochbegabten Männern einen richtigen Rath hätte erwarten können. Er zweifle freilich nicht daran, daß in dem Parlament noch viele brav und rechtlich denkende Männer wären, die durch ihre moralische Integrität, Gelehrsamkeit und hoher Einsicht die alte Ehrenfestigkeit und Hoheit dieses Senats zu verbeten vermöchten, aber die drei „Bittsteller" hätten es durch Verkauf und Vergebung von Parlamentsstellen an Günstlinge und durch andere ganz unerhörte Mittel dahin gebracht, daß ihnen eine Anzahl von Parlamentsräthen zu Füßen liege, von denen die Biedermänner sehr oft überstimmt würden.

Die Königin möge daher selbst urtheilen, auf welcher Seite das Recht, die Billigkeit und die wahre Vaterlandsliebe sei; und wenn die Königin, weil sie sich nicht frei wisse, oder aus sonst einem Umstand, sich nicht aussprechen wollte, so möge man unterdessen die von beiden Parteien aufgestellten Friedensbedingungen in die Parlamentsregister eintragen und dem Januaredict seinen Lauf, beide Parteien die Waffen niederlegen und sich zurückziehen lassen, bis der König majorenn geworden sein werde und dann festgestellt werden könnte, auf welcher Seite das Recht sei. Oder wenn die Königin die Sache mit Zuziehung der Stände entscheiden wollte, so sei dieser Weg eben so leicht als sicher, indem jeder, der dieses nicht zugeben oder sich einem solchen Spruche nicht unterwerfen wollte, mit Recht als ein Feind der Ruhe und des Königs angesehn werden könnte.

Es sei aber kaum zu denken, daß es einen Menschen auf der Welt geben sollte, der Diejenigen nicht verdammte, die mit so Geringem ein Feuer auslöschen könnten, das mit allgemeinem Verderben drohe, und es doch nicht gethan hätten. Auch könne man es dem Urtheil Jedes anheimstellen, wer ein Rebell oder Feind des Königs sei, Derjenige, welcher sich erbiete die Waffen niederzulegen und sich ruhig zurückzuziehn, oder Derjenige, welcher lieber wolle Alles zu Grunde gehen lassen, als daß er seine Beute, die Person des Königs, fahren lasse. Weil nun aber ein Bürgerkrieg nur einen verderblichen Ausgang haben, weil man in demselben die Kriegsleute gegen Diejenigen, deren Tyrannei sie gereizt, kaum im Zügel halten könne, so wolle er hiermit vor Gott und vor

den Menschen feierlich erklärt haben, daß er es von Herzen beklage, zum
greifen der Waffen genöthigt worden zu sein, ja daß er gern mit seinem
die traurigen Folgen, mit denen der Krieg drohe, verhindern möchte. „A
so schließt der Prinz, „weil man auf meine billigsten Anträge nicht ei
geachtet, weil meine Gegner auch meine Richter sein wollen, so erkläre ich
mit feierlich, daß meine ganze Absicht dahin geht: den König in die Fr
zurückzuversetzen, in der er vor sechs Monaten war, das Regiment der Kön
Mutter, mit dem Könige von Navarra als deren Beistand zu übergeben
es die Generalstaaten beschlossen haben; den Adel und das Volk vor der
rannei und Unterdrückung Derjenigen zu bewahren, die nicht berufen sind, i
zu befehlen. Ich erkläre ferner, daß ich eher sterben wollte als bei diesem ge
Unternehmen irgend eine habsüchtige oder ehrgeizige Absicht im Sinn
haben, sondern daß ich vielmehr, so wahr mir Gott mit seiner Gnade
helfe, in allem meinem Thun und Lassen nur die Ehre Gottes, den T
des Königs und die Ruhe und Wohlfahrt aller seiner Unterthanen f
will. Gegeben zu Orleans am 19. Mai 1562.

Ludwig von Bourbon

Condé hatte mit dieser von Beza meisterhaft ausgearbeiteten Erklä
die wirkliche Situation und den Boden, auf welchem die Hugenotten
stand, auf das Genaueste bezeichnet. Man wollte nichts Anderes, als die
rechthaltung des Januaredicts und die Unabhängigkeit
gesetzlichen Regierungsauctorität, und durch beides die F
heit und Sicherstellung des evangelischen Bekenntnisses.

Mit diesem Manifest sollte nun die Heerfahrt gegen das Triumvira
gonnen werden. Vorher aber sollte die Gemeinde der Waffenbrüder noch
mal durch gemeinschaftliche Feier des heiligen Abendmahles das Siegel
Bundesgemeinschaft in dem Herrn empfangen. Dieß geschah am nächstfo
den Sonntag, wo sich zum Tische des Herrn eine so zahlreiche Menge ein
daß das Umreichen des Brotes und Kelches in fünf verschiedene Versammlun
deren jede gleichzeitig von mehreren Predigern und Aeltesten bedient ward,
anderthalb Stunden dauerte.

Aber wieder vergingen Monde, ohne daß es zu einem energischen
gehen von Seiten der Hugenotten kam. Denn Condé traute den trügeri
Vorspiegelungen Navarra's und der Königin, welche ihn versicherten, da
Guisen im Rückzuge begriffen wären und die Waffen niederlegen wü
wenn er sie nicht nöthige, dieselben zu ihrer Vertheidigung zu gebrauchen.
verstrich eine lange Zeit, welche das Triumvirat trefflich zur Verstärkung
Heeresmacht durch spanischen und eidgenössischen Zuzug benutzte, wäh
Condé durch sein fortwährendes Zuwarten sich einerseits in die bedenkl
Geldbedrängniß brachte und andrerseits die Evangelischen in Paris u
anderen Städten der blut- und beutegierigen Wuth des aufgehetzten, fanati

Pöbels Preis gab. Erst als Condé im Gespräche mit der Königin selbst die hinterlistigen Intriguen erkannte, deren bewußtloses Werkzeug er war, geschah, was längst hätte geschehen sollen.

Am zweiten Juli Abends brach das Heer der Hugenotten auf, dreitausend Mann zu Pferd und zehntausend zu Fuß. Aber schon die ersten Tage des Feldzuges ließen ein böses Ende desselben ahnen. Von falschen Führern irre geleitet, mußte sich Condé damit begnügen, Beaugency zu erstürmen und sodann, als die Nachricht von der Einnahme von Blois und von der zunehmenden Verstärkung der feindlichen Streitkräfte ankam, die ganze Truppenmacht nach Orleans zurückzuführen. Schon dieses war wenig dazu geeignet, die Kriegsfreudigkeit der hugenottischen Heerschaar aufrecht zu halten oder gar zu heben; schlimmer aber noch war es, daß seit der Erstürmung und Plünderung Beaugency's die Calvinische Disciplin und Ordnung im Heere sich zu lockern und der frühere Geist desselben zu ersterben begann. Auch zeigte sich allmählich in den Reihen des Adels ein (freilich wohl zu erklärender) Unmuth über die ganze Taktik Condé's, welcher Viele veranlaßte, mit oder ohne Urlaub sich zu entfernen und lieber wenigstens die eignen Burgen zu schirmen, als sich in unnützer Weise dem Prinzen zur Verfügung zu stellen. Selbst Bedenklichkeiten wegen der Rechtmäßigkeit der hugenottischen Erhebung und Kriegführung tauchten auf und hatten alsbald so üble Folgen, daß Beza sich veranlaßt sah, in einer Reihe von Predigten, welche er in Condé's Auftrag im Dom zum heiligen Kreuz hielt, denselben entgegenzutreten.

Es that daher Noth, daß Condé seine Truppenmacht, die in sich zu wanken begann, auf's Neue sammelte und durch anderwärts herbeizuziehende Streitkräfte verstärkte. Während er daher Alles aufbot, um Orleans fester und sicherer zu verwahren und sich gegen jeden Handstreich der Gegner zu schützen, wurde eine Anzahl seiner Getreuen nach England, Deutschland, in die Schweiz und in die vorherrschend evangelischen Provinzen Frankreichs geschickt, um hier möglichst zahlreiche Mannschaften unter die Waffen zu rufen und nach Orleans zu führen. Nach Deutschland und der Schweiz wurde der muthige und rastlose d'Andelot abgeordnet. Aber kaum hatte derselbe Orleans verlassen, als man einsah, daß in beiden Landen die Werbung von Hülfstruppen ebenso mißlich als hochnöthig war. Lutherische und Zwingli'sche Bedenklichkeiten konnten hier leicht Alles verderben, weshalb Condé und der Admiral dafür hielten, daß d'Andelots Werbung durch Beza's gewandtes und gewichtiges Wort nothwendig unterstützt werden müßte.

Allerdings gehörte in einer Zeit, wo unzählige Evangelische aus allen Theilen Frankreichs hinter den Mauern von Orleans Zuflucht und Schutz suchten, kein geringer Entschluß dazu, eine Reise mitten durch die zahlreichen Schwärme der Gegner zu wagen; aber Beza faßte den Entschluß, und er faßte ihn um so lieber, als ihm gestattet war, wenn er bei dem Kurfürsten zu Heidelberg, bei dem Landgrafen von Hessen, bei dem Magistrat zu Straßburg

und sodann in Zürich und Bern das Begehren Condé's bevorwortet und betrieben haben würde, endlich nach Genf zurückkehren und von seinen Mühen und Arbeiten ausruhen sollte.

Mit bewegtem Herzen und tiefem Schmerze trennte sich daher Beza von Condé, von dem Admiral und von allen den frommen, treuen Männern, die ihn lieb geworden waren und von dem stattlichen Kriegsheer, mit dem für das Evangelium zur rechten Zeit so Vieles hätte gethan werden können und das doch bis jetzt — und vielleicht, wenn es so fort ging, für immer — ganz nutzlos geblieben war. Der junge Fürst von Porcian aus dem Hause Croy, ein begeisterter Hugenotte, gab ihm das Geleite durch Orléannais und die Champagne nach der lothringischen Grenze hin. Um unentdeckt zu bleiben, setzten Beide mit ihrem Gefolge meistens nur des Nachts, und mit solcher Eile ihre Reise fort, daß Beza kaum Zeit dazu fand, seiner Gattin, mit welcher er in Straßburg zusammentreffen wollte, die nöthige Weisung zukommen zu lassen. An der lothringischen Grenze trennte sich der junge Fürst von Beza, um sich auf sein Schloß Montcorent bei Mézières zu begeben, von wo aus er die Anwerbung von Truppen bewerkstelligen wollte, versprach ihm jedoch, ihm recht bald nach Straßburg folgen zu wollen, wo Beza in der Mitte des August wohlbehalten eintraf.

Hier aber stieß Beza alsbald auf Schwierigkeiten, welche das Gelingen seiner Mission anfangs geradezu unmöglich zu machen schienen. Die Agitation der lutherischen Partei war bereits im vollen Gange und konnte daher dem Führer der Calvinisten wenig förderlich sein. Sodann waren Briefe und Boten aus Frankreich in Straßburg angekommen, durch welche erst die Nachricht von einer sicher zu erwartenden Pacifizirung des Reiches verbreitet und hernach der Magistrat beschworen worden war, den französischen „Rebellen" keine Unterstützung zu gewähren. Daher war der wackere Rector Joh. Sturm der Einzige, an den sich Beza in Straßburg halten konnte; und wenn schon derselbe durch Abgeordnete Genfs, den schon genannten Joh. Budé und den Schotten Heinrich Scrimger (welcher letztere mit dem Geldfürsten der Zeit, den Fuggers zu Augsburg in Verbindung stand) in seiner Werbung um Gewährung eines Darlehns unterstützt ward, so sahen ihn doch die Herren vom Magistrat bedenklich an und hatten kein recht Herz zu seiner Sache. Eiligst ließ daher Beza durch die beiden Collegen ein eigenhändiges Schreiben dem Kurfürsten nach Heidelberg bringen, um durch dessen Vermittlung die Straßburger Herren günstiger stimmen zu lassen. Diese aber hatten sich nun einmal in ihre Bedenklichkeiten vertieft, und die einzige frohe Botschaft, welche Beza in Straßburg erhielt, war die, daß der alte Landgraf Philipp von Hessen d'Andelots Ersuchen mit jugendlicher Begeisterung aufgenommen und eine Anzahl kriegserfahrene Hauptleute gegeben habe, welche unter seinem fürstlichen Schutze möglichst zahlreiche Mannschaften anwerben sollten. Aber gerade dieser günstige Erfolg der Mission d'Andelots mußte die Besorgnisse, die Beza

wegen des für jeden Fall zu Stande zu bringenden Geldgeschäftes hegte, noch steigern, da, wenn das nöthige Geld nicht beschafft wurde, die angeworbenen Mannschaften nicht bezahlt werden konnten. Im höchsten Grade verstimmt, begab sich daher Beza von Straßburg, wo er seine, inzwischen daselbst eingetroffene Gattin bei Condé's Schwiegermutter und Kindern kränklich zurücklassen mußte, nach Basel, um hier die ärgerliche Geldangelegenheit weiter zu betreiben.

Beza fühlte wenig von heimatlicher Ruhe, als er hier nach seiner langen Abwesenheit von Genf aus einem Meere von Arbeiten und Unruhen aller Art aufgetaucht und auf schweizerischem Boden wieder eingetroffen war. „Da bin ich nun wieder lebendig," schrieb er von Basel aus an Bullinger, „nachdem ich mitten durch die Achäer glücklich hindurchgekommen bin. Ich hätte jedoch nicht an die Rückkehr gedacht, wenn nicht Condé meine Bemühungen in Deutschland und der Schweiz für nützlich und nothwendig erachtet hätte. Ich habe daher ihn sammt den Admiral zu Orleans verlassen, wo sie mit etwa siebentausend Mann getrosten Muthes einer etwaigen Belagerung bis zur Ankunft der Hülfsvölker entgegensehen. Die übrige Mannschaft hat Condé zum Schutze der beiden so höchst wichtigen Plätze Bourges und Rouen abgeschickt. Die Feinde lagen damals noch vor Blois und hatten einen Theil ihres Heeres zur Ueberrumpelung der schwach besetzten Orte abgeordnet. Die von Poitiers leisteten den mannhaftesten Widerstand, wurden aber endlich zum kläglichen Verderben Vieler überwältigt. Denn die Ueberreste der zerstreuten Gemeinden von Tours, Saumur, Chinon, Loudun und einiger anderer Orte hatten daselbst ihre Zufluchtsstätte gesucht. Die Feinde betragen sich grausamer als Türken und Heiden und sehen weder Alter noch Geschlecht an. Auch Angoulême hat sich, wie ich höre, ergeben müssen, was ohne Zweifel den Fall anderer Städte nach sich ziehen wird, so daß ich um die Königin von Navarra in großer Besorgniß bin, zumal da ich schon gar lange nichts mehr von ihr gehört habe. Zu allen diesen Unfällen kommt noch die verrätherische Ueberrumpelung von Mâcon Angesichts der evangelischen Hülfstruppen unsrer lieben Eidgenossen, die nur fünf Meilen davon entfernt lagen. Anderwärts, wie im Delphinate, der Provence und Auvergne steht es mit unsern Angelegenheiten besser. Ohne Zweifel werden jedoch alle unsre Streitkräfte jene Gegenden verlassen müssen, um Lyon zu decken, zumal da die Feinde einen frischen Zuzug von dreitausend Mann Fußvolk und fünfhundert Reitern erhalten haben, welche schon in der Nähe von Genf sein und alle Straßen besetzt haben sollen. Die Berner Truppen sind von den Unsrigen selbst zurückgeschickt worden, sei es weil sie nicht weiter marschieren wollten, oder um andrer Ursachen willen. Wir haben, wie natürlich, nur große Unkosten und fast nichts davon gehabt. An wem eigentlich die Schuld liegt, weiß ich bis jetzt noch nicht. Aber das muß einem vor Allem wehe thun, daß bei so großer und so offenbarer Gefahr so Wenige es sich zu Herzen gehen lassen und Hand anlegen, um diesen Brand, der Alle zu verzehren

droht, zu löschen und daß selbst gegen die besten Bürgschaften kein Geld aufzutreiben ist, während wir die Feinde zur gemeinschaftlichen Hülfleistung so eifrig und bereitwillig sehen. Denn wenn die Partei der Guisen nicht durch fremde Kriegshülfe, durch Eidgenossen, Italiener und Deutsche unterstützt wäre, so würde sie bereits zu Grunde gegangen oder würde doch am Rande des Abgrundes sein. Was soll ich sagen von den Mordscenen und Schlächtereien, von der Verwüstung des Landes, welche der Hunger, die Pest und das Schwert unterdessen anrichten! Denn das arme Frankreich wird gegenwärtig von allen diesen schrecklichen Plagen gleichzeitig nicht sowohl heimgesucht, als vielmehr geradezu zu Grunde gerichtet. Aber der Herr lebt noch und schaut erbarmend auf die Seinigen; und darum lebe ich der festen Zuversicht, daß wenn uns auch nur das einzige Orleans bleiben sollte, den Feinden ein sicherer Untergang bevorsteht. Die englische Hülfe ist bereits auf vierzig Schiffen an der Küste gelandet*) und am fünfzehnten dieses Monats (September) wird d'Andelot, der Bruder des Admirals, mit dreitausend Mann Fußvolk und fünftausend Reitern die Grenze der Champagne überschreiten. O, daß auch ihr endlich erwachtet und das Beispiel der deutschen Fürsten nachahmtet! Denn wenn das geschähe, so würden wir bald einen wunderbaren Umschwung der Dinge, ja sogar den Umsturz des Papstthums erblicken. Aber wenn dies auch nicht geschieht, so werden wir darum noch nicht verzweifeln; denn unsre Hoffnung ist im Himmel, wohin die Hand unsrer Feinde nicht reicht. Zu Straßburg habe ich die Schwiegermutter Condé's mit dessen sechsjähriger Tochter und den beiden sechs Monate alten Zwillingen zurückgelassen. Denn auf ihrem Schlosse wäre sie vor der Wuth der allenthalben umherziehenden Rotten nicht sicher gewesen und die zarten Kinder hätte man nicht allen den Beschwerden einer etwaigen Belagerung von Orleans aussetzen dürfen. Die Gattin dagegen sammt seinem ältesten Sohne hat der Fürst bei sich behalten. Auch der Admiral und die meisten Andern vom höchsten Adel daselbst haben ihre Familien zu sich nehmen müssen: ein Schauspiel, das doch wahrlich jedem Christenmenschen zu Herzen gehen muß!

„Ich kehre nun von der hohen See in meinen Hafen zurück. Ob wir aber in demselben hinlänglich geborgen sein werden, ja sogar ob ich auf längere Zeit bleiben werde, weiß ich nicht. Ich werde hören, was die Kirche räth und werde diesem Rath folgen. — Das ist, mein theuerer Vater in Christo, ein langer und trauriger Brief; aber Derjenige, welcher die Leidtragenden selig preist, der wird gewiß auch mich trösten. Wenn jemals, so haltet jetzt an im Gebet bei dem Vater im Himmel. O ich bitte euch flehentlich darum im Namen Ihrer Majestät, der Königin von Navarra, dieser muthigen und von einem wahren Heldengeiste beseelten Frau, im Namen Condé's selber, des

*) Diese Angabe ist nicht ganz richtig, da die Flotte durch widrige Winde am Landen gehindert ward.

Admirals und im Namen aller der zahllosen Glaubensbrüder in Frankreich."

Auch an Calvin richtete Beza damals von Basel aus einige Zeilen, in denen er die Hauptsorge, die ihm auf dem Herzen lag, mit wenigen Worten aussprach. Denn er kannte nur Einen Weg, auf welchem dem Evangelium in Frankreich und überall zum Siege verholfen werden konnte. „O wenn doch ein allgemeiner, evangelischer Bund zu Stande gebracht werden könnte!" rief er mit schmerzbewegtem Herzen aus. „Ich zweifle auch nicht, daß man etwas Dergleichen versuchen wird; aber es ist unglaublich, wie groß die Kurzsichtigkeit und der Stumpfsinn der Menschen ist."

Freitags, den 4. September, öffnete sich in Calvins Hause die Thür, in welche ein Mann eintrat, in dessen Auge die Freude des heißersehnten Wiedersehens leuchtete, in dessen Angesicht sich aber auch die Spuren langer, gefahrvoller, mühseliger Arbeit und vielfach verfehlten Ringens und Strebens eingegraben hatten. Es war Beza, der seinem theuern Vater Calvin in die Arme eilte. Da gab es nun viel zu fragen und zu sagen, und doch ließ es die Freude des Wiedersehens nicht zu, daß Beza alsbald in zusammenhängender Mittheilung sich über das, was er gesehen, erlitten, gehofft und verloren hatte, und was von den Anderen zu sagen war, mit denen er gelebt oder von denen er gehört hatte, aussprechen, oder daß Calvin das Alles sogleich anhören konnte. Auch fand regelmäßig an diesem Wochentage die Versammlung der Genfer Geistlichkeit statt, zu welcher Calvin seinen Beza nothwendig mitnehmen mußte. Da sahen ihn die alten Freunde und Brüder, — ihn, der nicht mehr blos ihr Amtsgenosse und Vorsteher, nein, der von dem Herrn selbst zu seinem Rüstzeug erwählt und groß gemacht war, der im Rathe der Mächtigen dieser Erde gesessen und die Sache des Evangeliums für ein ganzes, großes Königreich geführt, und dessen Weisheit und Tapferkeit jetzt in den weitesten Kreisen auf die Geschicke der Kirche einen überraschenden Einfluß gewonnen hatte.

§ 20.

Beza nach Frankreich zurückgerufen. — Seine Theilnahme am Religionskrieg und Rückkehr nach Genf.

Vierzehn Tage hatte Beza in Genf verlebt, während welcher Zeit derselbe sich anschickte, sich in seinen mannigfachen Berufsgeschäften wieder zurechtzufinden, gleichzeitig aber auch in seinem täglichen Verkehr mit den Amtsbrüdern sowie mit den Syndicis und anderen Männern von staatsmännischer Einsicht die Interessen der französischen Kirche und insbesondre die immer noch nicht zu Stande gebrachte Geldanleihe im Auge hatte, als plötzlich reitende Boten mit einem Briefe d'Andelots ankamen, worin ihn derselbe beschwor, sich unverzüglich bei seinen Kriegsschaaren einzufinden, weil er sonst Gefahr laufe, gerade in dem Augenblicke, wo Alles zu einem rasche Siege des Evangeliums

vorbereitet sei, als ein der guten Sache Abtrünniggewordener angesehn zu werden.

Beza hatte in Genf noch wenig Ruhe genossen und die frühere Behaglichkeit hatte er noch nicht wiedergesehn, als er den ihn überraschenden Brief erhielt, weshalb er anfangs gar nicht geneigt war, demselben Folge zu leisten. Aber Calvin und die Amtsbrüder, mochten sie auch Beza's Arbeitskraft in Genf noch so ungern entbehren, sahen doch ein, daß jetzt, wo die Evangelischen in Frankreich zum Beginn des Glaubenskampfes sich ganz neu und vollständiger, als es vorher geschehn war, gerüstet hatten, eines Mannes von Umsicht und Ansehn bedurften, weshalb sie ihm einmüthig zuredeten, der Aufforderung d'Andelots zu folgen, und es mit Gott noch einmal zu wagen. Und Calvin sah zu seiner Freude, daß Beza seinem Rathe Gehör gab. „Ja mit Gott," antwortete derselbe, „in dessen Hände ich mich allein befehle; aber gedenket mein im Gebete."

Abermals stieg daher Beza zu Pferde und machte sich auf den Weg, zunächst nach Lausanne und von da nach Bern. Aber die Nachrichten, welche er gerade jetzt von den reißenden Fortschritten des Triumvirats, von dem Untergange zahlloser evangelischer Gemeinden Frankreichs und von den blutigen Greueln erhielt, die an den Hugenotten verübt wurden, erfüllte ihn gerade in Bern, wo sich jederzeit die unverantwortlichste Gleichgültigkeit gegen die Noth der französischen Glaubensbrüder — für welche doch gerade das mächtige Bern am meisten hätte thun können —, kund gegeben hatte, mit unsäglichem Jammer. Ein Abschiedsbrief, den Beza damals (24. September) von Bern aus an Bullinger sandte, beurkundet die traurige, mit dem gerechtesten Zorn kämpfende Gemüthsstimmung, in der sich Beza befand. „Vom Schicksal der Lyoner," schreibt Beza, „welche von dem Bewußten (d. h. von den Bernern) Angesichts des herannahenden Feindes so unzeitig verlassen worden sind, habe ich leider keine Nachricht. Die Stadt ist durch ihre Lage und Vertheidigungswerke eine der festesten. Es liegt eine starke und tapfere Besatzung darin, und in der Nähe rüstet sich eine ansehnliche Hülfsschaar. Aber Gott gebe, daß sie bei dieser allgemeinen Bestürzung muthig ausharren und daß sie nicht ohne unternehmende Führer sein mögen. Der Ausgang mag aber sein, welcher er wolle, so werden Jene (nämlich die Berner) nimmermehr diesen Schandfleck auswaschen und den Schaden ersetzen können, den sie uns zugefügt haben. Was soll man dazu sagen, wenn Leute sich die Gefahr der Glaubensbrüder, ja ihre eigne Gefahr nicht mehr zu Herzen gehen lassen, als ob Alles, was vorgeht, ganz in der Ordnung wäre? Unterdessen lassen die Nachbaren (die fünf katholischen Kantone) schon zum dritten Male Truppen zu unsrer Unterdrückung ausziehen, und wir — wir schlafen immer noch. Soll das jene Bruderliebe sein, worauf Christus so sehr unter den Seinigen dringt, soll das jenes Mitleid, jener hülfreiche Beistand der Glieder unter einander sein, den Paulus so warm anempfiehlt? Wir haben Kriegshülfe begehrt, aber

sie wird uns hier geradezu abgeschlagen, und anderswo zwar gewährt, aber unter welchen Bedingungen, brauche ich dir nicht zu sagen. Wir haben Geld begehrt und sogar Bürgschaft angeboten; aber es wurde uns rundweg abgeschlagen. Kurz, diese sauberen und getreuen Brüder werden keine Schuld daran tragen, wenn wir nicht als „Rebellen" untergehen. Es wird daher das Gericht an dem Hause des Herrn beginnen. Ein Wunder wäre es, wenn jene edlen „Zuschauer" nicht am Ende noch gezwungen würden, auf den Kampfplatz hervorzutreten *) und an dem unschuldig vergossenen Blute nicht weniger schuldig zu werden, als diejenigen, welche ihre Hände durch Mord und Todtschlag der Gläubigen befleckt haben. Daß ein solches Betragen bei euch und auch sonst von allen Biedermännern gemißbilligt wird, nimmt mich nicht Wunder, und ich zweifle auch nicht daran, daß die Prediger thun, was ihre Pflicht ist. Indessen kann ich nicht umhin, euch Alle im Namen des Herrn zu beschwören, in dieser äußersten und höchsten Noth aus allen Kräften dahin zu wirken, daß die vier evangelischen Orte (Bern, Zürich, Basel und Schaffhausen) sobald als möglich einen Tag ansetzen, auf welchem eine so hochwichtige Angelegenheit in ernsten Betracht gezogen würde. Denn wer kann daran zweifeln, daß nach dem Untergange der Kirchen Frankreichs, deren Ueberreste sich noch in der Hoffnung einer Hülfe von Außen aufrecht halten, die Wuth der Feinde mit gewisser Siegeshoffnung auch in diese Gegenden verheerend einbrechen wird? Welche Zeit zur Berathung wird man alsdann haben? Gewiß nur ganz kurze oder gar keine! Und dann wird das arme Volk mit Recht klagend aufstehn und sprechen: Wegen der Saumseligkeit und des Mangels an Einsicht auf Seiten der Obrigkeit ist es schon verloren gewesen, noch ehe es angegriffen wurde. — „Ja, sprechen sie, wir haben ein Bündniß mit dem Könige," — als ob wir nicht für den König stritten, indem wir sein Edict aufrecht halten, oder als ob je Vormünder die Sache des Mündels nach ihrer Willkür führen dürften, oder in diesem Falle noch als solche anzuerkennen wären? Wenn endlich die Herren keinen Spruch thun wollen zu Gunsten des Evangeliums, warum geht ihnen nicht wenigstens der Ruin eines so großen Reiches zu Herzen? Warum suchen sie nicht wenigstens ihre im Bürgerkriege begriffenen Bundesgenossen durch Abfertigung einer Gesandtschaft und durch ihre vermittelnde Auctorität zu beschwichtigen? —

„Darauf, mein ehrwürdiger Vater in Christo, mein theuerer Bullinger, mein lieber Gualther, und ihr meine anderen ehrenwerthen Brüder, darauf müßt ihr hinarbeiten, das müßt ihr in aller Eile und mit allem Eifer zu bewerkstelligen suchen, wenn euch, woran ich nicht zweifle, das Heil und die Rettung Frankreichs, ja euer eignes Heil und eure eigne Sicherheit lieb und theuer ist.

*) Nämlich durch Sendung von Hülfsvölkern an den König von Frankreich, in Gemäßheit des Bundes mit demselben, den man vorschützte.

von Etampes und aller benachbarten kleineren Orte. Nun hätte die mächtige Stadt Chartres leicht überrumpelt und darauf durch einen Eilmarsch Paris erreicht werden können. Man hielt aber zum großen Erstaunen Vieler (insbesondre Beza's) bei dem in einer Commenthurei einquartierten Fürsten Rath über die Richtung, welche man einschlagen sollte. Da es am Tage lag, daß wenn man stracks nach Paris gezogen wäre, das nur vierzehn kleine Stunden eines ebenen und bequemen, durch eine proviantreiche Gegend führenden Wegs entfernt war, sich der Fürst aller diesseits der Seine liegenden Vorstädte und somit eines beträchtlichen Theiles von Paris hätte bemächtigen und den Parisern einen solchen Schrecken einjagen können, daß sie entweder sich ergeben oder doch einen unberechenbaren Schaden hätten leiden müssen. Aber es war in Gottes Rath beschlossen, die Augen so vieler Kriegsmänner und hochweiser Herren, die bei diesem Heere waren, gebunden zu halten, so daß sie sich dafür entschieden, die gerade Straße zu verlassen und weit links über La Ferté-Alais gegen das stark besetzte und befestigte Corbeil, eine damals bedeutende Stadt, abzubiegen. Die Einen brachten als Grund vor, daß man die Hauptstadt des Königreichs, d. h. die Höhle schonen müsse, aus welcher alle die verderblichen Winde dieses Kriegssturmes bliesen. Die Andern stützten sich auf einen allgemeinen Grundsatz der Heerführung: daß wenn die Truppen sich einmal durch solche Beute bereichert haben, sie nicht gern mehr ihr Leben auf's Spiel setzen und sogar Gefahr laufen, zur Auflösung zu kommen, — eine wohl zu erwägende Regel, die aber in allen den Fällen keine Anwendung findet, wo die Eroberung der in Frage stehenden Stadt entweder den Sieg völlig entscheidet, oder doch den Feind zu einem billigen Friedensvertrag zwingt, wie es hier der Fall gewesen sein würde. Denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß wenn man Paris gehabt hätte, das Triumvirat weder die Macht noch den Muth mehr besessen hätte, uns die Stirn zu bieten, sondern von dem König und der Königin verlassen worden, und, nachdem ihm so die Sehnen durchschnitten worden, zusammengestürzt wäre. Dazu kam noch, daß die Hauptmacht des Fürsten eines Theils aus den Deutschen bestand, deren man ganz sicher war, und andern Theils aus dem französischen Adel, so daß nicht nur kein Grund zur Besorgniß, das Heer möchte sich auflösen, vorhanden war, sondern vielmehr zu hoffen stand, daß man von allen Seiten ihm zufallen würde."

„Es ging also (da Beza's Meinung im Kriegsrath keinen Anklang gefunden hatte) links nach Corbeil, statt grade aus, aber auch unter ungünstigen Ausspizien. Denn die Stadt hätte mit leichter Mühe durch einen raschen Angriff überwältigt werden können. Aber durch die Nachricht von dem Tode Navarra's (17. November), durch die von der Königin geschickten Boten und Unterhändler wurden unsre Führer verleitet, sich allerlei träumerischen Hoffnungen vom Frieden und der Einsetzung unseres Fürsten in die ihm gebührende Würde (nämlich der Generalstatthalterschaft des Königreichs

auf eine mir bis jetzt noch unbegreifliche Weise sich hinzugeben. Die Truppen knirschten vor Unwillen, wir Prediger thaten Einsprache: aber Alles umsonst. So verstrichen vier Tage und die herrlichste Gelegenheit kam uns aus der Hand. An diesem Unheil der Zögerung trug besonders der heilloseste aller Verräther, Genlis, Schuld.

„Die Feinde hatten unterdessen eine tüchtige Verstärkung in die Stadt geworfen und sie mit grobem Geschütz versehen, so daß man nicht mehr für gut fand, sie anzugreifen.

„Jetzt erst zog man auf Paris zu, aber in langsamen Märschen, und jeden Augenblick kamen Abgesandte, welche uns mit ihren Friedensvorspiegelungen aufhalten sollten.

„Nachdem endlich jede Friedenshoffnung verschwunden oder vielmehr das Traumbild der Täuschung gewaltsam zernichtet war, gelangten wir in vier ganzen Tagen kaum vor Paris an und schlugen die Hauptquartiere zu Gentilly und Arceuil auf. Die Feinde hielten sich mit dem deutschen und schweizerischen Fußvolk in den Vorstädten, welche unterdessen durch einen Graben und einen mit grobem Geschütz besetzten Wall in Vertheidigungsstand versetzt worden waren.

„Die Unsrigen stürmten bis zu denselben vor, und es ist Thatsache, daß die Feinde in einen solchen Schrecken geriethen, daß der von Guise nachher selbst gestanden hat, der Sieg sei in unseren Händen gewesen.

„Unser Fürst und Haupt war der Meinung, den Angriff fortzusetzen und drang für seine Person heftig darauf; aber gewisse Leute waren anderer Meinung, und so wurden die Schaaren wieder in das Lager zurückgeführt. Am zweiten Tage nachher zogen wir schlagfertig aus, den Feind zum Treffen zu fordern, aber umsonst. Nur ein geringer Haufe Fußvolks zeigte sich nebst einigen Reitern, welche von den Unsrigen ohne Mühe zurückgeworfen wurden. Der einzige Verlust, den wir erlitten, bestand in einigen Reitern und Pferden, die uns durch das Geschütz von den aufgeworfenen Basteien getödtet wurden.

„In der darauffolgenden Nacht wurde der Hauptsturm gegen die Stadt unternommen. Aber der verrätherische Uebergang des Genlis zu den Feinden und abermaliges Gerede von Frieden vereitelten die Sache, die ganze übrige Zeit verstrich unter augenblicklichen Waffenstillständen und eitelen Unterredungen zu meinem größten aber leider unnützen Leidwesen und bitterem Schmerze. Endlich als das trügerische Hinhalten am Tage lag und nachdem unterdessen die Gräben und Vertheidigungswerke vollendet und die herbeigerufenen spanischen und gascognischen Hülfsvölker die Besatzung der Stadt mächtig verstärkt hatten, beschlossen die Unsrigen dennoch, die Vorstädte anzugreifen. Aber der plötzliche Uebergang (6. Decbr.) des im Kriegsrathe gewesenen Genlis zu den Feinden machte auch diesen unseren Anschlag zu nichte.

„Am andern Tage (10. Decbr.) brachen wir daher auf und zogen gegen Chartres zu, um in die Normandie zu gelangen, uns mit den bereits gelandeten englischen Truppen zu vereinigen und dann uns wieder frischer und stärker gegen den Feind zu wenden. Winter und Kälte stehen indessen drohend vor der Thüre und die Streitkräfte der Feinde mehren sich täglich. Gott bewahre uns vor allem dem, was ich befürchte. Niemand kann sich in einer elenderen Lage befinden als ich gegenwärtig, der ich weder mit großer Frucht hier anwesend sein kann noch abwesend sein mag. Aber Gott ist bei mir. Tausend Grüße an die Brüder."

In der trüben, düsteren Stimmung, die sich in diesen Worten ausspricht, blieb Beza, so lange er in Frankreich war. Allerdings schien es eine kurze Zeit, als wollten die Führer des Hugenottenheeres die ihnen in die Hand gegebenen verhältnißmäßig so gewaltigen Streitmittel ernstlich gebrauchen und sich durch energisches Vorgehen des ziemlich sicheren Sieges bemächtigen. Aber schon die Schlacht bei Dreux — wo man Beza in den vordersten Reihen der kämpfenden Männer und im dichtesten Gewühl mit dem Rufe dahersprengen sah: „Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, denn es ist des Vaters Wohlgefallen, dir das Reich zu geben! Auf, du Israel Gottes!" — mußte die Hoffnungen Beza's bedeutend herabstimmen. Denn die Schlacht blieb zwar trotz der Tapferkeit, mit der sich die französischen Edelleute und die deutschen Reiter des Feldmarschalls von Hessen schlugen, unentschieden, aber Condé gerieth in die Gefangenschaft, und die Hugenotten erlitten somit einen Verlust, der durch die Gefangennehmung des Connetable von Montmorency nicht aufgewogen werden konnte.

Da Coligny, der nun den Oberbefehl führte, am folgenden Morgen seine Reiterschaaren umsonst zur Fortsetzung des Kampfes aufforderte, so schien es räthlich, sich vorläufig nach Orleans zurückzuziehen und von hieraus den Krieg nach einem ganz neuen Plane wieder von vorn zu beginnen. Daher treffen wir Beza in der nächstfolgenden Zeit eben in Orleans, wo er vollauf zu thun hatte, um die verwirrten Gemüther zu beruhigen, die Prinzessin Condé wegen der Gefangenschaft ihres Gemahles zu trösten und die Führer des Heeres mit seinem Rathe zu unterstützen. Von England erwartete man Hülfe an Geld und Leute. Ein rascher Zug in die Normandie schien daher, da d'Andelot die Vertheidigung Orleans gegen eine mehr als wahrscheinliche Belagerung der Stadt durch den Herzog Guise übernommen hatte, den besten Erfolg zu versprechen. Der Abzug von Orleans ward von dem Admiral auf den 1. Febr. 1563 bestimmt. Auch Beza sollte ihn begleiten. Tages zuvor berichtete derselbe an Calvin über den Stand der Dinge. Beza war voll froher Hoffnung, Subsidien waren ebenso aus Deutschland und aus der Schweiz wie aus England zugesagt. In Betreff der ersteren kam es nur darauf an, daß die reiche Gemeinde zu Lyon zur Garantirung derselben willig blieb. Würde der Feind, nachdem Coligny mit seinen vier-

tausend Reitern (deren Baggage in Orleans blieb) zur Belagerung der Stadt schreiten, so hatte man zu beabsichtigten Operationen völlig freie Hand.

Coligny trat auch seinen Zug wirklich an und drang siegreich bis an die normannischen Gestade des Meeres vor. Aber hier ward die Situation alsbald sehr bedenklich. Die (durch ungünstigen Winde aufgehaltenen) englischen Schiffe, welche Geld und Fußvolk (denn an beiden fehlte es dem Admiral) bringen sollten, blieben aus; die geworbenen Truppen, denen der ausbedungene Sold nicht ausgezahlt werden konnte, begannen zu murren und aus dem Innern Frankreichs kam die Nachricht, daß Orleans von den Gegnern belagert und hart bedrängt werde und daß der Herzog von Guise die auf dem linken Ufer der Loire gelegene Vorstadt bereits besetzt habe. Allerdings hob sich Coligny's Zuversicht einigermaßen wieder, als am 25. Februar fünf englische Schiffe einen Theil der erwarteten Subsidien wirklich brachten. Aber diese Hülfe genügte nicht: und da Coligny ohne wirksamere Unterstützung nicht einmal einen gesicherten Rückzug antreten konnte, so schien es durchaus nöthig zu sein, daß sich Beza als Gesandter Coligny's nach London begab, um dort mit seiner beredten Sprache das Interesse für die Kriegführung der Hugenotten zu beleben.

Beza war in der verdrießlichsten Stimmung. Von Calvin und von seinen übrigen Freunden in der Heimat hatte er, seitdem er Genf verlassen, noch gar keine Nachricht erhalten. Auch mit seiner Gattin war er ohne allen Verkehr, weil die Besorgung von Briefen durch Frankreich hin ganz unmöglich war. Des Kriegslebens, das doch zu keinem Ziele führte, war Beza längst überdrüssig geworden, weßhalb er fest entschlossen war, von London aus, nach Erledigung der ihm schon zugewiesenen Mission nicht wieder nach Frankreich, sondern direct nach Genf zurückzukehren. Beza bat daher Calvin von diesem seinen Entschluß die Genfer Herren zu unterrichten*).

Indessen zeigte es sich alsbald, daß Alles, was Coligny intendirte, durch die Intriguen der Königin-Mutter durchkreuzt wurde, und daß darum auch die geschickteste und ausdauerndste Verfechtung der hugenottischen Sache keinen Erfolg haben konnte. Denn Condé, der Gefangene der Königin-Mutter, gab den Vorspiegelungen derselben, welche ihn durch Versprechung der Generalstatthalterwürde zur Nachgiebigkeit zu gewinnen suchte, ein nur allzugeneigtes Gehör und ließ sich leicht dazu bewegen, die ihm proponirten Friedensbedingungen zu genehmigen. Daher war es umsonst, daß der Admiral in Beza's Begleitung mit seinem vortrefflich ausgerüsteten Heere wie im Triumphzug zum Entsatze Orleans heranrückte; es war umsonst, daß der Herzog von Guise durch den Meuchelschuß des fanatischen Hugenotten Jean de Merey (eines Edelmanns aus dem Angoumois), gewöhnlich Poltrot

*) Vergl. die beiden Briefe Beza's an Calvin vom 31. Jan. und 5. März 1563 bei Gillet, Crato von Crafftheim, II. Beil. S. 491—493.

genannt, fiel und sechs Tage nachher, am 24. Febr. (Aschermittwoch) starb *), und daß, somit nachdem auch der König von Navarra gestorben und der Connetable bei Dreux in Gefangenschaft gerathen, die katholische Partei ohne eigentliches Haupt war; es war auch umsonst, daß am 9. März zwei und

*) Verfolgt und eingefangen erklärte Poltrot, um sein Loos zu mildern, daß er durch Beza und Coligny zu seiner verbrecherischen That aufgefordert sei, und daß Beza insbesondere ihn gefragt habe, ob er sich nicht glücklich schätzen werde, sein Kreuz in dieser Welt zu tragen, wie der Herr es für uns getragen hätte. Auch habe ihn Beza noch in den allerletzten Tagen zu Orleans zur Ausführung des Mordes ermahnt. — Aber mit gutem Gewissen konnten Coligny und Beza diese entsetzlichen Anschuldigungen als Lügen zurückweisen. Beza erklärte zu seiner Rechtfertigung Folgendes:

Da er sah, daß Mehrere wegen des zu Vassy begangenen Mordes schrecklich gegen den Herrn von Guise aufgebracht waren, so war er doch damals nie anderer Meinung als: auf dem gewöhnlichen Wege Rechtens gegen besagten Herrn von Guise zu verfahren und ruft deß zu Zeugen an Alle, die ihn damals gesehen und gehört haben. Weßwegen er denn auch mit andern Abgeordneten der Pariser Kirche zuvor des Königs, der Königin und des Königs von Navarra Majestät zu Monceaux um Gerechtigkeit angefleht und gebeten habe, man möchte doch den damals drohenden und seitdem ausgebrochenen Unruhen zuvorkommen. Die Antwort, welche die Königin zu geben geruhte, war der Art, daß besagte reformirte Kirche sich zufrieden gab in Erwartung einer schleunigen und gerechten Bestrafung der Schuldigen. Da aber alsbald nachher besagter Herr von Guise und die Seinigen zu den Waffen griffen und die Lage der Dinge sich so gestaltete, daß Recht und Gerechtigkeit keine Zufluchtsstätte mehr fanden; ja noch mehr! da die Person des Königs und der Königin auf die Jedermann bekannte Weise behandelt wurden, so hat er von jener Zeit an öffentlich in seinen Predigten, in Privatunterhandlungen, Ermahnung und durch Briefe sowohl dem Fürsten von Condé, als dem Admiral und allen anderen Herren jeglichen Ranges und Standes, welche sich zum Evangelium bekannten, ihre Pflicht vorgehalten, um sie zu bewegen, die Auctorität der Edicte des Königs mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht aufrecht zu erhalten und die Unschuld der armen Verfolgten zu schirmen. Seitdem hat er immer noch in demselben Sinne zu handeln fortgefahren, indem er jedoch unablässig Diejenigen, welche die Waffen trugen, zur größtmöglichen Mäßigung im Gebrauche derselben ermahnt, und ihnen eingeschärft, nach der Ehre Gottes vor Allem den Frieden zu suchen, ohne sich jedoch durch leere Versprechungen täuschen zu lassen. Deß nimmt er alle Diejenigen zu Zeugen, welche ihn damals, sei es öffentlich oder privatim haben sprechen hören und die Wahrheit bekennen wollen. Den Herrn von Guise betreffend, so hat er denselben jederzeit als den hauptsächlichsten Urheber und Begünstiger dieser Unruhen angesehen, und erklärt frei und offen, daß er deswegen unzähligemal gewünscht und gebetet habe, entweder das Herz des besagten Herrn von Guise umzuwandeln (was er jedoch nie hoffen konnte) oder das Königreich von demselben zu erlösen. Deß ruft er alle Diejenigen, welche seine Predigten und Gebete gehört haben, zu Zeugen an. Die Herzogin von Ferrara (des Herzogs von Guise Schwieger-

siebzig zu Orleans versammelte Prediger die Bedingungen eines ehrenvollen Friedensschlusses auf der Grundlage des Januaredictes proponirten; denn am 12. März 1563 genehmigte Condé, den die Königin Katharina während seiner Gefangenschaft durch buhlerische Verlockung zu entnerven gewußt hatte*), ein Pacificationsedict, welches am 19. März von Amboise

mutter) namentlich weiß zu guter Maßen, was er ihr darüber aus dem Grund seines Herzens mündlich gesagt und dann auch geschrieben hat. Aber es wird nie erfunden werden, daß er je den besagten Herrn von Guise öffentlich (in Predigt und Gebet) mit Namen genannt, oder daß er je, weder persönlich, noch durch einen Andern mit besagtem Poltrot gesprochen, noch überhaupt denselben je gekannt und mit ihm irgend Etwas zu schaffen gehabt, weit entfernt, daß er ihn zu seiner That beredet habe. — Weiter sagt obgemeldeter von Beza, es werde nun und nimmermehr erfunden werden, daß er je irgend einen Menschen zu dieser That angereizt habe, in welcher er indessen ein gerechtes Gericht Gottes erkennt, der mit ähnlicher oder noch größerer Strafe alle die geschworenen Feinde seines Evangeliums bedroht, welche schuld sind an allem Jammer und Elend in diesem Königreich. — Um nun schließlich die Wahrheit seiner obigen Antwort noch mehr zu erhärten, beruft er sich auf die Worte selbst, welche man besagtem Poltrot in den Mund legt. Denn er ist, Gott Lob, in Demjenigen, was seines Amtes ist, nicht so schlecht unterrichtet, daß er in dem, was da von dem Tragen des Kreuzes vorkommt, die heilige Schrift so widersinnig anwenden könnte, geschweige denn sagen dürfte, daß die Menschen durch ihre Werke das Paradies verdienen. — Außerdem erklärte Beza, daß er den besagten Poltrot nie (also auch nicht in Orleans gesehen noch gekannt und ihn auch jetzt noch nicht kenne, geschweige denn, daß er ihn zu solcher That aufgemuntert hätte. — Baum bemerkt sehr treffend (II, S. 719), daß wenn auch nicht Poltrot selbst noch wenige Tage vor seinem Tode alles gegen Beza und Coligny Gesagte als unwahr zurückgenommen hätte, so wäre doch schon der einzige Umstand, daß der seiner That geständige Poltrot schon am 18. März auf dem Greveplatz in Paris mit glühenden Zangen gerissen und schwer geviertheilt wurde, ohne daß weder der Admiral noch Beza zur Gegenüberstellung aufgefordert worden wären und ehe diese möglich war, mehr als hinreichend, um die Unschuld besagter Männer einerseits und die schuldbewußte Erdichtung der Anklagen andrerseits augenscheinlich darzuthun. — Vergl. außerdem auch Polenz, II. S. 236 ff.

*) „Schon unter den ersten Verhandlungen auf der Ochseninsel hatte die herzenskundige Zauberin (Margaretha) aus der Schaar ihrer Nymphen (sie war gewöhnlich von einem Hof von 300 „Dames und Demoiselles" begleitet) die schönste gewählt, um durch buhlerische Künste des Gefangenen Zärtlichkeit zu erwecken. Der Gatte jener trefflichen Eleonore de Roye, welche männlich die Geschäfte ihrer Glaubenspartei in Orleans betrieb und für des Leichtsinnigen Befreiung arbeitete, konnte nach dem Zwange, welchen die Prediger bisher seiner Vergnügungssucht auferlegt, und nach der Entbehrung eines zweimonatlichen Gefängnisses im freudeleeren Schlosse Onzoimes, der Verlockung nicht widerstehn. Auch ohne Fr. Balduins theologischen Einreden hatte der Paladin der Hugenotten in den Armen der schönen Isabeau von Limeul, „fille d'honneur" der Königin-Mutter,

aus publicirt, Beza, den Admiral, überhaupt das ganze protestantisch Frankreich mit Entsetzen erfüllte. Die wesentlichsten Bestimmungen des Edicts waren nämlich folgende: 1) Alle Edelleute, welche freie Jurisdiction besäßen, sollten in ihren Gerichtsbezirken mit allen ihren Unterthanen das Recht freier Ausübung der sogenannten reformirten Religion (exercice de la religion, qu'ils disent réformée) genießen dürfen. 2) Dagegen die übrigen Edelleute sollten diese Freiheit nur für sich und ihre Familien besitzen, vorausgesetzt, daß sie nicht in Städten, Flecken oder Dörfern anderer hoher Gerichtsbarkeit als der königlichen wohnten, in welchem Falle ihnen eine solche Freiheit nur mit Erlaubniß dieser Gerichtsherren ertheilt werden könne. 3) In jeder Ballei, Seneschallerie und in allen Gouvernements welche die Rechte einer Ballei hätten (d. h. welche unmittelbar unter den Parlamentsgerichten stünden), sollte eine Stadt angewiesen werden, in deren Vorstädten die Ausübung der Religion für die Angehörigen des Districts erlaubt sei. Indessen sollte es Jedem erlaubt sein, in seinem Hause ganz nach seinem Gewissen zu leben. 4) Außerdem sollte in denjenigen Städten, in denen die „genannte Religion" bis zum 7. März ausgeübt worden sei, diese Religionsübung an zweien noch zu bestimmenden Orten, jedoch nach vorgängiger Räumung und Zurückgabe aller Kirchen und alles kirchlichen Eigenthums, auch fernerhin stattfinden dürfen. 5) Von der Stadt Paris und von dem Weichbilde derselben sollte die öffentliche Ausübung der „genannten Religion" ausgeschlossen sein. Indessen sollten Diejenigen, welche daselbst angesessen wären, in ihre Häuser zurückkehren dürfen und in ihren Häusern volle Freiheit ihres Gewissens genießen. Außerdem war Allen, welche unter Condé's Befehlen die Waffen geführt hatten, Amnestie ertheilt, sowie auch jede Art von Beschimpfung und Vergewaltigung wegen der Religion beiden Theilen untersagt ward.

Das also war der Preis, um welchen man so viele Opfer gebracht und so viele Gefahren gewagt hatte! Beza sah, daß nun Alles vorbei war; denn es half nichts mehr, daß der Admiral mit dem Ausdruck der gerechtesten Entrüstung dem Prinzen vorstellte, wie man durch diesen Friedenstractat

---

die Heiligkeit seiner Sache wie den Ernst seiner Stellung schnell vergessen. Tragisch grimassirt, wie fast alle ähnlichen intrigues d'amour unter den Stürmen der Huguenotterie, endete auch dieses unsittliche Verhältniß. Als die Dame ihre Schande nicht mehr bergen konnte, klagte der Graf von Maulevrier die Unglückliche an, sie habe die Königin, den Connetable, den Prinzen von La Roche-sur-Yon vergiften wollen. Ungeschützt durch ihren gesättigten Freund ward sie in ein Kloster gesperrt und einem geistlichen Gerichte übergeben, das jedoch ihre Unschuld später darthat. Darüber aber endete Eleonore von Roye, die Eltermutter jenes großen Condé aus Gram ihr Leben." — So berichtet zwar unter nicht völlig freier Auffassung der Dinge, aber doch im Wesentlichen richtig F. W. Barthold Deutschland und die Hugenotten, I. S. 512.

mit einem Federstriche mehr evangelische Gemeinden vernichtet habe, als die Feinde in zehn Jahren hätten thun mögen. Mit blutendem Herzen schrieb Beza von Orleans aus (29. März 1563) an Calvin: „Die ganze niedere Normandie war in unsrer Gewalt; die Provinzen Bretagne, Poitou, Le Mans, Tourraine sammt den angrenzenden waren nicht sowohl zum Widerstande als vielmehr zur Uebergabe bereit; die bedeutensten Zuzüge der Hülfsvölker waren marschfertig. Mit Reiterschaaren, zahlreicher und muthiger als wir sie je gehabt, eilten wir dem Entsatze von Orleans zu, während die Feinde ohne Führer und beinahe von dem Nothwendigsten entblößt waren.

„Da haben sich gewisse Leute gefunden, welche sich nicht scheuten, ohne uns zu erwarten oder zu befragen, die Bedingungen des Frieden aufzustellen und zu unterschreiben. — Ich blieb hier, bis die Städte benannt waren, die man uns in den Balleien und sonst zugesteht, und es stellt sich heraus, daß wir etwa fünfhundert Kirchen haben werden: viel mehr, leider, als wir noch Prediger haben. Alles Andere muß der Herr unser Gott selbst schenken, und Er wird mit seinem Arm allein das angefangene Werk gewiß noch herrlich hinausführen. Morgen (30. März) reise ich ab auf der Straße nach Burgund, um mich zu Vezelay wegen der Hinterlassenschaft meines Vaters wo möglich mit meinen Erbschaftsgenossen zu vertragen. Erfahre ich dort, daß meine Frau, an welche ich aus der Normandie durch Antwerper Leute nach Straßburg geschrieben habe, zu euch zurückgekehrt ist, so fliege ich auf dem kürzesten Wege zu euch. Wo nicht, so nehme ich den Weg durch die Franche Comté nach Straßburg, um dann sobald als es nur immer möglich dich zu umarmen und endlich wieder einmal aufzuleben.

„Ich weiß, daß man mir vor allen Andern auf jegliche Weise nachstellt; aber ich setze mein Vertrauen auf den Gott, der mich schon aus tausend Gefahren errettet hat, und der mich allen Feinden seines Namens zum Trotz über ein Kleines, wie ich hoffe, zu euch bringen wird. Alles und Jedes spare ich daher bis zu jenem glückseligen Tage auf, an welchem ich, so Gott will, dich und alle Brüder wiedersehen werde."

Beza rüstete sich daher nun zum Abzug. Der Admiral, die anderen hugenottischen Herren vom Adel, die Prediger und alle die Anderen, von denen sich Beza vor seiner Rückreise in die Heimat verabschiedete, wußten nicht Worte genug zu finden, um ihm ihren Dank und ihre Hochachtung zu bezeugen. Auch gab man ihm Briefe an den Magistrat und die Geistlichen zu Genf mit, in denen man die ganz außerordentlichen Dienste rühmte, die Beza dem evangelischen Interesse in Frankreich geleistet habe, und eine Anzahl angesehener Herren gab ihm auf seiner Reise noch weithin ein ehrenvolles Geleite; aber dennoch war Beza voll Unmuths und Verstimmung, als er Orleans verließ, denn er sah sich in allen seinen Hoffnungen getäuscht. Zu Vezelay, wo ihn die Erbtheilung länger als ihm lieb war, aufhielt, er-

fuhr er, daß seine Gattin noch bei Condé's Schwiegermutter und Kindern in Straßburg *) weilte. Sobald er daher konnte, eilte er der deutschen Grenze zu in die Arme des geliebten Weibes, in dessen Begleitung er sodann auf kürzestem Wege in die Heimat reiste, wo er am 5. Mai 1563 ankam.

Zweiundzwanzig Monde war nun Beza von Genf abwesend gewesen und die thatenreichste Zeit seines Lebens hatte er hinter sich. Allerdings hatte die Rückerinnerung an das, was er in Frankreich erlebt und erlitten hatte, des Unerfreulichen gar viel; aber er hatte auch Vieles geerntet, woran sich sein Herz erquicken konnte, so lange er lebte. Condé und die anderen Hugenottenhäupter versicherten dem Magistrat zu Genf brieflich, daß sie es gar nicht zu sagen wüßten, wie sehr sie der Stadt und der Kirche zu Genf zu Dank und Gegendienst verpflichtet wären wegen der großen und hochwichtigen Dienste, welche Beza ihnen und allen evangelischen Kirchen des Königreichs geleistet habe. — Das freute den Magistrat, der sich selbst in Beza geehrt sah, und der daher (13. Mai) beschloß, für Alles zu sorgen, was Beza bedürfe, da derselbe viele und große Ausgaben gehabt und doch nichts darüber sagen würde, wenn er auch noch so sehr in Noth wäre.

*) Es ging der Schwiegermutter Condé's in Straßburg herzlich schlecht. Ohne Unterstützung aus Frankreich und mit ihren Enkeln in Noth, war sie bei Straßburgs Bürgern in Schulden gerathen; sie zu lösen, mußte Herr Johann Sturm, der Rector der Academie, am 24. Juni 1563 6000 Gulden auf Bürgschaft aufbringen. Dame de Roye reiste ab. — An die Tilgung der Schuld in Straßburg zu denken, erlaubte die Zeit für's Erste nicht; ja der Bürge, welcher später auch den Enkeln gleiche Dienste erwiesen, starb hohen Alters darüber in bitterer Armuth. Erst 59 Jahre später (im Jahre 1622) tilgte das Haus Condé eine Ehrenschuld, welche bis auf 81,267 Livres angewachsen war.

Fünfter Abschnitt.

Beza's Leben und Wirksamkeit seit dem Ableben Calvins.

---

§ 1.

lvins Tod und Beza's amtliche Stellung und Wirksamkeit zu Genf.

Seine amtliche Thätigkeit begann Beza, als er nach Genf zurückgekehrt ar, mit einer Predigt, worin er die zahlreich versammelte Gemeinde Genfs grüßte und derselben in begeisternder Weise darstellte, welche Kämpfe und den die Brüder in Frankreich zu tragen hätten, welche Opfer sie um des angeliums willen gebracht hätten und noch immer bringen müßten, wie sich er Gott an ihnen nicht unbezeugt lasse, indem er die Brüder mit den Gaben r Gnade reichlich segne, und sie in unwandelbarer Treue und Beständigkeit wahre. In dem nach beendigter Predigt üblichen Gebet gedachte Beza ch der unter dem Kreuze liegenden Kirche Frankreichs, was seitdem in af zur stehenden Sitte ward.

Uebrigens war es für die Genfer Kirchen- und Schulangelegenheiten, d insbesondre für Calvin längst wünschenswerth gewesen, daß Beza nach af zurückkehrte. Denn hier war außer Calvin Niemand, der ihn zu er- en vermochte, und Calvin war allgemach alt und schwach geworden und mochte die Last der Arbeit, die auf ihm lag, nicht länger zu ertragen. lvin und Beza richteten sich daher in ihren amtlichen Geschäften so ein, ß sie wochenweise mit denselben wechselten. Außerdem aber nahm Beza gar nche Mühe und Sorge des älteren Freundes, die dieser in jüngeren Jahren t Leichtigkeit getragen hätte, auf sich. Stunden behaglicher, sorgenfreier he waren ihm daher wenig gegönnt. Und doch war das erste Jahr sei- neuen Aufenthaltes in Genf, mit der folgenden Zeit verglichen, eine in icklicher, geräuschloser Ruhe dahingehende frohe Lebenszeit.

Aber ein unsägliches Herzeleid ging durch die Seele Beza's, als die it gekommen war, wo er seinen geliebten „Vater" Calvin auf immer schei- n sah. „Es hat sich mit Calvin gehalten," so berichtet uns Beza, „bis auf

den 19. Mai, das ist den Freitag vor Pfingsten, da man das Nacht des Herrn pflegt zu halten; auf welchen Tag, weil nach Gewohnheit Kirchen alle Diener des Worts zusammenkommen, ihrer Lehre und L Rechnung zu geben und demnach Freundschaft halber mit einander zu essen er sich lassen bereden, daß das Mahl in seinem Hause gehalten würde. als er in seinem Stuhl in das Gemach, da man aß, getragen wurde, s er, als er hineinkam: Liebe Brüder, ich komme, daß ich euch das letzte sehen will; denn ich werde nach diesem Mahl nicht mehr zu Tische Dieses war uns gar ein trauriger und kläglicher Eingang. Dennoch s er selbst das Gebet, so gut er es vermochte, und hätte uns gern auch lich gemacht, ohne daß er sehr wenig essen konnte. Aber ehe denn das vorüber war, nahm er Urlaub und ließ sich wieder in seine Kammer tr die zunächst daneben war, und redete diese Worte mit so fröhlicher Ge als er vermochte: „Die einzige Wand zwischen uns soll uns nicht hin daß ich mit meinem Gemüth nicht bei euch sei.“ — Was er zuvor g hatte, das geschah. Denn bis auf denselben Tag, wie schwach er auch ließ er sich aus dem Bett heben und auf einen Stuhl vor den Tisch fü Aber von demselben Abend an hat er sich nicht mehr aufgerichtet und also abgezehrt, daß nichts als die Seele an ihm, ausgenommen, daß Angesicht nicht sehr verändert war. Vornehmlich aber that ihm Zwan kurze Athem, welcher machte, daß sein Gebet und Trost mehr Seufzer w denn ausdrückliche Worte, doch mit einem solchen Gesicht und Geberde, allein aus dem Ansehen genugsam zu verstehen, mit was für einem Gla er genugsam gerüstet wäre.

„Den Tag, da er von uns schied, ließ sich's ansehen, als rede e stärker und leichter denn zuvor; aber das war das letzte Vermögen der tur. Denn Abends um acht Uhr erzeigten sich unversehens gewisse Ze des Todes, welches, als es mir bald, nachdem ich von ihm gegangen meldet ward, und ich von Stund an sammt einem anderen meiner Mitb zu ihm eilte, fand ich ihn schon verschieden, so leicht und stille, ohne harte Züge, mit verständlicher Rede bis zum letzten Athem, bei gutem stand und Sinnen, ohne einige Bewegung des Leibes, daß er vielmehr e Schlafenden, denn einem Sterbenden gleich gewesen. Also ist denselben fast um die nämliche Zeit, die Sonne untergegangen und dieß große Lich christlichen Gemeinde gen Himmel genommen. Und mögen wir mit Wah sagen, daß Gott durch diesen Menschen uns hat wollen lehren recht und recht sterben.

„Folgende Nacht und Tag war ein großes Weinen und Klagen ganzen Stadt um ihren von Gott sonderlich erweckten Lehrer, der a Heerde und Kirche um ihren treuen Hirten, der Schule um ihren re Lehrmeister und Präceptor und Alle insgemein um ihren nächst rechten Vater und Tröster. Ihrer Viele begehrten ihn noch Einmal zu s

als von dem sie weder Tod noch Leben möchte scheiden. Es waren auch viele Fremde, die von fern waren kommen, daß sie ihn wollten sehen, die aber noch nicht dazu hatten kommen können, dieweil sich Niemand versah, daß er sobald sterben würde. Diese begehrten sehr und hielten hart an, daß sie ihn todt sehen möchten. Um jedoch böser Leute Nachrede zu verhüten, ist er am folgenden Morgen um 8 Uhr in einen hölzernen Sarg eingeschlagen und um 2 Uhr Nachmittags gebräuchlicher Weise ohne Pracht, wie er auch in seinem Testament angeordnet, bestattet und auf der Stadt gemeines Begräbniß begraben worden, da er liegt und wartet der seligen Auferstehung, die er uns gepredigt und so beständiglich gehofft hat.

„Er hat in diesem sterblichen Wesen gelebt sechsundfünfzig Jahr weniger einen Monat und dreizehn Tage, welche Zeit er wohl halb im heiligen Dienste des göttlichen Wortes zugebracht hat, mit Predigen und mit Schreiben, also daß er in seiner Lehre, die er vom ersten Tage seines Predigtamtes an gelehrt, nie etwas geändert, gemindert, oder zugethan, und mit solcher Kraft des Geistes Gottes, daß ihn kein Böser ohne Scheu und Schrecken und kein Frommer ohne Liebe und Ehrerbietung je hat können hören. Derhalben, weil uns Gott gegönnet hat, daß er durch seine so gründlichen und christlichen Schriften noch heute mit uns redet, soll er billig von allen Nachkommen gehört werden bis an's Ende der Welt."

Dieses waren die Worte des Dankes, die Beza *) aus vollem Herzen dem Heimgegangenen nachrief!

Da aber nun die Säule, welche den Bau der Genfer Kirche bis dahin getragen, hinweggenommen war, so mußte die Berufsstellung Beza's von selbst eine andere werden. Denn außer ihm wußte man Niemanden, den man die Stellung, in welcher Calvin als ein Patriarch der Kirche gewaltet, hätte zuweisen können. Indessen machte sich hierbei doch die dem reformirten Geiste tief einwohnende Scheu vor jeder hierarchischen Handhabung des Kirchenregimentes und das prinzipielle Verlangen desselben nach Herstellung und Aufrechthaltung völliger Gleichheit der amtlichen Stellung aller Träger des Predigtamtes insofern geltend, als man den modérateur der kirchlichen Angelegenheiten nicht auf Lebenszeit, sondern alljährlich nur für die Dauer eines Jahres zu erwählen beschloß. Die Wahl fiel daher in der Weise auf Beza, daß vorher gegen jede hierarchische Auffassung des demselben übertragenen Amtes ausdrücklich die entschiedenste Verwahrung eingelegt war, und Beza nahm die Wahl auch ganz in diesem Sinne an, die Brüder bittend, daß sie ihn in der Ausübung seines Amtes mit Rath und Vermahnung und mit ihrer Fürbitte unterstützen möchten **).

---

*) Am Schlusse seiner Darstellung des Lebens Calvins.

**) Gaberel, histoire de l'église de Genève, II, p. 8 ff. — Hiernach ist zu berichtigen, was Schlosser S. 177 ff. über die Erwählung Beza's

Von da an wurde alljährlich zu Ostern die Wahl des Moderateurs voi genommen, welche bis zum Jahre 1580 jedes Mal auf Beza fiel. Aber der geistlichen Ministerium zu Genf widerstrebte auch die Erwählung eines Mo derateur auf Jahresfrist, weshalb dasselbe zu wiederholten Malen gegen di ganze Einrichtung protestirte, aber von dem Conseil, der das Bedürfni einer festen und wenigstens für die Dauer eines Jahres gesicherten Spit des Kirchenregimentes erkannte, mit seinem Proteste zurückgewiesen wurd Dagegen ließen es sich die Pastoren nicht nehmen, bei jeder neuen Wahl ein sorgfältige Prüfung der Amtsführung des Moderateurs während des ver flossenen Jahres vorzunehmen, deren Ergebniß jedoch bis zum Jahre 158 war (wie es in den Protocollen heißt): „que la charge est continué à M. de Bèze à cause de son aptitude et de ses bons services.“

Aber endlich wurde doch für Beza die Last der Geschäfte zu schwer, un zugleich mochten ihm die so oft wiederkehrenden Einsprachen gegen die Be setzung der Moderatur für die Dauer eines ganzen Jahres lästig geworde sein. Beza und Trembley stellten daher im Jahre 1580 vor, daß die epis copale Stellung, welche Calvin bekleidet gehabt, eigentlich nur in den unge wöhnlichen Gaben und Gnaden, mit denen dieser von Gott ausgestattet ge wesen, ihre Rechtfertigung gehabt habe. Denn im Uebrigen beweise di Geschichte der Kirche, daß die Einführung eines Episcopats immer die nach theiligsten Folgen für den Staat wie für die Kirche gehabt habe. Dem Geist der reformirten Kirchenverfassung entsprechend, möchte man daher den Vorsi im geistlichen Rathe fernerhin nach einem wöchentlichen Turnus unter de Mitgliedern desselben wechseln lassen, so daß an jedem Freitage ein neue Vorsitzender erwählt werde.

Gern hätten die regierenden Herren zu Genf Beza auch für die Zukunf

---

mittheilt. In den Protocollen der venerable compagnie heißt es aus drücklich, man habe beschlossen, einen chef annuel zu erwählen, qui ser le représentant de ses frères, proposera les résolutions, dirigera le délibérations de l'assemblée et portera la parole devant les magistrat Bien entendu, que ce président ne sera pas plus que les autres; e si avant le bout de l'an il fait quelque faute en s charge, on l'en reprendra dans une séance des cen sures. Le moderateur se rappellera toujours M. Calvin, leque si sevère contre les vicieux et les impies, n'a jamais usè d'une auto rité démesurée envers ses frères; au contraire, s'accommodant à tou autant que possible, il a su alléger la tâche de chacun.“ — L'éga lité et la responsabilité absolue des pasteurs étant de nouveau con sacrées dans l'eglise genèvoise, Théodore de Bèze fut élu modérateur — — Aussi, jusqu'en 1580, la Compagnie réélut annuellement l même chef; mais pour sauvegarder le principe, à chaque réélection les pasteurs exercèrent une censure minitueuse sur les actes du mo dérateur. — Toutefois, durant cette période, les protestations furen fréquentes contre la présidence annuelle.

an der Spitze der kirchlichen Geschäfte gesehen, namentlich wegen der Beziehungen Genfs zu den auswärtigen reformirten Kirchen, indem Beza die Correspondenz mit denselben fast ausschließlich besorgte. Allein Beza hob hervor, daß es ihm sein vorgerücktes Alter und die zunehmende Schwäche seines Gedächtnisses unmöglich mache, die bisherige Last der Geschäfte noch länger zu tragen. Da sich daher Beza bereit erklärte, die Correspondenz mit den auswärtigen Kirchen auch in Zukunft fortzuführen, so wurde dessen Antrag genehmigt, und man beschloß daher, zunächst drei Jahre lang einen wöchentlichen Wechsel der Moderatur zu versuchen.

Indem also Beza bis in sein Alter Jahr aus Jahr ein die amtlichen Obliegenheiten, die einst Calvin besorgte, verwaltete, hat derselbe, abgesehen von geschäftlichen Reisen, die auch keine Erholung gewährten, sich niemals wieder auch nur eines einzigen arbeitsfreien Tages zu erfreuen gehabt. Denn wie geplagt Beza als erster Geistlicher der Stadt jetzt war, erhellt aus einer Schilderung, die er von Calvins „Regentschaft" entwirft: „Eine um die andere Woche täglich vor einer Versammlung, die kein Wort unbemerkt läßt, vor lauter Leuten, die es verstehn, einen Vortrag zu halten; an drei Wochentagen vor einem glänzenden Auditorium die heilige Schrift erklären; alle Wochen einmal in einer öffentlichen Versammlung, wo Jedem das Recht zustand, das Wort zu ergreifen und Einwendungen zu machen, über eine vorgeschriebene Schriftstelle disputiren; alle Monate eine öffentliche Disputation anstellen; im Presbyterium sitzen, die kirchlichen Angelegenheiten untersuchen, Processe schlichten, die Stimmen der Beisitzer sammeln, nach ihrer Meinung den Einen tadeln, den Andern trösten, einen Dritten, wenn es nöthig ist, aus der Kirche stoßen. Dabei kein gesetzliches Ansehen, kein Uebergewicht über die Andern besitzen, vielmehr den Collegen, die auch eben so viel Last tragen, durchaus gleich sein." Dazu kam noch die anstrengende academische Berufsthätigkeit, die zahllose Menge außerordentlicher Berathungen, die privatim an ihn gebracht wurden, der täglich in Menge einlaufenden Briefe, die er zu beantworten, der Gutachten, die er abzugeben und sonstiger Geschäfte, die er zu erledigen hatte. — Es leuchtet daher ein, wie belastet und wie geplagt Beza war.

Noch mehr als zu Calvins Lebzeiten war Beza nach dem Tode desselben die eigentliche Seele der beiden großen wissenschaftlichen Anstalten Genfs, des Collegs und der Academie. Während jenes, als Gymnasium eingerichtet, die Schüler von den Rudimenten der Grammatik (man gebrauchte Beza's Grammatik) allmählich in die höheren humanistischen Studien einführte und die Pflege derjenigen christlichen Gesittung und allgemeinen Bildung, welche für das Leben im christlichen Gemeinwesen und in den mannigfachen Berufszweigen desselben als nothwendige Voraussetzung galt*), sich zur Auf-

*) Ueber die Einrichtung des Collegs vergl. Gaberel, II, S. 109 ff.

gabe machte, war die Academie eine eigentliche Theologenschule, eine Pfl
stätte des Predigtamtes, nicht blos für den einheimischen Kirchendienst,
dern auch für den der auswärtigen, insbesondre der französischen reformi
Kirchen *). Um die Hebung des Collegs und überhaupt um die Förder
des eigentlichen Schulunterrichtswesens erwarb sich Beza die wesentlic
Verdienste. Um eine zunehmende Ueberfüllung der unteren Classen zu
hüten und um zugleich der zarteren Jugend den Schulbesuch zu erleich
hatte man im Jahre 1571 in jedem der vier Quartiere der Stadt eine
mentarschule errichtet, deren Schüler ein geringes Schulgeld zu zahlen ha
Allein diese Einrichtung fand wenig Anklang, weil der Unterricht im C
ganz umsonst ertheilt, und darum die Zahlung von Schulgeld von der Ge
Bürgerschaft als eine ungewohnte Last angesehen ward. Beza, der d
kaum wahrgenommen hatte, setzte es daher durch, daß der Magistrat
Jahresgehalt der an den „Schulen der Quartiere" angestellten Lehrer
doppelte und dagegen die Entrichtung des Schulgeldes ganz abschaffte. (
überraschend stärkere und regelmäßigere Frequenz der Elementarschulen
die unmittelbare Frucht dieser von Beza herbeigeführten Aenderung.

Außer den Söhnen der Genfer Bürgerschaft waren es auch zahlr
aus dem Auslande nach Genf gekommene Scholaren, welche das Colleg
suchten. Allein weit bedeutender war selbstverständlich der Besuch, dessen
die Academie vom Auslande her, insbesondre auch aus Deutschland z
freuen hatte. Zu Zeiten schien dieselbe allerdings ihrer gänzlichen Auflö
nahe zu sein. Als im Jahre 1568 die Pest nach Genf kam, und de
Frankreich ausgebrochene Bürgerkrieg alle Wege nach Genf unsicher gem
hatte, fanden sich daselbst nur acht Studenten ein; und nach der Bartholom
nacht im Jahre 1572 sank deren Zahl sogar auf drei herab. Aber im Ueb
erfreute sich die Academie eines so starken Besuches aus allen reform
Landen, daß in den Jahren 1559—1603 (d. h. bis zur „Escalade")
weniger als 1600 Studenten in Genf inscribirt wurden **).

Die Disciplin, welche die Rectoren und Professoren handhabten,
streng, und wurde namentlich gegen die deutschen Studenten, welche si
der auf den vaterländischen Universitäten heimische Zügellosigkeit au
Genf zu ergehen gedachten, mit unbeugsamen Ernst zur Anwendung geb
Um eine möglichst strenge Aufsicht über die auswärtigen Studenten
haupt führen zu können, bezeichneten Beza und die anderen Prediger
jenigen frommen („vivants selon Dieu") Familien, bei denen sie (
sich einmiethen durften. Dagegen wurde der Besuch der Academie in a

*) Daher pflegte man die Academie zu Genf geradezu als pépinière des ég
de France zu bezeichnen.

**) Vergl. Le livre du recteur cataloque des edutiants de l'académie de
nève de 1559 à 1859 (Genève, l'imprimerie de Jules-Guillaume
1860).

Weise erleichtert. Seit Calvins Zeit war es üblich, daß Alle, welche in Genf immatriculirt werden wollten, zuvor einen Religionseid ablegen und demgemäß geloben mußten, daß sie mit Gottes Hülfe den christlichen Glauben, so wie man denselben in der Stadt Genf bekenne*), festhalten und darin an allen Orten bis in den Tod beharren wollten." Allein man sah allgemach ein, daß dieser Revers nur dazu diene, den Besuch der Academie zu erschweren und deren Wirksamkeit zu beeinträchtigen, weshalb derselbe im Jahre 1576 abgeschafft wurde**).

Bei der außerordentlichen Frequenz, welche sich die Academie zu erfreuen hatte, war natürlich Beza's academische Lehrthätigkeit das wirksamste Mittel, durch welches derselbe im ganzen Umfange der reformirten Kirche den bedeutendsten Einfluß ausübte. Denn am Ende des Jahrhunderts gab es kein reformirtes Land, das nicht eine Anzahl von Predigern aufzuweisen hatte, die in Genf von Beza gebildet worden waren.

Unter denen, welche in Genf zu Beza's Füßen saßen und späterhin eine hervorragende theologische Stellung einnahmen, war auch Jacob Arminius, der energische Gegner der Calvinischen Prädestinationslehre. Schon während seiner Studienzeit machte derselbe in Genf durch seine Opposition gegen die traditionelle Lehrweise Aufsehen. Arminius hatte sich in die Ramistische Philosophie vertieft, und polemisirte daher (1582) gegen die in Genf herrschende Philosophie des Aristoteles. Dieses mißfiel natürlich den Professoren der Academie und Beza warnte den jungen Holländer mit den Worten: „Befaßt euch nicht mit eiteln Subtilitäten. Treten euch gewisse neologische Gedanken nahe, so eignet euch dieselben nicht an, ohne euch zuvor längere Zeit hindurch in dieselbe vertieft zu haben, wenn sie euch auch im ersten Augenblicke noch so sehr fesseln mögen. Calvin hat mir diesen Rath gegeben und ich habe mich dabei wohl befunden."

Arminius verließ daher Genf, wo er sich nicht heimisch fühlte, lebte eine Zeit lang zu Basel, kam aber dann doch auf Geheiß und auf Kosten des Magistrats zu Amsterdam im Jahre 1584 nach Genf zurück. Indessen hatte es der Magistrat zu Amsterdam für nöthig befunden, seinen Stipendiaten Arminius, von dessen Talenten man sich etwas versprach, der besonderen Fürsorge Beza's zu empfehlen. „Wir schicken euch," hieß es in dem Schreiben, „unseren Jacob Arminius, für den wir trotz der schlechten Zeiten viel Geld aufwenden. Viele Leute schätzen sein Talent sehr hoch; aber wir wünschten, daß er sich nicht einer solchen Wissenschaft hingebe, welche nur aufbläst. In einer dem Geschäftsleben hingegebenen Stadt, wie die un-

*) Siehe im Schriftverzeichnis Beza's Nr.

**) Gaberel, II, S. 122. Unter den Motiven der Abschaffung jenes Reverses wird auch hervorgehoben: qu'il ne semble pas raisonnable de presser ainsi une jeune conscience, qui n'est résolue de signer ce qu'elle n'entend pas encore.

unsrige ist, bedarf man vor Allem des religiösen Friedens, der nur da walten kann, wo die Prediger unter einander vollkommen übereinstimmen. Indem ihr daher in diesem Sinne die Talente des Arminius leiten werdet, werdet ihr unsrer Republik einen wahren Dienst erweisen." — Beza antwortet: „In Betreff des Arminius haben wir schon einmal an euch geschrieben. Die Unsicherheit der Communication in Kriegszeiten hat uns gehindert, euch zuvorzukommen. Wir schreiben euch auf's Neue, um jedes Vorurtheil zu vermeiden, welches in Betreff der Studien eueres Günstlings etwa aufkommen könnte. Seinen Sitten und seiner Gelehrsamkeit geben wir das beste Zeugniß. Gott hat ihm ein hervorragendes Urtheil und eine große Intelligenz gegeben; und wenn die Frömmigkeit, die ihn beseelt, fernerhin die Richtschnur seines Herzens bleibt, so wird er sicherlich ein Licht der Kirche werden."

Auf das eigentliche Kirchenwesen Genfs war Beza's Einfluß natürlich nicht minder bedeutend als auf die Academie; vielmehr wurde der ganze Ausbau des von Calvin geschaffenen Kirchenthums und das gesammte kirchliche Leben der Stadt im eigentlichsten Sinne des Wortes von Beza getragen so lange er lebte. In Genf selbst, wie in der ganzen christlichen Welt galt daher Beza als Derjenige, welcher die Genfer Kirche in allen Beziehungen zum Auslande zu repräsentiren hatte. Als es sich z. B. im Jahre 1566 um Aufstellung einer neuen reformirten Bekenntnißschrift handelte, schlug man in Zürich vor, Beza möchte ebenso für die reformirte Kirche französischer Zunge eine Confession ausarbeiten, wie Bullinger eine solche für die reformirte Kirche deutscher Zunge aufgestellt habe. Allein Beza rieth, daß auch die Genfer Kirche Bullingers treffliche Confessio Helvetica II. unterzeichnen möchte. Im Namen Genfs erschien daher Beza (in Begleitung des Predigers Colladon) im Februar 1566 in Zürich und erklärte Genfs Zustimmung zu dem neuen Bekenntniß*).

In der Handhabung der Kirchenzucht ließ Beza nach Calvins Tode mannigfache, den berechtigten Forderungen des Lebens Rechnung tragende Milderungen eintreten, ohne den alten Calvinischen Ernst derselben irgendwie zu beeinträchtigen. Daher wurden in Genf immer noch Klagen über den Rigorismus einer Kirchenzucht laut, welche in alle Verhältnisse des Privatlebens, selbst der Kleidermode tief eingriff. Als aber der Magistrat wiederholt auf Ermäßigung der disciplinarischen Forderungen der Geistlichen drang, antwortete Beza (Februar 1577): Man bedauere es sehr, die Herren so oft wegen des unnöthigen Aufwandes, den man sich in dieser Stadt erlaube, belästigen zu müssen. Aber die Wohlfahrt des Staates hänge nun einmal von der Ordnung ab, die unter den Bürgern herrsche. Betrachte man nur das römische Reich, welches einst so mächtig und so angesehen ge-

*) Pestalozzi, Heinr. Bullinger, S. 418.

wesen sei, so lange der Geist der Mäßigkeit und Moralität die Bürger beherrscht habe. Denn was sei doch aus ihm geworden, seitdem ein Jeder habe thun können, was ihm beliebte! Wenn der Herr einen solchen Ruin über diesen so mächtigen Staat hat kommen lassen, wer wird dann die arme Republik Genf retten, wenn sie sich allen Lastern hingiebt, deren Ende das Verderben der Familien und des Gemeinwesens ist?" — Auf das Strengste schritt Beza gegen die Verbreiter leichtfertiger oder irreligiöser Literaturerzeugnisse ein, z. B. gegen den berühmten Buchdrucker Heinrich Estienne wegen Veröffentlichung eines livre rempli de choses indignes d'un chrétien*).

Dabei erwies Beza seine sittliche Berechtigung zur Ausübung eines durchgreifenden Einflusses auf die kirchlichen Verhältnisse Genfs, durch die eminente Opferwilligkeit, mit welcher er sich allen kirchlichen Interessen der Stadt hingab. Zuweilen mußten die Herren des Raths oder die Gesellschaft der Prediger ihn zu größerer Schonung seiner selbst nöthigen. In den von de Grenus herausgegebenen fragments wird zum 7. Juni 1568 berichtet: „Obgleich Herr von Bèze dringend gebeten hat, von der Pflicht, die Pestkranken zu trösten, nicht eximirt zu werden, so haben ihm seine Collegen diese Bitte doch abgeschlagen, nicht um ihn zu schonen, sondern weil es gut ist, ihn zu erhalten, so lange es Gott gefallen wird;" und zwei Jahre später (1570): „Theodor de Bèze erklärt, daß, da sein Pastoreneid ihn verpflichte, alle Obliegenheiten seines Amtes zu erfüllen und da eine der wichtigsten derselben die Tröstung der Kranken sei, er so lange kein ruhiges Gewissen haben könne, als ihm die Obrigkeit nicht gestatten werde, diesen Theil seines Amtes ebenso zu erfüllen, wie es von seinen Amtsbrüdern geschehe. — Der Rath fand diese Forderung gerecht, und gestattete daher den Predigern, ebenso über Bèze wie über die andern das Loos zu werfen, damit man denjenigen, dem die Tröstung der Pestkranken aufzutragen sei, ermitteln könne."

Auch in politischer Hinsicht war Beza fortwährend eine Säule des Genfer Gemeinwesens. Dies bewährte sich namentlich, als Genf durch den Nachfolger Emanuel Philiberts, den Herzog Karl Emanuel von Savoyen zu wiederholten Malen bedroht und in Kriege verwickelt wurde, die der kleine Staat kaum zu ertragen vermochte.

Im Jahre 1582 sah sich Genf genöthigt, um einem von dem Herzog beabsichtigten Ueberfall zuvorzukommen, gegen denselben die Waffen zu ergreifen. Eine von Beza auf den Wunsch des Magistrats ausgearbeitet Proclamation legte öffentlich die Rechtmäßigkeit der Kriegserklärung dar. Außerdem entwarf Beza, ebenfalls auf Verlangen des Magistrats eine hierauf bezügliche Denkschrift, welche an den König von Navarra und an die Königin

*) Gaberel, II, S. 92 u. 93.

von England abgeschickt werden sollte, und welche auf beide den günstigsten Eindruck machte. König Heinrich antwortete den Herren zu Genf in freundlichster Weise, schickte Ingenieure nach Genf, welche die Festungswerke der Stadt verbessern sollten und versprach, nöthigenfalls auch mit Mannschaft zu helfen. Die Folge davon war, daß der Herzog von Savoyen sich zurückzog und Genf einstweilen in Ruhe ließ.

Aber zwei Jahre später sah sich Genf auf's Neue bedroht. Eines Tages erhielt nämlich Beza einen von einem gewissen Charles Pascal zu Coppet an ihn gesandten Brief, worin derselbe bat, daß er in Begleitung einiger Magistratspersonen zu einer Besprechung mit ihm zusammentreffen möchte, indem er ihm eine für Genf höchst wichtige Angelegenheit mitzutheilen habe. Der Magistrat genehmigte die Zusammenkunft, bei welcher Beza erfuhr, daß der Herzog mit einem gewissen La Poppe zu Genf in Einvernehmen stehe, und mit demselben einen Plan zur Ueberrumpelung der Stadt vereinbart habe. Der bezeichnete Verräther fand sich auch in der Stadt wirklich vor und ebenso bestätigten sich alle anderen Angaben, welche Pascal in Betreff des von ihm enthüllten Complots gemacht hatte. La Poppe, welcher merkte, daß sein Vorhaben entdeckt sei, floh daher eiligst aus der Stadt und die Ueberrumpelung derselben unterblieb natürlich.

Die Eröffnungen, welche Beza von demselben erhalten, hatten aber noch weitere Folgen. Pascal hatte nämlich erklärt: er rathe den Genfern, den Friedensversicherungen des Herzogs niemals zu trauen. Denn dieser habe gelobt, daß er eher auf eine Million als auf die Wiedereroberung Genfs verzichten wollte. Gelänge es ihm daher dießmal nicht, so rechne er auf die Spanier, welche ihm zu Hülfe kommen würden. Sofort theilten die Herren zu Genf den Bernern und Zürichern diese Enthüllungen mit, wodurch die wegen Aufnahme Genfs in die Eidgenossenschaft bereits angeknüpften Verhandlungen zum Abschluß gebracht wurden. Große Freudenfeste, welche man zu Genf veranstaltete, verkündeten der Welt das Band, welches nun Genf mit den Schweizercantonen verknüpfte und welches von 1584 bis 1798 andauerte. Beza entwarf die Inschrift einer darauf bezüglichen Denktafel welche über der Facade des Rathhauses befestigt ward *)."

*) Die Inschrift lautet: „Cinquante ans après le rétablissement de la religion et de l'antique liberté de Genève opéré par la protection divine, un jubilé nouveau commençant, le Sénat et le peuple de Genève, délivrés au dedans et au dehors de plusieurs embûches et orages, qui leur ont été suscités, et en considération de ce que le canton de Zurich, qui est à la tête des cantons de Suisse a contracté sur le pied d'égalité une alliance perpétuelle avec nôtre république et de ce que nos anciens bons amis et alliés les Bernois ont renforcé par un nouveau lien leurs premiers engagements envers nous: consacrent ici le souvenir de cette faveur signalée de la Providence 1584."

Zwei Jahre später schien ein Zusammenstoß Genfs mit Savoyen wiederum unvermeidlich zu sein. Denn die Haltung des Herzogs gegen die Stadt war abermals so drohend geworden, daß die regierenden Herren zu Genf dringend aufgefordert wurden, sofort die Waffen zu ergreifen und den Krieg zu erklären. Aber ohne Beza's Rath mochte sich der Magistrat zu einem so ernsten und bedenklichen Schritt nicht herbeilassen. Beza ward daher eingeladen, in der Sitzung des Magistrats zu erscheinen und demselben seine Meinung über die vorliegende Frage zu eröffnen. Diese ging dahin, daß Genf allerdings gerechte Ursache zur Kriegserklärung habe, daß es aber nicht rathsam sei (was Beza im Einzelnen nachwies), von diesem Rechte Gebrauch zu machen, weil Genf wenig Aussicht auf einen glücklichen Erfolg des Krieges habe. Ohne Weiteres eignete sich das Conseil dieses Votum an und die von andrer Seite gewünschte Kriegserklärung unterblieb *).

Im Jahre 1588 brach endlich der Krieg wirklich aus. Aber auch durch das Getöse der Waffen und durch den wilden Tumult des Kampfes ließ Beza sein ernst mahnendes und strafendes Wort vernehmen, wo es noth that.

Der Beginn des Krieges war für Genf glücklich, und in den drei Kirchen der Stadt wurden öffentliche Dankgottesdienste gefeiert. Aber die Plünderungen, welche man sich erlaubt, die hohen Lösegelder, welche man für die Freilassung der Gefangenen erpreßt hatte, waren in den Augen Beza's einer christlichen Kriegerschaar wenig würdig. „Hütet euch," rief er darum von der Kanzel herab; „denn wenn Gott eure Waffen segnet und ihr seine Sache herabwürdigt, indem ihr wie Heiden handelt, so wird Sein Schutz für Genf bald verloren sein!" Die Ermahnungen Beza's und der andern Prediger fanden auch sofort Gehör und bewirkten es, daß die Genfer Offiziere von da an strengere Mannszucht hielten. Aber im folgenden Jahre gab ein von Heinrich IV. geschicktes Hülfscorps zu neuen Klagen wegen Plünderungen und anderen Gewaltthätigkeiten, welche sich die Truppen gegen die Landleute erlaubten, Anlaß. Auf's Neue betrat daher Beza die Kanzel, um gegen diese heidnische Barbarei zu donnern, welche von den Truppen einer Stadt verübt werde, die sich eine christliche Stadt nenne, aber jetzt einer Räuberhöhle gleiche. Auch die Prediger Antoine de la Faye und Charles Perrot hielten ähnliche Strafpredigten.

Der Magistrat, der Beza's Auftreten vollkommen billigte, versammelte alsbald die französischen Hauptleute, denen Beza mit den ernstesten Worten in's Gewissen griff. Die Hauptleute gestanden ein, daß sie strengere Zucht hätten halten können und versprachen für die Zukunft gegen alle Excesse mit den schärfsten Maßregeln einzuschreiten. Aber dieses Versprechen genügte Beza nicht. „Eure Leute haben Vieh, Goldschmuck und Habe aller Art hinweggeführt und es ist daher nöthig, daß das Alles denen, welchen es geraubt

*) Gaberel, II. Beil. S. 220—234.

ist, zurückgegeben wird." Die französischen Offiziere meinten, es sei kaum möglich, dieses zu bewerkstelligen; „aber so groß war das Ansehen, dessen sich Beza erfreute, daß die Beraubten schon am folgenden Tagen wieder in den Besitz ihrer Habe kamen*)." — Um übrigens für die Zukunft ähnliche Vergewaltigungen zu verhüten, gab der Magistrat den Predigern auf, sich öffentlich über die Frage auszusprechen; „ob es erlaubt sei, Geld, Möbel und Vieh, welches Landleuten gehöre, welche in dem Lande, in dem der Krieg wüthet, die Waffen nicht ergriffen haben, zu nehmen?"

Und wie Beza's Ansehen dem Genfer Gemeinwesen für die Aufrechthaltung seiner Moralität auch im Getümmel des Krieges zu statten kam, so zeigte sich dasselbe zwei Jahre später zu großem Nutzen des Staates in andrer Weise wirksam. Die öffentlichen Kassen waren erschöpft, der Krieg dauerte noch fort und man wußte nicht, woher die zur Fortführung des Krieges erforderlichen Gelder beschafft werden sollten. Da wendete sich Beza, für das bedrängte Genf um Hülfe flehend, an die glaubensverwandten Fürsten und Obrigkeiten, insbesondere in England und Holland; und alsbald gingen von allen Seiten her die reichlichsten Subsidien ein**).

§ 2.

Streitigkeiten mit Ochino und Castalio.

Viele Zeit und viele Freude des Lebens mußte Beza leider in den mannigfachen Streitigkeiten opfern, in die er hineingezogen ward und in denen er namentlich in den ersten Jahren nach Calvins Tode (vielleicht infolge der Verstimmung und Verbitterung, die er aus Frankreich mitgebracht hatte), oft ein Uebermaß von Gereiztheit und Unduldsamkeit kundgab. Den Streit mit Balduin nahm er noch vor Calvins Tod wieder auf. Schon hierbei bekundete Beza einen Unmuth und eine Erregtheit, die sich nur aus dem vielfachen Verdruß erklärt, den Balduin ihn verursacht hatte, weshalb einer seiner Freunde, St. Aldégonde, Herr von Marnix, sich veranlaßt sah, ihm (jedoch ohne Gehör zu finden) hierüber den ernstlichsten Vorhalt zu thun***). Aber noch weit heftiger und störriger war Beza's Auftreten gegen den greisen Prediger der italienischen Gemeinde zu Zürich, Bernard Ochino. Derselbe hatte in italienischer Sprache ein Buch veröffentlicht, welches einzelne bedenkliche Aeußerungen in Betreff der Polygamie enthielt. Castalio, den Beza unter seine widerwärtigsten Gegner rechnete, hatte das Buch in's Lateinische übersetzt, welches hierdurch in weiteren Kreisen Verbreitung erhielt und auch in Beza's Hände kam. Sofort sah sich daher dieser bemüßigt, die Prediger und

---

*) Gaberel, II. S. 453.

**) Gaberel, II. S. 457.

***) Vergl. Sayous, Etudes littéraires, S. 283 ff.

selbst den Magistrat gegen Ochino — der bis dahin sich als einen Freund Calvins und Beza's angesehen hatte —, dergestalt in Harnisch zu bringen, daß derselbe mitten im Winter mit Weib und Kind Zürich verlassen mußte. Von da an verlebte Ochino keinen Tag mehr, an dem er es nicht empfinden mußte, daß Beza's gewaltiger Zorn auf ihm lag. Selbst in Basel wagte man es nicht, einem Manne, den man einst als den geschätzten Freund des Peter Martyr gekannt hatte, einen vorübergehenden Aufenthalt zu gewähren. Ochino floh daher nach Polen und Mähren, wo er starb. Beza vermochte in ihm nun einmal nichts anderes als einen Abtrünnigen zu erkennen, den die Bosheit des eignen Herzens in grundstürzende Irrthümer verstrickt habe, weshalb er sich über ihn fortwährend in den härtesten Urtheilen aussprach. Glaubte er doch sogar in dem Schicksale der Gattin Ochino's, welche den Hals brach, ehe dieser das ärgerliche Buch herausgab, das Strafgericht Gottes erblicken zu müssen, welches die vor der Welt noch verborgene Gottlosigkeit Ochino's schon damals getroffen habe!

In einen neuen Streit verwickelte sich Beza auch mit Castalio zu Basel. Derselbe hatte zwei Uebersetzungen der heiligen Schrift, eine lateinische und eine französische ausgearbeitet. Die letztere war ihm nicht zum Besten gelungen; noch ungeeigneter war jedoch die lateinische Uebersetzung, in welcher es sich Castalio zur Aufgabe gemacht hatte, mit Vermeidung aller Hebraismen und Hellenismen den Inhalt der heiligen Schrift durchaus in der Sprache und mit den Phrasen Cicero's darzustellen. Dabei war es natürlich unvermeidlich, daß Castalio den Sinn der biblischen Worte vielfach verfehlte, und Beza hatte die daraus hervorgegangenen Mängel von Castalio's Uebersetzung schon im Jahre 1556 in den Noten der Stephanischen Bibel hervorgehoben. Da Castalio sich gegen Beza's Angriffe öffentlich vertheidigte, so edirte dieser im Jahre 1563 eine besondere Streitschrift gegen denselben, auf welche, da Castalio auch dieser sehr energisch entgegentrat, Beza noch in demselben Jahre eine zweite Responsio folgen ließ. Leider aber blieb es nicht bei diesen Schriftenwechsel. Vielmehr wendete sich Beza mit seiner letzten Streitschrift in einer besonderen Epistel, die das Vorwort dieser bildete, an die Baseler Herren, denen er nachzuweisen suchte, daß es sich hier nicht um die Auslegung einzelner Schriftworte, sondern um die Geltung von Grundlehren des Evangeliums handele, und daß die Welt eben hierbei, da man den Druck und die Veröffentlichung der beiden Uebersetzungen in Basel gestattet habe, gerade sie auf dieses der Kirche gegebene Aergerniß ansehe. Der Vorwurf, den diese Worte enthielten, war verständlich genug, wurde aber von den Baselern, die darin eine Verdächtigung ihrer Rechtgläubigkeit wahrnahmen, so übel vermerkt, daß Beza im folgenden Jahre Bullingern zu Hülfe nehmen mußte, um sich durch diesen wegen des Argwohns, den man gegen seine Absichten geschöpft hatte, bei den Baselern rechtfertigen zu lassen.

§ 3.

Beza und Andreas Dudith.

Erfreulicher als die Wahrnehmung dieser Händel Beza's mit Ochino und Castalio ist es, die lebendige, ruhmvolle Wirksamkeit zu sehen, welche derselbe in der eben sich bildenden reformirten Kirche Polens ausübte. Hier hatte schon Calvin mit dem Statthalter von Krakau, Johann von Tarnow und mit dem Großmarschall von Lithauen, dem Fürsten Radziwil im Verkehr gestanden, und vorzugsweise durch seinen Einfluß war es geschehen, daß sich in Polen das reformirte Bekenntniß befestigt hatte. Leider aber hatte sich hier schon frühzeitig in die reformatorische Richtung von Italien her die verderblichsten unitarischen Elemente, welche den ganzen eben im Entstehen begriffenen Kirchenbau zu untergraben drohten, eingemengt. Die beiden italienischen Aerzte Giorgio Biandrata und Valentino Gentile, welche wegen ihres Unitarismus Genf und die Schweiz hatten verlassen müssen, hatten sich nach Polen begeben (wo Biandrata als vormaliger Leibarzt der Königin sehr wohl bekannt war), und hatten sich hier für ihre Lehrmeinungen Anhang zu verschaffen gewußt. Andre Italiener, welche derselben Lehre huldigten, und welche theilweise, wie Ochino aus Genf vertrieben waren, hatten sich ebenfalls nach Polen begeben. Allerdings bewirkte es Calvin, daß Biandrata auch Polen räumen mußte, weshalb derselbe in die Dienste des Fürsten von Siebenbürgen trat; allein der Unitarismus hatte sich nun einmal in Polen in den Gedanken Vieler eingewurzelt, und verursachte hier alsbald so bedenkliche Händel und Reibereien, daß Radziwil an eine Aussöhnung der Parteien durch vermittelnde Formen zu denken sich veranlaßt sah und sich deshalb Calvins und Beza's Rath erbat.

Calvin war bereits entschlafen, als Radziwils Briefe nach Genf kamen, über deren Inhalt Beza nicht wenig erschrak. Denn er überzeugte sich, daß in Polen die Gefahr der Infizirung einer ganzen bisher zur reformirten Bekenntnißgemeinschaft gerechneten Landeskirche mit der grundstürzenden Häresie des Unitarismus zu befürchten war. Beza überlegte sich daher lange, wie und was er dem Fürsten zu antworten habe, bis er endlich im April 1565 Namens aller Pastoren und Professoren der Kirche und der Academie zu Genf ein Schreiben an denselben abgehen ließ, worin er zwar auf die in Polen aufgetauchten Controversen nicht genauer einging, weil über die von den Gegnern der Kirchenlehre aufgestellten Lehrsätze nichts Bestimmtes mitgetheilt war, aber den Sinn und die Bedeutung der kirchlichen Trinitätslehre als eines unveräußerlichen Grunddogma's der gesammten Kirche bestimmt und nachdrücklich aussprach und schließlich bemerkte: Daß nicht allein das Werk Gottes in Polen gestört, sondern auch das ganze Königreich von den traurigsten Zerwürfnissen heimgesucht werde, sei sehr zu beklagen. Mit Recht sei daher der König

entschlossen, sein Reich von den Gotteslästerern zu säubern, wenn nur nicht dabei die reine Lehre zugleich mit der Irrlehre gerichtet und verworfen würde. Alle Pastoren und Glieder der wahren Kirche Gottes müsse man aber dringend bitten, daß sie sich nicht durch falschen Eifer zu ungebürlichen Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten verleiten ließen, da das Schwert nicht ihnen, sondern der Obrigkeit anvertraut sei, und insbesondere möchte sich der Fürst und der Adel des Landes vor diesen Tumultuanten mehr hüten als vor den Tartaren und Moscovitern. Würde dieß nicht geschehn, so werde Polen sicherlich den rächenden Zorn Gottes zu erfahren haben.

Auch Christoph Threcius, Rector der Universität Krakau, und Sarnitz, ein angesehener polnischer Geistlicher, wendeten sich mit der Bitte an Beza, mit seiner Auctorität der Kirche Polens zu Hülfe kommen und den mehr und mehr um sich greifenden Zerwürfnissen ein Ende machen zu wollen. Indessen ließ sich doch aus der Ferne wenig thun; Beza mußte sich darauf beschränken, eine von dem Ungarn Melius verfaßte Schrift, welche gegen die neuen Arianer gerichtet war, zu corrigiren und in Genf zum Druck zu befördern. Außerdem bemühte sich Beza durch brieflichen Verkehr, den er mit einzelnen angesehenen und einflußreichen Männern in Polen anknüpfte, insbesondre mit Johann von Tarnow zu Krakau und mit dem Director der Salinen Wieliczka, Scacorwitz, die Befestigung des kirchlichen Bekenntnisses zu fördern. Auch sah sich Beza bei Beiden in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Großen Kummer dagegen bereitete ihm ein früherer Schüler, Peter Statory, dem er einst in Genf viele Wohlthaten erwiesen hatte, der aber jetzt als die rechte Hand Biandrata's das kirchliche Bekenntniß in der feindseligsten Weise, namentlich literarisch, verfolgte. Zu wiederholten Malen (in den Jahren 1565 und 1567) wendete sich Beza brieflich an denselben und suchte ihn durch ebenso freundliche als ernste Vorstellungen von seinen Irrwegen zurückzuführen. Aber die Antwort, welche Beza erhielt, bewies demselben, daß Statory weder Ermahnungen noch Bitten und Warnungen auf sich einwirken ließ.

Unter den bekanntschaftlichen Verhältnissen, in welche Beza durch Threcius eingeführt ward, beschäftigte denselben aber keins so sehr, als der Verkehr, den er längere Zeit hindurch mit dem ehemaligen Bischof von Tinninien in Dalmatien, Andreas Dudith von Horehovicz unterhielt*). Dudith, der sich in Padua und Paris, in England und Deutschland, namentlich aber in Italien, wohin er dreimal reiste, zum gelehrten Juristen, sowie unter Paulus Manutius zum gewandten und galanten Humanisten ausgebildet hatte, gehörte zu den zahlreichen Gelehrten seiner Zeit, welche es erkannten, daß die Bildung der christlichen Welt über die Kirche des Mittelalters hinausgegangen oder vielmehr zu den verschüttet gewesenen Quellen aller wahren Bildung zu-

*) Vergl. Rieß, Versuch einer ausführlichen und zuverlässigen Geschichte rc. Dudiths und Gillet, Crato von Craftheim, II, S. 256 ff.

rückgekehrt sei, die auch von der Schriftwidrigkeit und Unhaltbarkeit des römischen Kirchenwesens überzeugt waren, dabei aber auf das Recht einer selbstständigen Prüfung der verschiedenen evangelischen Kirchengemeinschaften um so weniger Verzicht leisten wollten, als sie an denselben und namentlich an ihrem Verhalten zu einander gar Manches wahrnahmen, was sie nicht zu einem sofortigen Anschluß an diesen oder jenen evangelischen Kirchenkörper kommen ließ und sie daher den Steppen des Scepticismus mehr oder weniger nahe brachte. Als Bischof von Tinninien war Dudith mit dem Bischof von Csanad von der ungarischen Geistlichkeit zu ihrem Abgeordneten nach Trident erwählt worden, wo er ganz im Sinne des Kaisers Ferdinand wirkte, indem er insbesondere in zwei glänzenden Reden die Gewährung des Kelches an die Laien bevorwortete. Auch eine Rede zu Gunsten der Priesterehe arbeitete Dudith aus, konnte dieselbe jedoch nicht zum Vortrag bringen. Das für die Mehrzahl der Tridentiner Väter ärgerliche Aufsehn, welches Dudiths Auftreten machte, nöthigte zwar den (inzwischen auf den Thron gelangten) Kaiser Maximilian, denselben auf den Wunsch des Papstes von Trident abzuberufen. Indessen erhielt Dudith sofort auch von Maximilian einen Beweis von kaiserlicher Huld, indem ihm derselbe im Jahre 1563 die erledigten Bisthümer von Csanad und Fünfkirchen verlieh. Schon jetzt fühlte sich Dudith in dem römischen Kirchenwesen nicht mehr heimisch. Da ward eine gesandtschaftliche Reise, mit welcher ihn der Kaiser betraute, für sein ganzes späteres Leben entscheidend. Maximilians Schwester Katharina, die Witwe des Herzogs Franz Gonzaga von Mantua, lebte mit dem König Sigismund August von Polen, als dritte Gemahlin desselben, in unglücklicher und kinderloser Ehe. Um diesem Mißverhältniß wo möglich ein glückliches Ende zu machen, beauftragte Maximilian den Bischof von Fünfkirchen, an den Königshof zu Wilna zu reisen und die Aussöhnung der beiden Ehegatten zu versuchen. Die Mission Dudiths mißlang, ward aber für diesen dadurch verhängnißvoll, daß derselbe, der schon längst mit dem Gedanken, dem Cölibat zu entsagen, umgegangen war, hier ein von der Königin erzogenes Hoffräulein fand, welches sich entschließen konnte, ihn zu ehelichen. Dudith war sich dessen vollkommen bewußt, daß er hierdurch mit seiner ganzen Vergangenheit brach, weshalb er sofort auf seine Bisthümer verzichtete und in Polen als Privatmann zu leben beschloß. In der katholischen Welt hörte man natürlich von dem kaum für möglich gehaltenen Schritte des in den weitesten Kreisen hochangesehenen Prälaten mit Bestürzung; aber während Dudith zu Rom im Bilde verbrannt wurde, richtete sich derselbe in der Umgegend von Krakau, wo er sich niederließ, ganz behaglich ein und gewann alsbald einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten des polnischen Königreichs.

Dabei war für ihn freilich die Frage, welcher Kirchengemeinschaft er sich anzuschließen habe, noch lange nicht entschieden. Seine Gattin war allerdings eine Reformirte, und mit ihr besuchte er auch die Gottesdienste der reformirten

Gemeinde zu Krakau. Aber in der protestantischen Umgebung, in welcher er lebte, war ja die Controverse, ob der Unitarismus oder der Trinitarismus das eigentlich evangelische Bekenntniß sei, noch keineswegs definitiv erledigt, und diese Frage trat daher mit ihrem vollen Ernste jetzt auch an ihn, den damals vorzugsweise mit mathematischen Studien beschäftigten, fein gebildeten Denker heran.

Anfangs fand nun Dudith, wie ein Brief desselben vom 9. April 1568 an Maximilian beweist, die unitarische Lehre sehr bedenklich. Meinte er doch, daß die Unitarier nur noch einen Schritt zu thun hätten, um im Muhamedanismus anzugelangen! Kaum hatte daher Threcius von dem, was mit Dudith vorgegangen war, gehört, als ihn auch sofort der Gedanke beschäftigte, daß Dudith wohl für die reformirte Kirche gewonnen werden und vielleicht eine Säule derselben in Polen abgeben könnte. Indessen wußte er, daß Dudith hierzu in angemessener Weise angeregt werden mußte. Threcius stellte ihm daher vor, wie glücklich sich Herr von Beza, der gefeierte Kirchenlehrer zu Genf, schätzen würde, wenn es demselben gelänge, seine Bekanntschaft zu machen. Auch hob er hervor, daß eine Verbindung mit Beza ihm sofort den wirksamsten Einfluß in der reformirten Kirche sichern würde; und um die Anknüpfung des Verhältnisses zu erleichtern, erbot sich Threcius selbst nach Genf zu reisen.

Dudith fand das ihm vorgelegte Project ganz passend und practisch und eröffnete seinen Verkehr mit Beza gerade so, wie es dem Manne von hoher politischer und gesellschaftlicher Stellung gegenüber dem angesehenen Gelehrten nahe lag. Er gab Threcius die Briefe, welche er wegen seiner Verehelichung an den Kaiser Maximilian geschrieben hatte, sowie die (dieselbe schließlich concedirenden) Antwortschreiben des Kaisers mit, indem er bemerkte, daß er dieselben zu Beza's Verfügung stelle. So wünschte er durch Beza in die protestantische Gelehrtenwelt gewissermaßen eingeführt und derselben empfohlen zu werden. Beza entsprach auch den Wünschen Dudiths, indem er einen Dialog zwischen sich und Threcius, in welchen er die ihm behändigten Briefschaften verwebte, zu Ehren Dudiths ausarbeitete. Indessen unterblieb der Druck des Dialogs weil Maximilian, bei welchem Dudith schon gerühmt hatte, wie erfreut Beza über diese Correspondenz sei, dringend bat, daß ihm Dudith keine Verlegenheit bereiten möchte*). Gleichzeitig übersandte Beza dem vorhinnigen Bischof die Dedication der zweiten Ausgabe seiner Juvenilia, welche eben die Presse verlassen hatte, mit einem begleitenden Schreiben, worin er ihn wegen seines Austritts aus der römischen Kirche beglückwünschte. — Auch die Züricher Theologen, Johann Wolff und Josias Simler fanden es, von Threcius dazu angeregt, angemessen, Dudith brieflich zu begrüßen. Dieser dankte Beza auf's

*) Beza's Dialog ist daher nur handschriftlich in der Gothaer Hofbibliothek vorhanden. Indessen wurde die Correspondenz Maximilians und Dudiths späterhin durch die Socinianer veröffentlicht.

Höflichste für die ihm übersandten Gedichte, verehrte auch demselben als Andenken an ihn einen goldnen Becher; allein die Correspondenz, welche nun zwischen Dudith und Beza (in den Jahren 1569 und 1570) begann, führte vorläufig doch nicht zu dem Ziele, welches dieser dabei im Auge hatte. Beza und die Züricher sprachen wiederholt den Wunsch aus, daß Dudith sich nun entschieden der reformirten Kirche anschließen möchte; allein Dudith erklärte, daß sowohl der innere Hader, welcher die einzelnen Theile der evangelischen Kirche mit einander entzweie, als auch die an dem Schicksal eines Servet, Gentile, Lasl und Anderer hervorgetretene Verfolgssucht, durch welche sich die Evangelische den Päpstlichen ganz gleich stellten, es ihm unmöglich mache, zu einer sicheren Beantwortung der Frage, wo denn die wahre Kirche sei, zu gelangen. Kurz darauf, in einem Briefe an Beza vom 1. August 1570, sprach es sodann Dudith ganz offen aus, daß es eigentlich die inzwischen in ihm erwachte Zweifel an der Trinitätslehre wären, welche es ihm unmöglich machten, der Aufforderung Beza's zu folgen. Dudith schrieb an Beza, daß er bereits für ihn einen Aufsatz ausgearbeitet, worin er seine Bedenken gegen die Trinitätslehre dargelegt habe, und daß er ihm diesen Aufsatz zusenden wolle, sobald er Beza's Beantwortung dieses Briefes erhalten haben werde.

Indessen bekam Beza diesen Aufsatz nicht zu sehen, weil er Dudith Schreiben unbeantwortet ließ. Threcius, den die Wahrnehmung, daß Dudith „täglich mehr arianisire" und dem unitarischen Unwesen in Polen den größten Vorschub leiste, mit Erbitterung erfüllte, hatte es veranlaßt, daß Beza allen Verkehr mit Dudith abzubrechen sich entschloß. Als nämlich der Prediger Petrus Melius zu Debreczyn, ein Hauptgegner des Unitarismus eine gegen denselben gerichtete Streitschrift mit der Bitte, deren Veröffentlichung zu bewirken, an Dudith gesandt hatte, antwortete dieser, der mit Streitschriften durchaus nicht behelligt sein wollte und außerdem es dem Threcius nicht verzeihen konnte, daß er ihm Beza's Herz entfremdet hatte (30. Januar 1571), so barsch, daß Threcius und Melius an Beza die bestimmte Aufforderung ergehn ließen, allen ferneren Briefwechsel mit Dudith einzustellen. Beza sah ein, daß er sich zwei treue Freunde entfremden würde, wenn er der mehr als unsichern Hoffnung, durch fortgesetzten brieflichen Verkehr mit Dudith diesen endlich zum entschiednen Bekenntniß der evangelischen Wahrheit zu vermögen, sich hingeben wollte, und ließ daher die letzte Zuschrift Dudiths unbeantwortet. Allerdings kam Dudith schon im Jahre 1573 von seinem Unitarismus ab und erklärte sich entschieden für die orthodoxe Lehre und Beza erneuerte daher, als er im Jahre 1576 seine Gedichte auf's Neue herausgab, seine Dedication an Dudith, wobei er über den vorgekommenen Abbruch seiner Beziehungen zu demselben in sehr vorsichtiger Weise hinwegging, und andrerseits unterließ es Dudith bei keiner Veranlassung, die sich ihm darbot, seine größte Hochachtung vor Beza auszusprechen; aber Beza's Verkehr mit demselben hatte doch ein für allemal ein Ende.

§ 4.

Beza's fernerer Verkehr mit dem protestantischen Frankreich. — Neue Controversen.

Inzwischen blieb Beza mit dem reformirten Frankreich fortwährend in dem lebhaftesten Verkehr, der auch für sein liebes Genf in schwerer, gefahrdrohender Zeit ein großer Trost werden sollte. Herzog Alba, dessen Name schon Schrecken erregend geworden war, näherte sich auf einem Durchmarsche mit seinen wilden Schaaren dem Weichbilde von Genf und man wußte hier, daß der Herzog von Savoyen durch Alba seine nie aufgegebenen Ansprüche auf Genf durchzusetzen gedachte. Eiligst mußte daher Beza die ihm befreundeten Hugenottenhäupter, insbesondere den Prinzen Condé und den Admiral im Namen der Stadt Genf von der Gefahr unterrichten, welche derselben drohte und sie mit angemessener Erinnerung an die guten Dienste, welche Genf durch Beza den Hugenotten geleistet habe, um deren schleunigste Hilfe angehen. Die Gefahr ging vorüber, da Alba mit seinem Durchmarsche Eile hatte. Die Hülfe der Hugenotten that also nicht nöthig; vielmehr wurde Genf alsbald eine Zufluchtsstätte für viele Hunderte von Hugenotten, welche in Elend und Jammer daselbst ankamen. Denn im Jahre 1567 war in Frankreich die Fackel des Religionskrieges wieder entzündet, das Abschlachten der Hugenotten hatte abermals seinen Anfang genommen, und diejenigen, welche dem Schwerte der wilden katholischen Rotten zu entrinnen vermochten, kannten keine gastlichere Zufluchtsstätte als Genf, wo sie massenweise zusammenströmten. Aber die Mehrzahl der Flüchtlinge hatte nichts als das nackte Leben gerettet und bedurfte daher zur Linderung ihrer entsetzlichen Noth einer ganz außerordentlichen Unterstützung. Da zeigte es sich, mit welcher Treue und Hingabe Beza die Noth und Sorge der Brüder auf dem eigenen Herzen trug. Nach allen Seiten hin wendete sich Beza hülferufend und um Gaben für die unglücklichen Flüchtlinge bittend, für welche er in Folge dessen reichliche Spenden aus England, Holland, aus der Schweiz und aus anderen Landen zusammenbrachte; und als, nachdem im Anfange des Jahres 1568 ein scheinbarer Friede geschlossen war, im Herbste desselben Jahres der Religionskrieg abermals in Frankreich entbrannte und Genf abermals die Massen heimatlos gewordener Glaubensbrüder in seinen Mauern zusammenströmen sah, war es wiederum vorzugsweise die eindringliche Fürbitte Beza's, welche denselben Hülfe und Erleichterung verschaffte. Genf ordnete zwei Bevollmächtigte ab, den Diaconus Joh. Bädus zu Genf und den Diaconus Bassan zu Lyon, welche mit einem Empfehlungsschreiben Beza's versehen, die Nachbarn, insbesondere die Berner, um Hülfe angehen sollten. Nach England und Holland hin wendete sich Beza mit derselben Bitte unmittelbar; und wiederum hatte derselbe die Freude, seine Bemühungen von dem glücklichsten Erfolge gekrönt zu sehen.

Kaum war aber der Krieg im Jahre 1568 beendigt, als die Kirche de
Hugenotten durch die bedenklichsten Bewegungen in ihrem Innern beunruhig
wurde.

Die reformirten Gemeinden Frankreichs hatten ihre Gemeinschaft gena
nach der Genfer Kirchenverfassung als dem Muster eines wahrhaft apostol
schen Kirchenwesens organisirt. Jede einzelne Gemeinde wurde von einem au
Predigern, Aeltesten und Diaconen bestehenden Consistorium geleitet. De
Diaconen lag es ob, die Armen- und Krankenpflege und die Katechisatione
in den Häusern zu besorgen, während die Aeltesten die Gemeinde disciplina
risch zu beaufsichtigen hatten. Außerdem stand dem Consistorium das Rech
zu, im Verein mit zwei oder drei anderen Consistorien sich seine Prediger z
wählen. Wurde die Wahl von der Gemeinde beanstandet, so hatte die Pro
vinzialsynode über dieselbe zu entscheiden. Den Vorsitz im Consistorium führt
der Prediger. — Die nächsthöhere kirchliche Behörde war das „Colloquium
oder die „Klasse," d. h. der Convent mehrer benachbarter Consistorien. I
allen die Mitglieder eines Consistoriums betreffenden Sachen war die Klass
erste, in allen anderen disciplinarischen Sachen zweite oder Apell-Instanz
Den Klassen-Conventen übergeordnet waren die jährlich ein- oder zweimal
zusammentretenden Provinzialsynoden, d. h. die Synoden der sechszehn Kir
chenprovinzen, in welche das evangelische Frankreich eingetheilt war; und an
der Spitze der ganzen Kirchenverwaltung stand die Nationalsynode.

Der Krieg hatte jedoch diese treffliche Organisation der Kirche mannig-
fach gestört; der ganze Bau der Kirche war in seinen Fugen erschüttert und
die Disciplin erschlafft.

Aber die Herstellung der kirchlichen Verfassung und Zucht war eine Lebens-
bedingung der Kirche, weshalb die fromme und erleuchtete Königin von Navarra
alsbald gerade hierauf ihr eifrigstes Bestreben gerichtet sein ließ. Eine nach
la Rochelle einberufene Nationalsynode, an welcher sie selbst mit ihrem jugend-
lichen Prinzen Heinrich, sowie mit dem Sohne des Prinzen Condé Theil zu
nehmen beabsichtigte, sollte diese hochwichtige Angelegenheit der Kirche erledigen.
Das Moderamen der Synode gedachte sie in die Hände Beza's zu legen,
weshalb sie die Genfer Herren bitten ließ, Beza nach la Rochelle zu beurlauben.
Allein Beza konnte sich nicht entschließen, dem Rufe der Königin zu folgen.
Die Erinnerung an die ebenso fruchtlose als mühselige Zeit, welche er in Frank
reich verlebt hatte, war noch zu bitter. Statt Beza's wurden daher Nicolaus
Gallars und Anton Chanday nach la Rochelle abgeordnet.

Viele Abgeordnete waren bereits versammelt, als die beiden Genfer i
la Rochelle eintrafen. Aber beide überzeugten sich auch sofort, daß die dem
nächstigen Verhandlungen zu keinem Ziele führen würden. Denn bereits hatt
sich eine zahlreiche Partei gebildet, welche unter der Führung des (uns scho
bekannt gewordenen) Pariser Predigers Johann Moreili und des berühm
ten Philosophen Peter Ramus (Ramée) geradezu die Niederreißung de

bestehenden Kirchenverfassung und die Beseitigung der Kirchenzucht anstrebte, um an deren Stelle eine neue Verfassung in der Weise des deutsch-schweizerischen Kirchenwesens aufzurichten. Wollte man diese Partei unschädlich machen, so war dies, das sahen auch die beiden Genfer ein, nur dadurch möglich, daß man die Auctorität Beza's gegen sie in die Schranken führte. Eiligst (März 1571) wurde daher eine zweite noch dringendere Einladung an Beza erlassen, der es jetzt allerdings als eine Pflicht erkannte, dem Rufe nach Frankreich Gehör zu geben.

Am 2. April 1571 ward die Synode (die siebente Nationalsynode der französisch-reformirten Kirche) eröffnet. Den Vorsitz führte Beza; der Prediger Nicolaus des Gallars war Schriftführer. Außer den deputirten Predigern und Aeltesten waren anwesend die Königin Johanne von Navarra, deren Prinz Heinrich und Prinz Heinrich von Condé, der Graf Ludwig von Nassau und der Admiral Coligny*). Die Verhandlungen dauerten neun Tage. Die Forderung, daß, mit Zurückdrängung der kirchenregimentlichen Auctorität des Predigtamtes die bürgerliche Obrigkeit als Haupt der Kirche anerkannt werde, wurde energisch zurückgewiesen. Beza ward beauftragt, in diesem Sinne die von dem Prediger von Bourdeaux aufgestellten und auf der Synode zur Klage gebrachten Artikel, in welchen eine fundamentale Umgestaltung der Kirchenverfassung gefordert wurde, schriftlich zu widerlegen. Sodann erklärte sich die Synode auf das Bestimmteste gegen die unitarische Häresie, über deren Umsichgreifen in Polen und Siebenbürgen Beza berichtet hatte, und sprach den Wunsch und die Hoffnung aus, daß alle Prediger, Aeltesten und Diaconen der französisch-reformirten Kirche ihre Gemeinden vor dieser Ketzerei nach Kräften behüten möchten.

Die Durchlesung der französischen Confession, welche die Synode vornahm, führte auch zur Aufstellung einer genaueren authentischen Erläuterung des Art. 36. derselben, die Lehre vom Abendmahle betreffend. Indem man nämlich beschloß, daß die Worte dieses Artikel „Nous confessons, que la sainte cène nous est temoignage d e l'u n i t é, que nous avons avec Jesus Christ" zu verändern wären in „— que la sainte cène nous est temoignage d e l'u n i o n etc." wurde zugleich zur Erläuterung des ganzen Artikels erklärt: „Es ist beschlossen worden, daß die Synode, unsre Confession billigend, die Meinung derer verwirft, welche das in diesem Artikel enthaltne Wort S u b s t a n z nicht billigen wollen: unter welchem Worte die Synode nicht irgend eine fleischliche und grobe, auf die Materie des Leibes bezügliche Verbindung, Vermischung, Veränderung oder Verwandlung irgend welcher Art, sondern eine wahre, absolut innige und geistige Verbindung versteht, durch welche dergestalt Jesus Christus selbst unser, und wir sein Eigen-

*) Die Akten der Synode s. bei A y m o n, Tous les synodes nationaux des églises reformées de France, T. I. p. 98 ff.

thum werden, daß es für den Leib keine, weder natürliche noch künstliche Ver-
bindung giebt, die so enge wäre; welche gleichwohl nicht darauf hinausläuft
daß seine Substanz oder Person, mit unsern Personen verbunden, daraus
irgend eine dritte Person oder Substanz bilde, sondern nur daß seine Kraft
und das in ihm für die Menschen vorhandne Heilsgut uns durch dieses Mitt
auf das Innigste geschenkt und mitgetheilt werde. Deshalb sind wir nicht de
Meinung derer, welche sagen, daß wir allein seiner Verdienste und de
Gaben theilhaftig werden, welche er uns durch seinen Geist mittheil
ohne daß er selbst unser geworden sei: vielmehr verehren wir dieses groß
übernatürliche und unbegreifliche Geheimniß der realen und erfolgreichsten (trè
efficace) Wirksamkeit Jesu Christi in uns, wie es der Apostel Paulus i
seinem Briefe an die Epheser bezeugt. Wir glauben also demgemäß, daß w
des für uns in den Tod gegebenen (livré) Leibes Jesu Christi und sein
für uns vergossenen Blutes theilhaftig geworden sind und daß wir sin
Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein, indem wir ihn und m
ihm alle seine Gaben in uns aufnehmen, ihn der mittels des Glaubens
uns eingepflanzt ist durch die wirksame und unbegreifliche Kraft des heilig
Geistes."

Allein dieser Beschluß der Synode*) gab denen, welche die Lehre vo
der substantiellen Mittheilung des Leibes Christi im Abendmahle verwarfe
die erwünschtesten Mittel an die Hand, ihre gegen die Genfer Institution
gerichteten Wühlereien in noch weiteren Kreisen fortzusetzen. Insbesondre l
mühte sich Ramée noch vor dem Zusammentritt der nächsten Nationalsyno
seinen Anhang thunlichst zu verstärken.

Durch den Krieg aus Paris vertrieben war Ramée, der sich bereits de
Ruhm eines scharfsinnigen Gegners des Aristoteles erworben und eine eig
philosophische Schule gegründet hatte, nach Zürich gekommen, wo er bei Bu

*) Von den übrigen Beschlüssen der Synode wird hier abgesehen. Nur ve
dienen noch folgende Decrete derselben hervorgehoben zu werden: „Art. II
Da unser Glaubensbekenntnis in verschiedner Weise gedruckt ist, so erklä
die Synode diejenige Ausgabe für das wahre Glaubensbekenntnis unser
reformirten Kirchen Frankreichs, welches mit den Worten beginnt „Nou
croyons, qu'il n'y a qu' un seul Dieu, welche Confession von der erste
Nationalsynode zu Paris am 25. Mai 1559 redigirt ist." (Hiernach i
also der von Niemeyer in der Collectio confess. eccles. refor
S. 313 ff. gegebene Text, welcher mit den Worten beginnt: Nous croyo
et confessons, qu'il y a un seul Dieu," nicht authentisch.) — „Art. VII
Nachdem die Lesung des Glaubensbekenntnisses beendigt war, hat man b
schlossen, daß davon drei Copieen desselben ohne einigen Zusatz auf Perg
ment angefertigt, von denen das eine in dieser Stadt la Rochelle, das a
dere in Bern, das dritte zu Genf aufbewahrt und daß sie alle drei vo
den Predigern und Aeltesten dieses Königreichs signirt und daß auch l
Königin von Navarra, die Prinzen von Navarra und Condé und die a
deren Herren um Unterzeichnung derselben angegangen werden sollten

linger und dessen Freunden die gastlichste Aufnahme fand. Da nun für Ramée die Aussicht auf eine baldige Rückkehr nach Paris mehr und mehr schwand, so erwachte in ihm der Wunsch, eine Professur an der Academie zu Genf übertragen zu erhalten. An Beza selbst in dieser Sache sich zu wenden, konnte sich indessen Ramée nicht entschließen, weil er wußte, daß sich Beza als entschiedener Aristoteliker über seine Philosophie ungünstig ausgesprochen hatte. Ramée suchte daher auf anderem Wege in Genf zum Ziele zu kommen. Das aber verdroß Beza, der nicht wünschte, daß Ramée ihm darum, weil er sich nicht zu seiner Philosophie bekannte, mit Mißtrauen ansehen möchte. Beza schrieb ihm daher: es sei ihm sehr leid, daß er sich in seiner Sache nicht lieber an ihn als an jeden anderen gewendet habe; nicht als ob er, wie die ehrsüchtigen Leute, um Alles gebeten sein wolle, sondern weil er aus dem Umstande, daß Ramée ihn umgangen habe, ersehe, daß dieser von ihm weniger freundschaftlich denke, als er von ihm. Allerdings sei er in manchen Punkten nicht der Meinung des Ramée, aber er schätze an ihm viele gute Eigenschaften, insbesondre seine Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit, und es würde ihm daher ein Vergnügen sein, ihm zu dienen, indem er der Genfer Academie Dienste leiste. Indessen sei keine Professur an der Acadamie vacant, und wenn auch ein Lehrstuhl erledigt werde, so sollte in Genf doch nur Aristotelische Philosophie vorgetragen werden. Wollte jedoch Ramée ohne Gehalt in Genf leben, so würde man ihn mit offenen Armen aufnehmen.

Indessen verfehlten Beza's Worte des beabsichtigten Eindrucks. Ramée konnte es ihm nun einmal nicht verzeihen, daß er die Bedeutung seiner neuen Philosophie nicht anerkennen wollte und suchte daher gerade jetzt dem Ansehn und den Bestrebungen Beza's, wo er nur konnte, entgegenzuarbeiten. Daher schrieb Ramée sogar an die Prediger zu Zürich und suchte denselben die Genfer Kircheninstitutionen nebenbei auch dadurch zu verdächtigen, daß er sie darauf hinwies, wie durch den Beschluß der Synode zu la Rochelle auch die Züricher Kirche anathematisirt sei.

Allerdings sah Bullinger ein, daß es für die ganze Kirche verderblich sein würde, wenn man den aufreizenden Einflüsterungen Ramée's Gehör geben wollte, weshalb er demselben zu verstehn gab, daß die von ihm gewünschte Disciplin der Verfassung, welche die Anabaptisten und Schwärmer ihren Kirchen gegeben hätten, sehr ähnlich sei, und ihn außerdem beschwor, nicht etwa wegen der Abendmahlslehre die Vorgänge, welche in Sachsen eine so trostlose Verwirrung verursacht hätten, auch in Frankreich herbeiführen zu wollen. In einem ganz anderen Tone schrieb dagegen Bullinger an Beza selbst, indem er ihn mit den härtesten Ausdrücken darüber anließ, daß er dieses Verdammungsurtheil nicht allein gebilligt, sondern dasselbe auch in dem Schreiben, welches die Synode an die Schweizer erlassen, gar nicht erwähnt und mit keiner Sylbe erläutert hätte, da man doch die Schweizer zur Beschickung der Synode eingeladen habe und diese nur durch politische Verhältnisse abgehalten wären,

der Einladung zu folgen, sie aber im Vertrauen auf Beza zu Allem, was di Synode beschließen würde, im Voraus ihre Zustimmung ausgesprochen hätten

Mit tiefem Schmerze sah Beza', daß der alte Verdruß wegen de Abendmahlslehre von Neuem angeregt war, und er mußte befürchten, daß wenn die noch schwebende Streitfrage wegen der Disciplin hinzukomme hieraus leicht die ärgerlichsten Zerwürfnisse und Spaltungen hervorgehen könnten. Eiligst schrieb er daher an Bullinger zurück: Er und die anderen Synodalmitglieder hätten nicht im Entferntesten beabsichtigt, durch den Canon, nach welchem alle Diejenigen, die den Gebrauch des Wortes „substanziell" in der Abendmahlslehre nicht dulden wollten, als excommunizirt zu betrachten wären, auch die Züricher zu verdammen, da man ja mit denselben sich jederzeit einer vollkommenen Bekenntnißeinhelligkeit erfreut habe. Di Synode habe mit diesem Canon nur gewisse französische Kirchen gemeint welche unter dem Leibe und Blute Christi nur die Wirkung (energiam) d. h den Erfolg statt der Sache selbst verstehen wollten. Was das Wort „Substanz" betreffe, so verdammten die Brüder, welche an der Synode Theil genommen hatten, die Lehre von der körperlichen Gegenwart Christi im Abendmahle gradeso wie die Schweizer. Weil man ihnen aber immer vorwerfe daß sie die wirkliche Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi leugneten so hätten sie sich das Wort Substanz angeeignet: nicht als ob hier von eine Sache geredet werde, die dadurch gegenwärtig sei, daß sie an einem Ort liege, sondern als von einer Wohlthat, die Gott mit dem Abendmahle verbinde. Außerdem sei ja in den Akten der Synode eine bestimmte Erklärung des Ausdrucks hinzugefügt, weshalb man gar nicht zu fürchten habe, da hierdurch wie durch ein Hinterthürchen das Unding der Lehre von der räumlichen Verbindung des Leibes Christi mit dem Brot (μετουσία) und der Brotverwandlung in die Kirche sich wieder einschleiche."

Allein alle diese Vorstellungen wollten bei Bullinger nicht verfangen, indem derselbe auf das Bestimmteste darauf bestand, daß das Wort „substanziell" aus dem Bekenntniß gestrichen würde. Für Beza blieb daher nichts Anderes übrig, als die Sache der nächsten Nationalsynode zur nochmaligen Discussion vorzulegen, indem er zugleich erklärte, daß er an dieser Synode nicht als Vorsitzender, sondern nur als Mitglied Theil nehmen werde, damit die Gegner, Ramus und Morelli, deren Schriften und Argumente auf der Synode zur Untersuchung kommen würden, sich um so freier und ungehinderter bewegen könnten. Indessen vermochte Beza die wieder auf's Höchste gereizten Züricher auch hiermit nicht zufrieden zu stellen. Denn als er sie eingeladen hatte, Bevollmächtigte nach Nimes zu schicken, wo dieselben ihre Beschwerden vorbringen könnten, antwortete Bullinger in einem an die Synode zu Nimes gerichteten Schreiben: Man werde von Zürich aus die Synode nicht beschicken, denn es sei ja genug, daß die Kirchen beiderseits ihre Uebereinstimmung ein für allemal ausgesprochen hätten. Das Veranstalten häufige

Versammlungen, das Aufstellen neuer Lehrsätze, das Aendern am Alten scheine ihnen die Ordnung der Kirche mehr zu zerstören als zu fördern. Die treue Predigt des Wortes sei die Hauptsache, weßhalb man die Irrenden lieber freundlich ermahnen, als die Gläubigen mit vielen Gesetzen und Vorschriften beschweren sollte. Eben darum wollten sie die Franzosen nur daran erinnern, daß man allewege auf die apostolische Kircheneinrichtung zurücksehen, und mit Bannflüchen nicht so freigebig sein möchte, weil es sonst den Anschein gewinne, daß die neuen Kirchen mehr fluchten als segneten. Dadurch werde aber weiter nichts bewirkt, als daß Viele abgeschreckt würden, zu ihnen überzutreten, oder von ihnen wieder abfielen. Die wahre Abhülfe gegen die Unruhen scheine man in Frankreich nicht zu kennen. Dasselbe sei Sanftmuth und Duldung der Irrenden, weshalb man nur Diejenigen, welche die Hauptartikel der Lehre leugneten, verdammen sollte. — Hierauf auf die Hauptsache übergehend, fuhr Bullinger fort: „Um euch aber nichts zu verhehlen, theuere Brüder, so habt ihr auf der Synode zu la Rochelle Diejenigen aus euerer Gemeinschaft ausgestoßen und verdammt, welche in der Lehre vom Abendmahle des Herrn den Ausdruck Substanz nicht dulden wollen, d. h. Diejenigen, welche leugnen, daß in der Handlung des heiligen Mahles der Leib und das Blut Christi substanziell vorhanden sei und empfangen werde. Da hättet ihr doch bedenken sollen, daß wir, eure Brüder und Glaubensgenossen, eben jener Meinung sind, die wir auch in unserem Glaubensbekenntniß ausdrücklich erklärt und erst unlängst in unsrer Antwort auf Brenzens Testament wiederholt haben. Da aber der berühmte Mann, Herr Beza, mit der Genfer Kirche dieß Glaubensbekenntniß unterschrieben hat und auch ihr dasselbe billigt; endlich: da wir vor Allen frei sagen, daß die französischen und schweizerischen Kirchen ein und dasselbe Bekenntniß haben, so ist es uns sehr auffallend, daß euch eine solche Verdammung hat entwischen können. Wir wissen recht wohl, wie ihr das Wort Substanz erklärt, aber unsre gemeinschaftlichen Gegner, auf die wir hierbei doch auch Rücksicht nehmen müssen, achten auf diese Erklärung nicht, sondern halten sich blos an das Wort; und indem sie blos auf die Verdammung oder Verwerfung Rücksicht nehmen, verkündigen sie mit großem Geschrei: daß ihr von uns abweicht und daß wir von euch verdammt wären, und daß der Herr auf diese Weise die Sprache derer verwirre, die das neue Babylon baueten. Wir wünschen aber, daß keine Spur von Zwietracht zwischen uns bleiben möge (wie wir denn auch hoffen, daß keine vorhanden ist), damit auch unsre Gegner und Feinde uns unter keinem Vorwande Zwietracht vorwerfen können. Auch zweifeln wir an eurer Aufrichtigkeit und Rechtlichkeit nicht, daß ihr nämlich nicht ernstlich denselben Vorsatz wie wir habt und deßwegen aufmerksam betrachten werdet, wie diese Wunde verbunden und geheilt werden könne."

Aber die Zuschrift der Züricher machte auf die Synode zu Nimes, welche am 6. Mai 1572 eröffent wurde, den unangenehmsten Eindruck.

Denn man sah dieselbe gradezu als eine Antastung der kirchlichen Leh
oder als eine Mißbilligung des Eifers für Reinhaltung derselben an u
es hielt Beza schwer, die aufgeregten Gemüther einigermaßen zu besänftige
Indessen gelang es ihm endlich, eine ruhigere Erwägung der Sache herbeiz
führen, infolge deren beschlossen wurde, zu dem Canon „die Synode verwe
die Meinung derer, welche das Wort Substanz in dem Sinne, in welche
es in dem 36. Artikel dieser Confession enthalten ist, nicht annehmen", d
Satz hinzuzufügen: „Die Synode behält den Ausdruck Substanz zwar b
jedoch ohne allen Nachtheil der fremden Kirchen, welche aus gewissen U
sachen diesen Ausdruck nicht gebrauchen". — Beza theilte diese Erkläru
den Schweizern mit; aber es dauerte lange, bis sich die Erbitterung derselb
gegen die französischen Reformirten legte.

Die von Ramus und Morelli angeregte Streitfrage wurde von d
Synode zur größten Freude Beza's ganz so aufgefaßt, wie dieser es wünsch
Beide waren, vielleicht weil sie eine Ahnung von dem Ausgang der Synode
berathung hatten, in Nimes nicht erschienen; indessen wurde die Angelege
heit nichtsdestoweniger mit großer Sorgfalt behandelt, indem die Syno
alle von Ramus und Morelli in Betreff derselben verfaßten Schriften fi
vorlesen ließ, wobei es jedem Mitglied der Synode frei stand, sofort sei
Bemerkungen vorzutragen. Die Vorlesungen dauerten sieben volle Tage vo
frühen Morgen bis zum späten Abend. Aber schließlich wurde von den Ve
sammelten fast einstimmig erklärt, daß man durch die vorgelesenen Schrift
von der Zweckmäßigkeit der in denselben empfohlenen Einrichtungen nic
überzeugt worden sei und daß man daher die bestehenden Institutionen fe
zuhalten habe*).

§ 5.

Die Bartholomäusnacht.

Inzwischen konnte es dem Auge Beza's nicht entgehen, daß sich in Frank
reich verhängnißvolle Veränderungen der Dinge vorbereiteten. Die Königi
von Navarra, der Trost und die Hoffnung aller Evangelischen im Reiche starb
Beza, der sich ihren Freund nennen durfte, hatte sie auf der Synode zu l
Rochelle zum letzten Male gesehen. Die Hoffnung der Evangelischen ruh
nun noch ganz auf dem noch jugendlichen Sohne derselben, dem nachherige
Könige Heinrich IV. Würde dieser sich von den Netzen, die ihm gestel
wurden, umgarnen und dem Evangelium abwendig machen lassen, dan
hatte der Protestantismus, darüber konnte kein Zweifel sein, in Frankrei
keine Stütze mehr. Mit Bestürzung hörte daher Beza eines Tages die Nach
richt, daß man damit umgehe, den jungen König von Bearn mit einer kathe

*) Vergl. die Beschlüsse der Synode bei Aymon, I, S. 112 ff.

lischen Prinzessin zu vermählen. Die Besorgnisse, welche er gehegt hatte, schienen also wirklich in Erfüllung zu gehen. Da durfte Der, welchen sich Gott zu einem Hüter und Anwalt seines Evangeliums erweckt hatte, und der Jahre lang der treue Freund und geistliche Berather der Mutter des Prinzen gewesen war, unmöglich schweigen. Beza sandte daher an König Heinrich ein Schreiben, worin er ihn so recht als im Namen des Herrn und als sein geistlicher Vater ermahnend, warnend und weissagend anredete. Der (in lateinischer Sprache verfaßte) Brief lautete:

„Allergnädigster König! Es ist das Zeichen eines hochsinnigen Charakters, Widerwärtigkeiten nicht zu erliegen, sondern ihnen zu widerstehn und, durch sie zum Streben nach Ruhm angespornt, um den Sieg zu ringen. Da nun Gott Ihnen diese Kraft eines hochherzigen Gemüthes geschenkt hat, und Sie von Jugend auf zu allen Tugenden anleitete; da er Sie sogar auch in der Lehre seines Glaubens unterrichtete, zu welchem Glauben er zumeist auch den Geist der Beständigkeit hinzufügt, wodurch gerade das Schwächste stark und unbesiegbar gemacht wird, so leben wir der frohen Hoffnung, daß das Unglück (der Tod der Mutter), welches neulich Sie und die ganze Kirche schwer betroffen hat, Sie und die Kirche doch keines Wegs niederwerfen, sondern vielmehr die Ihnen von Gott verliehene Stärke und Standhaftigkeit Ihres Gemüths an den Tag bringen wird. Indessen konnte ich doch, da mir Gott dieses Amt übertragen und mich mit dem Dienst der Kirche betraut hat, nicht ermangeln (zumal ich von der allergnädigsten Königin, Ihrer Mutter, wie Sie wissen, unter ihre Schützlinge gerechnet ward), Sie im Namen Christi, der Sie von Ihrer Jugend zu seinem Dienste ausersah, zu bitten und zu beschwören, daß Sie tapfer, muthig und beständig in diesem heiligsten Beginnen fortfahren und die schon begonnene Laufbahn vollenden, als deren Ziel Ihnen unsterblicher Ruhm sowohl vor Gott als vor dem Menschen winkt. Vor Allem müssen Sie darnach trachten, Vorsicht und Klugheit zu bethätigen, und nie vergessen, daß vor allen andern Königen und Fürsten, die jetzt auf Erden herrschen, der Satan Ihnen ganz besonders nachstellt. Denn er weiß recht gut, wie viel ihm daran gelegen sein muß, Sie von der begonnenen Laufbahn und der erkannten Lehre abzubringen. Zugleich müssen Sie beherzigen, was Sie ja schon, meine ich, etliche Male erfahren haben, wie viele Boten und Diener jener Feind hat, mit deren Hülfe er Sie uns entfremden und allmählich verderben möchte. Sie werden sogar sehr klug handeln, wenn Sie sich vorsehen, daß er sich nicht Ihrer eignen Hülfe zur Erreichung seiner Absichten bedient. Denn sowohl Ihr Alter, als auch der Glanz Ihrer Stellung und Ihre Majestät selbst müssen Ihnen alles in verdächtigem Lichte erscheinen lassen, damit Ihnen nicht vielleicht dasselbe begegne, was so vielen Andern schon begegnet ist, — welches Unheil Gott nach seiner Barmherzigkeit von Ihnen und von uns Allen abwenden möge! Die Welt ist jetzt so schlecht, daß von denen, welche die wahre Religion wieder verlassen,

Denn man sah dieselbe gradezu als eine Antastung der kirchlichen Lehre oder als eine Mißbilligung des Eifers für Reinhaltung derselben an und es hielt Beza schwer, die aufgeregten Gemüther einigermaßen zu besänftigen. Indessen gelang es ihm endlich, eine ruhigere Erwägung der Sache herbeizuführen, infolge deren beschlossen wurde, zu dem Canon „die Synode verwirft die Meinung derer, welche das Wort Substanz in dem Sinne, in welchem es in dem 36. Artikel dieser Confession enthalten ist, nicht annehmen", den Satz hinzuzufügen: „Die Synode behält den Ausdruck Substanz zwar bei, jedoch ohne allen Nachtheil der fremden Kirchen, welche aus gewissen Ursachen diesen Ausdruck nicht gebrauchen". — Beza theilte diese Erklärung den Schweizern mit; aber es dauerte lange, bis sich die Erbitterung derselben gegen die französischen Reformirten legte.

Die von Ramus und Morelli angeregte Streitfrage wurde von der Synode zur größten Freude Beza's ganz so aufgefaßt, wie dieser es wünschte. Beide waren, vielleicht weil sie eine Ahnung von dem Ausgang der Synodalberathung hatten, in Nimes nicht erschienen; indessen wurde die Angelegenheit nichtsdestoweniger mit großer Sorgfalt behandelt, indem die Synode alle von Ramus und Morelli in Betreff derselben verfaßten Schriften sich vorlesen ließ, wobei es jedem Mitglied der Synode frei stand, sofort seine Bemerkungen vorzutragen. Die Vorlesungen dauerten sieben volle Tage vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Aber schließlich wurde von den Versammelten fast einstimmig erklärt, daß man durch die vorgelesenen Schriften von der Zweckmäßigkeit der in demselben empfohlenen Einrichtungen nicht überzeugt worden sei und daß man daher die bestehenden Institutionen festzuhalten habe*).

§ 5.

Die Bartholomäusnacht.

Inzwischen konnte es dem Auge Beza's nicht entgehen, daß sich in Frankreich verhängnißvolle Veränderungen der Dinge vorbereiteten. Die Königin von Navarra, der Trost und die Hoffnung aller Evangelischen im Reiche starb; Beza, der sich ihren Freund nennen durfte, hatte sie auf der Synode zu la Rochelle zum letzten Male gesehen. Die Hoffnung der Evangelischen ruhte nun noch ganz auf dem noch jugendlichen Sohne derselben, dem nachherigen Könige Heinrich IV. Würde dieser sich von den Netzen, die ihm gestellt wurden, umgarnen und dem Evangelium abwendig machen lassen, dann hatte der Protestantismus, darüber konnte kein Zweifel sein, in Frankreich keine Stütze mehr. Mit Bestürzung hörte daher Beza eines Tages die Nachricht, daß man damit umgehe, den jungen König von Bearn mit einer katho-

*) Vergl. die Beschlüsse der Synode bei Aymon, I, S. 112 ff.

lischen Prinzessin zu vermählen. Die Besorgnisse, welche er gehegt hatte, schienen also wirklich in Erfüllung zu gehen. Da durfte Der, welchen sich Gott zu einem Hüter und Anwalt seines Evangeliums erweckt hatte, und der Jahre lang der treue Freund und geistliche Berather der Mutter des Prinzen gewesen war, unmöglich schweigen. Beza sandte daher an König Heinrich ein Schreiben, worin er ihn so recht als im Namen des Herrn und als sein geistlicher Vater ermahnend, warnend und weissagend anredete. Der (in lateinischer Sprache verfaßte) Brief lautete:

„Allergnädigster König! Es ist das Zeichen eines hochsinnigen Charakters, Widerwärtigkeiten nicht zu erliegen, sondern ihnen zu widerstehn und, durch sie zum Streben nach Ruhm angespornt, um den Sieg zu ringen. Da nun Gott Ihnen diese Kraft eines hochherzigen Gemüthes geschenkt hat, und Sie von Jugend auf zu allen Tugenden anleitete; da er Sie sogar auch in der Lehre seines Glaubens unterrichtete, zu welchem Glauben er zumeist auch den Geist der Beständigkeit hinzufügt, wodurch gerade das Schwächste stark und unbesiegbar gemacht wird, so leben wir der frohen Hoffnung, daß das Unglück (der Tod der Mutter), welches neulich Sie und die ganze Kirche schwer betroffen hat, Sie und die Kirche doch keines Wegs niederwerfen, sondern vielmehr die Ihnen von Gott verliehene Stärke und Standhaftigkeit Ihres Gemüths an den Tag bringen wird. Indessen konnte ich doch, da mir Gott dieses Amt übertragen und mich mit dem Dienst der Kirche betraut hat, nicht ermangeln (zumal ich von der allergnädigsten Königin, Ihrer Mutter, wie Sie wissen, unter ihre Schützlinge gerechnet ward), Sie im Namen Christi, der Sie von Ihrer Jugend zu seinem Dienste auserſah, zu bitten und zu beschwören, daß Sie tapfer, muthig und beständig in diesem heiligsten Beginnen fortfahren und die schon begonnene Laufbahn vollenden, als deren Ziel Ihnen unsterblicher Ruhm sowohl vor Gott als vor dem Menschen winkt. Vor Allem müssen Sie darnach trachten, Vorsicht und Klugheit zu bethätigen, und nie vergessen, daß vor allen andern Königen und Fürsten, die jetzt auf Erden herrschen, der Satan Ihnen ganz besonders nachstellt. Denn er weiß recht gut, wie viel ihm daran gelegen sein muß, Sie von der begonnenen Laufbahn und der erkannten Lehre abzubringen. Zugleich müssen Sie beherzigen, was Sie ja schon, meine ich, etliche Male erfahren haben, wie viele Boten und Diener jener Feind hat, mit deren Hülfe er Sie uns entfremden und allmählich verderben möchte. Sie werden sogar sehr klug handeln, wenn Sie sich vorsehen, daß er sich nicht Ihrer eignen Hülfe zur Erreichung seiner Absichten bedient. Denn sowohl Ihr Alter, als auch der Glanz Ihrer Stellung und Ihre Majestät selbst müssen Ihnen alles in verdächtigem Lichte erscheinen lassen, damit Ihnen nicht vielleicht dasselbe begegne, was so vielen Andern schon begegnet ist, — welches Unheil Gott nach seiner Barmherzigkeit von Ihnen und von uns Allen abwenden möge! Die Welt ist jetzt so schlecht, daß von denen, welche die wahre Religion wieder verlassen,

fast Niemand an die Erneuerung des alten Aberglaubens denkt. Nur zum Schein und aus Heuchelei wollen sie an ihm festhalten, da derselbe eigentlic nur, wie sie meinen, für das sogenannte dumme Volk bestimmt sei. Abe die Gottlosigkeit und die Verachtung aller Religion (welches Verbrechen s scheußlich ist, daß auch die Teufel seine Richter sein werden) ist das tödtlich Gift, vor dem Sie sich am meisten hüten müssen, indem dasselbe die Men schen in denjenigen Abgrund stürzt, in welchem es keine Hoffnung des Heil mehr giebt. Und dennoch ist an jenen Orten, wohin zu reisen Sie sich scho angeschickt haben, keine andere Krankheit so allgemein verbreitet als diese indem hier nicht allein schändliche und frevelhafte Gotteslästerungen als all gemein angenommene Redeweisen im Gebrauche sind, sondern auch alle Laste und Schandthaten geduldet werden, nicht wie es ehemals geschah, wo di Menschen sich schämten, wenn sie sündigten und sich vergingen, sondern al wenn das Laster schätzbarer wäre als die Tugend. Indem ich nun Tag un Nacht an Ihre Reise denke, ergreift mich eine unglaubliche Furcht, es möcht die Flamme eines so großen Brandes, dem Sie sich schon nähern, auch Si ergreifen. Doch wohlan, Alles ist in Gottes Hand, der ohne Zweifel auc zu Ihrer Errettung und Bewahrung seine Macht offenbaren und Ihnen e eingeben wird, nach welchen Heilmitteln Sie greifen sollen. Das Erste un Wesentlichste ist aber das, daß Sie sich nie von einem Ueberdruß oder Ek vor den kirchlichen Predigten beschleichen lassen, und daß Sie nicht allei den das reine Wort verkündigenden Predigern, denen das Amt der Predig des Wortes von Gott zugewiesen ist und von denen Christus sagt: wer euc hört, der hört mich, wer euch verachtet, der verachtet mich, Gehör geben, sonder auch alle diejenigen gern anhören, welche es wagen werden, Sie mit fromme Worten zur Gottseligkeit zu ermahnen und von Lastern abzuführen. Auf Gotte Wort hören heißt nicht blos ihm das Ohr öffnen, vielmehr muß dasselbe in da Innere der Brust eindringen und dort Wohnung nehmen, damit es Auge un Ohr lenke, ja sogar alle Gedanken, Worte und Handlungen regiere. Wird diese bei Ihnen der Fall sein, so mögen Sie immerhin Stürme zu ertragen haben aber wenn Sie in den Fußtapfen Ihrer gnädigsten, eines ewigen Andenken würdigen Mutter fortgehen, so brauchen Sie nicht zu zweifeln, daß auch a Ihnen das Wort des Herrn wahr werden wird: ich werde die ehren, die mic ehren. Lassen Sie sich dagegen nur im Geringsten von diesem Wege ablenke (was hoffentlich nicht geschehen wird), so zweifeln Sie nicht, daß diejenigen welche Sie Gott entfremdet haben und darüber Ihnen in's Gesicht hinei schmeicheln, im Geheimen Sie tadeln werden. Damit Sie sich außerde um so bequemer vor allen Gefahren schützen, ist es nöthig, daß Sie Gott au vollem Herzen und Gemüth anrufe und hierin dem Beispiel des besten de Könige, Davids, folgen. Denn wenn Sie sich dessen 101. Psalm zur Reg und Richtschnur nehmen werden, so verlassen Sie sich darauf, daß dieß de sicherste Weg zur Bewahrung der göttlichen Huld als Ihres Erbgutes is

ja daß Sie die Huld Gottes für sich und Ihre Nachkommen in noch weit reicherem Maße gewinnen werden."

„Ich bitte Gott, gnädigster König, ihn, der ein König der Könige, ein Herr der Herren ist, daß er Sie in seinen Schutz nehme und Sie mit seinem heiligen und königlichen Geiste erfülle, damit Sie im Vertrauen auf ihn in aller Frömmigkeit, Tugend und Heiligung sich selbst besiegen: endlich, daß er Ew. Majestät in allen Dingen glücklich und fröhlich sein lasse zum Ruhme seines allerheiligsten Namens, zum Troste seiner Kirche und zum Nutzen des ganzen französischen Reiches." (Genf den 10. Juli 1572.)

Schon im nächsten Monat erfolgte die Pariser Bluthochzeit. Als Beza die erste Nachricht von derselben erhält, war es ihm, als habe Gott nach seinem unerforschlichen Rathschluß das letzte Wüthen des Satans gegen die Gemeinde der Gläubigen beschlossen, um den Waizen zu sichten und dann das Ende aller Dinge kommen zu lassen. Die Erscheinung eines in wunderbarem Glanze strahlenden Gestirns, welches er im Sternbild der Kassiopeja wahrnahm, war ihm, der doch sonst auf Astrologie nichts gab, ein sicheres Zeichen, daß der letzte Tag nicht mehr ferne sein könne. Vorübergehend war seine Seele ganz voll von dem Gedanken, daß die verheißene Erscheinung des Herrn und mit ihr das Ende aller Noth ganz nahe bevorstehe, und alles Ernstes bereitete er sich vor, auf daß er dann nicht den thörichten Jungfrauen gleich erfunden werde. „Lasset uns wachsam sein und die Andern zum Wachen ermuntern, auf daß uns der Tag des Herrn nicht überrasche," schrieb er damals am Schlusse eines Briefes, in welchem er sich über die mit keiner auf Erden jemals vorgekommenen Menschenschlächterei vergleichbaren Gräuel der Bartholomäusnacht aussprach.

Gleichwohl war die Nachricht von dem Blutbad der Bartholomäusnacht, als sie nach Genf gelangte, für Beza nicht gradezu überraschend; vielmehr hat derselbe längst geahnt, daß über das ganze evangelische Frankreich eine Nacht des Schreckens hereinbrechen werde. Denn er wußte, daß fanatische Priester von Orleans und Rouen bereits das nahe bevorstehende Ende des Protestantismus verkündet hatten. Katholische Edelleute wetteten, daß in vier Monaten alle Hugenotten zur Messe gehen würden; und schon vorher hatte man in Paris murmeln hören, daß man bei der Hochzeit Heinrichs von Navarra mehr Blut als Wein vergeuden werde. Da erschienen plötzlich, am 30. August Kaufleute von Lyon zu Genf, welche, kaum in der Stadt angelangt, angstvollen und bleichen Angesichtes auf das Rathhaus eilten, und hier erzählten, daß unter den reformirten Brüdern zu Lyon ein entsetzliches Blutbad stattgefunden, daß aller Orten in Frankreich das Blut in Strömen fließe, und daß die, welche aus der allgemeinen Schlächterei hätten entrinnen können, schon in den nächsten Tagen in Genf eintreffen würden*).

*) Gaberel, II. S. 328 ff.

Wie ein Blitz lief die Kunde von diesen Mittheilungen durch die Stadt, in der man es alsbald so recht erkennen konnte, daß dieselbe die Leiden der Glaubensbrüder als ihr eignes Leiden empfand. Die Straßen und Plätze der Stadt füllten sich mit Bürgern, welche einander erzählten, was sie gehört hatten; die Läden wurden geschlossen, und drinnen in den Häusern waren die Frauen geschäftig, Kleidungstücke, Heilmittel und Speisen bereit zu machen, um den unglücklichen Flüchtlingen, die man zu erwarten hatte, helfen zu können. Gleichzeitig schickte der Magistrat alle Wagen und Tragbahren, welche sich in der Stadt auftreiben ließen, an die Grenze, damit namentlich die Verwundeten und Kranken, so bequem und rasch als möglich in dieselbe gebracht werden könnten.

Schon am 1. September erschienen die ersten Flüchtlinge, denen man es ansah, daß sie dem Tode entronnen waren, — viele mit Wunden bedeckt, die sie bis dahin sorgsam verdeckt hatten, um nicht als Reformirte erkannt zu werden. Sie erzählten, daß seit dem 26. August in ganz Frankreich gemordet und gewürgt werde. Zahlreiche Schaaren folgten in den nächsten Tagen nach. Viele sahen sich, als sie auf dem Genfer Gebiet zur Ruhe gekommen waren, nach lieben Angehörigen, Verwandten und Freunden um; aber die meisten vergebens. Sie kamen nach Genf; und da sahen sie, wie die Bürger der Stadt vor den Thoren und auf den Straßen der Stadt ihrer warteten und miteinander um die Ehre der Beherbergung der am meisten „Martyrisirten" stritten. — Genf war damals ganz eigentlich eine „Herberge der Kirche Gottes" geworden.

Allein es war zu befürchten, daß Genf demnächst noch in ganz andrer Weise von den Leiden der Unglücklichen berührt werden möchte. Beza versammelte daher (1. Sptbr.) die Prediger und stellte denselben vor: Es sei nothwendig, daß sich Alle in diesen Zeiten der Verwirrung und Verwüstung mit starkem Muthe rüsteten. Denn es wären schon wilde Drohungen gegen Genf laut geworden und man habe daher zu fürchten, daß diese Stadt das Loos der Kirchen Frankreichs theilen müsse. Er beantragte daher, daß mit Genehmigung des Magistrats zur Vorbereitung Aller auf die bevorstehende schwere Heimsuchung ein außerordentlicher Bet- und Fasttag angeordnet werde.

Am 3. September fand derselbe statt. Vor einer zahllosen Versammlung hielt Beza die Festpredigt. Inmitten der versammelten Menge saßen da die unglücklichen Flüchtlinge, großentheils die sichtbaren Male des erlittenen Märtyrerthums an sich tragend. Eine wehmüthig ernste Empfindung war es, welche die Herzen Aller durchströmte. Aber „unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet," — war der Trost, der die Herzen Aller aufrichtete und fest machte.

„Die Wuth der Feinde möchte wohl," so sprach Beza zu der andächtig hörenden Versammlung, „das Andenken der Guten von der Erde ganz ver-

ilgen, damit das Reich der Gottlosen auf derselben allein herrsche; aber ichtsdestoweniger wird Alles anders gehen. Die Könige dieser Welt mögen ch wohl auflehnen gegen den Herrn, um sein Joch abzuschütteln, und ie Kirche zu zerstören; aber der, welcher die Himmel bewohnt, wird sie zerrechen wie ein irdenes Gefäß und wird jede Gewalt vernichten, die sich gegen as ewige Königthum Jesu Christi erheben will. Kümmert euch deshalb icht darüber, daß ihr es den Uebelthätern, wie es scheint, gelingen seht; enn sie werden gemäht werden wie Heu und werden verwelken wie grünes ras. Achtet in Geduld auf den Herrn; habt eine feste Zuversicht zu ihm nd entfernt alles Mißvergnügen, denn die Hand des Herrn ist nicht verürzt und sein Arm ist nicht gebrochen. Der Herr ist der König, der allein lles kann, was er will. Er wird es nicht zulassen, daß ohne seinen Willen uch nur ein Haar von unserm Haupte falle. Erschrecken wir darum nicht über die Absicht der Menschen, welche freventlich beschlossen haben, uns mit Weib und Kind in den Tod zu bringen; laßt uns vielmehr dessen versichert sein, daß, wenn es des Herrn Rathschluß ist, uns Alle, oder Etliche von uns zu retten, so wird Niemand ihn daran hindern können. Gefällt es ihm, daß wir Alle sterben sollen, nun so laßt uns ohne Furcht sein. Denn es hat unserem Vater gefallen, uns eine andre Wohnung zu geben, welche das himmlische Königreich ist, in welchem es keine Veränderung, Armuth, Elend, Thränen, Plagen, Trauer oder Trübsal, sondern nur ewige Freude und Seligkeit giebt. Es ist viel besser, mit dem armen Lazarus in dem Schooße Abrahams eine Wohnung zu erhalten, als mit dem gottlosen Reichen, mit Kain, mit Saul, mit Herodes, oder mit Judas in der Hölle. Inzwischen ziemt es uns, den Kelch zu trinken, den der Herr uns, einem Jeden nach seinem Theile bereitet hat. Wir sollen uns nicht des Kreuzes Christi schämen, noch Bedenken tragen, die Galle zu trinken, von welcher er zuerst gekostet hat, da wir wissen, daß unsre Traurigkeit sich in Freude verwandeln wird und daß wir unsrerseits lachen werden, wenn die Gottlosen weinen und mit den Zähnen klappern."

Inzwischen mehrte sich die Zahl der Flüchtlinge von Tag zu Tag, und mit der Zahl der Unglücklichen mehrte sich auch die Noth, die sie drückte. Da versammelte Beza die nach Genf geflüchteten französischen Prediger — es waren ihrer mehr als zwanzig — und stellte ihnen vor: „Eure Trübsal haben wir im Geiste als unsre eigne Leiden erfahren und zwar so hart, als wenn wir sie selbst getragen hätten. Die Genfer Prediger bitten euch daher in allen Dingen mit uns gemeinschaftlich zu handeln und brüderlich von dem Gebrauch zu machen, was uns gehört. Insbesondre werden wir uns glücklich schätzen, wenn wir, sobald ihr euch in euren Herzen erleichtert fühlt, euch nach den Gaben, die Gott einem Jeden verliehen hat, das Wort Gottes werden verkündigen hören. Wir bieten euch außerdem alles Geld an, welches die Vénérable Compagnie zur Unterrichtung französischer protestantischer

Schüler in Händen hat. Wollet dasselbe an Diejenigen unter euch vertheile[n], welche sich in der größten Noth befinden." Die französischen Predig[er] nahmen natürlich das freundliche Anerbieten dankbar an, baten jedoch, d[aß] die Genfer Brüder die ihnen zugesagten Geldmittel selbst vertheilen möchte[n], weshalb die disponiblen Fonds dem Prediger Jean Trembley zur Verfügun[g] gestellt wurden. Wiederholt aufgefordert, öffentlich zu predigen, konnten si[e] doch die französischen Geistlichen hierzu nicht entschließen. Denn sie meint[en,] in ihrer gegenwärtigen Lage stehe es ihnen besser an, sich nur als Gemeind[e]glieder zu verhalten.

So vergingen zwei Monate, ohne daß sich eine Aussicht auf eine, d[en] Protestanten günstige Wendung der Dinge in Frankreich zeigte. An [die] Rückkehr derselben in's Vaterland war somit nicht zu denken, und die La[st] der Verpflegung der Flüchtlinge mußte für die, welche dieselben bei sich au[f]genommen hatten, allmählich drückend werden. Auf Beza's Vorschlag wur[de] daher zur Unterstützung der Flüchtlinge eine Collecte angeordnet. Die Geis[t]lichen und die Rathsherren zu Genf waren die ersten, welche hierbei ih[re] Beiträge und zwar in einer solchen Höhe zeichneten, als ob sie noch gar ke[in] Opfer gebracht hätten. Im Ganzen kam durch die Collecte die beträchtli[che] Summe von 4000 Livres zusammen.

Und das war hauptsächlich Beza's Werk, der sich keine Mühe und kei[ne] Arbeit verdrießen ließ, durch welche er den unglücklichen Brüdern Hilfe un[d] Erleichterung gewähren konnte, und der zugleich allen Andern mit dem Be[i]spiele aufopfernder Liebe in der ermunterndsten Weise voranging. In seine[m] Hause fand eine Menge der Flüchtlinge, insbesondere Prediger, Obdach und Nahrung, und mit seinen Predigten und Gebeten, die er fast täglich vo[r] zahlreichen Versammlungen hielt, öffnete er die Herzen und Hände der Hör[er] und ermunterte dieselben zu freudiger Hilfleistung. Außerdem sammelt[e] Beza in allen reformirten Landen milde Gaben für die Bedrängten ein un[d] wendete sich selbst an die evangelischen Fürsten des deutschen Reiches, um si[e] zur Unterstützung der Hugenotten zu ermuntern. Mit einem Theile der ein[]laufenden Unterstützungsgelder errichtete Beza ein Hospital für arme un[d] kranke Hugenotten, welches er wohl fundirt nnd organisirt dem Magistra[t] zur Verwaltung übergab.

Daß König Heinrich von Navarra den Drohungen und Versuchunge[n] gegenüber, mit denen er zum Abfall vom Evangelium verlockt würde, wank[te] und schwankte, war ihm ein Jammer, über den er sich nur mit der Hoffnun[g] trösten konnte, daß der König, sobald er sich wieder frei fühlen werde, au[ch] die frühere Treue gegen den evangelischen Glauben bewähren würde. Indesse[n] war Beza in der nächstfolgenden Zeit mit König Heinrich außer allem Verkeh[r,] während er mit dem Prinzen Heinrich von Condé (des alten Condé Sohn) de[n] lebhaftesten Briefwechsel unterhielt. Auch eilte Condé, sobald er sich nur fr[ei] machen konnte, nach Straßburg (1574), wo er mit Beza zusammentraf, u[nd]

mit diesem zu überlegen, was zur Rettung der Hugenotten zu thun sei. Beza übernahm es, einen Vertrag Condé's mit dem glaubens- und kriegseifrigen Pfalzgrafen Johann Casimir zu vermitteln, wonach dieser gegen Zahlung einer beträchtlichen Summe Geldes versprach, in Deutschland, Frankreich und in der Schweiz Truppen zu werben, mit denen er unter dem Oberkomando des Prinzen Heinrich zum Schutze der Hugenotten in Frankreich einrücken wollte. Die Folge davon war, daß die Königin Katharina, welche nach dem Tode ihres Sohnes, Karls IX., wiederum die Zügel des Reiches ergriffen hatte, sofort mit den Hugenotten, insbesondere mit der Stadt la Rochelle, einen Waffenstillstand einging. Aber so wohlthuend auch diese Waffenruhe den Hugenottengemeinden war, so nachtheilig war dieselbe für Condé, dessen geworbene Söldnerschaaren bezahlt sein wollten, für die man aber nur durch den Krieg selbst das nöthige Geld auftreiben konnte. Heinrich mußte daher von reichen Protestanten in Frankreich Geld zu gewinnen suchen, weshalb er dieselben, insbesondere die Bürger zu la Rochelle darum anging. Aber nur das Ansehen Beza's, der selbst an die Rocheller schrieb und sie von der Aufrichtigkeit des Prinzen zu überzeugen suchte, war im Stande, sie zur Zahlung der begehrten Summen geneigt zu machen.

Bald darauf kam der Friede zu Stande; aber der Prinz Condé, der allmählich erkannt hatte, wer auch für die äußeren Interessen der evangelischen Gemeinden Frankreichs den besten Rath zu geben wußte, reis'te auf großen Umwegen nach Frankreich zurück, um nach Genf kommen, und hier, wo er sich mehrere Tage aufhielt, sich wegen der nöthigen Plane für die Zukunft mit Beza verständigen zu können.

§ 6.

Beza's Beziehungen zu den protestantischen Kirchengemeinschaften Deutschlands.

Die verhängnißvollen Ereignisse des Jahres nach dem Naumburger Fürstentage (1561), in welchem sich die confessionelle Zerklüftung des deutschen Protestantismus zu entscheiden begann, waren für die Parteien der Theologen in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland ein Feuerzeichen gewesen, das sie zu neuem, ernstem Streite in die Schranken rief. In wachsender Erbitterung über den Widerspruch der Gegner erhoben sich — namentlich seit dem Maulbronner Religionsgespräch (1564) — dort die Häupter der reformirten Theologie, und hier die Vertreter des neuen, durch die Zertretung des kirchlich anerkannten Melanchthonianismus sich Raum schaffenden neuen, flacianisch-ubequistischen Lutherthums, um den alten Streit über die Person des Herrn und über das Sacrament von Neuem aufzunehmen *).

*) Vergl. meine Geschichte des deutschen Protestantismus, B. I. S. 140 ff.

Beza trat in diesem Streite, an welchem sich derselbe nur durch Veröffentlichung einer gegen Flacius Illyricus gerichteten Schrift betheiligte, anfangs mehr zurück, da er den auch in seinen alten Tagen die Idee der Union, welche er einst mit jugendlicher Begeisterung gehegt hatte, treu im Auge behaltenden Landgrafen Philipp dem Großmüthigen von Hessen das Versprechen gegeben hatte, alle Polemik mit den Gegnern Melanchthons meiden zu wollen. Dagegen hatte der Landgraf versprochen, seinerseits auch diese zur Mäßigung und Versöhnlichkeit anzuhalten. Allerdings sah sich Beza dennoch genöthigt, schon im Jahre 1565 mit zwei Schriften hervorzutreten, von denen die eine gegen Joh. Brenz und Jac. Andreä und gegen deren Lehre von der Allgegenwart des Leibes Christi gerichtet war und die andere eine Vertheidigung der reformirten Lehre von der persönlichen Vereinigung der beiden Naturen in Christo gegen Andreä enthielt. Dabei ist jedoch die Ruhe und Objectivität, durch welche sich beide Schriften unter der Masse der polemischen Literatur jener Zeit auszeichnen, hervorzuheben. Beza schickte beide Schriften dem Herzog von Würtemberg zu und bat ihn dringend, Alles aufzubieten, daß doch endlich der Friede der Kirche hergestellt werde. Und daß es Beza wirklich um eine Versöhnung der Gegner zu thun war, bewies derselbe, als er im Jahre 1570 den ersten Band seiner theologischen Abhandlungen heraus gab, indem er hier nicht nur Alles in seinen Schriften, was verletzen konnte, thunlichst milderte und abänderte, sondern auch die gegen Flacius gerichtete Schrift in diese Sammlung seiner Werke gar nicht aufnahm.

Aber für die Gestaltung der kirchlichen Dinge in Deutschland war es ganz gleichgültig, ob Beza und die anderen Führer der Calvinischen Theologie gegen den Ubiquitismus, Flacianismus rc. das Schwert führten oder ob sie sich dem gegenüber, was sich in der deutschen Kirche zutrug, nur als müssige Zuschauer verhielten. Denn die Zeit war nun einmal gekommen, wo das im bewußten Gegensatz zur kirchlichen Doctrin Melanchthons aufgewucherte flacianisch-ubiquitistische Lutherthum den Sieg in der Kirche davontragen und nach völliger Verdrängung der Auctorität und Lehre Melanchthons ein neues Kirchenwesen aufrichten sollte, zu dessen charakteristischen Merkmalen die Verdammung des reformirten Lehrbegriffs und die Verläugnung jeder Gemeinschaft mit der reformirten Kirche gehörte. Die sogenannten kryptocalvinistischen Streitigkeiten in Kur-Sachsen (1572—1574) bildeten den Uebergang zu jenen Ereignissen, mit denen schon wenige Jahre nachher diese verhängnißvolle Katastrophe in der Kirche erfolgte. Es geschah dabei Vieles, was auf Lug und Trug beruhte und was nur in der brutalen Gewalt sein Recht hatte. Alle diejenigen, welche an dem zu Recht bestehenden Lehrbegriffe der Kirche festhielten, welche sich zu den kirchlich symbolisirten Lehrschriften Melanchthons bekannten und demgemäß sich ihrer Gemeinschaft mit den Brüdern in Frankreich, in der Schweiz und in Holland freuten und die

neue halbflacianische und ganz ubiquitistische Lehre, die sich für das echte Lutherthum ausgab, zurückwiesen, wurden mit Kerker und Verbannung bestraft; und nachdem es dem aus Würtemberg nach Kursachsen berufenen Tübinger Kanzler und Probst Dr. Jacob Andreä gelungen war, eine kleine Schaar von Gleichgesinnten um sich zu versammeln, unter ihnen insbesondere den nachherigen Leipziger Superintendenten Nikolaus Selnecker, der, früher der entschiedenste Vertreter der Lehre Melanchthons und ihres kirchlichen Rechtes, hernach zum boshaftesten Gegner derselben ward*), — und nachdem es ihm mit Hilfe derselben gelungen war, im Jahre 1577 eine neue Bekenntnißschrift, die Concordienformel zu Stande zu bringen, bedurfte es nur, daß die landesfürstliche Gewalt der pfäffischen Machination durch die roheste Nothzüchtigung vieler tausend Gewissen zu Hilfe kam, um einen kirchlichen Zustand herbeizuführen, in welchem keine Erinnerung an die so schmählich vergrabene Vergangenheit mehr laut werden konnte.

Auch Beza wurde von diesen Vorgängen, schon als sie sich eben vorbereiteten, berührt. In seiner Bibelübersetzung hatte Beza die Worte Act. 3, 2: ὃν δεῖ οὐρανὸν δέχεσθαι übersetzt mit quem (nämlich Christum) oportet coelo capi. Dieses und einiges Andere, was ihnen an Beza's Uebersetzung mißfiel, hatten Selnecker und die Jenaer Theologen benutzt, um in einer gegen die philippistischen Theologen zu Wittenberg gerichteten Streitschrift das ungünstigste Urtheil über Beza's Uebersetzung fällen zu können. Selnecker hatte dabei bemerkt, diese ketzerische Uebersetzung habe ihn schon seit zwanzig Jahren geärgert, — obschon dieselbe, im Jahre 1566 zum ersten Male erschienen, damals, nämlich im Jahre 1571, erst fünfzehn Jahre alt war. Beza antwortete mit einer kurzen Entgegnung, worin er seine Uebertragung von Röm. 3, 2 rechtfertigte. Selnecker entgegnete ihm jedoch mit einer Schmähschrift, worin er Beza als ein Ungeheuer hinstellte, dem er eine Menge von allen möglichen Ketzereien und nebenbei auch seine Juvenilia zum Vorwurf machte. Dieser sah sich daher genöthigt, sich in einer zweiten und nachher noch in einer dritten Responsio zu rechtfertigen und wendete sich außerdem um wenn es möglich wäre diesen ärgerlichen Controversen ein Ende zu machen, an den Kurfürsten August von Sachsen, dem er seine gegen Selnecker gerichteten Streitschriften unter dem 18. Februar 1572 zusandte.

Die Zuschrift, welche Beza dem Kurfürsten zuschickte, ist vor Allem geeignet, den Gegenstand des Streites zwischen diesem und Beza und zugleich die Stellung des letzteren in der Controverse klar erkennen zu lassen. „Es wird uns vorgeworfen," sagt Beza, „1) daß wir dem Menschen Christo dieselbe Macht benehmen, die ihm gegeben ist und er empfangen hat über alle Creaturen, d. i. die göttliche Gewalt; darnach 2) daß wir auch Christo be-

*) Vergl. meine Dogmatik des deutschen Protestantismus im 16. Jahrhundert, B. I. S. 103.

nehmen die Wahrheit seiner Verheißung und seines Testaments, als wenn er mit seinem Leibe und Blute im Nachtmahl allenthalben, wo dasselbe rechter Weise gehalten wird, nicht gegenwärtig sei, ja auch, so er gleich wollte, nicht gegenwärtig sein könnte, auch nicht könnte mit dem gebenedeieten Brot und Wein den Gegenwärtigen wahrhaftig seinen Leib und sein Blut austheilen." Beza entwickelt nun kurz und übersichtlich, was die reformirte Kirche in Betreff beider Lehrpunkte bekenne, daß sie nämlich an Christum als den wahren Sohn des wahren Vaters glaube und zwar die angenommene menschliche Natur als wirkliche und darum endlich bleibende Menschheit, die Person Christi aber als wahre Gottheit betrachte; sowie ferner, daß die in Betreff der Abendmahlslehre erhobenen Anschuldigungen darum ungegründet wären, weil die reformirte Kirche in Brot und Wein grade ein Unterpfand der wirklichen Gegenwart Christi auch nach seiner Menschheit anerkenne. Hierauf fährt Beza fort: „Demnach aber nun Diesem also ist, durchlauchtigster Kurfürst und Herr, mit welchem Fug und Recht werden wir denn als Ketzer, Unchristen, Gotteslästerer, Sacramentschänder, ärger denn Juden und Türken von unserem Gegentheil ohne Unterlaß mit Schreiben und Schreien geschmäht? Wann werden einmal die verhaßten Namen der Zwinglianer und Calvinisten ein Ende nehmen? Wie lange soll des Herrn Werk durch solches Gezänke verhindert werden? Wie lange sollen unsre gemeinsamen Feinde vonwegen solcher Trennung unser in die Faust lachen? Haben denn diese Leute mehr oder gewissere Kennzeichen der christlichen Kirchen an ihnen, denn wir haben? Ist bei ihnen das Gedächtniß ihres Präceptors, Herrn Philipp Melanchthons selig, also werth gehalten, als wir von Herzen wünschten, und sie, wann es ihnen gelegen ist, bei den Leuten vorgeben, warum befleißigen sie sich denn nicht, ihm in seiner Bescheidenheit im Reden und im Schreiben nachzufolgen? Haben auch wir uns je auf Zwingli's oder Calvins oder irgend eines Menschen Ansehen berufen? Pflegen wir auch unsre von uns gestellten Confessionen und nicht vielmehr das einige Wort Gottes, daraus unsre Lehre genommen ist, anzuziehen? Ja auch, wo sind in unsern Gemeinden solche Spaltungen, Rotten und Gezänke über irgend ein Stück der Lehre, wie unter den Kirchendienern im deutschen Landen, die nun leider allzulang und heftig mit einander kriegen?" — —

„Nachdem ich durch etlicher Leute ungegründete und sehr beschwerliche Schriften zu diesem Streit genöthigt worden bin, hatte ich mir zum Theil aus eignem Gutdünken, zum Theil aus Ermahnung fürstlicher Durchlauchtigkeit zu Hessen vorgenommen, ganz und gar zu schweigen, wiewohl ich mit mancherlei Schmähungen von Vielen angetastet war. Endlich hat sich dieser jämmerliche Streit, welcher sich (Gott gebe, daß es der letzte sei!) zwischen der Schule zu Wittenberg und einem Theile der Prädicanten in Sachsen, erhoben. — Was sollte ich da anders thun, denn stillschweigend seufzen und den Zorn Gottes abbitten? Indem ich aber solches, wie Gott mein Zeuge

ist, mit allem Ernst gethan, hat sich Dr. Selnecker hervorgethan mit Unterschreibung derer zu Jena. Dieser hat auch mich mit Namen angegriffen, als hätte ich eine falsche und unchristliche Auslegung der heiligen Schrift eingeführt, wozu er jetzt auch noch eine neue Klage gegen mich erhoben, daß ich in Sachsen von mir ausgeschickte und bestellte Leute soll haben, um Uneinigkeit zu machen und zu mehren. Hier wußte ich abermals nichts Anderes zu thun, denn daß ich solche mir gegebene Schuld der unchristlichen Verfälschung der Schrift von mir ablehnte. Habe derwegen nothgedrungen auf's Kürzeste und gelindeste, wie es die Sache leiden wollte, geantwortet. Auf diese meine Antwort hat gemeldeter Dr. Selnecker eine sehr giftige und bittere Verantwortung lassen ausgehen und Ew. Kurf. Gnaden zugeschrieben. Derhalben habe ich darauf meine andere Antwort gethan, ganz und gar nicht dieser Meinung, daß ich den Hader verlängern wollte (denn ich diesen Leuten, so sie nicht aufhören, forthin lieber mit Schweigen denn mit Schreiben begegnen will), sondern daß man demnach sehen möchte, wie frech und unverschämt diese Art sei, die Leute unbilliger Weise zu verleumden, und wie bloß sie stehen, wenn es zum Beweis kommt. Dieweil dann Ew. Kurf. Gnaden den Kläger gehört, so bin ich der tröstlichen Zuversicht, sie werden auch diese meine Verantwortung gnädigst vernehmen.

„Dieß ist an Ew. Kurf. Gn. meine demüthigste Bitte. Vielmehr aber bitte ich Gott den Allmächtigen Tag und Nacht, daß er allen Kur- und Fürsten in deutschen Landen, vornehmlich aber Ew. Kurf. Gn. diesen Sinn und Gemüth gebe, daß sie den Frieden und die Einigkeit der Kirchen vor allen Dingen und Geschäften sich lassen angelegen sein, und Er ihnen solche Mittel an die Hand gebe, welche Alle, so Gottes Ehre und gemeinen Frieden lieben, als der ganzen Christenheit nothwendig und nützlich erkennen. — Und zwar zu solchem Frieden zu kommen mag nicht wenig dienen der neulich aus Ew. Kurf. Gn. Verordnung zu Dresden aufgerichtete Consens, wiewohl schon allbereits ihrer mehr denn zuviel sind, die eben aus demselben neues Gezänk zu erregen Ursache suchen. Denn was von der Person und Menschwerdung Christi von seiner Himmelfahrt, von seinem Sitzen zur Rechten des Vaters und von seiner Herrlichkeit und Majestät durch gottselige und gelehrte Männer in derselben Versammlung schriftlich verfaßt, ich gelesen habe, das Alles ist der Wahrheit gemäß, christlich, rechtgläubig und mit der von uns allezeit geführten Lehre durchaus einhellig, also daß meines Erachtens keiner ein Christ zu nennen ist, der solche Lehre nicht annimmt. So viel aber auch des Herrn Abendmahl anlangt, ist davon desgleichen mehrentheils wohl und deutlich geredet. Von dem Uebrigen aber, so gelehrte und mit gottseligem Eifer und sanftmüthigem Geist begabte Männer, sonderlich aus Verordnung und Befehl höchst- und hochlöblicher Kur- und Fürsten Unterredung hielten, könnte man meines Erachtens leichtlich zu christlicher Einigkeit kommen. Zu einer solchen

Versammlung und Handlung zu dienen sollte mich auch keine Gefahr meine Lebens, will geschweigen irgend eine Mühe und Beschwernis, abschrecken.'

Der Kurfürst August von Sachsen beurtheilte natürlich diese Zeitschri Beza's lediglich nach Anleitung seiner theologischen Umgebung, welche ih zunächst bemerklich machte, daß Beza das Haupt der Calvinisten sei, welch schon Luther für notorische Ketzer erklärt habe. Auch wurde dem Kurfürste gezeigt, daß Beza's beifälliges Urtheil über den Dresdner Consens nicht oh Bedenken sei. Denn derselbe habe zwar gebilligt, was in demselben in Betre der Person Christi gelehrt werde; gestehe aber dabei, daß er an der im Dresdne Consens ausgesprochenen Lehre vom Abendmahle Manches desiderire. Kur fürst August ließ daher unter dem 22. Mai 1572 an Beza zurückschreiben daß er durchaus nicht gewillt sei, sich in die Sacramentsstreitigkeiten der Theo logen einzumischen und daß sich daher Beza für die Zukunft aller Zusendungen an ihn enthalten möge.

Beza verstand die unfreundliche Antwort des Kurfürsten und sahe ein daß die Gemeinschaft, deren sich die Evangelischen in Frankreich und in der Schweiz bisher mit den glaubensverwandten Fürsten Deutschlands zu erfreuen gehabt hatten, an dem Wiegensitze der deutschen Reformation zu Grabe ge tragen werden würde. Um so inniger schloß sich daher Beza denjenigen evan gelischen Fürsten Deutschlands an, welche in dieser verhängnißvollen Zeit wi hellleuchtende Fackeln in die hereinbrechende Verfinsterung des evangelischen Deutschlands hineinschienen, nämlich dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und dem Landgrafen Wilhelm von Hessen. Dem letzteren wa zwar nach dem Tode seines Vaters des großen Landgrafen Philipp nur di Hälfte des Hessenlandes mit der Residenz Cassel als Erbtheil zugefallen; abe an Kraft, Hoheit und Milde der Gesinnung dem Vater gleich, war er an Bildung, Gelehrsamkeit, an Weisheit und Sicherheit des Blicks diesem wi allen Fürsten seiner Zeit weit überlegen. Wie Philipp, so sah auch Wilhelm das Heil der Kirche lediglich dann gewährleistet, wenn nicht die unerbaulich Lutherische Schulweisheit der Theologen, sondern das einfache, nur Erbauung Heiligung und Tröstung abzweckende Wort der Schrift, wie es von dem Lehrer Deutschlands, Melanchthon, bezeugt war, als gottwohlgefälliges und recht gläubiges Bekenntniß der Kirche festgehalten würde. Wie das Ideal seines Vaters die Einigung des deutschen und außerdeutschen Protestantismus ge wesen war, so ging auch sein Streben vor Allem dahin die Kirche von dem Fluche, den die flacianisch-ubiquitistische Sophistik über dieselbe gebracht hatte wenn es möglich wäre, wieder zu erlösen. Indem daher Wilhelm aller Orten diejenigen unter den Führern der Theologie seiner Zeit, welche demselben Streben hingegeben waren, aufsuchte und mit ihnen in Verkehr trat, mußt sich derselbe wohl vor Allem mit Beza begegnen, mit welchem er gerade von jener Zeit an den lebhaftesten Briefwechsel unterhielt.

Inzwischen ging der erste Act des Trauerspiels, welches in Chursachsen

vorbereitet war, über die Schaubühne der Kirche dahin und schloß im Jahre 1574 mit dem Torgauer Landtag, der eine Reihe von Artikeln aufstellte; welche die erste schroffe Scheidewand zwischen der deutsch-protestantischen und der calvinischen Kirche aufrichteten und die Grundlage zur gewissenlosesten Verfolgung der Anhänger Melanchthons abgab. Auch Beza's Namen ward in diesen Artikeln als einer der Feinde des Evangeliums genannt, weshalb dieser, dem die Tragweite des Schrittes, den man in Torgau gethan hatte, einleuchtete, nicht umhin konnte, die öffentliche Kundgebung des Torgauer Conventes in einer an den Kurfürsten August gerichteten Schrift zu beleuchten. Beza unterwarf die einzelnen Calvinistischen „Irrlehren," welche von dem Torgauer Convent als solche bezeichnet waren, einer ebenso überzeugenden als strengen Kritik, nach welcher er dieselben als unleugbare evangelische Wahrheiten erwies und beleuchtete außerdem die ganze Torgauer Versammlung gerade von den Seiten her, wo sie selbst dem Kurfürsten August im ungünstigsten Lichte erscheinen mußte. Freilich konnte es auf diesen nicht den besten Eindruck machen, wenn Beza dem Selnecker vorwarf, daß er dem Calvinismus nicht den Christianismus, sondern den Lutheranismus entgegenzustellen suche —, denn der Kurfürst wußte es einmal nicht anders, als daß Lutherthum und Christenthum durchaus einerlei sei; wenn aber Beza nach dem Rechte fragte, mit welchem fünfzehn größtentheils obscure Theologen in kirchlichen Angelegenheiten von der allergrößten Wichtigkeit das Richteramt hätten ausüben und ein Urtheil fällen können, welches nun in der ganzen an die Augsburgische Confession angeschlossenen Kirche für rechtgläubig gelten sollte, so mußte es dem Kurfürsten ebenso zweifelhaft sein, was er auf diese Frage antworten sollte, als ihn die Bemerkung Beza's, daß man in Torgau Lehren verworfen hätte, welche in dem von ihm selber als kirchliche Lehrnorm bestätigten Corpus doctrinae Melanchthons enthalten wären, zu ganz eigenen Erwägungen veranlassen mußte.

Die Kritik der Torgauer Beschlüsse war der Abschied, welchen Beza von denen nahm, die es sich nun zur Aufgabe gemacht hatten, die bisherige altprotestantische, von Melanchthon ausgebildete Kirchenlehre zu Grabe zu tragen und an deren Stelle ein von Luther selbst für möglich gehaltenes Lutherthum aufzurichten, weshalb jetzt auch die letzten Hoffnungen Beza's auf eine Einigung der verschiedenen Glieder des Protestantismus völlig dahin schwanden. Als daher der edle Landgraf Wilhelm von Hessen um diese Zeit den letzten Versuch machte, den Melanchthonismus im Gesammtgebiete der deutschen Reformation zu restauriren und durch ein Gespräch, an welchem die theologischen Häupter der evangelischen Kirche aller Lande Theil nehmen sollte, die Vereinigung des deutschen und außerdeutschen Protestantismus herbeizuführen *), erklärte sich Beza auf das Bestimmteste gegen das ganze Project,

*) Vergl. meine Geschichte des deutschen Protestantismus, B. II. S. 446 ff.

weil es unmöglich sei, die verschiedenen Parteien der augsburgischen Confessionsverwandten untereinander, geschweige denn mit den Calvinisten auszusöhnen. „Jakob Andreä erbietet sich zu einem Gespräch ohne Beisein von Notaren," schrieb Beza am 12. December 1574 an den Landgrafen, „und ich werde es niemals scheuen, von allen meinen Worten und Schriften Rechenschaft abzulegen; aber welcher Nutzen daraus zu erwarten sei, wenn ich oder ein Anderer mit jenem Menschen zusammen komme, kann ich allerdings nicht einsehen, weil ich nur allzugut weiß, wie es nicht allein um das Wissen, sondern auch um das Gewissen jenes Menschen steht. Und was derselbe in Betreff der Notare sagt, das kann mir nur in dem höchsten Grade verdächtig sein, weil es fest steht, daß sich derselbe auf dem Gespräche zu Maulbronn nicht gescheut hat, seine eigenen Acten zu verfälschen. Was man indessen nur immer zum Heile der Kirche beschließen wird, ich werde demselben gern folgen. Die Einberufung einer allgemeinen Synode ist etwas, das einen gar schönen Schein hat; aber welche Schwierigkeiten werden sich hierbei in den Weg stellen? Und gesetzt, dieselben wären nicht vorhanden oder man könnte sie beseitigen, — wer wird dann zuvor die Flacianer unter sich und mit anderen, wer wird die Ubiquitisten eben mit diesen Theologen von Torgau aussöhnen? Denn wenn jene, unter sich noch uneinig, sich mit uns vergleichen würden, welche Vereinigung wäre denn zu hoffen? Und wie sehr ist es endlich in dieser unglückseligen Zeit zu befürchten, daß bei der so großen Unruhe der verschiedensten Völker durch ein solches Gespräch viel mehr neue Unruhen hervorgerufen als die schon vorhandenen beseitigt wären?"

Ein harter Schlag war es für Beza, als er die Kunde von dem am 26. October 1576 erfolgten Tode des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz erhielt. Denn mit ihm war die stärkste Säule des Evangeliums in Deutschland gebrochen. Wiederholt sprach daher Beza seinen Jammer über diesen herben Verlust in den Briefen aus, die er dem Landgrafen Wilhelm nach Cassel schickte, indem er denselben als den Erben der kirchlichen Mission des entschlafenen Kurfürsten ansah. Darum ließ Beza keine Gelegenheit unbenutzt, um den Landgrafen an die ernste Aufgabe, die er nun allein in der Kirche zu erledigen habe, zu mahnen; und andrerseits wies Beza die zahlreichen französischen Prediger, welche, nachdem die zu Blois im Jahre 1576 versammelten Stände jeden akatholischen Cult in Frankreich interdicirt hatten, nach Genf geflüchtet waren, und mit Beza darüber sprachen, auf welchem Wege sie die deutschen Fürsten veranlassen könnten, sich ihrer anzunehmen, zunächst an Landgraf Wilhelm, den er ihnen als den eifrigsten Beschützer des echt evangelischen Protestantismus empfahl. Noch inniger wurde der Verkehr Beza's mit dem edlen Hessenfürsten, als dieser und die hessische Kirche vom Sommer des Jahres 1576 an mit jahrelangen Correspondenzen und Verhandlungen über die Concordienformel behelligt wurden. Mit jubelndem Herzen begrüßte Beza die evangelische Weisheit und Tapferkeit, mit welcher der Landgraf alle Ver-

lockungen zum Anschluß an die kirchliche Neuerung der lutherischen Concordie zurückwies. Beza rühmt in den Briefen, welche er darüber dem Landgrafen zuschickte, seine wahrhaft „heldenmüthige Festigkeit,“ mit welcher er die Kirche schütze, und mit der er dem neuen Eutychianismus, den man an die Stelle des alten, guten Bekenntnisses einführen, so wie dem neuen lutherischen Papstthum, das man in der Kirche aufrichten wolle, entgegenarbeite*).

Uebrigens war nach des Kurfürsten Friedrich Tode der Landgraf zu Cassel unter den evangelisch-reformirt gesinnten Fürsten nicht der einzige, mit welchem Beza in Verkehr stand; vielmehr kamen fast alle diejenigen, welche in der Aufrichtung der Concordienformel einen Abfall von dem ursprünglichen und wahren evangelischen Protestantismus sahen, unwillkürlich und auf den verschiedensten Wegen mit dem Genfer Kirchenlehrer mehr oder weniger in Berührung. So unterhielt Beza z. B. mit dem Grafen Ludwig von Witgenstein, der das Ehrenamt eines kurpfälzischen Oberhofmeisters verwaltete, in dem langen Zeitraume von 1578—1596 die fleißigsten Correspondenzen, welche, nachdem der Graf sich schon vorher mit Beza in Verkehr gesetzt hatte, hauptsächlich dadurch angeregt waren, daß dieser seinen Sohn und einen Verwandten nach Genf zum Besuche der dasigen Academie geschickt und an Beza empfohlen hatte**).

In den Kreisen der reformirten Theologen und Gelehrten Deutschlands trat natürlich Beza's Einfluß noch weit bedeutender hervor als im Verkehre mit den fürstlichen Häuptern. Auf den schönen Gelehrtenkreis z. B., der sich in Breslau um Dudith (in dessen späterer Lebenszeit) und um den frommen und edlen kaiserlichen Leibarzt Crato von Crafftheim gesammelt hatte, übte Beza einen ununterbrochenen Einfluß aus. „Er war das Haupt und die Zuversicht Aller, welche der reformirten Confession angehörten, und so auch dieses Kreises. Von ihm kommende Briefe gingen von Hand zu Hand. Hierher ließ Beza gelangen, was von seinen Schriften erschien, und von ihm wurde Rath und Belehrung eingeholt über das, was sich hier oder in der Nähe gestaltete***).

§ 7.

Das Colloquium zu Mömpelgard†).

Als sich Beza dem Ende des siebenten Jahrzehnts seines Lebens näherte, glaubte er bereits, daß er nun die eigentliche Arbeit seines Lebens hinter sich habe.

*) Vergl. die von mir herausgegebenen Epistolae, quas Th. Beza ad Wilhelmum IV. Hassiae landgravium misit. Marb. 1860.

**) Vergl. Friedländer, Beiträge zur Reformationsgeschichte, wo S. 130—203 die Briefe Beza's an den Grafen Ludwig von Witgenstein abgedruckt sind.

***) Gillet, Crato von Crafftheim, II. S. 352.

†) Hauptquellen sind die von Andreä herausgegebenen Acten des Colloquiums und Beza's Beleuchtung derselben. Siehe darüber unten.

Aber doch sollte sich derselbe noch Einmal auf die Schaubühne des theologischen Kampfes gestellt sehen, und wie er einst zu Poissy für das Wort Gottes gegen den Wahn und Trug des Romanismus gefochten hatte, so sollte er jetzt als der Sprecher der reformirten Kirche die gute Sache des reinen Evangeliums gegen die falsche Schulweisheit des modernen Lutherthums führen.

In Frankreich hatte das Wüthen der katholischen Partei gegen die Hugenotten im Jahre 1585 auf's Neue begonnen, weshalb abermals zahlreiche Schaaren derselben über die Grenzen des Reiches flüchteten, um hier das Ende des neu entbrannten Krieges abzuwarten. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Hugenotten — unter ihnen namentlich viele Edelleute — ließ sich in Mömpelgard nieder, wo der lutherische Graf Friedrich von Würtemberg als Regent seines kleinen Landes residirte. Da sich nun der Aufenthalt der Flüchtlinge in Mömpelgard verlängerte, und denselben hierdurch die Kluft, welche die beiden Confessionen trennte und ihnen insbesondre keine Sacramentsgemeinschaft gestattete, mehrfach in lästigster Weise fühlbar wurde, so geschah es, daß dieselben bei dem Grafen den Gedanken aussprachen, wie wünschenswerth die Aussöhnung der beiden protestantischen Confessionen sei, und daß vielleicht gerade jetzt ein freundliches Gespräch der Stimmführer derselben weit eher zum Ziele führen könne, als früher möglich gewesen sei. Der Graf, der für das Lutherthum der Concordienformel weit weniger eingenommen war, als man es in Würtemberg wünschte, der aber doch, seiner Schulden wegen vom Herzog von Würtemberg und von dem Landtag des Herzogthums abhängig, und überdies der nächste Erbe des Herzogs war, hörte diesen Wunsch der französischen Barone nicht ungern, die natürlich, wenn es sich um Veranstaltung eines Religionsgespräches (durch welches er sich selbst den Würtembergern gegenüber von dem Verdacht der Ketzerei reinigen konnte) handelte, vor Allem an ihrem hochgefeierten Theodor Beza dachten, weshalb sie gegen das Ende des Jahres 1585 denselben brieflich ersuchten, daß er sich zur Betheiligung an einem Colloquium geneigt erklären möchte. Beza wies jedoch das Ersuchen auf das Bestimmteste zurück, weil ihn die Erfahrung belehrt hatte, daß Religionsgespräche zu nichts Erfreulichem führen könnten. Indessen fragte der Graf wegen des einmal angeregten Gedankens bei dem Herzog Ludwig zu Stuttgart an, der seinerseits gegen denselben gar nichts einzuwenden hatte; und Dr. Jacob Andreä, der glorreiche Begründer der lutherischen Concordie, beglückwünschte den ihm mitgetheilten Plan als eine Gelegenheit zu neuen Siegen über die Calvinische Ketzerei. Beza ward daher abermals, und zwar mit dem Bemerken, daß auch der Graf zu Mömpelgard ihn darum angehen lasse, daß auch Dr. Jacob Andreä sich zu einer friedlichen Verhandlung sehr bereit erklärt habe, von den hugenottischen Edelleuten ersucht, seine Theilnahme an einem Colloquium über die Differenzlehren der beiden protestantischen Confessionen nicht versagen zu wollen. Beza konnte jetzt nicht umhin, die Sache ernstlicher zu erwägen und bat daher die Prediger

zu Zürich und Bern, ihm in Betreff derselben ihre Meinung zu eröffnen. Diese antworteten: „Es lasse sich ansehen, daß zwar aus diesem Gespräch nichts Gutes zu hoffen und zu erwarten sei, was den Dr. Andreä selbst belange. Aber dieweil vermeldet würde, daß dieses der durchlauchtige Fürst und Herr so höchlich begehre, solle es nicht so ganz abgeschlagen werden, ob vielleicht diese Sache einen Weg machte, etwas mehr Bescheidenheit und Maß in diesen Gezänken zu erhalten." Da nun außerdem auch der Graf selbst sich brieflich an Beza wendete und ihn dringend aufforderte, dem Wunsche der nach Mömpelgard geflüchteten französischen Edelleute, der auch sein eigner Wunsch sei, zu entsprechen, so erklärte sich derselbe endlich bereit, zu einem Gespräche mit Andreä in Mömpelgard sich einzufinden. Zur Vorbereitung desselben waren, da außer den Genannten auch andere Theologen und Gelehrte an dem Gespräche Theil nehmen sollten, noch Verhandlungen nöthig; indessen waren dieselben bald erledigt. Die Genfer Deputirten waren Beza, Anton de Marées (Mitglied des Staatsrathes), und der Prediger Anton Fay; die Berner sandten den Prediger Abraham Musculus, Samuel Mayer, Mitglied des kleinen Raths, den Schlesier Peter Hübner, Professor der griechischen Sprache in Bern und Claude Aulberry, Arzt und Professor der Philosophie in Lausanne. Andrerseits bevollmächtigte der Herzog von Würtemberg außer Jacob Andreä den Hofprediger Lucas Osiander zu dem Gespräch.

Am 14. März kamen die beiden würtembergischen Collocutoren in Mömpelgard an, wo sie von den französischen Edelleuten und den Räthen des Grafen festlich empfangen wurden. Da sich das Eintreffen Beza's und der anderen Schweizer verzögerte, so beschäftigten sich Andreä und Osiander einstweilen damit, Präliminarien des Gesprächs zu entwerfen. Dasselbe sollte zum Gegenstand haben die Lehre vom Abendmahl, von der Person Christi, von der Prädestination, von der Taufe und von der Reform der katholischen Gotteshäuser. Zur Vereinfachung der Verhandlungen stellte man zunächst diejenigen Sätze zusammen, in Betreff deren beide Theile einverstanden waren; sodann wurde bezüglich jedes Lehrartikels die eigentliche Streitfrage genau festgestellt; hierauf wurden die in der Concordienformel enthaltenen Gründe der lutherischen Lehre (die fundamenta assertionis et confessionis) dargelegt und schließlich die Lehre der Gegner entwickelt und widerlegt.

Schon jetzt war der Ausgang des noch nicht begonnenen Gespräches entschieden.

Am 20. März kam endlich Beza mit den anderen Genfer und Berner Bevollmächtigten in Mömpelgard an, wo sich dieselben im Schlosse des Grafen zunächst mit den beiden Würtembergern freundlichst bewillkommneten.

Am folgenden Tage ward das Gespräch Morgens 7 Uhr im gräflichen Schlosse, in Beisein des Grafen, der Räthe desselben und der des Lateinischen kundigen französischen Barone feierlichst eröffnet. Die beiden Parteien saßen

getrennt an zwei Tischen. Nachdem der Kanzler des Grafen, Dr. Hect
Vogelmann, das Gespräch für eröffnet erklärt, die an dasselbe geknüpft
Hoffnungen und Wünsche des Grafen ausgesprochen und den Collocutor
die Pflicht der Wahrheits- und Friedensliebe erinnerlich gemacht hat
ergriff auf den Wunsch des Kanzlers zunächst Beza das Wort, dan
dem Grafen, durch dessen Bemühung nach dem Wunsch der französisch
Herren dieses Gespräch zu Stande gekommen sei, erklärte sich mit der v
den Würtembergern proponirten Einrichtung des Gespräches einverstand
und sprach den Wunsch aus, daß Alles schriftlich verhandelt werde, weil i
mündlichen Vortrag nur allzuleicht wenig erwogene Worte mitunterlauf
könnten, welche dann oft zu gefährlichen Weiterungen führten. Hiermit e
klärte sich jedoch Andreä durchaus nicht einverstanden, weshalb Beza, d
fortwährend das saubere Verfahren Andreä's bei Veröffentlichung der Acten d
Maulbronner Gesprächs*) im Auge hatte, vorschlug, daß man Notare erwähle
dieselben in Eid und Pflicht nehmen, von ihnen die beiderseits zu haltend
Vorträge protocolliren lassen, sodann die Protocolle gemeinschaftlich re
diren und unterzeichnen möchte. Da merkte Andreä, daß Beza sich einb
dete, er habe sich in der Absicht zu einem Gespräche mit den Reformirt
herbeigelassen, um gemeinschaftlich mit denselben die Lehrsätze, an welchen m
beiderseits festhalten könne und müsse, erst aufzusuchen, und daß Beza eb
aus diesem Grunde auf eine möglichst genaue Aufzeichnung der Verhandlung
bestehe. Aber dieser Wahn sollte den Reformirten auch sofort benomm
werden, weshalb Andreä erklärte, er werde von der Lehre, die er bisher b
kannt habe, auch nicht um ein Haar-breit abgehn. — Beza erschrak, als
die ihm mit größter Bestimmtheit zugeworfenen Worte Andreä's vernah
und wandte sich alsbald zu Abraham Musculus mit der fragenden Beme
kung, warum sie denn nun eigentlich hierhergekommen wären? Allein u
auch nicht im Entferntesten den Schein auf sich zu bringen, als habe
absichtlich das Zustandekommen der Collation verhindert, beschloß Be
nachzugeben und willigte daher in das von Andreä geforderte Verfahren ei
Die Anfertigung von Protocollen des Gesprächs — gegen deren Gülti
keit jedoch Beza Protest einlegte — wurde jeder Partei überlassen. Fi
Andreä übernahmen es Osiander und der Mömpelgarder Superintende
so gut es gehn wollte, die Verhandlungen aufzuzeichnen.

Andreä übergab daher Beza'n ein schriftliche Exposition der lutherisch
Lehre vom Abendmahl, welche er mit Osiander aufgesetzt hatte und ersuch
denselben, in derselben Weise eine kurze und präcise Entwicklung der refo
mirten Lehre vorzulegen, damit man dann beide zusammenstellen und da
über mündlich conferiren könnte; worauf die erste Sitzung des Colloquium
geschlossen wurde.

*) Vergl. meine Gesch. des deutschen Protestantismus, B. II. S. 71 ff.

Die Abendzeit benutzte Beza, um gemeinschaftlich mit den Freunden die verlangte Darlegung der reformirten Abendmahlslehre aufzusetzen, worauf dieselbe am folgenden Morgen überreicht wurde. Sie lautete:

„Von den Zeichen. Wenn diese Worte: Zeichen, Symbole und Sacrament in engeren Verstand gebraucht werden, verstehn wir unter denselben in diesem Handel die äußerlichen Dinge, so mit unsern äußerlichen Sinnen begriffen werden, welche nach der Stiftung Christi und durch seinen Befehl von dem gemeinen und natürlichen Gebrauch zu geistlichen und heiligen Dingen, die sie bedeuten sollen, verordnet sind; als da sind Brot und Wein im heiligen Abendmahl sammt den Ceremonien, welche Christus in derselben rechtem Gebrauch und Handlung verordnet hat.

„Unter dieser sacramentlichen Bedeutung verstehn wir aber nicht eine bloße äußerliche Darstellung, dadurch das Gemüth allein erinnert werde, ihm selbst einzubilden, was die äußerlichen Sinne begreifen, welcher Gestalt die geschnitzten Bilder und Gemälde gebraucht werden; sondern, soviel Gott belangt, daß allezeit die Dinge, so durch die äußerlichen Zeichen bedeutet werden, unsern Gemüthern wahrhaftig dargereicht und dargeboten werden.

„Grund dieser Lehre. Wir halten dafür, daß wir in diesem Punkte durchaus mit einander einverstanden sind, nur dieß ausgenommen, daß wir lehren, daß die Dinge, so durch äußerliche Zeichen bedeutet, allein dem Gemüth angeboten werden, ihr aber vermeint, daß die geistlichen Dinge, so durch die Zeichen bedeutet werden, auch zum Empfange mit dem Munde ausgetheilt werden. Hiervon aber wird in der andern Frage zu sprechen sein, in welcher wir nämlich davon handeln, wie die Zeichen und die Dinge, so sie bedeuten, gegeben und ausgetheilt werden.

„Von den Dingen, welche durch die sacramentlichen Zeichen bedeutet werden. — Wir lehren, daß durch dies Brot der Leib Christi, so für uns gegeben, und durch diesen Wein sein Blut, so für uns vergossen, aus der Verordnung des Herrn Christi wahrhaftig bedeutet werde, wie wir angezeigt haben; desgleichen durch das Brotbrechen und Ausgießung des Weines seines Blutes Vergießung, die großen Schmerzen, so Christus für uns an Leib und Seele gelitten hat; item die äußerliche Mittheilung der äußerlichen Zeichen die innerliche und geistliche Anbietung der Dinge, so durch die äußerlichen bedeutet sind, unsern Gemüthern (mentibus) von Christo geschehen; wie auch die äußerliche Empfangung der innerlichen, geistlichen Dinge, nämlich, des Herrn Christi, so durch den Glauben geschieht, bedeuten.

„Grund dieser Lehre. — Dieweil Christus nicht allein angezeigt hat, was man für Zeichen gebrauchen soll, sondern auch befohlen, daß wir thun sollen, was er gethan hat, so lehren wir, daß man nicht allein Brot und Wein, sondern auch in Ausspendung derselben die Ceremonien oder

Bräuche, so geistlichen Sachen zugehörig, fleißig halten soll, weil sie ihre, und dazu nicht schlechte und geringe oder vergebliche Bedeutung haben.

„Von sacramentlicher Vereinigung der Zeichen und bezeichneten Dinge. — Weil die Sacramente im engeren Sinne des Wortes, wie gesagt, Zeichen sind, so nehmen wir auch eine sacramentliche Vereinigung zwischen den äußerlichen Zeichen und den bedeuteten Dingen, in ihrer gegenseitigen Beziehung zu einander (relatione et habitudine mutua) an; dadurch es dann geschieht, daß nach der Ordnung Christi jene in die Sinne fallenden Dinge vom gemeinen, natürlichen Gebrauch zu einem andern Gebrauch verwendet werden, nämlich daß sie geistliche Dinge uns bezeichnen und auf göttliche Weise wirklich gewähren".

„Grund dieser Lehre. — Der erste Grund dieses Satzes ist die Wahrheit des wirklich umschriebenen und räumlichen Körpers Christi sowohl vor als nach seiner Verherrlichung; welche Wahrheit nicht möglich ist, wenn man annimmt, daß Christi Leib in einer anderen Weise bei dem Brote sei als in jenem relativen Verhältniß. Darum so viele Zeugnisse beweisen, daß Christus einen wahrhaftigen Leib gehabt habe (und dieselben sind fast unzählbar), durch eben so viele Zeugnisse wird auch die Annahme einer wesentlichen Consubstantiation widerlegt.

„Zweitens: Mit wie vielen Schriftstellen das wahre und natürliche Scheiden Christi von der Erde zum Himmel und dessen Rückkehr vom Himmel am jüngsten Tage begründet wird, mit ebenso vielen Schriftstellen wird auch eben jenes Dogma, welches diese Thatsachen diametral widerspricht, als falsch erwiesen.

„Drittens: Paulus sagt ausdrücklich 2 Cor. 5, daß wir jetzt fern vom Herrn sind, und er begehrt aufgelöst zu werden, um bei dem Herrn zu sein, und da er uns befiehlt zu suchen, was droben ist, setzte er nicht unbedacht hinzu: da Christus ist sitzend zur Rechten Gottes, was überflüssig wäre, wenn er noch bei uns auf Erden weilte. Ebenso bezeugt Christus (unzähliger anderer Zeugnisse zu geschweigen) ausdrücklich, er gehe hin um die Stätte zu bereiten, wohin er die Seinen aufnehmen will. — Hieraus folgt zweierlei, erstlich, daß er an einen gewissen Ort gegangen ist, da er die Welt verlassen hat; sodann, daß die, welche in der Welt sind, nicht bei Christo sind, d. h. nicht an dem Orte, wo jetzt Christi Fleisch ist, sondern daß die, welche aus dem Leben scheiden, an denjenigen Ort aufgenommen werden, wo Christus bereits ist, d. h. in das Paradies; wie Christus selbst lehrt, indem er zu jenem Schächer spricht Luc. 23."

„Viertens: Wir bekennen, daß die alte Kirche jederzeit darüber einig gewesen ist, daß das Wesen des Fleisches Christi seit der Himmelfahrt von uns entfernt ist, und daß dasselbe Wesen des Fleisches Christi jetzt im Himmel, nicht aber auf Erden weilend, fortwährend in gliedlicher und räumlicher Umschriebenheit existirt, was auch mit einer andern sacramentlichen Verbin-

dung als mit jener, da das Brot den Leib Christi darstellt und auf ihn hinweist (coniunctio σχετικὴ et relativa) vereinigt werden kann, als Dinge, welche einander nicht widersprechen, miteinander bestehn können."

„Vom Empfange der Zeichen und der bezeichneten Sachen, wenn das Abendmahl wie sich gebührt, gehalten wird. — Da die Sacramente, wenn das Wort im weiteren Sinne genommen wird, aus zwei Sachen bestehen, nämlich aus einer irdischen und einer himmlischen, so lehren wir, daß die irdische Sache d. h. Brot und Wein mit irdischen Werkzeugen, nämlich mit der Hand und dem Munde hingenommen, und daß ähnlich die sacramentlichen Gebräuche ebenso mit körperlichen Werkzeugen verrichtet werden, während die himmlische Sache, d. h. Alles was durch jene sacramentlich dargestellt wird, wie es allein dem Gemüthe (menti) zugehört, auch allein von dem Gemüth durch den Glauben ergriffen wird.

„Grund dieses Satzes. — Obgleich der Leib Christi, der im Abendmahl zum Genusse dargeboten wird, ein wahrer gliedlicher Leib ist, so erfordert es doch die Analogie, daß wie die Speise und deren Bestimmung so auch die Art und Weise des Empfanges der Speise ist. Da nun die Speise und die Bestimmung der sacramentlich bezeichneten Sache, d. h. des Leibes und Blutes Christi selbst geistlich sind, d. h. sich auf die geistliche Vereinigung mit Christo und auf das aus jenem zu schöpfende ewige Leben beziehen, so muß nothwendig auch der Genuß dieser Sachen geistlich sein, und muß mit dem der Seele eigenthümlichen Werkzeug, nämlich mit dem Glauben, sowohl im einfachen Wort als in den Sacramenten, verrichtet werden. Sodann ist der sinnliche Genuß der sinnlichen Dinge ein Unterpfand jenes andern, nämlich des geistlichen Genusses; und darum werden die Ausdrücke des Essens, und Trinkens, wie sie eigentlich von dem Genuß der Zeichen, so auch figürlich durch eine sacramentliche Metonymie von den bezeichneten Sachen gebraucht — indem man nach jener Metonymie das was den Zeichen eignet, der bezeichneten Sache beilegt.

„Darum kann und darf jener zwiefache Genuß nicht mit dem Munde stattfinden, weil sonst entweder jede von beiden Sachen auf diese Weise das Pfand einer dritten ganz verschiedenen Sache, oder die eine von beiden Sachen ein Zeichen und Pfand ihrer selbst wäre; oder es wäre zugleich das Zeichen und die bezeichnete Sache oder das Pfand und die Sache, auf welche sich das Pfand bezieht; welches beides durchaus widersinnig ist. Darum wird auch von Irenäus in diesem Handel die Sache als himmlische Sache bezeichnet und von der irdischen unterschieden.

„Sodann, wenn die Substanz des Leibes Christi mit dem Munde empfangen würde, so würde sie auch wenigstens in den gottseligen und gläubigen Menschen bleiben, und diese würden demgemäß wesentliche Glieder Christi sein. Und hieraus würde sich eine andere Verkehrtheit ergeben, daß nämlich die Kirche nicht ein geistlicher Leib Christi, sondern ein solcher Leib sei, wel-

cher aus der Substanz des Leibes Christi und aus den Leibern aller From men wirklich und wesentlich zu Stande gekommen sei.

„Drittens. Da jenes Fleisch Christi das Band ist, durch welches all Frommen zu einem mystischen Körper zusammenwachsen, so würde nothwen dig folgen, daß die Personen der Frommen nicht gesonderte Substanzen sondern daß sie wie mit Christo, als ihrem Haupte, so auch unter sich selb durch ihr eignes Wesen und ihre eignen Personen zusammenhingen. We aber dagegen diese Zusammenfügung geistlich ist, indem die gläubigen Gli der Christi wahrhaftig und auf das Allerengste mit einander verbunden sind so daß sie Ein Herz und Eine Seele genannt werden, so folgt daraus, da sie auch geistlich durch den Glauben mit ihrem Haupte verbunden sind. Des halb werden dieselben auch wie Ein Körper, nämlich ein mystischer, so auc Ein Geist genannt, indem Christus in ihnen Allen wohnt.

„Viertens. Daß die Vereinigung des Gottmenschen Christus mit de Kirche als seinem Gespons eine reine geistliche sei, welche durch das Wer zeug des Glaubens geschieht, ist aus den Kindern dieser Ehe zu ersehen welche Früchte der Gerechtigkeit heißen. Denn wie die Nachkommenschaft, s muß auch die Empfängniß, die Geburt und die Art dieser Ehe beschaffe sein.

„Von den Wirkungen des Abendmahls. — Es ist offenbar, da das heilige Abendmahl nicht um des Brotes und Weines willen sonder zum Heile der Menschen eingesetzt ist. Seine eigenthümliche Wirkung i daher das Heil derer, welche es würdig, d. h. mit Buße und Glauben g nießen, durch Befestigung ihrer geistlichen Vereinigung mit Christo, wodurc es natürlich geschieht, daß gleichwie in dem natürlichen, lebendigen Körper d mit dem Haupte natürlich zusammenhängenden Glieder von da Gefühl un Bewegung empfangen, so auch sie mit Christo selbst geistlich vereinigt all eigenthümlichen geistlichen Gaben der Wiedergeborenen und endlich das ewig Leben selbst, welches von Christo als dem Haupte in die mit demselben zu sammenhängenden Glieder ausströmt, mehr und mehr empfangen. Deshalb wird auch jeder Einzelne für sich ein Glied Christi und alle zusammen wer den Christi mystischer Leib genannt, indem überdies in ihnen die Gabe de Liebe durch den heiligen Geist gemehrt wird, weil die Glieder von einande gesondert weder Einen Leib bilden noch auch der Leib eines und desselbe Hauptes sein könnten. — Die andere Wirkung des Abendmahles ist die Ver dammniß derer, welche unwürdig d. h. entweder ohne Erkenntniß dieses Ge heimnisses oder mit wirkichem Unglauben und mit Unbußfertigkeit zu dem selben kommen, welche Verdammniß jedoch nicht von dem Abendmahl selb sondern von dem unwürdigen Gebrauch desselben, also accidentell herkomm

„Von den Ursachen der heilsamen Wirkungen des Abend mahles. — In diesem Geheimniß unterscheiden wir die Ursachen so, da wir die Gemeinschaft und Vereinigung mit Christo der unendlichen und u

ausſprechlichen Kraft des heiligen Geiſtes durchaus zuſchreiben, was darum St. Paulus ein großes Geheimniß nennt; alle himmliſchen Gaben aber, von denen wir geredet haben, und endlich auch das ewige Leben ſowohl des Leibes als der Seele, glauben wir, daß ſie von dem einigen Gottmenſchen Chriſto, für uns gekreuzigt und im Fleiſche über alle Dinge erhöhet, herkommen, wie es Gott, der allmächtige Vater, verordnet hat. Als inſtrumentale Urſache aber erkennen wir, ſoviel Gott betrifft, theils den Paſtor, der im Namen und Auftrag Gottes thut, was er thut, theils die Zeichen und ſacramentalen Gebräuche an. So viel uns betrifft, iſt die inſtrumentale Urſache der Glaube, der uns als ein Geſchenk Gottes eingepflanzt iſt. Wir lehren aber, daß Gott ſich dieſer Werkzeuge ſo bedient, daß er denſelben keine innerliche wirkſame Kraft eingieße, ſondern nur, daß was er ſelbſt allein innerlich bewirkt, uns durch dieſelben bezeuge, nämlich jene geiſtliche Vereinigung Chriſti mit uns und was wir aus derſelben erlangen.“ —

Gleichzeitig legte Beza auch ſeine und der Seinigen Erwiderung auf die von den Würtembergern aufgeſtellten Sätze vor. Allein die Disputation, welche am 22. März Nachmittags mit Zugrundlegung der beiderſeitigen Propoſitionen begann, hatte das von Beza gewünſchte Ergebniß nicht. Auf eine eigentlich ſyllogiſtiſche Erörterung der Streitfragen wollte ſich Andreä nicht einlaſſen, weil, wie er meinte, klar vorliegende Schriftwahrheiten keiner wiſſenſchaftlichen Prüfung und Feſtſtellung unterworfen ſein könnten; und da wo Beza die Blößen von Andreä's Raiſonnement nachgewieſen hatte, war derſelbe doch nicht dazu zu bewegen, daß er die Folgerungen, die ſich hieraus von ſelbſt ergaben, anerkannte. Ueberhaupt machte ſich durchweg der prinzipielle Gegenſatz der beiderſeitigen Auffaſſung des Abendmahles bemerklich. Als Andreä z. B. eine ganze Argumentation auf den Satz gründete, daß in allen Teſtamenten der Wortlaut derſelben feſtzuhalten ſei, und daß dieſes alſo vor Allem in dem Teſtamente Chriſti, dem Abendmahl der Fall ſein müſſe, erklärte Beza hiergegen, daß das Abendmahl nicht das Teſtament, ſondern das Siegel deſſelben ſei. Nachdem man daher bis zum Abend des 24. März disputirt hatte, mußte ſich Beza ſchließlich damit begnügen, daß klar herausgeſtellt war, in welchen Sätzen man übereinſtimmte und über welche man diſſentirte. Beza faßte daher das Reſultat der Verhandlungen über die Abendmahlslehre in folgenden Sätzen zuſammen:

„Zu beiden Theilen iſt man einig geworden: „1) Das Sacrament des Abendmahls begreift in ſich zwei Dinge, die Zeichen und die bezeichneten Sachen. — 2) Die Zeichen ſind nach der Einſetzung des Herrn Brot und Wein, die bezeichneten Sachen aber ſind der Leib ſelbſt, ſo für uns gegeben und das Blut ſelbſt ſo für uns vergoſſen. — 3) Die Gutthaten Chriſti in dem ordentlichen Gebrauche dieſer heiligen Handlung ſind von Chriſto, von welchem ſie herkommen, nicht abgeſondert. — 4) Dieſe Zeichen und bezeichneten Sachen werden auf keine andere Weiſe denn mit der ſacra-

mentlichen Vereinigung zusammengefügt. — 5) Was Gott den Herrn belangt, der sich allda mit uns in einen Vertrag begiebt und allweg wahrhaftig ist, so sind nimmer bloße Zeichen da, sondern diese beide sind also sacramentlich vereinigt, daß sie zu aller Zeit allen denen, die hinzugehen, Würdigen und Unwürdigen wahrhaftig dargeboten und gegeben werden. — 6) Auf diese Meinung und den Verstand, d. i. dieser sacramentlichen Vereinigung nach haben die alten Kirchenlehrer diese Art zu reden gebraucht und gesagt: Der Leib des Herrn sei in, unter und mit dem Brot.

„In folgenden Artikeln ist man nicht einig geworden: 1) Daß die ehrwürdigen würtembergischen Herren Collocutoren vermeinen und dafür halten, daß in der sacramentlichen Vereinigung sowohl die Zeichen als die bezeichneten Sachen mit ihrer Substanz in der That selbst auf Erden, wiewohl nicht natürlicher und räumlicher Weise, jedoch wahrhaftig zugleich miteinander unzertrennlich copulirt und zusammengefügt werden, und deshalb dem Mund aller Derer, so hinzugehen, Würdigen und Unwürdigen, ausgetheilt werden. — Die Collocutoren aber vom andern Theil lehren in der sacramentlichen Vereinigung, in welcher das Eine auf das Andere weisen und sehen muß, daß die bedeuteten Sachen, d. i. der Leib und das Blut des Herrn, nicht anderswo jetzund denn im Himmel sind und bleiben, deren Zeichen auf Erden sind, und deßwegen jene zwar der Seele, diese aber dem Mund aller derer so zum heiligen Abendmahl gehen, ausgetheilt und gegeben werden. — 2) Mit dieser Weise zu reden „„in, mit und unter dem Brot und und Wein““ vermeinen und halten die ehrwürdigen würtembergischen Herren Collocutoren, es solle diese verstanden werden, daß ihre sacramentliche, wesentliche Vereinigung der Substanzen auf Erden dadurch geschehe, daß sie beide, nämlich die Zeichen zwar natürlich und räumlich, der Leib aber und das Blut des Herrn weder natürlich noch räumlich, sondern auf eine unerforschliche und unergründliche Weise wahrhaftig und zugleich auf Erden gegenwärtig sein und dem Munde aller, welche hinzugehen, ausgetheilt und gegeben werden. — Die Collocutoren des andern Theils lehren, daß mit derselben Art zu reden keine andere Vereinigung, denn diese, da eines auf das andere siehet und weiset (unio relativa), angezogen und gemeint werde.

„Im andern Hauptpunkt aber vom sacramentlichen Empfang der Zeichen und der bezeichneten Dinge ist man in folgender Gestalt einig geworden: 1) Die Zeichen, wie sie Allen, sowohl Würdigen als Unwürdigen, welche zum Abendmahl des Herrn gehen, ausgetheilt werden, werden auch also mit dem Munde von Allen, welche sie nehmen, empfangen, von den Würdigen zwar zum Leben, von den Unwürdigen aber zur Verdammniß. — 2) Daß die geistliche Empfangung allein durch den Glauben, welcher den Würdigen eigentlich gehört, und dadurch sie die bezeichneten Sachen empfangen, heilsam sei und zur Seligkeit gereiche. — 3) Daß die Weise dieser Empfangung und

Nießung der bezeichneten Dinge unerforschlich sei, und, wie der heilige Paulus redet, ein recht groß Geheimniß, welches anzubeten und nicht zu erforschen ist.

„Im Folgenden aber ist man nicht einig geworden: daß die ehrwürdigen würtembergischen Herren Collocutoren vermeinen, daß wir beide zugleich und unzertrennlich dem Munde aller Derer, welche zum Abendmahl gehen, gegeben werden, also auch von Allen mit einerlei Instrument des Mundes, doch nicht was die bezeichneten Dinge belangt, natürlicher und räumlicher, sondern unergründlicher Weise empfangen werden, von den Würdigen zwar zum Leben, von den Unwürdigen zur Verdammniß. — Die Collocutoren des andern Theils aber lehren, daß wir die bezeichneten Sachen allein der Seele dargereicht, also auch allein von den Gläubigen (als die allein das einige Instrument der Seele mit sich bringen, womit Christus mit allen seinen Gutthaten ergriffen wird) geistlich empfangen werden, und deshalb die Unwürdigen schuldig werden am Leibe und Blute des Herrn, nicht daß sie dieselben unwürdiglich genommen, sondern daß sie durch ihren Unglauben und Unbußfertigkeit von sich gestoßen und verworfen haben."

Am 23. März, gegen zwei Uhr Nachmittags begann hierauf die Besprechung der Lehre von der Person Christi. Zunächst las Osiander die von ihm und Andreä unterzeichneten Sätze, das Dogma von Christi Person betreffend, vor, worauf Musculus Namens der reformirten Collocutoren, an die Sätze der Würtemberger anknüpfend, ebenfalls eine Reihe von Thesen vortrug, welche die Grundzüge der reformirten Christologie enthielten. Nach diesen Präludien nahm die eigentliche Disputation ihren Anfang. Natürlich war aber in diesem Dogma ebensowenig eine Ausgleichung der Gegensätze möglich als in der Lehre vom Abendmahl, — zumal da die Discussion infolge der Invectiven, welche sich Andreä gegen die Reformirten und deren Lehre erlaubte, sehr bald aus dem rechten Gleise herauskam. Andreä behauptete nämlich, daß die Reformirten, indem sie lehrten, daß die Menschheit Christi nicht die Fülle des göttlichen Wesens, sondern nur endliche und erschaffene Gaben empfangen hätte, im Grunde über Christi Person nicht anders lehrten, als es im Koran der Türken geschehe. „Wir sind nicht hierher gekommen um Schmähungen zu hören," antwortete Beza mit würdiger Ruhe; „wir haben nichts gemein mit dem türkischen Koran und mit der Gottlosigkeit Derer, welche leugnen, daß Christus Gott sei." Aber ein lautes Murren der zahlreich anwesenden französischen Barone gab den gerechten Unwillen und die Entrüstung kund, welche Andreä's freche Verhöhnung der reformirten Lehre hervorrufen mußte, und die Störung, welche die Discussion hierdurch erhalten hatte, war nicht wieder zu beseitigen. Beza mußte dem Tübinger Kanzler wiederholt erinnerlich machen, daß die Kirche durch Schmähungen nicht erbaut werde. „Allerdings finden sich Schmähungen in den Schriften beider Parteien vor, weshalb ich wollte, daß sie nach Her-

stellung einer frommen Concordie zugleich sämmtlich verbrannt würden. Denn ich gestehe gern, daß ich Vieles geschrieben habe, von dem ich wollte, daß ich es nicht geschrieben hätte, und ich meine, daß Ihr ebenso denket." So erklärte Beza Angesichts des Grafen und der ganzen Versammlung. Aber Beza's Demuth und Versöhnlichkeit wohnte im Herzen Andreä's nicht. Dieser antwortete kurz: „Was mich betrifft, so erkläre ich, daß mich Dasjenige, was ich über diese Sache geschrieben habe, nicht reuet und daß ich mich desselben darum auch nicht schäme."

Als daher am 26. März gegen Mittag die christologische Discussion beendet war, hatte Beza wiederum weiter nichts erreicht, als daß er den Consensus und Dissensus der beiden Confessionen, der in der Discussion über die Lehre von Christi Person nach allen Seiten hin besprochen war, nun ganz genau formuliren konnte. Beza that dieß in folgender Schrift, welche er den Würtembergern behändigte:

„Man ist zu beiden Theilen in folgenden Punkten übereingekommen: 1) Daß in der persönlichen Vereinigung zwei vollkommene Naturen nämlich die göttliche des Logos und die menschliche, aus der Substanz der Jungfrau Maria durch die göttliche Allmacht erschaffen und angenommen unversehrt mit allen ihren wesentlichen Eigenschaften, ohne alle Veränderung Verwirrung und Vermischung geblieben sind. — 2) Daß in dieser Vereinigung ein selbstständiges Wesen oder eine einige Person bestehe. Denn diese menschliche Natur sei nicht zuvor erschaffen gewesen oder für sich selbst bestanden, sondern sei zugleich und so zu sagen in einem Augenblick erschaffen und angenommen worden, und habe ihr für sich bestehendes Wesen, welches jetzt nicht zweifältig ist, von dem annehmenden Wort empfangen. — 3) Daß die Einigkeit der Person immerwährend und in alle Ewigkeit unauflöslich sei dadurch geschehe, daß das Wort in Ewigkeit der wahre Mensch sei, aus Maria der Jungfrau angenommen; und daß hinwieder der aus Maria der Jungfrau angenommene Mensch in Ewigkeit der wahre Gott, das Wort, sei. — 4) Daß in dieser persönlichen Vereinigung die annehmende göttliche Natur die angenommene Natur weit übertreffe, als die da erschaffen ist und nur in dem Wort Subsistenz hat; daß dagegen die göttliche Alles erschaffen hat, und der angenommenen Natur das Wesen, darin sie besteht, giebt, wiewohl mit dieser einigen Vereinigung sowohl das Wort dem Menschen und der Mensch dem Wort vereinigt ist. — 5) Daß dieser Mensch über dieß, daß er Gott ist, durch diese Vereinigung solche eingegossene unaussprechliche Gaben, so hoch und groß sie immer in eine Creatur göttlich mögen eingepflanzt werden, empfangen habe, also daß er auch über alle seligen Engel auch auf diese Weise und in solcher Gnade, so er (gratia habituali) an und für sich selbst hat erhöht ist. — 6) Daß durch diese Gemeinschaft der wesentlichen Eigenschaften nicht verstanden werde irgend eine wesentliche Immigration derselben entweder aus der göttlichen Natur in die menschliche oder der menschlichen

in die göttliche. — 7) Daß diese Reden, dadurch entweder die menschlichen Eigenschaften dem Wort (als wenn wir sagen: Gott sei gekreuzigt worden), oder die göttlichen Eigenschaften dem Menschen zugeschrieben werden (als wenn man sagt: Dieser Mensch, welcher auf Erden mit Nicodemus redet, sei zugleich im Himmel gewesen), nicht so schlecht und nur in bloßen Worten ohne die That selbst zu verstehen seien, sondern daß sie wahrhaftig und mit der That selbst von der Person Christi, als sie einig ist, gesagt werden; und werde deswegen in denselben Gott nicht schlecht als Gott, sondern als Fleisch gewordner Gott, und dagegen der Mensch nicht schlecht als ein Mensch, sondern so zu sagen ein vergotteter Mensch oder ein von dem Wort in die Einigkeit der Person aufgenommener Mensch verstanden."

„In folgenden Punkten ist man nicht einig-geworden: 1) Daß die ehrwürdigen würtembergischen Collocutoren vermeinen, daß diese Gemeinschaft für ein vollkommnes Werk der persönlichen Vereinigung zu halten sei, und möge sowohl (in abstracto) in der Menschheit als (in concreto) in dem Menschen statt haben, und möge deshalb die menschliche Natur durch die persönliche Vereinigung ebenso wahrhaftig und wesentlich allmächtig, allgegenwärtig, allwissend, lebendigmachend genannt werden und anzubeten sein, als dieses Alles von dem angenommenen Menschen gesagt wird. — Die Collocutoren des anderen Theils aber lehren, daß gleichwie (auch in der persönlichen Vereinigung) nicht recht gesagt werde, die Menschheit sei Gottheit, wohl aber mit Recht gesagt werde, dieser Mensch sei Gott: also möge auch nicht recht gesagt werden (auch in der Vereinigung selbst, diese Menschheit sei allgegenwärtig, allwissend, allmächtig, die da lebendig macht und anzubeten ist; obschon richtig gesagt wird, der Mensch sei wegen der persönlichen Einigkeit allmächtig, allwissend, allgegenwärtig, der lebendig macht und anzubeten ist." — 2) Daß die ehrwürdigen würtembergischen Collocutoren nicht wollen, daß diese Gemeinschaft der Eigenschaften reciprocirt und in einandergekehrt und gerichtet werde, also daß Eines auf das Andere allezeit sehen muß; und daß sie derhalben lehren, daß weder könne noch solle gesagt werden, die Gottheit habe gelitten, sei gekreuzigt worden zc, wie wahrhaftig gesagt wird, die Menschheit sei allwissend, allgegenwärtig, weil nämlich in der persönlichen Vereinigung die Gottheit nichts von der Menschheit, aber die Menschheit von der Gottheit alles ihr Mitgetheilte empfangen habe. — Die Collocutoren des andern Theils aber lehren, daß wie in den concretis enuntiatis (in den Reden, so zwei Notaren begreifen und nur Eine Person bedeuten), ebenso gesagt werde, Gott der Sohn habe gelitten, als der Mensch ist allmächtig: also auch könne hinwiederum ebensowenig gesagt werden, die Menschheit ist allgegenwärtig, allmächtig, als man sageu dürfe: „Die Gottheit ist erschaffen und hat gelitten."

„Ebenso verhält es sich mit der Kraft des Fleisches, lebendig zu machen und mit Anbetung des Fleisches Christi, welches Alles die ehrwürdigen wür-

tembergischen Collocutoren der Menschheit (in abstracto) an und für sic
nach ihrem eignen Wesen zulegen. — Die Collocutoren des andern Thei
dagegen schreiben dieses dem Menschen zu, weil (in concreto) er mit de
Sohne Gottes eine einzige Person ist. Aber überdieß erkennen sie auch, da
die Menschheit (in abstracto) an und für sich und in ihrem eignen Wes
betrachtet, in zwiefacher Beziehung lebendig machend mit Recht genannt wir
erstlich darum, daß in dieser Menschheit das Wort Alles, was zu unsr
Versöhnung gehört, erfüllt hat und uns auch jetzt noch durch dieselbe e
hält und regiert; und sodann, daß Christus nicht anders denn mittels die
von uns durch den Glauben ergriffenen Menschheit diese seiner Gotth
eigne und seligmachende Kraft und endlich alle seine Wohlthaten seinen Gl
dern mittheilt.

„Ebenso unterscheiden die Collocutoren des andern Theils die Anrufu
der Menschheit von der Anrufung der Gottheit des Wortes; doch ni
an ihr selbst oder blos für sich selbst betrachtet, sondern respective, d.
darum, daß sie Gott dem Sohne vereinigt ist, oder daß die Gottheit Chri
auf welche eigentlich und endlich unser christliches Gebet und die wahre A
rufung soll gerichtet werden, nicht schlechthin Gottheit ist, sondern eine sol
Gottheit, welche Fleisch an sich genommen hat, und diese Menschheit ni
schlechthin Menschheit ist, sondern die Menschheit des Wortes."

Als die Disputation über die Lehre von der Person Christi beend
war, glaubte Beza, des unnützen Hin- und Herredens längst müde, daß d
ganze Handel nun erledigt sei und daß er mit den Seinen in die Heim
zurückreisen könnte. Denn in dem Einladungsschreiben, welches er von de
Grafen Friedrich empfangen hatte, waren anderweite Controversen, welc
zur Eröterung kommen sollten, nicht erwähnt worden. Allein Andreä hat
es ja schon vor der Eröffnung des Gesprächs festgestellt, daß auch die Diff
renzen in der Lehre von der Prädestination, von der Kindertaufe und vo
der Einrichtung der Gotteshäuser besprochen werden sollten. Indessen hat
es derselbe für rathsam gefunden, dieses jetzt erst zur Kunde Beza's komm
zu lassen, indem er am Schlusse der Morgensitzung des 26. März bemerkt
daß man, wenn Beza in Betreff der Lehre von Christi Person nichts me
zur Sprache zu bringen habe, zur Erörterung der Prädestinationslehre übe
gehen wollte.

Beza erschrak über diese Eröffnung; denn er wußte, daß eine B
sprechung dieses Dogma's, welches den ganzen Zusammenhang der reform
ten Kirchenlehre als deren Grundlage trug, und nur in und mit dem gan
Zusammenhange derselben gewürdigt werden konnte, von Andreä nur z
Herabwürdigung desselben benutzt werden würde. Er antwortete daher, d
er recht sehr die Beendigung des Gespräches wünsche; denn er sei mit d

Seinen in der Ueberzeugung hierher gekommen, daß man nur über die Lehren vom Abendmahl und von der Person Christi verhandeln werde. Bei Besprechung der Lehre von der Prädestination werde man in die geheimnißvollsten Tiefen der Offenbarung hinabsteigen müssen, was nicht zur Erbauung aller Anwesenden, da nur wenige dazu geschickt wären, gereichen könnte. Auch wünschten sie sehr, zu Ostern in der Heimat bei ihren Gemeinden zu sein, weshalb man sich damit begnügen möge, einen Consens in den Lehren vom Abendmahl und von der Person Christi anzuerkennen und festzustellen. Gleichwohl scheue man sich nicht, wenn es der Graf wünsche, die reformirte Lehre von der Prädestination vor demselben privatim darzulegen, wozu man aber keine eigentliche Disputation anzustellen brauche. — Indessen hatte es sich Andreä bereits ausgedacht, wie er grade in der Discussion über die Prädestinationslehre den glänzendsten Sieg über Beza davon zutragen hoffte, und wollte sich daher die Gelegenheit hierzu um keinen Preis entgehen lassen. Eine einzige Stunde, meinte er, werde ja genügen, um sich wegen der Prädestinationslehre gegenseitig in's Klare zu bringen.

Indem daher die Morgensitzung des 26. März aufgehoben wurde, ohne daß man sich wegen der Fortsetzung oder Beendigung des Gesprächs vereinbart hatte, setzte Beza, in seine Wohnung zurückgekehrt, sofort eine an den Grafen gerichtete Eingabe auf, welche Nachmittags um drei Uhr, als die Collocutoren wieder zusammentraten, vorgelesen und dem Grafen überreicht ward.

Beza hatte in dieser Eingabe deutlich genug ausgesprochen, wessen er sich zu Andreä versehen zu müssen glaubte. Denn es lag bereits klar am Tage, daß Andreä dies ganze Gespräch nur als Gelegenheit zur neuen Documentirung der Unwiderleglichkeit seiner Lehre und seines theologischen Raisonnements benutzen wollte, und daß derselbe hierzu zweifelsohne die über die Verhandlungen aufgenommenen Protocolle öffentlich benutzen werde. Beza erklärte daher in der Eingabe, er beklage es noch immer, daß man auf den von ihm vor der Eröffnung des Gesprächs vorgeschlagenen Weg schriftlicher Verhandlung nicht eingegangen sei, daß er die während der Discussion vorgenommenen Aufzeichnungen über dieselbe durchaus keine Glaubwürdigkeit zuerkennen könne, und sich daher jeden öffentlichen Gebrauch, den man von denselben etwa machen wollte, verbitten müsse, und gab hierauf nochmals an, warum er eine Besprechung der Prädestinationslehre in der Weise, wie man bisher mit einander conferirt habe, für unthunlich halte. Dagegen wären sie gern bereit, die von den Würtembergern über die Lehre von der Prädestination aufgesetzten Thesen mit nach Hause zu nehmen, dort dieselben mit den Ihrigen zu besprechen, und sodann den Würtembergern ihre Meinung schriftlich zu eröffnen. Sodann sprach Beza den Wunsch aus, der Graf möchte auf Grundlage der nun gewonnenen Resultate des Gesprächs die Herstellung einer gottseligen Concordie der beiden Parteien zu veranlassen

suchen, damit, bis man durch Gottes Gnade zur vollen Einigkeit gelange, wenigstens alle Feindseligkeiten, sowie insbesondre der Gebrauch der gehässigsten Bezeichnungen Zwinglianer, Calvinisten, Sacramentirer, Ubiquitisten, Lutheraner ꝛc. beiderseits eingestellt würde. Außerdem bat Beza: da man sich von beiden Seiten in der Anerkennung des wahren Genusses des wahren Leibes und Blutes Christi im Abendmahl geeinigt habe und nur über die Art und Weise der sacramentlichen Gegenwart beider und über die Nießung der Gottlosen (worüber sich doch die Frommen nicht verfeinden sollten!) verschiedener Meinung sei, so möchte er den Reformirten gestatten, daß sie, unbeschadet ihres Bekenntnisses an der Abendmahlsfeier der Anhänger der Augsburgischen Confession Theilnehmen dürften.

Nachdem Beza diese seine Supplik überreicht hatte, wurde derselbe ersucht, sich mit den andern Genfern und Bernern auf eine kurze Zeit, in welcher der Graf das Gesuch erwägen wolle, zurückzuziehn.

Andreä hatte aber dem Fürsten bald gesagt, was er den Schweizern zu erwiedern habe und war erfreut, daß ihn derselbe beauftragte, diesen in seinem Namen den nöthigen Bescheid zu geben. Als daher die Genfer und Berner in den Saal zurückgerufen waren, wurde ihnen von Andreä im Auftrage des Grafen eröffnet: Dieser wünsche dringend, daß man sich auch über die Prädestination, über die Taufe und über die Tempelreform (von welchen drei Dingen er erst nach Absendung seines Einladungsschreibens an Beza gehört habe, daß sie zwischen den beiden Parteien strittig wären), bespreche. Würden sie jedoch sich hierzu nicht verstehen wollen, so sei es nöthig, daß man die über die betreffenden Lehrdifferenzen von ihm aufgesetzten Thesen vor Beendigung des Gespräches öffentlich vorlese, weil die anwesenden Zuhörer doch nothwendig genau erfahren müßten, was die Schweizer darüber lehrten, und wie die Anhänger der Augsburgischen Confession über deren Lehre in diesem Punkte urtheilten. Die Gegner könnten dann, nach Hause zurückgekehrt, von Genf und Bern aus ihre Meinung über die vorgelesenen Thesen, welche man ihnen behändigen werde, späterhin einsenden. Zugleich gab Andreä an, was er in den drei Punkten den Reformirten hauptsächlich zum Vorwurf zu machen habe.

Andreä sprach in dieser Peroration eine Zuversicht zu sich selbst, eine Siegesgewißheit und eine Bereitwilligkeit gegen Jedermann von seiner Lehre Rechenschaft zu geben aus, daß, wenn Beza in die Fortsetzung des Gespräches nicht einwilligen wollte, dieses in den Augen aller Anwesenden als Eingeständniß der eignen Schwäche und der Zweifelhaftigkeit seiner Lehre erscheinen mußte. Nothgedrungen, obschon ihm die gänzliche Erfolglosigkeit aller weiteren Verhandlungen einleuchtete, willigte er daher, nachdem er sich mit den Freunden berathen hatte, in die Fortsetzung der Verhandlungen ein, und erklärte, daß er bereit sei, Morgen, den 27. März mit Andreä über den fünften Punkt, nämlich über die Reform der papistischen Tempel und

Bilder, sowie an den darauf folgenden Tagen über die beiden andern Punkte zu besprechen.

Frühmorgens am 27. März begann daher, nachdem die darauf bezüglichen Thesen der Würtemberger vorgelesen waren, die Besprechung über die papistischen Gotteshäuser, über die Bilder und Orgeln und über die mit denselben vorzunehmenden Reformen. Auch in diesem Punkte glaubte nämlich Andreä den Reformirten allerlei seelenverderbliche Irrthümer nachweisen zu können, indem er so argumentirte: In Frankreich und in den Niederlanden sind in tumultuarischer Weise von den Protestanten viele Kirchen und Bilder vollständig zerstört worden. Da nun gar Mancher, der zum Anschluß an die Reformation geneigt war, an diesen Brutalitäten Aergerniß nahm und durch dieselben von dem Bekenntniß des Evangeliums abgehalten wurde, so sind die Reformirten daran Schuld, daß unzählige Seelen im Papstthum verblieben und darin mit Leib und Seele dem ewigen Verderben verfallen sind. Andreä war daher, wie es schien, sehr freudig überrascht, als er von Beza erfuhr, daß derselbe jene gewaltsame Bilder- und Kirchenstürmerei, welche hier und da vorgekommen war, mißbilligte. Ja es kam sogar in diesem Punkte eine wirkliche Einigung beider Parteien zu Stande. Auf beiden Seiten erkannte man die Bilder, Orgeln &c. als Mitteldinge an, von deren Gebrauch man alle Abgötterei und jede Störung des wahren Gottesdienstes fernzuhalten habe. Uebrigens hob Beza in der Beantwortung der auf diesen Punkt bezüglichen würtembergischen Thesen, welche er nach Beendigung des Gesprächs einreichte, hervor, Gott habe nicht nur verboten, die Bilder anzubeten, sondern sie überhaupt zu machen, und bemerkte außerdem: „Soviel die Orgeln betrifft, verdammen wir die Musik nicht. Wenn man aber vier- oder mehrstimmig singt, ohne daß man es versteht, so bezeugt das Werk selbst, was daraus erfolgen muß, nämlich, daß mit der Zeit ein großer Theil des Gottesdienstes in die Gesänge verwandelt und die Gemüther nicht mit dem Wort Gottes gespeist, sondern nur die Ohren mit lieblichen Tönen unterhalten werden.“

Noch an demselben Tage gingen daher die Collocutoren zur Besprechung der Lehre von der Taufe über. Hier aber stellte sich sofort wieder der schroffste Gegensatz der Confessionen heraus. Andreä und Beza konnten daher nicht weiter kommen, als daß sie die unaussöhnbaren Sätze der beiden Kirchen einander gegenüberstellten. Dabei geschah es denn aber, daß der Geist, in welchem Andreä seine lutherische Orthodoxie trieb, sich unwillkürlich verrathen mußte. Als nämlich derselbe mit großem Eifer die Spendung des Taufsacramentes durch Laien, Hebammen &c. in Nothfällen vertheidigt hatte, hielt ihm Beza den Ausspruch des heiligen Bernhard entgegen, daß nicht das Entbehren, sondern die Verachtung des Sacramentes den Menschen verdammlich mache und hob hervor, daß man doch Denjenigen, welcher, ohne das Taufsacrament nach Christi Ordnung empfangen zu können, gestorben sei, keine Verachtung desselben zur Last legen könnte. Um Beza zu wider-

legen, wies Andrä auf die Situation eines Menschen hin, der bis an seines Lebens Ende im Unglauben beharrt, aber in seiner letzten Stunde von der Gnade erleuchtet wäre und mit aufrichtigem Verlangen die Taufe begehrte, die er doch von keinem ordentlichen Diener der Kirche empfangen könnte. Beza antwortete, daß er sich die Anziehung eines solchen Falles ganz gern gefallen lasse, indem er, an denselben anknüpfend, Andreä fragen möchte: wenn zufällig ein armer, elender und schier verzweifelnder Sünder das Nachtmahl des Herrn begehrte und kein Prediger zu haben und nur ein altes Weib gegenwärtig sei, ob er denn glaube, daß er sich von diesem alten Weibe das Abendmahl reichen zu lassen habe. Andreä antwortete: es sei hier ein gar großer Unterschied, weil das Kind im Fall der Noth vorher niemals getauft worden, der erwachsene Christ aber vorher oftmals in den gottesdienstlichen Versammlungen der Gemeinde das Abendmahl des Herrn empfangen habe. Als nun Beza hierauf erwiderte: „Wie aber, wenn ein solcher Mensch eben erst aus dem Papstthum erlöst oder neulich aus einem Juden oder Türken ein Christ geworden wäre und das Nachtmahl des Herrn niemals empfangen hätte und in der Stunde des Todes schon schier verzweifelte, wolltet ihr in dieser Noth ihm durch irgend einen Laien oder auch durch ein Weibsbild das Nachtmahl des Herrn reichen lassen?" — „Gar nicht," antwortete Andreä, „sondern ich würde ihn ermahnen, er sollte gutes Muthes sein und sich zufrieden geben, wenn er schon in dieser Noth des Nachtmahls des Herrn nicht möchte theilhaftig werden." — „Wie aber dann," fuhr Beza fort, „wenn er sich damit nicht wollte zufriedenstellen lassen?" Da donnerte ihm Andreä, der sich in seinem Lutherthum nicht anders zu helfen wußte, die Worte entgegen: „Dann würde ich ihm sagen: So fahre denn hin und stirb in aller Teufel Namen!" — Mitleidig lächelnd antwortete Beza dem schwäbischen Pfaffen: „Dann wäret ihr, mein Herr Doctor, diesem elenden Menschen ein gar elender Tröster."

Wenn schon daher die Lehre von der Taufe am 28. März nochmals zur Sprache gebracht wurde, so war es doch nicht möglich, daß sich Beza und Andreä über eine gemeinschaftliche Auffassung derselben verständigen konnten. Man beschloß daher, noch an demselben Tage zur Besprechung der Prädestinationslehre überzugehen.

Beza, der dieser Discussion mit einem gewissen Bangen entgegensah, ließ noch vor Eröffnung derselben Andreä durch einige angesehene französische Barone ersuchen, daß er sich thunlichster Kürze befleißigen und aller Weitschweifigkeiten enthalten möchte, — was Andreä gern versprach, worauf Osiander die von Andreä aufgesetzten Thesen vorlas.

Der Anfang dieses Vortrags mochte für Beza zu dessen größter Ueberraschung ganz beruhigend sein, indem die vier ersten Thesen lauteten: „1) Daß Gott von Ewigkeit nicht allein den Fall unsrer ersten Eltern, sondern auch aller Menschen gesehen habe. — 2) Daß er Diejenigen, welche

selig werden, nicht allein vorgesehen, sondern sie auch von Ewigkeit erwählt und zum ewigen Leben verordnet habe. — 3) Daß diese ewige Wahl in Christo geschehen sei, ehe der Welt Grund gelegt ward, d. i. daß sie durch Christum selig werden. — 4) Daß deren, so da selig werden sollen, bei Gott eine gewisse Zahl sei." Hierauf hieß es jedoch weiter: „5) Die Frage aber ist, ob Gott seine Auserwählten also zum ewigen Leben verordnet habe, daß er Etliche, ja den allergrößten Theil der Menschen in seinem ewigen, heimlichen Rath zur Verdammniß verordnet, also daß er bei sich beschlossen, daß er sich ihrer nimmermehr erbarmen, noch sie zu Gnaden aufnehmen wolle, und wolle auch nicht, daß sie Buße thun, dem Evangelio glauben, sich zu Gott bekehren und selig werden." Hierauf folgte eine Reihe von Sätzen, welche den schneidendsten Gegensatz zur reformirten Prädestinationslehre aussprachen.

Es ist begreiflich, daß Beza, als er die Darlegung des Dogma's seiner Kirche begann, dieses mit großer Ausführlichkeit that, weil er nur hierdurch die schlimmen Auslegungen und Folgerungen, welche den lutherischen Gegnern nahe genug lagen, abschneiden zu können hoffen durfte. Sein Vortrag dauerte anderthalb Stunde, und zu wiederholten Malen forderte Graf Friedrich den Tübinger Kanzler auf, dem Gegner in's Wort zu fallen und dem Vortrag desselben ein Ende zu machen. Allein Andreä stellte dem Grafen vor, daß man Beza um so mehr müsse ausreden lassen, als derselbe von vornherein sich jede Besprechung der Prädestinationslehre verbeten habe, und beruhigte ihn außerdem mit der Versicherung, daß er, wenn Beza seinen Vortrag beendigt haben werde, mit zwei oder drei Antworten die Schriftwidrigkeit und Unhaltbarkeit der reformirten Lehre von der Gnadenwahl unwiderleglich darthun werde. Endlich wurde es jedoch dem Grafen, da Beza immer noch perorirte, gar zu lang, weshalb er demselben zurief: „Herr Beza, Schluß, Schluß." Beza hatte aber eben seinen Vortrag beendet, weshalb er dem Grafen ruhig antwortete: „Illustrissime princeps, ego iam conclusi."

Andreä begann nun einzelne von Beza vorgetragene Sätze zu kritisiren und es gelang ihm, denselben mit seinem Particularismus arg in die Enge zu treiben. Wenn Andreä z. B. bezüglich der Stelle Joh. 3: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab ꝛc." an Beza die Frage richtete, was er hier unter der „Welt" verstehe, so konnte er auf Beza's Antwort, daß damit nur die Erwählten gemeint wären, mit vollem Rechte erwidern, daß doch Christus in demselben Kapitel sagt: „Das ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Welt liebte die Finsterniß mehr als das Licht," woraus doch hervorgehe, daß unter der Welt auch die Gottlosen, und diese vorzugsweise zu verstehen wären. Andreä konnte also beweisen, daß die Frage, welche er an Beza gerichtet hatte, ob Gott die Verdammten niemals geliebt, mit Unrecht verneinend beantwortet habe. Grade

hier vermochte Andreä den Gegner die Stärke des lutherischen Dogma's fühl
zu lassen, weshalb die Discussion nur einen für Beza verdrießlichen Ausga
nehmen konnte. Der Machtspruch des Grafen machte derselben ein En
als Beza erklärt hatte, daß Christus nicht für alle Menschen, d. h. nicht f
die Verworfenen gestorben sei, und Beza mußte es hören, daß ihm Andr
die verderblichste, allen Trost des Glaubens zerstörende Untergrabung d
Grundlagen der evangelischen Lehre zum Vorwurf machte. Der Gedan
den ihm Andreä entgegenhielt, war der: Nur wenn die Gnade der Erlösu
nach Gottes Willen für alle Menschen bestimmt ist, kann der einzeln
um sein Seelenheil bekümmerte Mensch durch den Empfang der Taufe u
durch den Genuß des Abendmahles sich seines Gnadenstandes versich
wissen. Zugleich machte Andreä dem Gegner den schweren Vorwurf, daß
im ganzen Verlaufe des Gespräches nicht das Wort Gottes, sondern sei
Glossen, seine Auslegung desselben als Grundlage seiner Lehrsätze gelte
gemacht habe. Beza wies natürlich diese Anschuldigung mit Entrüstu
zurück: aber Andreä blieb bei dem, was er gesagt hatte. „Ob ihr eu
Glossen oder die Zeugnisse der heiligen Schrift in diesem Gespräch über d
streitigen Lehrartikel angezogen habt," herrschte er Beza zum Schlusse a
„darüber können der durchlauchtige Fürst, Graf Friedrich und alle Anwese
den urtheilen;" worauf er ihm im Einzelnen nachzuweisen suchte, wie er
allen Lehrpunkten an die Stelle eines von ihm, Andreä, hingestellten u
zweifelhaften Schriftwortes seine Glosse zu demselben substituirt ha
Schließlich wendete sich dann Andreä an die Zuhörer mit der Ermahnu
daß sie sich von einer solchen Theologie, welche Christum aus den Sacr
menten gradezu entferne, mit den Sacramenten auch das Wort der Ve
heißung und allen Trost der Sündenvergebung untergrabe und somit d
Schrift selbst unnütz und alles Heil ungewiß mache, mit Gottes Hülfe hüt
möchten.

Mit Staunen hörte Beza die zuchtmeisterlichen Auslassungen Andreä'
welcher jetzt ganz die Rolle eines untrüglichen Glaubensrichters spielte un
ihn als überführten Ketzer und Gotteslästerer maßregelte. Aber mit heiter
Ruhe entgegnete er ihm: „Für unsre Lehre haben wir das Zeugniß ga
vieler Kirchen und Märtyrer, welche dieselbe mit ihrem Blute besiegelt haben
während auf eurer Seite ein Chemnitz, ein Heßhusius und Andere in ihr
Lehre so auffallend von einander abweichen, daß sich nicht sagen läßt, wa
eigentlich eure gemeinsame Lehre sei. Wir bitten den Herrn, daß er un
Vieles in Gnaden nicht anrechne, und beklagen es, daß zwischen euch un
uns keine Einigkeit ist. Aber wir sehnen uns darnach, mit euch zu brüder
licher Gemeinschaft zu kommen. Gott, der uns und euch das Auge de
Geistes öffnen wolle, damit wir zu immer vollkommnerer Erkenntniß g
langen, wird es zu seiner Zeit offenbar werden lassen, wer von uns d
wahren Glauben hat."

Das Gespräch war somit beendet. Am folgenden Tage überreichte Beza
den Wunsch Andreä's seine Beantwortung der Thesen desselben über die
letzten Streitpunkte, worauf die feierliche Entlassung der Collocutoren
seiten des Grafen im Saale des Gesprächs stattfand. Zum Abschied
z Beza den Würtembergern herzliche Grüße an Dr. Holder und ihre übri-
Amtsbrüder auf, und erbat sich ihre Hand zum Zeichen der Anerkennung
derlicher Gemeinschaft. Allein Andreä antwortete, er sehe ebensowenig
wie Beza ihn und die Würtemberger, denen er in seinen Schriften alle
lichen Irrlehren zur Last gelegt habe, als Brüder ansehen könne, als es
möglich sei, eine brüderliche Gemeinschaft mit Beza anzuerkennen, da
elbe bewiesen habe, daß er Menschenwahn höher halte, als Gottes Wort.
tt möge ihm daher helfen, daß er, Beza, aus den Banden des Unglaubens
eit werde. So lange dieß aber nicht geschehen sei, könne er ihm nur die
nd zum Zeichen seiner allgemeinen Menschenliebe gegen ihn (dexteras
nanitatis) reichen. — Dafür aber dankte Beza. „Ergo intermittatur“
s unterbleibe also“) antwortete Andreä, und die beiden Parteien gingen
einander. Man sah Thränen in Beza's Augen, als derselbe den Wür-
tbergern den Rücken wendete*).

Das Religionsgespräch zu Mömpelgard war also ganz gerade so verlau-
, wie alle derartigen Colloquien in jener und in der früheren Zeit, —

*) Welchen Eindruck das ganze Gespräch auf Beza gemacht hatte, erhellt aus einem Briefe desselben an den Grafen Ludwig von Witgenstein vom 28. April 1586 (bei Friedländer, S. 159 ff.). Beza spricht sich hier so aus: „Die Besprechung war auf beiden Seiten sehr gemäßigt, wennschon dem Andreä nicht Weniges entfiel, woran die Unsrigen mit Recht Anstoß nahmen. Uebrigens hatte das Ganze gar nicht den Charakter einer richtigen Disputation, da sich Andreä niemals von mir dazu bringen ließ, daß er syllogistisch disputirte. Wer aber von uns beiden am besten geredet hat, darüber habe ich kein Urtheil, wie dieses überhaupt auch nicht so leicht entschieden werden kann, da das beiderseits Gesprochene von keinem Notar aufgezeichnet ist, sondern nur von einigen Zuhörern flüchtige und confuse Notizen aufgenommen wurden. Das aber kann ich in Wahrheit bezeugen, daß ich aus Andreä's Munde nichts gehört habe, das nicht ganz gewöhnlich und von den Unsrigen schon tausendmal widerlegt gewesen wäre. Ueberhaupt, nachdem hin und her viele Worte unnütz vergeudet waren, sind wir beiderseits bei unserer Meinung geblieben. Hernach haben wir begehrt, da wir in den Fundamenten der christlichen Religion und in den vorzüglichsten Hauptlehren derselben im Gegensatz zu den Papisten unter einander einverstanden wären, und somit der Weg zu einer vollkommnen Concordie bereits angebahnt zu sein scheine, daß fernerhin von beiden Seiten die Sectenbezeichnungen und alle Bitterkeit im Predigen und Schreiben vermieden und durch Handschlag die Concordie gegen den gemeinsamen Feind anerkannt würde. Was wir aber von jenen erlangt haben, und in welcher Weise man voneinander ging, ist aus der Schrift zu ersehen, von der ich ein Exemplar beilege.“

hier vermochte Andreä den Gegner die Stärke des luther … claß, welchen der
zu lassen, weshalb die Discussion nur einen für Be … s publicirte, bewies,
nehmen konnte. Der Machtspruch des Grafen … igung des von Beza und
als Beza erklärt hatte, daß Christus nicht f … Graf darum gebeten wurde,
die Verworfenen gestorben sei, und Be … die Theilnahme an der dasigen
die verderblichste, allen Trost des G … orbehaltlich ihres reformirten Be-
Grundlagen der evangelischen L … nämlich derselbe unter dem 29. März
den ihm Andreä entgegenhielt … ung des Abendmahles aus den Händen
nach Gottes Willen für e … nur dann zu gestatten, wenn sie das Abendmahl
um sein Seelenheil bef … Bekenntnisses und der Kirchenordnung des Grafen ge-
durch den Genuß …
wissen. Zugleich … zeigte es sich aber auch sehr bald, daß das Gespräch die Wort-
im ganzen P … protestantischen Parteien nicht etwan einander näher geführt,
Glossen, … sondern nur noch mehr miteinander verfeindet hatte. Denn die Lutherischen,
gemac … welche den Ausgang des Gesprächs gehört und gesehen hatten,
zur … wußten nichts Eiligeres zu thun, als überall davon zu erzählen, daß Beza als
G … überführter Irrlehrer von Mömpelgard habe abziehen müssen. In Straßburg erhielt der wilde lutherische Zelot Marbach die ersten Nachrichten über den Verlauf des Gesprächs von dem Superintendenten zu Mömpelgard und hernach kamen Theodor Schnepf und Joh. Brenz, angeblich auf einer Vergnügungsreise, selbst nach Straßburg, um über Beza's Niederlage noch umständlicher zu berichten. In Wittenberg wurde dieselbe Nachricht durch einen Brief Osianders an Polycarp Leyser verbreitet und an anderen Orten ließ man „Zeitungen" über das Mömpelgarder Gespräch circuliren, in denen Beza und die reformirte Lehre im übelsten Licht erschienen.

Natürlich hörte Beza von den Gerüchten, welche in Umlauf zu setzen die Lutherischen geschäftig genug waren, und schickte daher an Andreä zu Tübingen ein Schreiben, worin er denselben bat, die weitere Verbreitung dieser Verleumdungen durch sein gewichtvolles Wort zu hindern. Indessen ließ Andreä diesen Brief Beza's unbeantwortet, wodurch sich dieser genöthigt sah, an einige seiner auswärtigen Freunde ausführliche Berichte über den wirklichen Verlauf und Ausgang des Mömpelgarder Gespräches zu schicken. Außerdem erschien auch eine an die Holländer gerichtete pseudonyme Epistel**) im Druck,

*) Uebrigens entschloß sich der Graf, nachdem Andreä von Mömpelgard abgereis't war, anders. In dem erwähnten Brief an den Grafen von Witgenstein berichtet nämlich Beza: der Fürst habe nach Andreä's Abreise den französischen Flüchtlingen gestattet, daß sie mit ausdrücklicher Wahrung ihres Bekenntnisses das Abendmahl aus der Hand der Mömpelgarder Pastoren empfingen, was vorher nicht geschehen war. — Auch ist der Fürst bei dieser Abendmahlsfeier, mit den Flüchtlingen französische Psalmen singend, selbst gegenwärtig gewesen."

**) Ein gewisser Schönberg soll der Verfasser der Epistel gewesen sein.

worin das Gespräch Andreä's und Beza's entschieden zu Ungunsten des Ersteren dargestellt ward.

Kaum aber hatte Andreä von dieser Epistel Kunde erhalten, als auch sofort sein Entschluß feststand, die Veröffentlichung der von Osiander und dem Mömpelgarder Superintendenten angefertigten Protocolle des Gesprächs zu bewirken. Der Graf Friedrich, welcher den Namen dazu hergeben mußte, gestattete es, daß dem Werke ein in seinem Namen verfaßtes Vorwort vorgesetzt ward. Außerdem fügte Andreä zu Beza's Worten noch seine kritisirenden Randbemerkungen hinzu. So kam daher das Werk zu Stande, welches zu Tübingen in 4° gedruckt, im Jahre 1587 unter dem Titel veröffentlicht ward: Acta Colloquii Montis Belligartensis, quod habitum est anno Christi 1586 favente Deo O. M., praeside illustriss. princ. ac domino, dom. Friderico etc. inter clarissimos viros, D. Jac. Andreae, praepos. et concellarium academiae Tubing. et D. Theodorum Bezam, professorem et pastorem Genev. Auctoritate praedicti principis Friderici etc. nunc a. Chr. 1587 publicata. (575 SS.)

Das Vorwort des Grafen Friedrich sprach ziemlich unverholen die Meinung aus, daß der eigentliche oder wenigstens der mittelbare Verfasser der bewußten Epistel Niemand anders als Beza sei, und wollte eben hiermit die ganz unmotivirte Veröffentlichung der Protocolle des Gespräches rechtfertigen. Aber sowohl dieser Verdächtigung als dem ganzen Machwerk Andreä's, welches eine ganz willkürliche Redaction der Mömpelgarder Protocolle enthielt, und insbesondre den gehässigen Randglossen Andreä's mußte Beza nothwendig entgegentreten. Derselbe veröffentlichte daher eine geharnischte Gegenschrift, welche zunächst in lateinischer, dann auch in französischer und deutscher Bearbeitung, und zwar in letzterer unter dem Titel erschien: „Theodori Bezae, Gründlicher Gegenbericht auf die zu Tübingen ausgegangenen Schriften des Mömpelgardischen Gesprächs halben, welches im 1586. Jahr ꝛc. gehalten worden." (4°, 296 SS.)

§ 8.

Beza's Controversen mit Samuel Huber und Claude Albery.

Die ernsteste Bewegung wurde jedoch durch das Mömpelgarder Gespräch innerhalb der reformirten Kirche selbst hervorgerufen.

In Burgdorf bei Bern lebte damals ein Prediger Samuel Huber, ein Mann, der zur lutheranisirenden Fraction der schweizerischen Geistlichkeit gerechnet ward, der sich außerdem den zweideutigen Ruhm eines unermüdlichen theologischen Klopffechters erworben hatte, und der insbesondre schon seit Jahren als Gegner des Beza und Musculus bekannt war. Beza hatte nämlich vor längerer Zeit eine Schrift veröffentlicht, worin er nachzuweisen suchte, daß die Pest eine Krankheit sei, der man durch die Flucht oder durch sorg-

suchen, damit, bis man durch Gottes Gnade zur vollen Einigkeit gelange, wenigstens alle Feindseligkeiten, sowie insbesondre der Gebrauch der gehässigsten Bezeichnungen Zwinglianer, Calvinisten, Sacramentirer, Ubiquitisten, Lutheraner 2c. beiderseits eingestellt würde. Außerdem bat Beza: da man sich von beiden Seiten in der Anerkennung des wahren Genusses des wahren Leibes und Blutes Christi im Abendmahl geeinigt habe und nur über die Art und Weise der sacramentlichen Gegenwart beider und über die Nießung der Gottlosen (worüber sich doch die Frommen nicht verfeinden sollten!) verschiedener Meinung sei, so möchte er den Reformirten gestatten, daß sie, unbeschadet ihres Bekenntnisses an der Abendmahlsfeier der Anhänger der Augsburgischen Confession Theilnehmen dürften.

Nachdem Beza diese seine Supplik überreicht hatte, wurde derselbe ersucht, sich mit den andern Genfern und Bernern auf eine kurze Zeit, in welcher der Graf das Gesuch erwägen wolle, zurückzuziehn.

Andreä hatte aber dem Fürsten bald gesagt, was er den Schweizern zu erwiedern habe und war erfreut, daß ihn derselbe beauftragte, diesen in seinem Namen den nöthigen Bescheid zu geben. Als daher die Genfer und Berner in den Saal zurückgerufen waren, wurde ihnen von Andreä im Auftrage des Grafen eröffnet: Dieser wünsche dringend, daß man sich auch über die Prädestination, über die Taufe und über die Tempelreform (von welchen drei Dingen er erst nach Absendung seines Einladungsschreibens an Beza gehört habe, daß sie zwischen den beiden Parteien strittig wären), bespreche. Würden sie jedoch sich hierzu nicht verstehen wollen, so sei es nöthig, daß man die über die betreffenden Lehrdifferenzen von ihm aufgesetzten Thesen vor Beendigung des Gespräches öffentlich vorlese, weil die anwesenden Zuhörer doch nothwendig genau erfahren müßten, was die Schweizer darüber lehrten, und wie die Anhänger der Augsburgischen Confession über deren Lehre in diesem Punkte urtheilten. Die Gegner könnten dann, nach Hause zurückgekehrt, von Genf und Bern aus ihre Meinung über die vorgelesenen Thesen, welche man ihnen behändigen werde, späterhin einsenden. Zugleich gab Andreä an, was er in den drei Punkten den Reformirten hauptsächlich zum Vorwurf zu machen habe.

Andreä sprach in dieser Peroration eine Zuversicht zu sich selbst, eine Siegesgewißheit und eine Bereitwilligkeit gegen Jedermann von seiner Lehre Rechenschaft zu geben aus, daß, wenn Beza in die Fortsetzung des Gespräches nicht einwilligen wollte, dieses in den Augen aller Anwesenden als Eingeständniß der eignen Schwäche und der Zweifelhaftigkeit seiner Lehre erscheinen mußte. Nothgedrungen, obschon ihm die gänzliche Erfolglosigkeit aller weiteren Verhandlungen einleuchtete, willigte er daher, nachdem er sich mit den Freunden berathen hatte, in die Fortsetzung der Verhandlungen ein, und erklärte, daß er bereit sei, Morgen, den 27. März mit Andreä über den fünften Punkt, nämlich über die Reform der papistischen Tempel und

Bilder, sowie an den darauf folgenden Tagen über die beiden andern Punkte zu besprechen.

Frühmorgens am 27. März begann daher, nachdem die darauf bezüglichen Thesen der Würtemberger vorgelesen waren, die Besprechung über die papistischen Gotteshäuser, über die Bilder und Orgeln und über die mit denselben vorzunehmenden Reformen. Auch in diesem Punkte glaubte nämlich Andreä den Reformirten allerlei seelenverderbliche Irrthümer nachweisen zu können, indem er so argumentirte: In Frankreich und in den Niederlanden sind in tumultuarischer Weise von den Protestanten viele Kirchen und Bilder vollständig zerstört worden. Da nun gar Mancher, der zum Anschluß an die Reformation geneigt war, an diesen Brutalitäten Aergerniß nahm und durch dieselben von dem Bekenntniß des Evangeliums abgehalten wurde, so sind die Reformirten daran Schuld, daß unzählige Seelen im Papstthum verblieben und darin mit Leib und Seele dem ewigen Verderben verfallen sind. Andreä war daher, wie es schien, sehr freudig überrascht, als er von Beza erfuhr, daß derselbe jene gewaltsame Bilder- und Kirchenstürmerei, welche hier und da vorgekommen war, mißbilligte. Ja es kam sogar in diesem Punkte eine wirkliche Einigung beider Parteien zu Stande. Auf beiden Seiten erkannte man die Bilder, Orgeln rc. als Mitteldinge an, von deren Gebrauch man alle Abgötterei und jede Störung des wahren Gottesdienstes fernzuhalten habe. Uebrigens hob Beza in der Beantwortung der auf diesen Punkt bezüglichen würtembergischen Thesen, welche er nach Beendigung des Gesprächs einreichte, hervor, Gott habe nicht nur verboten, die Bilder anzubeten, sondern sie überhaupt zu machen, und bemerkte außerdem: „Soviel die Orgeln betrifft, verdammen wir die Musik nicht. Wenn man aber vier- oder mehrstimmig singt, ohne daß man es versteht, so bezeugt das Werk selbst, was daraus erfolgen muß, nämlich, daß mit der Zeit ein großer Theil des Gottesdienstes in die Gesänge verwandelt und die Gemüther nicht mit dem Wort Gottes gespeist, sondern nur die Ohren mit lieblichen Tönen unterhalten werden."

Noch an demselben Tage gingen daher die Collocutoren zur Besprechung der Lehre von der Taufe über. Hier aber stellte sich sofort wieder der schroffste Gegensatz der Confessionen heraus. Andreä und Beza konnten daher nicht weiter kommen, als daß sie die unaussöhnbaren Sätze der beiden Kirchen einander gegenüberstellten. Dabei geschah es denn aber, daß der Geist, in welchem Andreä seine lutherische Orthodoxie trieb, sich unwillkürlich verrathen mußte. Als nämlich derselbe mit großem Eifer die Spendung des Tauffacramentes durch Laien, Hebammen rc. in Nothfällen vertheidigt hatte, hielt ihm Beza den Ausspruch des heiligen Bernhard entgegen, daß nicht das Entbehren, sondern die Verachtung des Sacramentes den Menschen verdammlich mache und hob hervor, daß man doch Denjenigen, welcher, ohne das Tauffacrament nach Christi Ordnung empfangen zu können, gestorben sei, keine Verachtung desselben zur Last legen könnte. Um Beza zu wider-

Basel Jacob Grynäus. Beza, dessen Herz damals den erst vor wenigen Tagen erfolgten Tod seiner lieben Claude bejammerte, war von La Fay (der mit in Mömpelgard gewesen war) und von Rotanus begleitet.

Huber, der somit seine Lehre ganz allein gegen zahlreiche und kampf geübte Gegner verfechten sollte, hatte sich hierzu durch ein gründliches Studium des von Aegidius Hunnius, dem angesehensten lutherischen Theologen jener Zeit, ausgearbeiteten Commentars zum Römerbrief vorbereitet.

Der Vorsitz und die Leitung des Gesprächs war den drei Abgeordneten der helvetischen Orte übertragen; aber die Verfechtung des kirchlichen Lehrbegriffs, d. h. des reformirten Particularismus gegen den Universalismus Hubers mußte von vorn herein Beza übernehmen. Beza hatte daher vor Allem in Andreä's Veröffentlichung der Mömpelgarder Protocolle Vieles zu berichtigen und namentlich hervorzuheben, daß er nur darum sage, Christus sei lediglich für die Erwählten gestorben, weil der Vater das Verdienst Christi nur diesen zu Gute kommen lasse. Denn an und für sich hätte Christi Verdienst auch zur Sühnung der Schuld aller Welt genügen können.

Indessen führte auch dieses Gespräch nicht zu dem gewünschten Resultat. Die Vorsitzenden mußten sich daher, nachdem Huber eine ihm vorgelegte Vergleichsformel zurückgewiesen hatte und hierauf das Colloquium für beendet erklärt war, darauf beschränken, den versammelten Predigern die Pflicht möglichster Beruhigung der Parteien einzuschärfen und am 16. April an den Berner Rath zu berichten: daß Beza's, von Musculus unterschriebene Lehre keine neue sei, daß sie vielmehr mit der Berner Disputation und Reformation mit der Lehre Berthold Hallers und der übrigen eidgenössischen, auch der pfälzischen und andrer reformirten Theologen übereinstimme. Der liebe Bruder Huber sei daher von ähnlichen Angriffen zurückzuhalten und werde seine Unüberlegtheit sich zur Warnung dienen lassen. Er habe die Klagepunkte mehr aus Andreä's Darstellung als aus Beza's eignen Worten entnommen, weshalb der Streit mehr aus Mißverstand, vorgefaßten Opinionen und durch etwas Unwillen erwachsen sei.

Am 22. April wurde Huber seines Dienstes entlassen, weil Musculus zu Mömpelgard ehrlich und gebührlich gehandelt und Huber sich daher eine fälschliche Anklage gegen denselben erlaubt habe. Auch ward Huber beschieden, Musculus wegen dieses Handels fernerhin nicht anzufechten, sondern sich ruhig zu verhalten.

Hierüber hocherfreut, schrieb Musculus am folgenden Tage an den Antistes Stumpf, die außerordentlichen Verdienste rühmend, welche Stucki der Kirche Gottes geleistet. Auch Beza sprach in einem Schreiben von demselben Tage seine Freude darüber aus, wie reichlich Gott durch Stucki in diesen Tagen die Kirche gesegnet habe.

Huber folgte einem Rufe nach Wittenberg, wo aber auch seines Bleibens nicht lange war.

Neben der Controverse mit Huber war es noch ein anderer Streithandel gewesen, welcher die Berner Conferenz beschäftigt hatte. Claude Albery (Auberry, Aulberry), ursprünglich Arzt und seit 1576 Professor der Philosophie zu Lausanne — derselbe der mit Musculus nach Mömpelgard abgeordnet gewesen war —, hatte in seiner Logik (Organon doctrinarum omnium. Morgiis, 1584) die Ansicht ausgesprochen, die Gerechtigkeit des Menschen vor Gott sei eine demselben inhärirende passive Qualität, welche durch dessen Vereinigung mit Christo bewirkt und das Gegentheil des erbsündlichen Zustandes sei. Späterhin (1587) hatte Albery in einer dogmatischen Lehrschrift (De fide catholica — orationes apodicticae VI, quibus epistola ad Romanos catholice exponitur) die Heiligung oder Wiedergeburt als einen wesentlichen Theil der Rechtfertigung dargestellt. Auch die hierdurch hervorgerufene Controverse wurde vor die Berner Conferenz gebracht, welche auch hierbei einen besseren Erfolg erzielte als in ihren Verhandlungen mit Huber. Albery ließ sich ohne Schwierigkeit dazu bewegen, daß er die kirchliche Lehre von der Rechtfertigung als die allein wahre anerkannte und über das Aergerniß, welches er durch seine Schriften Vielen gegeben hatte, sein Bedauern aussprach. Dagegen machte Albery gegen Calvins Lehre von der Prädestination und vom Abendmahl, die er ebenfalls schon früher bestritten hatte, auch jetzt noch Opposition, weshalb er sich genöthigt sah, die Stadt und das Gebiet von Bern zu verlassen. Der Gebrauch seiner Schriften in den Berner Schulen wurde untersagt.

§ 9.

Beza und Heinrichs IV. Abfall zum Katholizismus.

In seinem nun schon ziemlich langen Leben hatte Beza manchen Trost und manche Hoffnung schwinden sehen, und er wußte wohl, daß alle seine Hoffnung nur auf dem Herrn stehen könne. Aber der bitterste Schmerz, den er nimmer für möglich geglaubt, war ihm noch vorbehalten.

Seit geraumer Zeit war es unter den Evangelischen in Frankreich ein allgemeines Sagen und Klagen, daß der Sohn der Glaubensheldin Johanne d'Albret, Heinrich IV., der als Hugenot seinen Thron für unhaltbar hielt, damit umgehe, den evangelischen Glauben abzuschwören und römisch-katholisch zu werden. Da gab es unzählige Seelen in Frankreich, die unablässig vor dem Throne des Allerhöchsten standen und um gnadenreiche Abwendung dieses großen Unheils flehten. Die Prediger zu Paris weigerten sich, die übliche allgemeine Frühjahrscommunion zu halten, damit nicht etwa — sie sprachen deutlich genug, wen sie meinten — ein Heuchler komme und die hehre Glaubensfeier entweihe; und der edle und unerschrockene d'Amours, der dem Könige schon oftmals im öffentlichen Gottesdienste — von der Kanzel herab in's Gewissen gegriffen hatte, trat, als die Tage der Entscheidung näher kamen, in

der Weise Nathans, des Propheten, zu ihm mit den mahnenden Worten:
werde gesagt, Seine Majestät wolle katholisch werden, und habe den Entsch
dazu schon gefaßt. Aber er kündige ihm hiermit an, daß er dadurch dem
richte Gottes verfallen, den heiligen Geist von sich stoßen und seiner Se
Seligkeit um der Güter dieser Erde willen verwirken werde. Auch viele Anl
traten auf, welche furchtlos und treu den König an die ernsten Gerichte
Gottes mahnten, der seiner nicht spotten lasse; und größer als die Sorge,
man sich für die Zukunft der Kirche Gottes hingab, war der Schmerz,
alle evangelischen Herzen im Gedanken an den nie für möglich gehaltenen
fall des Königs vom Evangelium fühlten.

Aber unter denen, die da Leid trugen, war wohl keiner, der über
Kunde von dem beabsichtigten Glaubenswechsel des Königs mehr ersch
als „der Patriarch des jüngeren Geschlechts, der einst Heinrichs Mutter
kehrt hatte, den Sohn selbst seit Jahrzehnten unterrichtet, berathen, gest
durch Ermahnung und Fürbitte, und jetzt nicht daran glauben konnte,
das Alles sollte verloren sein, alle Erkenntniß verleugnet, aller Segen
gessen, alle Hoffnung zu nichte gemacht" — nämlich Theodor Beza.

Die Frage, ob die zeitliche Wohlfahrt des Königs und das Inter
des Königthums den Uebertritt Heinrichs zum Katholizismus erheische
nicht, war für Beza nicht vorhanden. Nur vor dem Gericht und Ges
Gottes konnte er die Gedanken des Königs prüfen und hier sah er diesel
für alle Ewigkeit verworfen. Daher war es nur allein die Sorge um
ewige Seelenheil des bethörten Königs, welche ihn, als er davon hörte,
der König die Bischöfe des Reiches auf den 15. Juli nach Nantes einberu
habe, um sich von ihnen im katholischen Glauben unterrichten zu lassen,
an ihn zu schreiben, und ihm das Verderbliche seines Vorhabens vorzuhalten

„Sire," so redete er den König an, „was der große Gott bisher
Sie gethan hat, um vor den Augen der ganzen Welt seine unendliche M
und die Zuverlässigkeit seiner Verheißungen zu bestätigen, das ist uns
olche Bürgschaft der Kraft und Tüchtigkeit, die er Ihnen bis an das E
schenken wird, daß es uns nicht möglich ist, den allzu unwürdigen Gerücht
die man über Sie ausstreut, Glauben beizumessen, sondern daß wir vielm
der unerschütterlichen Hoffnung leben, Sie durch das Beharren bis an's E
vor Gott und den Menschen mit einer noch köstlicheren Krone geschmückt
sehen als den beiden (Kronen von Frankreich und Navarra), welche Sie ber
tragen, und die er selbst Ihnen aufgesetzt hat wie mit eigner Hand, obgl

*) Bisher wurde allgemein (wie von Schlosser S. 272) angenomm
daß Beza den Religionswechsel des Königs als eine Maßregel der Sta
nothwendigkeit entschuldigt habe, bis sich unter den Manuscripten
Genfer Bibliothek (MSS. 1076) dieser zuerst in dem Bulletin de la
ciété de l'histoire du protestantisme français von 1853 veröffentlic
Brief aufgefunden ward, welcher beweist, daß jene Annahme falsch w

noch Einiges fehlt an ihrem vollkommenen Besitze. Dahin zielen auch unsre unablässigen Gebete vor Gottes Thron, die sich noch verdoppelt haben an Sorge und Ernst, seit wir von der Versammlung hörten, die auf den 10. (alten Styls) des nächsten Monats einberufen ist. Denn wir zweifeln nicht, daß bei dieser Gelegenheit Ew. Majestät härter wird bestürmt werden als je vorher — von der Rechten durch große Verheißungen und Aussichten, die sogar Ihre treuesten Anhänger Ihnen vorhalten, um Sie zu ihrer Partei herüber zu ziehen —, von der Linken durch mannigfache Drohungen und die Vorspiegelung außerordentlicher Gefahren, worin Sie dem Rathe Ihrer Dränger nicht Folge leisten. Aber der Geist Gottes, davon bin ich fest überzeugt, wird Ihnen andrerseits nur um so kräftiger beistehn; er wird Ihre alte Erkenntniß und Erfahrung lebendig machen in Ihrem Herzen, er wird Ihnen durch das Organ seiner Diener, die Sie umgeben, Alles in Erinnerung bringen, was in solcher Noth erforderlich ist. Und so wollen denn auch wir unsre Pflicht nicht versäumen, wir wollen Ihnen vorführen, was Ihr Gewissen öffnen kann gegen Gott und seine Kirche, und bitten Ew. Majestät, es mit wohlwollendem Herzen aufzunehmen; denn es kommt von Ihrem treuesten und ergebensten Diener.

„Fürs Erste also, Sire, was die Einwilligung Ew. Majestät in jene Versammlung behufs Ihres Unterrichtes betrifft, so ist dieselbe schön und löblich, sobald sie im Sinne des apostolischen Wortes geschieht, das uns ermahnt, bereit zu sein zur Verantwortung vor Jedermann, der Grund von uns fordert der Hoffnung, die in uns ist und im Glauben zuzunehmen mehr und mehr. Ja, damit werden Sie der Verleumdung den Mund schließen und Gelegenheit finden, darzuthun, daß unsre Religion etwas Anderes ist als eine bloße Menschenmeinung oder ein eigensinniges Sichverstocken. Da Sie es aber dabei mit dem Geiste des Irrthums zu thun haben, so ist es hoch vonnöthen, daß Sie zuerst die Schlingen durchschauen und entwirren, die man Ihnen unfehlbar legen wird. Welch ein Uebel würde sonst aus dem Schooße dieser Dinge entstehen, welch eine Schmach vor der ganzen Christenheit, welch ein entsetzliches Aergerniß der Gemeinden welch ein furchtbares Urtheil Gottes über Sie selbst! Von Ihrer Anordnung, und Leitung der Sache hängt es ab, ob etwas Gutes daraus hervorgehen kann, ob dem Lügengeiste, der in Ihrer Person die ganze Kirche belauert, mit seinen Plänen gelingen soll oder nicht. Thun Sie daher was Ihre Pflicht ist: umgeben Sie sich mit Männern, welche die Wahrheit gegen Ihre neuen Lehrer zu vertreten im Stande sind; richten Sie Ihre Aufmerksamkeit darauf und bestimmen Sie zum Voraus, welcher Waffen man sich in diesem geistlichen Kampfe zu bedienen habe. Diese Waffen sind längst geschmiedet und sie sind scharf genug; es kommt nur darauf an, daß man sie in die rechten Hände lege. Sie bestehn in den heiligen kanonischen Schriften der Propheten und Apostel, die in Sachen des Glaubens die einzig competenten Schiedsrichter sind. Will man Ihnen das nicht zugeben, Sire, so hüten Sie sich wohl, sich noch

weiter auf die Sache einzulassen; denn es handelt sich dabei um Ihre Seele und um Ihre Seligkeit. Wohl wird man Ihnen die schönen Worte vorsagen von dem Alter der Kirche, von den Concilien und den Vätern; aber lassen Sie sich dadurch nicht blenden. Prüfen Sie Alles an dem großen Eckstein der Wahrheit; halten Sie jeden Satz, der aus alter oder neuer Zeit Ihnen beigebracht wird, mit dem Texte der Schrift zusammen, dessen Inbegriff im apostolischen Symbolum enthalten ist. Lassen Sie unsre allgemein anerkannten Fundamentalartikel darüber richten, welche Auslegungen der Schrift falsch sind und welche wahr; und wo sich eine Lüge vorfindet, da sprechen Sie kühnlich mit dem Apostel: Sie sei verflucht!

„Aber mit diesen beiden Punkten (über die man Ihnen unendliche Schwierigkeiten machen wird) ist noch nicht Alles gethan, was Noth thut. Es muß vielmehr auch offen ausgesprochen werden, daß diese Versammlung nicht im Allgemeinen über den Frieden und die Einheit der christlichen Kirche in Frankreich zu entscheiden hat. Sie ist lediglich um Ihrer Person willen veranstaltet worden, nicht etwan, weil Sie über die Wahrheit Ihres Bekenntnisses zweifelhaft geworden wären, sondern weil Sie der ganzen Welt darthun wollen, daß Sie durch Gottes Gnade die Wahrheit lieben, und für Ihr eignes wie für das Heil Aller herzliche Sorge tragen, so daß Sie auch eine andre Erkenntniß nicht zurückweisen würden, sobald es sich zeigte, daß sie wirklich die bessere und sichere ist. Denn von einem Zwange Ihres Gewissens darf ja freilich keine Rede sein, so wenig Sie Ihrerseits dem Gewissen der Andern Zwang anthun wollen. Sollte hingegen über die Kirche als solche verhandelt werden und eine Wiedervereinigung der Christenheit überhaupt in Frage kommen, so wissen Sie wohl, Sire, daß es hierzu einer ganz andern Versammlung bedürfen würde, nämlich einer wirklichen Nationalsynode, zu der freilich der Papst und dessen Knechte ihre Einwilligung niemals geben werden.

„Sonst werden alle diese Vorbereitungen, Sire, nur unnütze Arbeit sein ohne Frucht und Erfolg, wenn Sie nicht im Voraus dazu entschlossen sind, dabei allein auf Gottes Willen zu achten und aus seiner Hand die Entscheidung anzunehmen. Was Sie auch immer vornehmen mögen: nicht auf die Politik, nicht auf Ihre Person dürfen Sie zuerst den Blick richten, sondern auf den Herrn und Seine Gerechtigkeit. Alle Ihre Berathungen, alle Ihre Entschlüsse müssen auf diesen Einen Mittelpunkt sich beziehen und danach sich bestimmen. Sonst wird es ohne Grund und Bestand sein, was Sie bauen, und der Rath, der Sie auf einen andern Weg führt, ist ein schlechter Leiter. O halten Sie sich das vor die Seele! Bedenken Sie besonders, wie viele Herzen ihre Zuversicht auf Sie setzen als auf den auserwählten Gesandten Gottes! Kehren Sie mit solcher Betrachtung zu jeder Stunde in Ihr Inneres ein, und stellen Sie sich vor das Angesicht Dessen, der Sie bis hierher mit Ehren geschmückt hat, und der Sie dazu bestimmte, Seine Gnade durch die Welt hin zu verkündigen. Demüthigen Sie sich vor

ihm bis auf den Grund Ihres Herzens und bitten Sie um ein wahrhaft betrübtes und zerschlagenes Gemüth, damit Ihnen Ihre Sünden vergeben werden und der Herr seinen Geist nicht von Ihnen zurückziehe. Denn wenn das geschähe, so wäre es Ihnen ja wahrlich besser, nie den Fürstennamen und nie die Krone getragen zu haben, ja nie geboren worden zu sein, als nun dahin zu leben unter der Verdammniß Gottes, die um so entsetzlicher trifft, je größere Gnaden wir von unserm Schöpfer empfingen. Und weiterhin, Sire, haben Sie dann von dem Herrn zu erflehen, daß Er nach Seiner großen Barmherzigkeit Sein Werk in Ihnen vollenden möge. Sie haben die Wahrheit seiner Verheißungen schon in unzähligen Erfahrungen an sich selber erlebt; so stützen Sie sich nun auf den Glauben, der Ihnen daraus erwachsen ist; lassen Sie sich nicht um die Bestimmung betrügen, das Werkzeug Gottes zur Erhaltung seiner Kinder und zur Wiederherstellung dieses armen Frankreichs zu sein! Nein, gestatten Sie es nicht, daß man durch irgend welche Lockung oder Drohung der Welt Sie von dem graden Wege des Heiles abziehe! Stehen Sie fest in Ihrer Pflicht gegen Gott und halten Sie unerschütterlich daran! Denn eben dadurch werden Sie dann auch Ihre Pflichten gegen die Völker, die er Ihnen anvertraute, am besten erfüllen.

„Und in der That, Sire, bedarf Ew. Majestät, was die Förderung Ihrer irdischen Angelegenheiten betrifft, sicherlich nicht erst der Belehrung darüber, daß Gott — Gott ist; d. h. daß es Gott allein zukommt, zu erniedrigen und zu erhöhen und überhaupt alle Dinge zu regieren, so daß es keine unsinnigeren Menschen geben kann, als Diejenigen, welche durch Verletzung und Betäubung Ihres Gewissens sich irgend ein Gut zu verschaffen vermeinen. Denn bei diesen wird es am Ende dahin kommen, daß entweder Gott in seinem furchtbaren Zorne sie überfällt und aus der Welt in die Finsterniß hinauswirft, wo Heulen und Zähneklappen ist; oder sie werden ihr Maß vollmachen und den Weg der Verleugnung Gottes durchlaufen müssen bis an das äußerste Ende. Ihr Abfall von der Wahrheit wird nicht nur bis zum Aberglauben und zur Abgötterei hinunterreichen, bis zu welchem Punkte man Sie jetzt hinabziehen will, sondern er wird wachsen und wachsen, bis er bei jenem völligen Unglauben gegen Gott und der grenzenlosen Treulosigkeit gegen die Menschen angelangt ist, welche die Religion eines Machiavelli ausmachen: — Ihrer persönlichen innersten Neigung zuwider, Ihrer ganzen Natur schnurstracks entgegen.

„Auf der andern Seite bin ich überzeugt, daß ich Ew. Majestät nicht erst zu sagen habe, welch ein Segen das ist, ein gutes Gewissen vor Gott zu besitzen und unter dem Schatten des Höchsten ruhen zu dürfen auch in dem härtesten Drange und Sturme. Was überdies kann an Bedrängnissen und Gefahren über Ew. Majestät oder über Ihr Reich kommen, das Sie nicht schon von frühester Jugend an erfahren und durch die Gnade Gottes überwunden haben? Haben Sie noch niemals Freunde eingebüßt? Noch nie sich

von menschlichen Mitteln entblößt gesehen? Sind nicht Ihre treuesten Diener in Ihren Armen ermordet worden? War Ihr Leben nicht unzählige Male und auf tausenderlei Art in des Gegners Hand? Und doch, was ist überdem Allen aus Ihren und Gottes Feinden geworden? Er hat seinen gewaltigen Arm gegen sie ausgereckt, wenn Sie es am wenigsten erwarten durften. Und Diejenigen, die Ihnen noch widerstehen, haben sie es nicht mit dem nämlichen Richter in der nämlichen Sache zu thun? Oder hat dann dieser große Gott nicht mehr dieselbe Macht gegen seine mehr als verhärteten Feinde, nicht mehr denselben Willen, die Seinen aufrecht zu erhalten und zu erheben, wann und wie es ihm gefällt? Seine Gedanken können nur Gedanken der Gnade und des Friedens sein über Diejenigen, welche ihm unverrückt folgen auf allen seinen Wegen; während der Prophet hinwiederum sagt, daß Alle umkommen werden, die sich nicht treu erweisen in seinem Dienste.

„Uebrigens, Sire, haben wir die feste Zuversicht, daß Sie außer dem, was wir Ihnen zu sagen vermögen, jenen überaus köstlichen Spruch noch nicht vergaßen und nie vergessen werden, den die verewigte Königin, Ihre Mutter, unsterblichen und hochseligen Andenkens, Ihnen an der Spitze ihres Testamentes ausdrücklich in Erinnerung gebracht hat, daß „„wer Gott ehrt, den will Er auch ehren, wer aber Ihn verachtet, der soll auch verachtet werden.““ Und ebenso haben Sie sicherlich Ihr eignes treffliches Zeugniß noch nicht vergessen, daß Gott inmitten der Aengste und des Schlachtgeschreies Ihnen einst in Herz und Mund gelegt hat: „„Wenn es Gottes Wille ist, daß ich König bin, so werde ich König sein, was auch die Menschen dagegen thun mögen; ist es aber nicht sein Wille, so ist es auch nicht der meinige;““ — wahrlich ein Wort, das eines allerchristlichsten Königs würdig war, eines Königs, wie Gott wolle, daß Sie es immer seien zu seines Namens Ehre und zur Aufrichtung Ihres armen Frankreichs! Möge Ew. Majestät sich dabei auch des armen Genfs erinnern, das um der wahren Religion willen in so großer Bedrängniß schwebt, gering an Macht, aber Ihrer Dienste mit aufrichtigster Liebe ergeben.

„So bitten wir denn ohne Unterlaß den Herrn, da es ihm zu dieser Zeit gefallen hat, an Ihrer Person zu wiederholen, was er einstmals für sein Volk an seinem David that: Daß er Ihnen nun auch den gleichen Ausgang gebe, wie diesem seinem Helden und Knechte. Wie Sie hat er ihn wunderbar auf den königlichen Thron erhoben, hat ihn dann sieben Jahre und sechs Monde mit großer Geduld gewaffnet, bis er ihm das volle Königthum zu Füßen legte. O, er an wird Ihnen dasselbe thun um Ihres Frankreichs willen, der verfolgten Kirche zu lieb, die sich nach Ruhe sehnt. Er wird Sie in allen Ihren Verlegenheiten festhalten durch seinen Arm von Oben her. Er wird die bösen Rathschläge Ihrer Feinde zu nichte machen nach innen und nach außen. Er wird Sie in Ihren eignen Angelegenheiten wie in Ihrer ganzen königlichen Verwaltung durch seine Weisheit leiten und mit der Furcht seines Namens erfüllen. Er wird Sie vollbringen lassen, was in jenem 101. Psalm gesagt ist,

en Ew. Majestät nicht oft genug sich vor Augen legen, durchdenken und erwägen kann, um selbst David zu übertreffen, sich vor seinen Fehlern zu hüten und ihm in seinen Tugenden nachzufolgen. Dann wird sich Ihr königliches Ansehen dergestalt mit Ihrem wohlwollenden Gemüthe verbinden, daß die Frevler erzittern vor Ihrem Antlitze, die Trotzigen sich beugen, die Aufrührer gegen Ihre gerechten Gebote ihre Strafe empfangen, und alle die Getreuen, die Ihnen Gott untergeben hat, mehr und mehr sich Ihrer freuen und Ihnen die schuldige Ehrfurcht erweisen. Ja, also geschehe es."

Das waren Beza's königliche Worte an den König, — Worte, die wahr und klar waren wie das Evangelium. Denn fest und bestimmt hatte es Beza dem König vorgehalten, daß in der Erwägung, die ihn beschäftigte, Alles sich um die Frage drehe, ob Gott — Gott sei. Darum war Beza's Herz noch immer voll froher Hoffnung, und er wollte es sich nicht einreden lassen, daß der ihm so wohlbekannte Sohn der Johanne d'Albret im Glauben irre werden und ihn verleugnen könnte. Daher schrieb er noch am 3. Juli an seinen Freund Grynäus, es sei nicht daran zu zweifeln, daß Heinrich in dem neuen Sturme feststehen und durch Gottes Gnade den Anläufen des Satans siegreich die Spitze bieten werde.

Aber drei Wochen später waren zu St. Denis die Würfel gefallen: König Heinrich von Frankreich, auf den die edelsten Männer des Evangeliums als auf ein erwähltes Rüstzeug des Herrn gesehen, hatte seinen Glauben abgeschworen und war mit großem Gepränge in den Schooß der römischen Kirche aufgenommen worden. — Beza's Brief hatte der König bis dahin gar nicht zu sehen bekommen, indem der Ueberbringer desselben noch auf dem Wege war, während Heinrich den entscheidenden Schritt schon gethan hatte*).

Daß die Gefahr, von welcher der König und in ihm die ganze evangelische Kirche bedroht war, in dieser letzten Zeit mit jedem Tage wuchs, und daß nur des Herrn gnadenreiche Hülfe dieselbe abwehren und das schwankende Licht in der Seele des Königs neu anfachen könnte, das hatte man schließlich allerdings auch in Genf gewußt. Um der fremden wie um der eignen Noth willen hatte man daher in Genf einen feierlichen Bußtag zur Abwendung des göttlichen Zornes gehalten, und elf Stunden lang hatte die Menge die Gotteshäuser erfüllt.

Da kam die Schreckensbotschaft von dem, was geschehen war. Es war das Entsetzlichste, was Beza je erlebt hatte. „Zwar nicht vom Glauben verlassen ist meine Seele," schrieb Beza am 7. August an den Freund; — „Gott sei Dank dafür, — wohl aber ist sie tief betrübt und geängstigt, indem ich dir dieses schreibe. Welche Hoffnungen haben wir auf diesen Fürsten gesetzt, und wie hat er sich nun so arg versündigt an Gott und seinen Engeln und

*) Vergl. Beza's Schreiben an die Züricher vom 9. August 1593 in den Bulletins, 1856, S. 28.

an allen Heiligen der Erde! An dem abscheulichen Opfer der Messe hat vor dem ganzen Volke mit feierlichem Gepränge Theil genommen; für nich geachtet hat er alle Gründe, Gebete, Rathschläge, Vorstellungen der fröm sten Männer! Nein, was man auch zu seiner Entschuldigung anführ mag: von dem Geiste Gottes kann dieser Schritt nicht eingegeben sein. Si selbst und sein ganzes Land hat er nun in Bande des Verderbens geschlage aus denen er nicht mehr loskommen wird. Unsre einzige Zuflucht ist d Gnade Gottes; es kann nicht sein Wille sein, uns ganz der Verstörung Pre zu geben. Füge dein Gebet zu dem unsrigen hinzu, daß er wenigstens den aushelfe, über denen sein heiliger Name angerufen wird. Es ist dir au nicht unbekannt, mein Bruder, wie sehr dieses mich ganz speziell berührt, o gleich ich es kaum für möglich halten kann, daß Jener unser Verderben woll Aber siehe zu, daß du in deinen Gebeten unser ganz besonders gedenkest."

§ 10.

Beza's Lebensabend.

Allmählich war nun Beza in den Abend seines Lebens eingetreten, u wenn ihm auch noch eine ganze Reihe von Jahren zu leben vergönnt war, zog sich doch Beza's Wirksamkeit von dem größeren Schauplatze der Kirc mehr und mehr in die engeren Schranken des heimatlichen Lebens zurü Aber es schien fast, als schenke Gott, nachdem die großen Männer der Refo mation alle entschlafen waren, dem zweiten Reformator Genfs grade darn ein längeres Maß irdischer Lebenszeit, damit wenigstens Einer der Reform toren als lebendiger Zeuge des göttlichen Werkes der Wiedergeburt der Kir auch noch dem späteren Geschlechte erhalten werde. Und in der That w unter den Kirchenmännern von Ruf und Ansehen die Persönlichkeit Beza die erhebendste und erbaulichste, welche jene Zeit besaß. Die starken Züge d Gesichts mit dem tief herabhängenden Barte verriethen in ihm noch imm den Mann der Kraft und That und des ernsten Ringens und Streben Aber der treuherzig-freundliche Blick des Auges goß den milden Schim mer des Friedens in den Ausdruck der Kraft und verklärte seine ganze Er scheinung. Denn das Harte und Schroffe, was ihm früher eigen gewesen war im höheren Alter von dem ihn mehr und mehr durchdringenden sanften Geiste des Evangeliums überwunden worden. Darum war seine Erscheinung voll Holdseligkeit und lieblichen Wesens.

Wie Beza kein anderes Lebensziel kannte, als daß er den Namen sei nes Gottes und Heilandes verherrliche, so war sein ganzes Leben ein Opfer des Dankes für die Gnade, durch welche er vom Papstthum zum Evange lium bekehrt und zur Erkenntniß des Sohnes Gottes erweckt war. Oft ge dachte er in seinen Briefen und Gesprächen dieser ihm zu Theil gewordenen Barmherzigkeit Gottes, als der Perle, gegen welche ihm alle anderen Güter

des Lebens werthlos waren*). Seiner Erwählung und seines Gnadenstandes vor Gott unerschütterlich gewiß, war ihm daher der Gebetsumgang mit Gott in Christo die Wonne seines Lebens**).

Unter den Tugenden, die ihn zierten, trat vor Allem seine Opferwilligkeit als auszeichnendes Merkmal seines ganzen Charakters hervor. Gar oft reichte seine Mildthätigkeit weiter als seine Kasse, und veranlaßte ihn zu Opfern, die ihn nicht selten in die peinlichsten Verlegenheiten brachten, die aber seinen Charakter in um so hellerem Lichte erscheinen ließen, als Beza mit seiner Mildthätigkeit zuweilen nur den schnödesten Undank einerntete. Die traurigsten Erfahrungen hatte Beza in dieser Beziehung an dem gelehrten Juristen Charpentier aus Toulouse gemacht***).

Für den innigsten und freudigsten Verkehr mit Freunden hatte Beza jederzeit offnes Haus und Herz, und noch in seinen letzten Lebensjahren waren den Freunden die Stunden, die sie bei Beza verleben konnten, die schönsten und frohesten Erheiterungen, welche sie kannten. „Den heutigen Tag," schreibt Isaac Casaubonius in seinen Ephemeriden am 14. Cal. Jul. 1603, „haben wir großen Theils bei Theodor Beza verlebt. Großer Gott, welch ein Mann! welche Frömmigkeit, welche Gelehrsamkeit! O du wahrhaft großer, wahrhaft gottgeliebter und Gott einzig theurer Mann. Bewundert habe ich an dem heiligen Mann unter vielem Andern sein ganz ungewöhnliches Gedächtniß. Denn während ihm freilich das Alter die Erinnerung fast aller menschlichen Dinge geraubt hat, sollte man doch, wenn man ihn über heilige und göttliche Dinge sprechen hört, nicht für einen hochbetagten

*) An seinen Freund Grynäus zu Basel z. B. schreibt Beza am 3. Febr. 1590: „Ich habe meinem Gott und Heiland gedankt und werde ihm danken, so lange ich lebe, daß er mich, da ich als junger Mensch vorhatte unter glänzenden Aussichten nach Italien zu ziehen, erst durch einzelne Hindernisse aufhielt, und mich dann durch eine tödtliche Krankheit, der ich mein Heil verdanke, durch eigne Hand andre Wege zu betreten gezwungen hat."

**) Oft, fast täglich, gebrauchte Beza das Gebetswort: Tege, quod fuit, quod erit, rege („Was war, vergieb und schenke, was sein wird, regier und lenke)."

***) Beza hatte demselben, der im hülflosesten Zustand in Genf angekommen war, nicht allein eine Professur an der dasigen Academie verschafft, sondern ihm auch Geld vorgeschossen, welches er selbst geborgt, und wegen dessen unterlassener Zurückgabe ihn Charpentier in die größte Verlegenheit gebracht hatte. Als aber der katholische vornehme und niedere Pöbel zu Paris seine Bluthochzeit gefeiert hatte, ließ sich Charpentier nicht nur bereit finden — was man von Balduin vergebens begehrt hatte — die Greuel dieser Nacht zu rechtfertigen, sondern hatte sogar die Schamlosigkeit, in dieser Schrift seinen Wohlthäter Beza, den er die Trompete Seba's nennt, als den eigentlichen Führer aller Malcontenten und als den eigentlichen Urheber alles Unheils hinzustellen. — Natürlich konnte ihn Beza nur mit stiller Verachtung strafen.

Indem daher Beza nicht mehr zweifelte, daß sein letztes Stündlein bald kommen werde, setzte er sich am 18. Oktober 1595 nieder und schrieb sein Testament*). Der Eingang desselben, der auf Beza's ganzen Charakter das hellste Licht wirft, lautet:

„Im Namen Gottes, der Himmel und Erde gemacht hat. Amen.

„Ich, Theodor de Bèze, Sohn des seligen edlen Peter de Bèze, Landvogts zu Bezelay, Diener des Wortes Gottes in der Kirche Genfs und durch die Gnade meiner sehr geehrten Herren Bürger genannter Stadt, durch Gottes Gnade gesund an Leib und Seele, allewege die Unsicherheit dieses Lebens vor Augen habend, im Alter von sieben und siebzig Jahren, bin entschlossen, meinen letzten Willen feierlich und schriftlich in nachfolgender Form und Weise aufzusetzen.

„Vor Allem empfehle ich meinem Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist meinen Leib und meine Seele, durch seine heilige und alleinige Gnade versichert, daß bei der Trennung der Seele von meinem Leibe meine Seele auf die Stufe von Glückseligkeit erhoben werden wird, bezüglich deren gesagt ist, daß diejenigen selig sind, welche dem Herrn sterben. Und was meinen Leib betrifft, so wird derselbe durch die große Kraft meines Schöpfers an dem letzten und seligen Tage, der für die Auferstehung der Todten verheißen ist, wieder auferstehen, auf daß ich ewiglich das genieße, welches er mich hat erkennen, glauben und hoffen lassen bei Leibes Leben. Ich danke ihm innigst dafür, daß es ihm gefallen hat, mich von meinem sechszehnten Lebensjahre an diese Wahrheit erkennen zu lassen, und noch mehr, da ich in tausenderlei Irrsale der Jugend verstrickt war, wo es mir an Versuchern nicht fehlte, so daß ich nur zu sehr verdiente, daß ich mit dem Erlöschen dieser Erkenntniß in mir elendiglich unterginge, hat Gott nach seiner besonderen Huld und Gnade in solcher Weise in mir gewirkt, daß er, Alles gegen seine Ehre und die Ruhe meines Gewissens hintansetzend, mich in den Hafen seiner Kirche in dieser Stadt nach Genf zog. Aber noch mehr segne ich seinen Namen darum, daß er, seine Barmherzigkeit gegen mich armen Sünder noch vermehrend, seit dem Jahre 1548, als ich am 23. Oktober in dieser Stadt ankam, obgleich ich nicht werth war, unter den geringsten Schaafen der Heerde des Herrn zu sein, beschlossen hat, seit dem Jahre 1549 mich mit mehreren Aemtern in seiner Kirche zu ehren. Zehn Jahre lang hatte ich in der Kirche von Lausanne die Professur der griechischen Sprache versehen, während welcher Zeit ich von den französischen Kirchen zu Werbungen an die protestantischen Fürsten Deutschlands verwendet worden war. Damals hat mich Gott in der Pestkrankheit behütet, und in mehrfachen Fällen von Krankheit und Noth hat es ihm gefallen, mir zu seinem Ruhm und Preise beizustehen, bis daß ich, von den hochachtbaren Herren zu Bern freiwillig und ehrenvoll ver-

*) Das Testament findet sich wörtlich abgedruckt bei Gaberel, II. Bd. S. 261—267.

abschiedet, anfangs, als diese Schule zu Genf eben eingerichtet ward, zur Professur der griechischen Sprache, und schließlich, nämlich im Jahre 1559, zum heiligen Ministerium des Wortes Gottes und zum Gehülfen meines geehrten seligen Vaters Johann Calvin, seligsten Andenkens, in der Professur der Theologie berufen wurde. Seit dieser Zeit war ich zweimal auf Reisen, zuerst drei Monate hindurch in der Guyenne bei dem seligen Könige Anton von Navarra, und hernach bei dem Gespräch zu Poissy im Jahre 1561, welches (einschließlich der Zeit des ganzen ersten Bürgerkrieges) zwanzig Monate dauerte. Es würde mir unmöglich sein, die großen Erweisungen der helfenden Gnade Gottes aufzuzählen, welche ich während dieses ganzen Zeitraumes in allen Arten von ebenso gefahrvollen als gewichtigen Geschäften bis zu meiner Rückkehr an diesen Ort erwiesen hat. Er hat mir bis jetzt die Gnade verliehen, daß ich sowohl an schriftlicher als an mündlicher Erbauung nach seiner barmherzigen Fügung keinen Mangel hatte. Aber ach! wenn ich meine Pflicht mit diesen geringen Früchten vergleiche, so beuge ich mein Haupt vor meinem Gott, ihn um Barmherzigkeit und Gnade bittend.

„Ich bitte meine geehrtesten Herren, mir meine Schwachheiten zu verzeihen, und statt des Erfolges den reinen und aufrichtigen Willen hinzunehmen, den ich immer gehabt habe, ihnen nach Kräften zu Diensten zu stehen; und ich erkenne an, daß sie hierfür außer meiner gewöhnlichen Besoldung, mir sehr große Gnadenerweisungen gespendet haben, wofür ich ihnen demütigst danke.

„Von der Gesellschaft meiner geehrtesten Brüder und Mitarbeiter am Werke des Herrn, welche vielfach meine Schwachheiten getragen haben, hoffe ich, sie werden mir immer das Zeugniß geben, daß ich mich in meinem Amte gegen sie aufrichtig verhalten habe, indem ich mit ihnen niemals einen Streit oder Hader hatte. Gott wolle ihnen einen immer größeren Zuwachs seiner Gnaden verleihen, damit sie williges Gehör finden, sowohl in der Lehre, welche in besagter Stadt angenommen ist, als in der Zucht derselben: eingedenk nicht allein dessen, was sie und ich empfangen haben, sondern auch ganz besonders dieses großen Dieners Gottes, des seligen Herrn Johann Calvin. Es wird genug sein, wenn sie die Weisheit, Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Klugheit desselben nur treulich nachahmen und das Ohr verschließen gegen diese unruhigen Geister, die sich zu erheben beginnen, ebenso voll von eitler Selbstgefälligkeit als leer an richtigem und sicherem Urtheil. Denn wenn das, was ganz gut eingerichtet ist, noch besser gemacht werden kann, so sage ich in Betreff des Rechtes, daß dieses gar reiflich erwogen und mit weisem und friedlichem Geiste durch Mittel, die von unbesonnenem Eifer und Ehrgeiz frei sind, ausgeführt werden möge. Denn wenn sich eine andere Stimmung in der Gesellschaft findet, so werden sie, die Prediger zuerst, und wenn es noth thut, der Magistrat nicht zu spät darin zu sehen wissen. Was jedoch mich betrifft, so erkläre ich zu leben und zu sterben in

dem, was ich von den vorerwähnten großen Männern, als treuen Werkzeugen des reinen Wortes Gottes gelernt habe.

„Da mir nun Gott die Gnade gewährt, in dieser Kirche zu sterben, so bitte ich, daß mein armer Leib auf dem gewöhnlichen Begräbnißplatz beerdigt werde, unter so vielen ausgezeichneten Männern, Brüdern und Freunden, um, wenn es Gott gefällt, gemeinschaftlich mit ihnen an dem seligen Tage der Erscheinung unseres Erlösers Jesus Christus aufzuerstehen.

„Und obgleich ich, soviel es das Gewissen angeht, unter Orten durchaus keinen Unterschied mache, so wünsche ich dennoch, wenn es bequem geschehen kann, ganz nahe bei meiner seligen, innigstgeliebten ersten Frau Claude d'Esnoz, die mich so viele Jahre hindurch begleitet, mir treulich beigestanden und jede Pflicht einer wahrhaft christlichen Gattin erfüllt hat, begraben zu werden. Der Ort ist ganz nahe bei dem Eingang (des Kirchhofes) von Plain-Palais, nach der rechten Seite hin." —

Hierauf folgen Beza's Verfügungen über sein nicht unbeträchtliches Vermögen. Als Universalerbin setzt derselbe seine Gattin Catharina Pla ein, welche er jedoch verpflichtet, verschiedne Legate an seinen im evangelischen Glauben von ihm erzogenen Neffen Nicolaus von Bèze, an die Burse der vertriebenen Hugenotten zu Genf (800 leichte Gulden), an das allgemeine Krankenhaus daselbst (400 fl.), an das Genfer Gymnasium (400 fl.), an zwei andere Neffen und an seine Dienerinnen auszuzahlen.

Im Jahre 1599 ließ Beza dieses Testament in Gegenwart von Zeugen nochmals verifiziren, nachdem sich ihm inzwischen das zunehmende Absterben seiner Lebenskraft in merklichster Weise fühlbar gemacht hatte.

Als nämlich Beza am Pfingstfeste 1597, an welchem die Communion gefeiert werden sollte, die Predigt eben begonnen hatte, überfiel ihn der Schwindel so heftig, daß er die Kanzel wieder verlassen und sofort der Prediger Anton Faye für ihn auftreten mußte. Acht Tage später begegnete ihm dasselbe; die Fortsetzung der begonnenen Predigt mußte er dem Prediger David Claude überlassen. Von da an wagte es Beza nur noch selten, die Kanzel zu betreten.

Im folgenden Jahre verkaufte Beza seine Bibliothek, damit dieselbe zusammenbleibe, an den Herrn von Zastrisel. Nur diejenigen Bücher, mit denen er sich bis an seinen Tod zu beschäftigen gedachte, behielt er zurück. Den beträchtlichen Erlös dieses Verkaufes schenkte er theils seiner Gattin, um deren Existenz nach seinem Tode zu sichern, theils den Armen der Stadt.

Als academischer Lehrer war Beza bis zum Herbste 1598 thätig. Seine zunehmende Harthörigkeit machte es ihm unmöglich, namentlich die Disputationen noch länger zu leiten. Auf dringendes Bitten mehrerer junger Edelleute aus Deutschland, Böhmen und Polen entschloß er sich allerdings nochmals Vorlesungen über den Römerbrief zu halten. Am 4. Januar 1599 begann er dieselben; allein nur zwei Vorlesungen vermochte er zu halten. Seine

academische Lehrthätigkeit hatte ein Ende. Nur auf das Predigen konnte er noch immer nicht ganz verzichten. Seine letzte Predigt, welche er im Jahre 1600, in seinem einundachtzigsten Lebensjahre hielt, hatte die Worte des Herrngebetes zum Texte „dein Wille geschehe auf Erden wie er im Himmel geschieht." Das war die einzige Predigt, die ein Reformator des sechszehnten Jahrhunderts im siebzehnten Jahrhundert hielt!

Von da an sah Beza sein Tagewerk als beendet an und harrte der Stunde, die ihn von dem Leibe des Todes hinauf in die Herrlichkeit rufen würde. Aber noch einmal wollte er sich so recht wie in früherer Zeit der Gemeinschaft derer freuen, mit denen er so viele Jahre lang im Dienste des Herrn vereint gewesen war.

Es war eine alte Sitte, daß acht Tage vor der Feier des Abendmahles die Prediger und Professoren der Stadt zusammenkamen, um sich durch gegenseitige „Censur" zu derselben vorzubereiten. Dann pflegten sich dieselben auch zu einem gemeinsamen Brudermahl zu vereinigen, bei welchem sich der Ernst und die Weihe der Liebesmahle in der ersten christlichen Zeit kund gab. Das letztere war schon lange wegen der Unruhe der Zeiten unterblieben. Aber noch einmal wollte Beza sich des Brudermahles als eines Unterpfandes der Gemeinschaft mit seinen Mitarbeitern freuen, weshalb er die Professoren und Prediger an dem Tage der Censur, welche er seiner Schwerhörigkeit halber nicht mehr leiten konnte, zu sich einlud. Allerdings verlangte das Kirchengesetz, diesen Tag als strengen Festtag zu beobachten. Allein die Herren des Raths sahen es gern nach, daß zu diesem Zwecke die sonst so streng gehaltne Fastenordnung unterbrochen würde. Zum letzten Mal sahen sich daher die Prediger und Professoren der Stadt Calvins in erhebender Freude bei Dem vereinigt, der unter den Lebenden noch der letzte Zeuge der längst entschwundnen großen Zeit der Reformation war.

Mit den Freunden im nahen und fernen Auslande, welche von ihm theologischen Rath und Auskunft verlangten, blieb Beza bis an seinen Tod im lebhaftesten Verkehr. Dabei fehlte es natürlich nicht an allerlei schmerzlichen Erfahrungen, die Beza machte, wenn er sah, daß er sich an Diesem oder Jenem, dem er sein Vertrauen geschenkt, getäuscht hatte. Den bittersten Schmerz hatte ihm König Heinrich IV. bereitet; denn er hatte es nimmer für möglich gehalten, daß dersebe zum Apostaten werden könnte. Daher schien es lange Zeit, als ob eine Annäherung Beza's an den katholisch gewordenen König von Frankreich nie wieder herbeigeführt werden könnte.

Um so größer war die Freude, die Beza an der einzigen Schwester des Königs, Katharina von Navarra, (seit 1599) Gemahlin des Herzogs von Bar, eines Sohnes des Herzogs von Lothringen, hatte. In der Bartholomäusnacht zur Verläugnung ihres Glaubens gezwungen, war sie nach wiedererlangter Freiheit auch sofort wieder zum evangelischen Bekenntniß zurückgekehrt. Dafür hatte die edle Frau Herzeleid und Anfechtung aller Art zu

ertragen. Aber ihr Trost war ihr väterlicher Freund Beza, in dessen Herz sie ihren Kummer ausgoß, der sie tröstete und zur Standhaftigkeit ermahnte und bis in die letzten Jahre seines Lebens mit ihr in brieflichem Verkehr blieb*).

Indessen änderte sich doch Beza's Urtheil über König Heinrich, als derselbe sah, daß dieser den früheren Glaubensgenossen in seinem Herzen noch immer zugethan war. Denn noch im Jahre 1594, in welchem Heinrich zur römischen Kirche übertrat, versammelte derselbe zu Nantes den reformirten Adel des Königreichs und stiftete das unter dem Namen der union de Nantes bekannte Schutz- und Trutzbündniß des hugenottischen Adels zum Zwecke einer wirksamen Sicherstellung des evangelischen Glaubens. Vier Jahre später publizirte der König das Edict von Nantes. Beza sah jetzt in König Heinrich den Wohlthäter der reformirten Kirche Frankreichs, welcher derselben gewährte, was er selbst einst mit so großer Anstrengung vergebens angestrebt hatte; und er freute sich daher, daß er noch Einmal Gelegenheit erhielt, mit dem König, und zwar zum wesentlichsten Nutzen Genfs und der Evangelischen Frankreichs, insbesondre Lyons in Berührung zu kommen. Ein Krieg mit dem Herzog von Savoyen hatte den König (1599) in die unmittelbare Nähe Genfs, nach Loysel, geführt. Die Genfer, welche des Königs Sympathie für Beza kannten, beschlossen daher, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um eine Gefahr zu beseitigen, von der sie sich fortwährend bedroht sahen. Als nämlich Herzog Alba mit seinen spanischen Truppen auf dem Marsche in die Niederlande durch Savoyen kam, hatte der Herzog von Savoyen mit Hülfe der Spanier ganz in der Nähe von Genf ein Fort, St. Catharine, erbaut, welches nicht nur (wie es z. B. am 2. Juli 1589 geschah)**) die Genfer in ihrem Verkehr mit der Nachbarschaft in lästigster Weise hinderte, sondern auch jederzeit einen unerwarteten Angriff auf Genf selbst besorgen ließ. Dem Fort und somit der ganzen savoyischen Macht die Spitze zu bieten, wagte man nicht; aber man durfte hoffen, daß König Heinrich sich werde bereit finden lassen, die verhaßte Zwingburg fortzuschaffen. Der Magistrat zu Genf entsandte daher zur Begrüßung des Königs eine Gesandtschaft, an deren Spitze der alte, ehrwürdige Beza das Wort führte.

Wer mag wissen, was im Herzen des Königs vorging, als er den hohen Kirchenlehrer wieder sah, der einst als eine Fackel in Frankreich geleuchtet, an dem seine nun längst im Grabe ruhende Mutter mit Ehrfurcht und Dankbarkeit hinaufgesehen hatte, und der ihm selbst einst in der Weise eines Nathan als im Namen des Herrn warnend, mahnend und strafend entgegengetreten war! „Sire," redete Beza den König an, „der Menschen Beredtsam-

*) Vergl. Lettres et poésies de Catharine de Navarre, duchesse de Bar avec deux lettres de Th. de Bèze (1598—1603) in den Bulletins, 1853, S. 140 ff.

**) Gaberel, II. S. 438.

keit vermag nicht Euer Lob der Größe Euerer bewunderswürdigen Thaten gemäß zu preisen. Meine Sprache ist zu gering, meine Stimme zu schwach, um den Glanz der Tugenden Ew. Majestät zu feiern, welche die Welt ewig preisen wird, weil Ihr nicht aufhört Thaten zu thun, die des Ruhmes und des Lobes würdig sind. Den heiligen Engeln will ich es überlassen, das Lob zu feiern, dessen Ihr werth seit, weil Ihr des Herrn Kirche aus der Unterdrückung gezogen und den Kindern Gottes eine volle Freiheit erworben, ihm zu dienen nach seinen heiligen Vorschriften und ihn anzurufen nach der Dreieinigkeit der Personen. Ich will mich begnügen, zu sagen und auf menschliche Dinge anzuwenden, was Simon von göttlichen sagte: „„Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast;““ denn meine Augen haben vor meinem Tode nicht allein den Befreier Eurer unterthänigen Diener, sondern den Retter von ganz Frankreich und aller Gläubigen gesehen. Denn Alle haben die Wirkung Eurer köstlichen Güte empfunden.“

Mit tief bewegtem Herzen — denn er mochte sich einer solchen Ansprache aus Beza's Munde kaum versehn haben — antwortete der König: „Mein Vater! Diese wenigen aber vielsagenden Worte sind des Ruhmes würdig, den Theodor de Bèze sich erworben hat, daß er wohl zu reden verstehe. Ich nehme sie gern und mit dem freundschaftlichen Gefühl an, das sie verdienen. Ich sage auch, daß da die Könige, meine Vorfahren, jederzeit Euere Stadt in besonderem Schutz genommen haben, ich nicht allein entschlossen bin, ihnen darin nachzufolgen, sondern auch der herzlichen Zuneigung, die sie für mich gehabt hat, zu entsprechen. In dem Allen soll der, welcher Euch mir vorgestellt hat, den ich bei der Hand nehme, und der Euch so sehr liebt, Euch als Fürbitter dienen. Saget ihm, welche Dinge Ihr verlangt, und sie müßten sehr schwer sein, wenn Ihr sie nicht erhieltet.“ — Hierauf sich zu den Deputirten wendend, fuhr der König mit vertraulicher Miene fort: „Ich weiß, was Ihr noch mehr von mir verlangt: es ist die Zerstörung des Forts St. Catharine, die Euch am Herzen liegt. Viele Leute wollten mich wohl überreden, daß ich darein nicht willigen sollte; allein ich sehe, daß sie das nur aus Neid thun; darum werde ich auch darauf nicht achten. Ich will Alles für Euch thun, was Euch nützlich ist. Da ist (der König zeigte auf den Marquis von Rosny, Herzog von Sully) ein Mann, auf den Ihr Euch verlassen könnt. Das Fort soll demolirt werden. Ich befehle es ihm schon in diesem Augenblick.“ — Außerdem forderte der König Beza auf, sich von ihm noch eine besondere Gnade zu erbitten. Aber Beza dachte dabei nicht an sich, sondern an Diejenigen, deren Wohl und Wehe er allewege auf dem Herzen trug. Er bat daher den König, daß er derjenigen reformirten Kirchen Frankreichs, die bis jetzt der Vortheile des Religionsedictes noch nicht genießen konnten, insbesondere der Evangelischen zu Lyon (welche Beza um seine Fürbitte angegangen hatten) gedenken und ihnen einen

ertragen. Aber ihr Trost war ihr väterlicher Freu ... erlassen möchte*). Der sie ihren Kummer ausgoß, der sie tröstete und ... an seine Brust und ent- und bis in die letzten Jahre seines Leben ... Goldstücken. blieb*). ... verhaßten Zwingburg geschritten,

Indessen änderte sich doch ... endete. Die festen Mauern der selbe sah, daß dieser den früh ... sprengen, worauf die Burg von den immer zugethan war. Der ... gemacht ward. römischen Kirche übertr ... seiner Bitte schrieb Beza ein aus sechs Adel des Königreichs ... Ad inclytum Franciae et Navarrae regem bekannte Schutz- ... dieses sein letztes, sein Schwanenlied. einer wirksamer ... wurde Beza in den letzten Jahren seines Lebens zu später publizi- ... wußte. An einem Julitage des Jahres 1602 erschien Heinrich ... ein deutscher Cavalier von hoher, imponirender Gestalt, in selben g- ... gend, bei un- ... scharf geschnittenen Zügen des Gesichts und in dem leuchtenden Blick angest- ... des Auges den Mann von Geist und Bildung beurkundend. Er erklärte, erhi- ... daß er sich längst auf seine Bekanntschaft gefreut habe, unterhielt sich mit E- ... ihm, eine selbst für Beza überraschende Gelehrsamkeit verrathend, über die ... verschiedensten Interessen der evangelischen, insbesondre der reformirten Kirche, und Beza wußte, als der Fremde mit herzlichem Händedruck von ihm schied, daß er in demselben einen eifrigen Vertreter des rechtgläubigen Bekenntnisses kennen gelernt habe. Aber wie staunte er, als er hernach erfuhr, daß der Fremde, mit dem er sich so traulich unterhalten, kein Anderer als der hochgefeierte Hort der reformirten Kirche in Deutschand, der „gelehrte" Landgraf Moritz von Hessen-Kassel gewesen sei, der sich auf einer Reise nach Frankreich in Genf im tiefsten Incognito aufgehalten hatte!

In Angelegenheiten der Kirche war Beza zum letzten Male im Jahre 1605 thätig. Im Juni dieses Jahres besuchten ihn nämlich zwei junge polnische Edelleute aus dem angesehenen Firlejischen Geschlecht. Seit langer Zeit hatte er aus der reformirten Kirche Polens, mit welcher er einst in so regem, einflußreichem Verkehr stand, nichts gehört, und herzlich freute er sich daher, daß er nun über Vielerlei Auskunft erhalten konnte. Nebst herzlichen Grüßen an viele Freunde gab Beza den jungen Edelleuten einen Brief an ihren Vater, einem ihm wohlbekannten glaubenseifrigen Herrn mit, worin er denselben ermahnte, den Ruhm treuer Fürsorge für die Kirche, den er und sein Geschlecht überhaupt sich erworben hätte, sich auch für die Zukunft zum Heile der Kirche zu bewahren. — Das war der letzte Brief, den Beza schrieb oder schreiben ließ.

---

*) Vergl. La France, protestante s. v. Bèze, p. 270 a.

§ 11.

Beza und Franz von Sales.

-lichste Beunruhigung erfuhr Beza in seinen alten Tagen durch
hende Berührung mit dem in der katholischen Kirche hoch-
.alaten Franz von Sales.

..i Jahre 1536 hatten die Berner die drei savoyischen Aemter Cha-
..is, Gex und Terner durch Waffengewalt an sich gebracht. Die allmäh-
liche Einführung des Protestantismus in denselben war die natürliche Folge
davon. Allein im Jahre 1564 gelang es dem Herzog Emanuel Philibert
durch einen zu Nion mit den Bernern abgeschlossenen Vertrag, die drei Aem-
ter wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Dabei war den protestan-
tischen Gemeinden derselben vollkommen freie Religionsübung zugesichert.
Allein von Rom aus dazu angeregt, stiftete Emanuel Philibert um 1572
en Orden der Ritter des heiligen Moritz und des heiligen Lazarus, dessen
Bestimmung die Vertheidigung des katholischen Glaubens in den savoyischen
anden sein sollte; und Gregor XIII. überwies im Jahre 1575 dem neuen
Orden alle in den von Protestanten bewohnten Ortschaften gelegenen geist-
chen Güter und Einkünfte. Die Ausrottung des Protestantismus in den
iedergewonnenen Landestheilen war beschlossen. Aber die Ausführung war
icht so leicht und verzögerte sich. Allen, auch den grausamsten Gewalt-
aßregeln, mit denen man die protestantischen Gemeinden quälte, setzten
ieselben einen Muth und eine Beharrlichkeit entgegen, welche unüberwind-
ich schien. Da übernahmen es der noch jugendliche, für den Katholizismus
egeisterte Franz von Sales (späterhin zum Bischof von Genf mit der Resi-
enz zu Anecy ernannt) und der Pater Cherubin im Jahre 1594 mit Hülfe
on Kapuzinern und Soldaten die Bekehrung der Ketzer zu versuchen. Da-
ei drangen die Kapuziner selbst bis nach Genf vor, weil sie die Ketzerei
irgends wirksamer, als an ihrem Herde bekämpfen zu können hofften. Eines
Morgens fand man an den Pfeilern der Stadt Placate der Kapuziner an-
eschlagen, welche in einer Reihe von Thesen eine Vertheidigung der römi-
chen Verehrung des Kreuzes enthielten. Da die Sache Aufsehen machte, so
bernahm es Beza, mit dem Prediger Perrot eine Reihe von Thesen aufzu-
tellen, welche eine Widerlegung der Kapuzinersätze enthielten und aus der
eiligen Schrift erwiesen, daß Gott keine religiöse Verehrung eines creatür-
lichen Dinges gestatte. Den Schluß dieser Widerlegung bildeten die Verse*):

> Devant or, argent, pierre ou bois.
> Ne se prosterne le chrétien,
> Mais il cherche et trouve son bien
> En Christ seul, qui fut mis en croix.

*) Gaberel, II. S. 572.

Die Kapuziner hatten nun den Aerger, daß sie hören mußten, wie die Gassenbuben ihnen zum Aerger diese Verse öffentlich sangen.

Indessen gab man in Rom den Gedanken, Genf zu gewinnen und hierdurch die Lebensader der Ketzerei zu unterbinden, doch nicht auf. Nur mußte die Sache klug angefangen werden. Jedenfalls gewann man aber dann in Genf festen Fuß, wenn man das gefeierte geistliche Haupt der Stadt, Theodor Beza, in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen so glücklich sein sollte. In Rom ward daher allen Ernstes beschlossen, die Conversion, oder, wie man es nannte, die „tentatio“ Beza's zu wagen. Zur Uebernahme eines so delicaten Geschäftes, über dessen Schwierigkeit man sich in Rom nicht täuschte, schien aber Niemand geeigneter zu sein, als der achtundzwanzigjährige Franz von Sales, der sich in dieser Branche bereits hinlänglich erprobt hatte. Ein päpstliches Schreiben vom 1. Oktober 159[illegible] sowie ein zweites Breve vom 29. Mai 1597 ertheilten ihm den Auftrag, zu Ehre Gottes und des heiligen Stuhles die Bekehrung Beza's zu versuchen*).

Sales und dessen Lobredner rühmten später, mit welcher Todesverachtung sich derselbe in die Kapitale der Häresie, wo er nur ein sicheres Märtyrerthum habe erwarten können, gewagt habe. Allein Sales wußte, daß er ungefährdet durch die Thore Genfs einziehen konnte. Gleichwohl glaubte er sich der Führbitte und dem Opfer des Bischofs und aller der Priester, denen er seine Mission anvertraut hatte, empfehlen zu müssen, als er sich zur Ausführung derselben anschickte.

Eines Tages ward also Beza, ein Greis, der ein langes, nur der evangelischen Reformation, der Kirche hingegebenes Leben hinter sich hatte, von dem Besuche des noch jugendlichen, in seiner ganzen Erscheinung den katholischen Priester kundgebenden, übrigens durch ein freundliches und gemüthvolles Aeußere sich empfehlenden Franz von Sales überrascht. Die beiderseitige Begrüßung fand mit sorgfältiger Wahrung aller Formen des Anstandes statt. Natürlich wußte Beza durchaus nicht, welches Anliegen den ihm immerhin

*) In dem, was auch von glaubwürdiger Seite her über Beza's Verkehr mit Franz von Sales berichtet wird, ist nicht Alles ganz klar, weil Manches allzu aphoristisch mitgetheilt ist. Vergleichen wir aber die katholischen und protestantischen Relationen mit einander, so darf die im Nachfolgenden gegebene Darstellung, in welcher alles Wesentliche hervorgehoben ist, als sicherer Reinertrag einer sorgfältigen Abwägung der differirenden Berichte angesehen werden. Von besonderer Bedeutung ist die Schrift La vie de l'illustrissime François de Sales, de très heureuse et glorieuse mémoire, evesque et prince de Genève etc. par le r. p. Louys de la Rivière, de l'ordre des Minimes, Troisième, edition, à Lyon 1627. Vergl. auch die in den Bulletins, 1858 S. 227, 369, und 1859 S. 14 u. 283 mitgetheilte Erörterung der Frage: François de Sales a-t-il réellement essayé de séduire Théodore de Bèze par l'offre d'une pension de la part du Pape?

nteressanten Besuch zugeführt hatte. Ein Scherz, den sich Sales erlaubte, var nur als solcher hinzunehmen und gestattete noch nicht, einen Schluß auf ie Absichten desselben zu machen. Als sich nämlich Beza für einige Augenblicke us dem Zimmer entfernt hatte, nahm Sales ein Portrait Calvins mit der Unterschrift wahr:

Hoc vultu, hoc habitu Calvinum sacra docentem
Geneva felix audiit,
Cuius scripta piis toto celebrantur in orbe,
Malis licet ringentibus.

sofort wußte Sales diese Verse durch eine geringe Abänderung zu parodiren, nd las sie, als Beza zurückgekommen war, demselben in folgender Recenon vor:

Hoc vultu, hoc habitu Calvinum insana docentem
Geneva demens audiit,
Cuius scripta piis toto damnantur in orbe,
Malis licet ringentibus.

Beza antwortete mit einem ausweichenden Lächeln, auf welches Sales nichts wiedern konnte. Dieser suchte daher jetzt seinem Ziele näher zu kommen, idem er bemerkte, daß der Ruf der Gelehrsamkeit Beza's und die außerdentliche Freundlichkeit, mit welcher ihn derselbe bei sich aufgenommen abe, ihn zu einem offenen Wort ermuthige. Sales fragte ihn nun auf den opf, ob er denn glaube, daß man in der römischen Kirche überhaupt selig erden könne. Beza beantwortete diese Frage natürlich bejahend, fügte jedoch inzu, daß man nicht durch den Werkdienst selig werde, mit dem die kathosche Kirche den Weg zum ewigen Leben versperre oder erschwere. Sales ihr fort: wenn man die Nothwendigkeit der guten Werke leugne, so stoße an damit alle göttlichen und natürlichen Gesetze um, durch welche den chuldigen die ewige Verdammniß angedroht, den Gerechten dagegen die ige Seligkeit verheißen werde. Sage doch der Herr: „Ich habe Hunger habt, aber ihr habt mich nicht gespeis't; ich bin krank gewesen, aber ihr bt mich nicht besucht." Hiermit entspann sich nun eine längere Discussion, e natürlich zu keinem Ziele führte. In welcher Stimmung sich Sales von m Erzketzer verabschiedete, erhellt aus dem Schreiben, welches derselbe inlge dessen an den Papst Clemens VIII. schickte. Sales berichtetet nämlich: Ich bin zu wiederholten Malen nach Genf gekommen, um die Conversion s Ersten unter den Calvinischen Ketzern zu versuchen, ohne Gelegenheit finden, mit diesem Menschen allein reden zu können, bis ich ihn endlich ei Tage nach Ostern allein fand. Ich that mein Mögliches. Aber sein rz ließ sich nicht bewegen; denn es ist ganz von Stein, indem es durch e lange Reihe unglücklich verlebter Jahre verhärtet ist. Vielleicht gelingt mir indessen doch noch, ihn in den Schafstall zurückzuführen." — „Dein ifer," antwortete Clemens unter dem 29. Mai 1597, „ist eines Dieners

Gottes würdig. Wir billigen, was du bisher gethan hast, um das verloren Schaf zurückzuführen. Mit brünstigem Verlangen trachten wir nach diesen göttlichen Werk. Fahre daher mit Gottes gnädiger Hülfe in dem Werke fort welches du begonnen hast."

Sales begab sich daher noch zweimal nach Genf, um Beza von de Wahrheit der römischen Lehre zu überzeugen. Bei seinem zweiten Besuch gab ihm eine Anzahl staubbedeckter Folianten, welche Sales in einem Winke des Zimmers liegen sah, und welche Beza auf Befragen als Werke einzelne Kirchenväter bezeichnete, zur Anknüpfung eines Bekehrungsgespräches Ver anlassung. Aber weder bei dem zweiten noch bei dem dritten Besuche ka Sales mit Beza auch nur um einen Schritt weiter. Da glaubte endlic Sales, als keine seiner Argumentationen, welche er zu Gunsten der römische Kirche und deren Lehre vorgebracht hatte, bei Beza verfangen wollte, da letzte Beweismittel, vor welchem jede Widerrede verstummen sollte, versuche zu müssen, indem er ihm für den Fall seines Rücktritts in die katholisc Kirche im Namen des Papstes eine jährliche Pension von 4000 Rthlrn. i Gold und außerdem das Doppelte dessen zusagte, was er selbst als de Werth aller seiner Mobilien angeben würde. Aber mit Entrüstung wie Beza, dem eine so niederträchtige Zumuthung noch niemals vorgekomme war, auf die leeren Räume seiner Bücherbretter hin, deren Schätze er er vor Kurzem zum Besten der Armen verkauft hatte, und kehrte dem verblen deten Pfaffen mit den Worten: „Hebe dich von mir, Satan!" den Rücken — Da wich der Versucher von ihm*).

Aber kaum hatte man davon gehört, daß Franz von Sales, der scho so manche Seele in die römische Kirche zurückgeführt habe, sein Bekehrungs talent auch an Beza versuche, als sofort auch die Lüge geschäftig war, un weithin das Gerücht aussprengte, daß Beza, und infolge dessen auch viel andre angesehene Bürger Genfs die seelenmörderischen Irrthümer des Prote stantismus erkannt und sich zum alleinseligmachenden Glauben bekehrt hätten Und dieses Gerücht trat hier und da mit solcher Bestimmtheit auf, daß ma sogar erzählte, Beza sei mit einer Anzahl Genfer Rathsherren bereits auf den Wege nach Rom, um sich dort in die katholische Kirche wieder aufnehmen zu lassen. In Siena glaubte man um die Mitte des Septembers 1597 Beza'n und der andern Genfer Ankunft schon erwarten zu dürfen, weshalb viel Leute zu Siena eines Abends vor die Thore der Stadt gingen, um Beza z sehen. Aber Beza kam nicht. Kurz darauf nahm daher das Gerücht — ei schlagendes Zeugniß für die eminente Bedeutung, welche man auch in katho lischen Kreisen der Persönlichkeit Beza's beilegte — eine andere Gestalt an

*) Gaberel, II, S. 654. — Nach einer mündlichen Ueberlieferung sol Sales von Beza noch mit der satirischen Bemerkung entlassen worden sein „Gehet, Herr, ich bin zu alt und zu taub, um solche Worte hören z können."

Man erzählte sich nämlich, Beza sei in sehnsüchtigem Verlangen nach der Gemeinschaft der wahren Kirche gestorben und habe daher gewünscht, daß er in dem Kloster zu St. Peter begraben werde. Manche wollten auch ganz sicher wissen, daß er kurz vor seinem Tode aus der Hand des Bischofs zu Anecy die letzte Oelung empfangen habe.

Beza hörte von diesen Gerüchten, über welche er in nicht geringe Aufregung gerieth. Die Freunde stellten ihm jedoch vor, daß es sich nicht der Mühe lohne, denselben gegenüber auch nur das Geringste zu thun. Beza sah dieses auch ein; aber eben darum erwachte in ihm die alte Jugendlaune auf's Neue, und so kampfesmüde auch der hochbetagte Beza war, so mußten es doch die Jesuiten wahrnehmen, daß in diesem Falle ihr Muthwille nicht unbestraft bleiben sollte. In einem gedruckten Briefe an seinen Freund Stucki zu Zürich legte Beza das schändliche Treiben der Jesuiten vor den Augen aller Welt offen dar und die Geistlichkeit zu Genf veröffentlichte unter dem Titel „Der auferstandne Beza" in lateinischer und französischer Sprache eine an alle reformirten Kirchen gesandte Erklärung, welche mit einem Rückblick auf Beza's Leben und Wirksamkeit die von den Jesuiten in Umlauf gesetzten Gerüchte energisch widerlegte. Ja sogar die alte witzige Laune und die poetische Ader Beza's kam noch einmal in Fluß, indem derselbe, ganz in der Weise seines Passavantius, ein kurzes Epigramm edirte, in welchem er die Jesuiten den beißendsten Spott fühlen ließ*). Und so empfindlich hatte Beza seine listigen Gegner getroffen, daß sich diese veranlaßt sahen, öffentlich zu erklären, nicht sie, sondern die Reformirten hätten die Mähre von Beza's reuigem Tode unter die Leute gebracht.

Franz von Sales hatte natürlich seine gegen Beza gerichteten Bekehrungsoperationen eingestellt; aber drei Jahre später, als ihm die Ausrottung des Protestantismus in den seiner Fürsorge anvertrauten Bezirken gelungen war, konnte es sich derselbe nicht versagen, sein Bekehrungstalent in Genf nochmals zu versuchen. Sales lud nämlich die Genfer Prediger zu einem Gespräche über die Unterscheidungslehren der beiden Kirchen ein. Natürlich nahm man in Genf diese Einladung mit Argwohn auf und wünschte vor Allem Beza's Meinung über dieselbe zu hören. Dieser jedoch mahnte von einem Gespräche mit Angehörigen des Papstthums auf das Bestimmteste ab. Man habe, meinte Beza, Gespräche mit den Katholiken in Languedoc, in der Dauphiné und an andern Orten oft genug gehalten; aber statt des

*) Als Urheber des Gerüchtes bezeichnete man einen Jesuiten zu Paris, Clemens Puteanus, dem daher Beza ein besonderes, beißendes Epigramm widmete. — Im Gespräche mit einigen Freunden bemerkte Beza witzig: Im Grunde wünschten ihm die Jesuiten dasselbe, was er sich selbst wünsche; der Unterschied sei nur der, Jesuitas non malum (nämlich mortem) optare sed male. Denn er sehne sich allerdings nach dem Tod, durch welchen er zu seinem lieben Herrn Jesus Christus kommen wolle.

Friedens und der Erbauung der Kirche habe man dadurch jederzeit nur neuen Haber herbeigeführt. Denn die Gegner hätten nicht um die Wahrheit aufzufinden, sondern nur um ihre Irrthümer um so hartnäckiger zu vertheidigen und um sich des Sieges über die Evangelischen rühmen zu können, Gespräche mit denselben gewünscht. Würde man ein Gespräch mit den Gegnern in Genf veranstalten, so würde auch sofort das Gerücht ausgesprengt werden, daß man in Genf im Begriff sei, den Protestantismus zu verlassen. Gleichwohl möge man sich immerhin zu einem Gespräche bereit erklären, wenn die Gegner sich dazu entschließen könnten, in demselben nur die Auctorität der heiligen Schrift gelten zu lassen. — In diesem Sinne wurde daher die Einladung des Franz von Sales beantwortet. Allein statt daß eine definitive Anberaumung eines Gesprächs erfolgte, ward weithin das Gerücht ausgesprengt, man habe in Genf nicht den Muth, sich auf ein Gespräch mit katholischen Theologen einzulassen.

§ 12.

Beza's Tod.

Als der Sommer des Jahres 1605 zu Ende ging, war es den Freunden Beza's nicht mehr zweifelhaft, daß sich auch das theuere Leben desselben rasch zum Grabe neige. Um daher vor aller Welt ihre Verehrung und Dankbarkeit gegen Beza zu beurkunden, beschlossen die Prediger der Stadt einmüthig, daß von jetzt an täglich wenigstens ihrer zwei den theueren Greis besuchen, sein Befinden beobachten und ihm in jeder Weise zu Dienste stehen sollten. Dieser Beschluß wurde auch sogleich ausgeführt; zuweilen sah Beza sogar den ganzen lieben Kreis der Amtsbrüder bei sich. Namentlich war dieses am 2. October der Fall, wo mit Beza plötzlich eine solche Veränderung vor sich ging, daß seine Diener aus dem gänzlichen Erschlaffen aller seiner Kräfte auf seine unmittelbar bevorstehende Auflösung schließen zu müssen glaubten. Eiligst wurden daher alle Prediger der Stadt an das Krankenbett Beza's gerufen, bei welchem dieselben mehrere Stunden lang blieben, um ihm mit Gebet und Fürbitte das letzte Stündlein zu erleichtern.

Noch einmal ging der Todesengel an ihm vorüber; aber es war nur auf kurze Zeit. Sonnabends am 12. October begaben sich die Professoren Faye und Perrot zu ihm. Beza freute sich herzlich, als er diese beiden ihm besonders lieben Freunde bei sich sah und begann mit ihnen von dem unermeßlichen Reichthum der Gnade Gottes in Christo zu reden. Perrot zog im Gespräche hierüber die Worte des Ps. 103, 3 an: „So du willst Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen?" und wiederholte dieselben, da Beza die Worte nicht sogleich zu verstehn vermochte, mit Hinzufügung eines Ausspruchs des Ambrosius: „Wir brauchen uns nicht zu schämen, daß wir gelebt haben; denn wir haben den Herrn als unser Gut." Hierauf, nachdem

ihm Perrot ein ähnliches Wort des Possidius in's Gedächtniß gerufen hatte, sprach Faye, an das Paulinische Wort anknüpfend: „Da wir nun gerechtfertigt sind aus dem Glauben," so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum, ausführlich über den Frieden Gottes, über den Glauben und über die Gnade, durch welche Gott die Erwählten in Christo berufe, erleuchte, rechtfertige, heilige und endlich verherrliche. Beza hörte Alles mit gefaltenen Händen und mit sichtbarer Freudigkeit des Herzens an, pries Gott für die Erquickung, die er ihm wiederum bereitet habe, und reichte jedem der beiden Freunde die dankende Hand. — Hernach, als Faye und Perrot ihn verlassen hatten, war der liebe Joh. Jacomot um ihn, die zum Sterben sich rüstende Seele mit frommen Zuspruch stärkend und erquickend.

Am folgenden Tage fühlte sich Beza erleichtert. Morgens gegen sieben Uhr stand er aus dem Bett auf, ließ sich ankleiden, verrichtete seine Morgenandacht, that sogar einige Schritte im Zimmer und erquickte sich mit Speiß und Trank. Als er sich hierauf wieder zu Bett legen wollte, fragte er, ob die Stadt in voller Sicherheit und Ruhe sei. Man antwortete ihm bejahend, worauf Beza, auf die Bettspanne sich niederlassend, plötzlich von einer Ohnmacht befallen wurde. Eiligst wurde Perrot herbeigerufen, damit ihm derselbe mit Gebet beistehen sollte. Perrot kam auch sofort, und sein Gebet geleitete die scheidende Seele in den ewigen Frieden.

Sanft und selig war der Gerechte entschlafen. Der Friede Gottes lag auf dem entseelten Angesicht.

Auf den Straßen und Märkten und in den Häusern Genfs aber wurde es urplötzlich stille; denn Alle trauerten um Den, der nächst Calvin die Säule der Kirche und der zugleich der Hort des gesammten bürgerlichen Gemeinwesens gewesen war.

Am ersten Tage nach Beza's Hinscheiden, am 14. October, traten die Prediger und die Herren des Rathes zu einer Sitzung zusammen. Die Eröffnung derselben war dem dankbaren Andenken an den großen Todten geweiht. Mit feierlicher Stille hörte die Versammlung die Worte des Moderators, an dessen Stelle Beza so viele Jahre hindurch gesessen hatte: „Wir trauern gemeinsam," so sprach der Moderator zu den regierenden Herren gewendet, Namens seiner Amtsbrüder, „über den Verlust, den die Kirche erlitten hat. Wie wir, so seid auch ihr, meine Herren, bei dem Gedanken an alle die Dienste, welche Herr von Bèze der Stadt erwiesen hat, von tiefem Leidwesen erfüllt. Er war nicht allein ein leuchtendes Licht im Hause des Herrn, sondern auch ein Wall für die Sicherheit Genfs; und Niemand wird vergessen, daß wenn wir Hülfe und Gunst bei fremden Fürsten finden, wir dieses ganz allein der Vermittlung des Herrn von Bèze zu verdanken haben. Es wird uns schwer sein, seinesgleichen zu finden, um das Wohlwollen herrschen zu lassen und um Mißhelligkeiten auszugleichen. Aber wir ehren

Ort für ihre gottesdienstlichen Versammlungen überlassen möchte*). Der König gewährte auch diese Bitte gern, drückte Beza an seine Brust und entließ ihn mit einem Ehrengeschenk von fünfhundert Goldstücken.

Sofort wurde nun zur Belagerung der verhaßten Zwingburg geschritten, welche bald mit der Eroberung derselben endete. Die festen Mauern der Bastionen St. Catharinens ließ Sully sprengen, worauf die Burg von den Genfer Bürgern dem Erdboden gleichgemacht ward.

Zum Dank für die Gewährung seiner Bitte schrieb Beza ein aus sechs Dystichen bestehendes Gedicht „Ad inclytum Franciae et Navarrae regem Henricum IV." Es war dieses sein letztes, sein Schwanenlied.

Eine hohe Freude wurde Beza in den letzten Jahren seines Lebens zu Theil, ohne daß er es wußte. An einem Julitage des Jahres 1602 erschien nämlich bei ihm ein deutscher Cavalier von hoher, imponirender Gestalt, in den scharf geschnittnen Zügen des Gesichts und in dem leuchtenden Blick des Auges den Mann von Geist und Bildung beurkundend. Er erklärte, daß er sich längst auf seine Bekanntschaft gefreut habe, unterhielt sich mit ihm, eine selbst für Beza überraschende Gelehrsamkeit verrathend, über die verschiedensten Interessen der evangelischen, insbesondre der reformirten Kirche, und Beza wußte, als der Fremde mit herzlichem Händedruck von ihm schied, daß er in demselben einen eifrigen Vertreter des rechtgläubigen Bekenntnisses kennen gelernt habe. Aber wie staunte er, als er hernach erfuhr, daß der Fremde, mit dem er sich so traulich unterhalten, kein Anderer als der hochgefeierte Hort der reformirten Kirche in Deutschand, der „gelehrte" Landgraf Moritz von Hessen-Kassel gewesen sei, der sich auf einer Reise nach Frankreich in Genf im tiefsten Incognito aufgehalten hatte!

In Angelegenheiten der Kirche war Beza zum letzten Male im Jahre 1605 thätig. Im Juni dieses Jahres besuchten ihn nämlich zwei junge polnische Edelleute aus dem angesehenen Firlejischen Geschlecht. Seit langer Zeit hatte er aus der reformirten Kirche Polens, mit welcher er einst in so regem, einflußreichem Verkehr stand, nichts gehört, und herzlich freute er sich daher, daß er nun über Vielerlei Auskunft erhalten konnte. Nebst herzlichen Grüßen an viele Freunde gab Beza den jungen Edelleuten einen Brief an ihren Vater, einem ihm wohlbekannten glaubenseifrigen Herrn mit, worin er denselben ermahnte, den Ruhm treuer Fürsorge für die Kirche, den er und sein Geschlecht überhaupt sich erworben hätte, sich auch für die Zukunft zum Heile der Kirche zu bewahren. — Das war der letzte Brief, den Beza schrieb oder schreiben ließ.

*) Vergl. La France, protestante s. v. Bèze, p. 270 a.

§ 11.

Beza und Franz von Sales.

Die ärgerlichste Beunruhigung erfuhr Beza in seinen alten Tagen durch e ihn überraschende Berührung mit dem in der katholischen Kirche hoch= eierten Prälaten Franz von Sales.

Im Jahre 1536 hatten die Berner die drei savoyischen Aemter Cha- is, Gex und Terner durch Waffengewalt an sich gebracht. Die allmäh- e Einführung des Protestantismus in denselben war die natürliche Folge von. Allein im Jahre 1564 gelang es dem Herzog Emanuel Philibert ch einen zu Nion mit den Bernern abgeschlossenen Vertrag, die drei Aem- wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Dabei war den protestan- hen Gemeinden derselben vollkommen freie Religionsübung zugesichert. ein von Rom aus dazu angeregt, stiftete Emanuel Philibert um 1572 Orden der Ritter des heiligen Moritz und des heiligen Lazarus, dessen stimmung die Vertheidigung des katholischen Glaubens in den savoyischen iden sein sollte; und Gregor XIII. überwies im Jahre 1575 dem neuen den alle in den von Protestanten bewohnten Ortschaften gelegenen geist- en Güter und Einkünfte. Die Ausrottung des Protestantismus in den dergewonnenen Landestheilen war beschlossen. Aber die Ausführung war it so leicht und verzögerte sich. Allen, auch den grausamsten Gewalt- sregeln, mit denen man die protestantischen Gemeinden quälte, setzten elben einen Muth und eine Beharrlichkeit entgegen, welche unüberwind- schien. Da übernahmen es der noch jugendliche, für den Katholizismus eisterte Franz von Sales (späterhin zum Bischof von Genf mit der Resi- z zu Anecy ernannt) und der Pater Cherubin im Jahre 1594 mit Hülfe Kapuzinern und Soldaten die Bekehrung der Ketzer zu versuchen. Da- drangen die Kapuziner selbst bis nach Genf vor, weil sie die Ketzerei zends wirksamer, als an ihrem Herde bekämpfen zu können hofften. Eines rgens fand man an den Pfeilern der Stadt Placate der Kapuziner an- hlagen, welche in einer Reihe von Thesen eine Vertheidigung der römi- n Verehrung des Kreuzes enthielten. Da die Sache Aufsehen machte, so rnahm es Beza, mit dem Prediger Perrot eine Reihe von Thesen aufzu- en, welche eine Widerlegung der Kapuzinersätze enthielten und aus der igen Schrift erwiesen, daß Gott keine religiöse Verehrung eines creatür- en Dinges gestatte. Den Schluß dieser Widerlegung bildeten die Verse*):

Devant or, argent, pierre ou bois.
Ne se prosterne le chrétien,
Mais il cherche et trouve son bien
En Christ seul, qui fut mis en croix.

*) Gaberel, II. S. 572.

sein Andenken, indem wir uns alle zu einer heilsamen und heiligen Erkennt niß des Wohles der Stadt und der Kirche erheben. So viel an uns lieg betheuern wir unsre christliche und aufrichtige Hingebung gegen den Magi strat, wie uns dessen der Verstorbene allewege ein Beispiel gewesen ist."

Hierauf antwortete der Syndicus Lect Namens der Herren des Raths „Meine Herrn, wir sind voll großer Trauer und Betrübniß wegen des Tode unseres Bruders von Bèze. Es ist unser ernstlicher Wunsch, seinen Verlu dadurch zu ersetzen, daß wir den Geist des Friedens und der Versöhnun unter uns bewahren. Wir hoffen, daß zum Wohle des Landes jederzei zwischen Kirche und Staat Eintracht und gutes Einvernehmen bestehn wir Zu diesem Zwecke laßt uns den Spuren dieser beiden großen Männer folgen welche in so glücklicher Weise in dieser Stadt gedient haben*)."

Die irdischen Reste des großen Kirchenlehrers wurden — nicht wie e es selbst gewünscht hatte, auf dem allgemeinen Kirchhofe Plain-Palais be graben (denn die Savoyarden hatten gedroht, seine Leiche nach Rom z entführen), sondern — auf Anordnung des Magistrats — in dem Kloste St. Peter beigesetzt.

*) Gaberel, II, pièces justificatives, S. 260 u. 261.

Sechster Abschnitt.

Beza als Schriftsteller.

§ 1.

Beza's Verdienste um die Wissenschaft.

Wie in Beza's Leben zwei Abschnitte, die Periode des Humanisten und die des Kirchenmannes zu unterscheiden sind, so müssen auch unter seinen geistigen Erzeugnissen die humanistischen und die theologischen unterschieden werden. Jene sind die ersten Früchte, die aus dem Geistesreichthum Beza's erblühten; aber wie dasselbe auch nach seiner Bekehrung den Cult der allgemeinen Wissenschaft und der Poesie nicht sowohl verwarf, als ihn vielmehr in den Dienst des religiösen Interesses stellte, so begegnen wir auch auf seinen reformatorischen Wegen vielerlei Productionen allgemein-wissenschaftlicher und poetischer Art.

Seine Poemata, die gewöhnlich sogenannten Juvenilia, sind der Repräsentant seines nur dem Interesse des Humanismus und der antiken Poesie zugewandten Jugendlebens, und haben das Verdienst der geschicktesten und geschmackvollsten Copirung römisch-classischer Dichtkunst. Mit ihrer Veröffentlichung schloß Beza das ganze bisherige Leben, aus welchem diese sinnigen, zarten, oft nur zu leichten und würzig duftenden Blüthen hervorgegangen waren, ab. Aber die Liebe zur Poesie, die ihn bisher erfüllt hatte, blieb ihm auch fernerhin eigen, und sein Abraham sacrificant, der sich durch Reinheit und Eleganz des französischen Ausdrucks sowie durch Leichtigkeit und Genauigkeit des Versbaues auszeichnet, bewies, daß der Dichtergeist wie der ganze Mensch in ihm christlich geworden war. Unendlich berühmter und einflußreicher als diese Dichtung wurde freilich seine metrische Psalmenübersetzung, deren Mangelhaftigkeit jedoch beweist, daß diese Arbeit ihm nicht durch den eignen freien Genius eingegeben, sondern ihm von Außen her aufgetragen war. — Gelegentlich fühlte sich Beza aber auch jetzt noch zu humoristischen und beißend-satyrischen Ergießungen aufgelegt — wie sein Passavantius und seine Complainte de Messire Pierre Lizet sur le trepas de son feu Nez beweist, — und außerdem produzirte derselbe fortwährend eine Menge kleiner Gratulations-, Dedications- und sonstiger Gelegenheitsgedichte, die sich meistens durch gewandte und saubere Diction und durch gut gewählte Pointen auszeichnen. Daß ihn aber auch im höheren Alter die freundliche Muse nicht verließ, zeigt sein Cato Censorius,

eine Sammlung von Epigrammen, worin er die verschiedensten Fehler, Leidenschaften und Verirrungen geißelt.' Außerdem feilte Beza bis in seine letzten Jahre noch fortwährend an seinen Juvenilia, wie aus den zahlreichen eigenhändigen Correcturen seines auf der Genfer Bibliothek aufbewahrten Exemplares dieser Gedichte zu ersehen ist*).

Unter den historiographischen Arbeiten Beza's ist — da ihm die Histoire ecclésiastique des églises reformées au royaume de France mit Unrecht beigelegt wird**), und da seine Icones für die Geschichtsforschung ohne erheblichen Werth sind — seine Biographie Calvins hervorzuheben. Denn dieselbe stellt sich als die getreueste Abspiegelung des Lebens und Wirkens des großen Kirchenmannes aus der ganzen Unmittelbarkeit und Tiefe des Eindrucks, den dasselbe auf Beza gemacht hatte, dar und bleibt darum für alle Zeiten die bedeutendste Quelle für das Studium des Lebens Calvins. Diese Biographie Calvins (welche in der France protestante ganz richtig als ein panégurique, mais sans declamations bezeichnet wird) ist diejenige Schrift, welche Beza ersichtlich mit der größten Liebe und Theilnahme des Herzens ausgearbeitet hat. — Außerdem sind die zahlreichen Correspondenzen Beza's, namentlich die auf die Vorgänge in Frankreich bezüglichen, wegen des feinen diplomatischen Blickes, der Beza eigen war, und wegen des vielseitigen vertraulichen Verkehres, in welchen er mit den protestantischen Großen des Reiches, wie mit den Predigern und Gemeinden stand, als eine unerschöpfliche Fundgrube der Geschichtsforschung anzuführen.

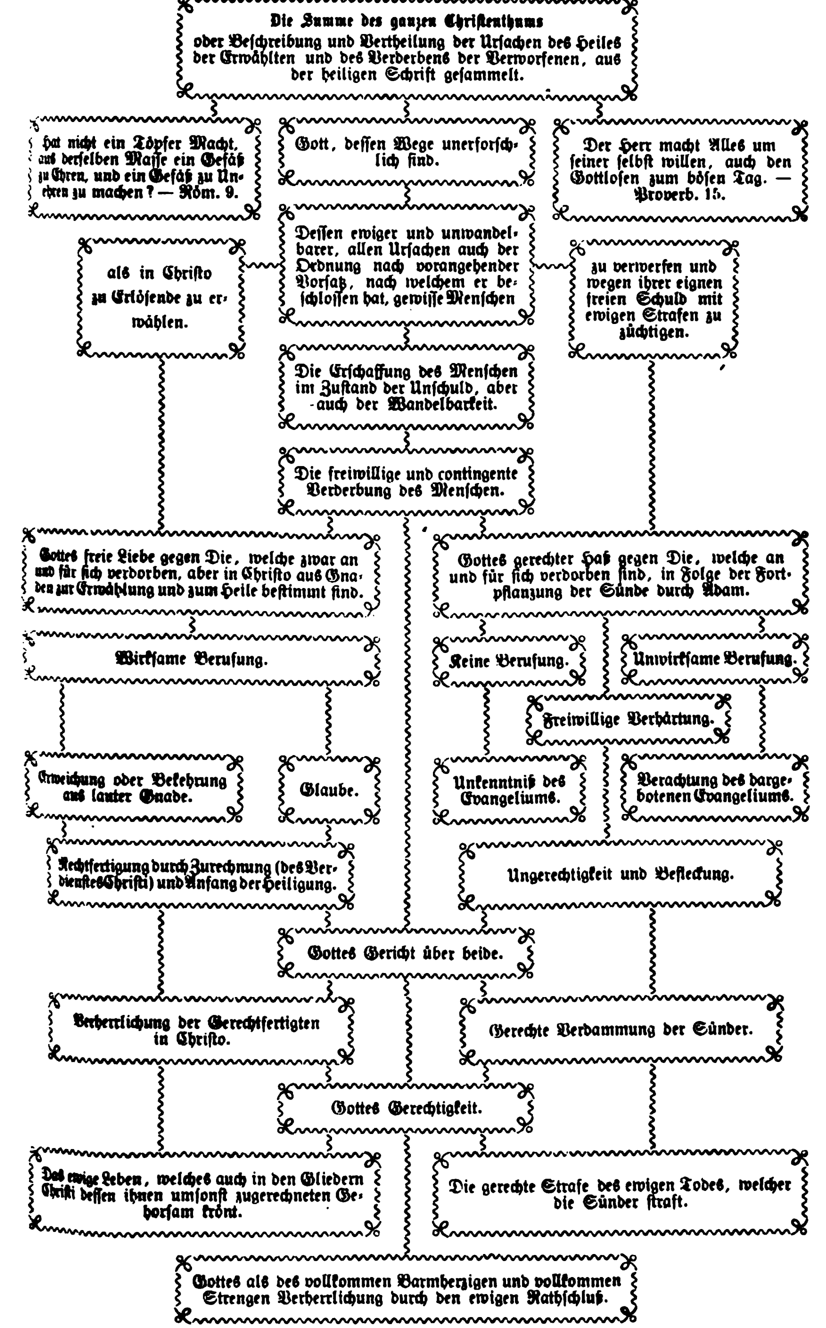
Indessen treten doch alle diese humanistischen und historischen Studien — die sich freilich noch auf mancherlei Anderes als das hier Angeführte, z. B. auch auf die richtige Pronunciation des Lateinischen und Griechischen wie des Französischen bezogen — hinter seine theologischen Productionen an Bedeutung selbstverständlich gar sehr zurück.

In denselben erscheint Beza durchweg als der vollendete Schüler, oder richtiger, als das Alter ego Calvins. Seine Weltanschauung ist daher deterministisch, und die Grundlage seines religiösen Denkens ist die prädestinatianische Anerkennung der Nothwendigkeit alles zeitlichen Werdens und Seins als einer Auswirkung des absoluten, ewigen und unwandelbaren Willens Gottes, so daß ihm auch der Sündenfall des Menschengeschlechts als zum ewigen Weltplan Gottes wesentlich gehörig erscheint. Am durchsichtigsten stellt Beza den Zusammenhang religiöser Anschauungen, der sich von dieser supralapsaristisch-prädestinatianischen Grundanschauung aus ergab, in einer Tafel dar, die derselbe zu der überaus instructiven Abhandlung „Summa totius christianismi“ hinzugefügt hat. Dieselbe enthält Folgendes:

---

*) Vergl. Sayous, S. 275.

**) Siehe darüber weiter unten § 3.



O Tiefe der Gerichte Gottes! Wer hat Ihm zuvor etwas gegeben oder wer wird Ihm wiedervergelten! Röm. 11, 36.

Hierauf folgt (mit Hinzufügung zahlreicher biblischer Belegstellen) folgende:

Kurze Erläuterung der vorangehenden Tafel.

Kap. 1.

Die Frage nach der ewigen Prädestination Gottes ist weder Sache der Neugier noch ist sie ohne Nutzen in der Kirche Gottes.

Augustinus bemerkt in dem Buche von dem Gnadengut der Beharrung im Glauben Kap. XIV: „Man sagt, daß die Prädestinationslehre die Wirksamkeit der Predigt hindere, als ob sie dem Apostel, der sie doch predigt, ein Hinderniß sei. Oder hat denn nicht jener Heidenlehrer die Prädestination so oftmals bevorwortet ohne in der Predigt des Wortes Gottes nachzulassen?" Ebenso sagt Augustin: „Sowie der, welcher die Gabe dazu empfangen hat, in rechter Weise ermahnt und predigt, so hört derjenige, welcher die Gabe dazu empfangen hat, den ermahnenden und predigenden Lehrer mit dem rechten Gehorsam. Wir ermahnen also und predigen; aber diejenigen, welche Ohren zum hören haben, die hören uns mit Gehorsam; in denen aber, welche sie nicht haben, geschieht was geschrieben steht, daß sie hören und doch nicht hören, indem sie nämlich wohl mit dem Sinne, aber nicht mit dem zustimmenden Sinne des Körpers hören. Warum aber jene die Gabe haben, diese nicht, d. h. warum es jenen vom Vater gegeben ist, daß sie zum Sohne kommen, während es diesem nicht gegeben ist, — wer mag da den Willen des Herrn erkennen? Muß man dieses leugnen, was offenbar ist, weil man nicht begreifen kann, was verborgen ist?"

Ferner Kap. XV: „Wenn nach Anhörung dieser Wahrheit Einige in Trägheit und Gleichgültigkeit verfallen und alle Strebsamkeit Preis geben, den Lüsten und Begierden folgen, muß denn darum das, was gesagt worden ist von der Gegenwart Gottes, für falsch gehalten werden?"

Ferner: „Und wir wollen nicht sagen, was nach dem Zeugniß der Schrift gesagt werden darf: Wir fürchten uns wohl, daß der, welcher es nicht fassen kann, einen Anstoß daran nehmen möchte, und fürchten aber wohl nicht, daß durch unser Schweigen derjenige, welcher die Wahrheit fassen kann, in Irrthum verstrickt werde?"

Ferner Kap. XX: „Wenn die Apostel und die Kirchenlehrer, welche denselben gefolgt sind, beides gethan haben, daß sie nämlich über die ewige Erwählung Gottes sich in gottseliger Weise aussprachen und die Gläubigen in heilsamer Lebenszucht hielten, wie können denn jene Leute, von der unbesiegbaren Macht der Wahrheit eingeengt, behaupten, daß sie berechtigt wären zu sagen, es sei wohl wahr, was man von der Prädestination lehre, aber man habe dies dem Volke nicht vorzutragen? Im Gegentheil, man muß es vollständig vortragen, auf daß, wer Ohren hat zu hören, auch höre. Wer

der hat diese Gabe, wenn er sie nicht von dem empfangen hat, welcher ver-
rißen hat, daß er sie geben wolle? Freilich, wer sie nicht empfangen hat,
er mag die Gabe zurückweisen, wenn nur derjenige, der nach ihr verlangt,
e hinnimmt und trinkt, trinkt und lebt. Denn wie die Gottseligkeit zu
redigen ist, auf daß Gott in rechter Weise verehrt werde, so auch die Prä-
estination, auf daß, welcher Ohren hat zu hören, sich der Gnade Gottes in
Gott und nicht in sich rühmt."

Dieses ist die Meinung jenes hochgefeierten Mannes,
elche jedoch zwei Voraussetzungen hat: die eine ist, daß von
iesen Dingen nach Anleitung des Wortes Gottes geredet,
ie andere, daß eben das, was die Schrift hierüber mittheilt,
n geschickter und erbaulicher Weise erläutert werde. Von
iesen beiden Punkten wollen wir nun in wenigen Worten
andeln, und zwar zuerst von der Lehre selbst, sodann von
hrem Gebrauch und ihrer Anwendung.

Kap. II.

Von Gottes ewigem, in ihm selbst verborgenen Rathschluß, welcher erst aus seinen Wirkungen erkannt wird.

1) Die Wege des allmächtigen Gottes sind unerforschlich. Ohne sein
wiges und unwandelbares Decret geschieht niemals und von Niemandem
was, weder im Allgemeinen, noch im Besonderen, nicht einmal das aus-
enommen, was (jedoch nicht inwiefern es von dem alle Zeit guten und
erechten Gott beschlossen wird, sondern inwiefern es von Satan und anderen
ösen Werkzeugen geschieht) böse und zu verabscheuen ist.

2) Jener selbige Gott hat sich von Ewigkeit her in sich selbst vorgesetzt
nd beschlossen, Alles zu seiner Zeit zu seiner eigenen Verherrlichung zu
rschaffen, namentlich die Menschen, und zwar auf zwei gänzlich verschiedene
Weisen: So nämlich, daß er diejenigen, welche er wollte, nach seinem verborge-
en Willen durch seine Barmherzigkeit seiner Glorie theilhaftig machte, welche
wir nach Gottes Wort Gefäße der Ehre, Erwählte, Kinder der Verheißung
nd zum Heil Prädestinirte nennen; wogegen er in den Anderen, welche zu
emselben Zwecke zu erwecken ebenso ihm gefiel, seinen Zorn und seine Macht
igen wollte, auf daß er auch in ihnen verherrlicht werde, welche wir Gefäße
er Unehre und des Zornes und zu jedem guten Werk Untaugliche nennen.

3) Diese Erwählung oder Prädestinirung zum Heil ist, in dem Vor-
atz Gottes selbst betrachtet, d. h. das Decret und der Rathschluß der Er-
wählung selbst ist der erste Quell des Heiles der Kinder Gottes, welches nicht,
wie Einige wollen, aus ihrem Glauben oder aus ihren Werken hervorgeht,
sondern vielmehr von dem einen Rathschluß Gottes, aus welchem hernach
die Erwählung, der Glaube und alle Werke entspringen.

4) So oft daher die Schrift in den Kindern Gottes eine sichere Hoff-

nung befestigen will, bleibt dieselbe nicht bei den Zeugnissen der Mittelursachen, d. h. bei den Früchten des Glaubens, noch in den Mittelursachen selbst, nämlich im Glauben und in der Berufung stehen, sondern steigt zu Christo selbst hinauf, in welchem wir als in dem Haupte wirklich erlöst und als Kinder angenommen sind, und gelangt sodann zu jenem ewigen Rathschluß, welchen Gott in keinem anderen als in sich selbst gefaßt hat.

5) Ebenso, wenn von dem Untergange der Verworfenen die Rede ist, obgleich die ganze Schuld auf ihnen liegen bleibt, erhebt uns der Geist Gottes doch bisweilen, so oft es nöthig ist, auf daß er uns durch Vergleichung den Reichthum der Gnade gegen die Gefäße der Barmherzigkeit sowie seine gewaltige Macht und seine Milde um somehr bekannt mache, bis in jenes höhere Geheimniß hinauf, welches allen Ursachen der Verbannung jener der Reihenfolge nach vorhergeht. Von jenem Geheimniß ist den Menschen keine andere Ursache bekannt als der gerechte Wille Gottes, den wir mit Ehrfurcht hinnehmen müssen, weil er von demjenigen ausgeht, welcher wesentlich gerecht ist, und in keiner anderen Weise von den Menschen oder von sonst Jemandem erfaßt werden kann.

6) Wir müssen nämlich den Rathschluß der Verwerfung und die Verwerfung selbst von einander unterscheiden. Denn Gott wollte, daß uns jener verborgen sein sollte: dagegen liegen uns die Gründe dieser und des Verderbens, welches von derselben ausgeht, in der Schrift enthüllt vor, nämlich die Verderbniß, Ungläubigkeit und Gottlosigkeit der zur Unehre gemachten Gefäße, welche Ursachen zwar bezüglich des Erfolges nothwendig, dagegen an und für sich freiwillig sind.

7) So auch unterscheiden wir, wenn es sich darum handelt, die Ursachen des Heiles nach ihrer Abstufung und bestimmten Reihenfolge darzustellen, in dem Heile der Erwählten den Rathschluß der Erwählung, welchen Gott in sich selbst gefaßt hat, von der Wahl selbst, welche in Christo beschlossen ist, so daß jener diesem und allem Andern, was daraus folgt, in der Reihenfolge der Ursachen vorhergeht.

Kap. III.

Von der Ausführung des ewigen Rathschlusses, insoweit derselbe den Erwählten und Verworfenen gemeinschaftlich angehört.

1) Um jenen ewigen Rathschluß zu seiner Verherrlichung auszuführen, bereitet sich der Herr nach seiner unermeßlichen Weisheit einen gewissen Weg, welcher beiden, sowohl denen, die erwählt, als denen, die verworfen werden sollen, gemeinsam ist. Da er nämlich beschlossen hatte, in dem Heile der Erwählten einen ausgezeichneten Beweis seiner Barmherzigkeit zu geben und ebenso in der Verdammung der Verworfenen sein gerechtes Gericht zu zeigen, so war es nothwendig, daß er beide unter den Trotz und die Sünde einschloß,

damit er sich aller Gläubigen d. h. aller Erwählten (denn der Glaube ist eine eigenthümliche Gottesgabe der Erwählten) erbarme, und auf der anderen Seite war es nothwendig, daß er in ihnen einen Grund gerechter Verdammniß in denen fand, denen es nicht gegeben ist, zu glauben und Gottes Geheimnisse zu kennen.

2) Dieses that er also mit der Weisheit, daß die ganze Schuld der Verdammniß der Verworfenen in diesen selbst liegt, wogegen der ganze Ruhm des Heiles der Erwählten seiner eignen Barmherzigkeit durchaus zufällt. Denn er hat nicht den Menschen in sündigem Zustand erschaffen (sonst wäre er selbst, was Niemand sagen will, Urheber der Sünde, die er dann nicht mit Recht hätte strafen können), vielmehr erschuf er ihn nach seinem Bild d. h. in Reinheit und Heiligkeit.

3) Hernach sagte sich der Mensch, von gar Niemandem gezwungen und ohne von irgend welchem Zwang der Concupiscenz, was seinen eignen Willen anbetrifft, getrieben (denn er war noch nicht der Sünde verkauft), frei und willig, im Ungehorsam gegen Gott, der Sünde und dem zwiefachen Tode zu.

4) Aber es muß doch anerkannt werden, daß dieser Fall nicht zufällig erfolgt ist, da die Vorsehung Gottes sich bis auf die kleinsten Dinge erstreckt, und da nicht gesagt werden kann, daß etwas ohne Wissen oder ohne thätiges Einwirken Gottes geschehe, wir müßten es denn (was Gott verhüten wolle) mit den Epikuräern halten wollen.

5) Auch geschah dieses nicht durch irgend eine bloße und müßige Zulassung Gottes, welche von dessen Willen und Rathschluß getrennt wäre. Denn da er einen Zweck geordnet hat, so ist es auch nothwendig, daß er die zu diesem Ziele führenden Ursachen mitbestimmt hat, wir müßten denn annehmen, daß dieses Ziel entweder zufällig oder aus Gründen, welche von irgend einem anderen Gott nach der Meinung der Manichäer geordnet wären, in die Welt gekommen sei. Sodann kann es nicht einmal gedacht werden, daß irgend etwas gegen den Willen und ohne Zustimmung Gottes geschähe, wir müßten denn mit großer Gottlosigkeit seine Allmacht leugnen, was auch Augustin in dem Buche de correptione et gratia Kap. 104, ausdrücklich bemerkt hat. Es bleibt also nur übrig, daß dieser Fall so von der freiwilligen, innern Bewegung Adams ausgegangen ist, daß es doch nicht ohne den Willen Gottes geschah, dem es in einer wunderbaren und unbegreiflichen Weise gefällt, daß auch das, was er, insoweit es Sünde ist, nicht billigt, nicht ohne seinen Willen erfolgt; und zwar, wie wir vorher gesagt haben, damit er den Reichthum seiner Herrlichkeit an den Gefäßen der Barmherzigkeit offenbare, dagegen seinen Zorn und seine Macht an denjenigen Gefäßen erweise, welche er deshalb machte, daß er aus ihrer gerechten Verdammung seine Herrlichkeit leuchten lasse, denn weder das Heil der Erwählten noch das Verderben der Verworfenen ist das letzte Ziel der Rathschlüsse Gottes, son-

dern die Verherrlichung seiner Glorie, indem er einerseits jene durch seine Barmherzigkeit rettet, andererseits diese durch sein gerechtes Gericht verdammt.

6) Um daher jene Gotteslästerung, in welche die Schwäche des menschlichen Geistes uns verführt, zu vermeiden, wollen wir gestehen, daß die Verderbung des vorzüglichsten von Gott geschaffenen Werkes weder zufällig noch ohne den Willen dessen gekommen ist, welcher nach seiner unerforschlichen Weisheit Alles zu seiner Verherrlichung thut und einrichtet; wir wollen nichtsdestoweniger, so sehr auch jenes menschliche Urtheil, welches schon im Anfange seine Grenzen und Schranken gehabt hat und hernach in der kläglichsten Weise verderbt worden ist, sich dagegen sträuben mag, nichtsdestoweniger bekennen, daß die ganze Schuld des Verderbens im Menschen liegt, weil zwischen jenem geheimen und unbegreiflichen Willen Gottes, welcher der wahre und erste Ursprung des Verderbens der Verworfenen ist, der Wille jenes ersten Menschen mitten inne liegt, welcher, da er gut erschaffen war, sich freiwillig verderbt hat und daher nach dem gerechten Urtheil Gottes den Weg zur Verdammung aller derer bahnt, welche er seiner Erbarmung nicht würdigt. Denn wenn jene einwenden wollten, sie hätten nicht diesem Willen Gottes widerstehen können, so mögen wir sie immerhin zu ihrem Verderben mit Dem rechten lassen, welcher gar leicht seine Gerechtigkeit gegen ihre Lästerungen wahren kann. Wir aber wollen vielmehr anbeten, was die Fassungskraft unseres Geistes überragt und wollen alle Sinne unseres Gemüthes zur Verkündigung der Barmherzigkeit Dessen hinwenden, welcher uns, die wir doch nicht weniger als jene verbrecherisch und jeder Strafe würdig sind, allein durch seine Güte gerettet hat.

Kap. IV.

Nach welcher Reihenfolge von Ursachen sich der Herr zur Offenbarung und Ausführung seiner Wahl den Weg bahnt.

1) Da der Herr das Vorerwähnte, wie wir gesagt haben, bei sich beschlossen hatte, so hat derselbe sodann in einer unmittelbar nahen und doch ewigen Reihenfolge von Ursachen (denn es ist ihm Alles gegenwärtig) alle die Stufen einzeln geordnet, auf denen er die zu Erwählenden in sein Reich erheben wollte. Weil er also in der Weise barmherzig ist, daß er inzwischen seiner Gerechtigkeit vergessen weder dürfe noch könne, so mußte zu allererst ein Mittler aufgestellt werden, durch welchen der Mensch in seinen ursprünglichen Zustand zurückversetzt würde, und zwar nur auf Grund der reinen Barmherzigkeit, welche in dem Heile der Seinen erscheinen sollte. Aber der Mensch ist nicht nur viel zu schwach, als daß er den Sturm des Zornes Gottes ertragen könne, sondern gefällt sich auch in seiner kläglichsten Blindheit so sehr, daß er denselben gar nicht sieht, indem er gänzlich von der Herrschaft der Sünde

bei Paulus zum öftesten eingeschärft, daß wir durch den Glauben gerechtfertigt Frieden haben.

12) Denn wer immer die Gabe des wahren Glaubens erlangt hat, der braucht zwar, auf dieselbe Güte Gottes vertrauend, wenn er auch über sein Beharren bekümmert sein mag, doch nicht zu zweifeln, sondern soll vielmehr in jeder Art von Versuchungen und Bekümmernissen Gott anrufen mit der gewissen Hoffnung, daß er erlangen wird, warum er bittet, wenigstens so weit es heilsam ist, da er weiß, daß er ein Kind des Gottes ist, der nicht täuschen kann. Außerdem irrt er niemals vom rechten Wege ab, ohne daß er durch die Wohlthat derselben Gnade endlich wieder auf den Weg zurückkehrt. Denn wie der Glaube in den Erwählten bisweilen eine Zeitlang begraben ist, sodaß er wohl ganz erloschen zu sein scheint, auf daß sie nämlich ihre Schwäche erkennen, so weicht er doch niemals so weit in ihnen zurück, daß die Liebe Gottes und des Nächsten ihren Gemüthern gänzlich geraubt werde, denn Niemand wird in Christo gerechtfertigt, der nicht in demselben geheiligt und somit auch zu den guten Werken zugerichtet werde, welche Gott vorgezeichnet hat, daß man in ihnen wandeln soll.

13) Dies also ist der Weg, auf welchem der Herr diejenigen von seinen Erwählten, welche es ihm gefällt unter den Menschen aufzuzeichnen, bis sie herangewachsen sind, zur vollen Ausführung seiner Rathschlüsse vorbereitet. Was aber diejenigen betrifft, welche er kaum geboren oder in ihren ersten Lebensjahren in sein Reich beruft, so ist der Weg kürzer. Denn da er in seinem Gnadenbunde (in gratuito suo foedere), dessen Mittler Christus ist, nicht allein die Gläubigen selbst, sondern auch deren Nachkommenschaft in tausend Geschlechtern umfaßt, sodaß er dieselben ausdrücklich als heilig bezeichnet, so ist es nicht im Geringsten zweifelhaft, daß er auch die Kinder der Heiligen, welche zur Erwählung gehören (die er allein kennt), dem Sohn gegeben habe, der auch nicht einmal diese hinausstoßen wird.

Kap. V.

Nach welcher Ordnung der Herr den Rathschluß der Verwerfung auszuführen und in Wirklichkeit kund zu geben anfängt.

1) Aus dem Gesagten kann leicht entnommen werden, wie es der Herr bewirke, daß diejenigen verloren gehen, welche er erschaffen hat, um in ihrer gerechten Verdammung verherrlicht zu werden. Denn wie Christus als der zweite vom Himmel gekommene Adam das Fundament und die ganze Substanz des Heiles der Erwählten ist, so ist auch der erste von der Erde genommene Adam, weil er gefallen ist, darum der erste Urheber des Hasses und des Verderbens, welches der Verworfenen harrt.

2) Denn da Gott aus Gründen, die er selbst allein kennt, beschlossen hatte, sie zu dem Zwecke zu erschaffen, daß er in ihnen seinen Zorn und seine

dern die Verherrlichung seiner Glorie, indem er einerseit geschriebenen u
Barmherzigkeit rettet, andererseits diese durch sein g gleichwohl das v
dammt. durch welches uns Jesu

6) Um daher jene Gotteslästerung, in welch dasselbe, da er es mit se
lichen Geistes uns verführt, zu vermeiden, woll digt des Wortes zugleich di
derbung des vorzüglichsten von Gott geschaf zwar nicht, wie die Sophisten
ohne den Willen dessen gekommen ist, eder in Stand setzt (denn was wi
Weisheit Alles zu seiner Verherrlich das besteht darin, daß wir freiwillig
nichtsdestoweniger, so sehr auch je und sogar ihn weder hören noch ihn
Anfange seine Grenzen und Sc erkennen, ja sogar nicht einmal etwas Gute
lichsten Weise verderbt word endlich dem Zorne und dem Fluche gänzlich
weniger bekennen, daß di wandelt Gott die steinernen Herzen in fleischern
weil zwischen jenem geb erleuchtet die Augen und öffnet den Sinn, da
wahre und erste Ur Verständniß.
jenes ersten Men bewirkt es der heilige Geist in den Erwählten, daß s
sich freiwillig fühlen; sodann schafft er in ihnen den Glauben, dam
Weg zur V welche an die Verheißung des Evangeliums geknüpft i
würdigt. Dieser Glaube aber ist ein doppelter: Der eine nämlich i
Gottes mit welchem Christus im Allgemeinen erkannt wird, mit welche
mit F der Geschichte Christi und den von ihm geschriebenen Wei
zur beistimmen, welcher Glaube zuweilen auch selbst den Verworfene
k wird. Der andere ist der Glaube, welcher den Erwählten eige
angehört und welcher darin besteht, daß wir den im Allgemeine
dargebotenen Christum uns als unsern eignen Christus aneignen und da
wir, ein jeder für sich, unserer Erwählung uns gewisser werden, die einster
von Ewigkeit her im Geheimniß Gottes verborgen, nun aber uns geoffenba
ist, theils in dem inwendigen Zeugniß des Gewissens, durch den mit der äuß
ren Predigt verbundnen Geist Gottes, theils aber auch durch die Kraft un
Wirksamkeit desselben Geistes, welcher die einzelnen Erwählten aus d
Knechtschaft der Sünde in die Freiheit versetzt und sie dahin bringt, daß i
anfangen zu wollen und zu thun, was Gottes ist.

11) Dieses sind also die Stufen, auf denen es dem Herrn gefällt,
seinen Erwählten jene kostbare und eigenthümliche Gabe des Glaubens
erschaffen, damit sie ihr Heil in Christo ergreifen. Weil aber der Glau
in uns nur angefangen ist, damit wir, was durchaus nothwendig ist,
demselben nicht allein beharren, sondern auch zur Vollendung gelangen kö
nen, so werden wir zu allererst mit dem Sacramente der Taufe geweih
sodann wird dieser Glaube, abgesehen von dem Gehör des Wortes wiederu
durch das Sacrament des Herrnmahles besiegelt. Denn der Hauptzweck dies
Sacramente ist, daß sie gewisse und wirksame Zeichen, ja sogar Urkund
der Gemeinschaft der Gläubigen mit Christo seien, der ihnen zur Weishe
Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gemacht ist. Darum wird es un

'us zum öftesten eingeschärft, daß wir durch den Glauben gerecht- 'en haben.

'i wer immer die Gabe des wahren Glaubens erlangt hat, auf dieselbe Güte Gottes vertrauend, wenn er auch über 'mert sein mag, doch nicht zu zweifeln, sondern soll viel- Versuchungen und Bekümmernissen Gott anrufen mit 'aß er erlangen wird, warum er bittet, wenigstens .va er weiß, daß er ein Kind des Gottes ist, der nicht .ußerdem irrt er niemals vom rechten Wege ab, ohne daß .Wohlthat derselben Gnade endlich wieder auf den Weg zurück- .enn wie der Glaube in den Erwählten bisweilen eine Zeitlang be- .wen ist, sodaß er wohl ganz erloschen zu sein scheint, auf daß sie nämlich ihre Schwäche erkennen, so weicht er doch niemals so weit in ihnen zurück, daß die Liebe Gottes und des Nächsten ihren Gemüthern gänzlich geraubt werde, denn Niemand wird in Christo gerechtfertigt, der nicht in demselben geheiligt und somit auch zu den guten Werken zugerichtet werde, welche Gott vorgezeichnet hat, daß man in ihnen wandeln soll.

13) Dies also ist der Weg, auf welchem der Herr diejenigen von seinen Erwählten, welche es ihm gefällt unter den Menschen aufzuzeichnen, bis sie herangewachsen sind, zur vollen Ausführung seiner Rathschlüsse vorbereitet. Was aber diejenigen betrifft, welche er kaum geboren oder in ihren ersten Lebensjahren in sein Reich beruft, so ist der Weg kürzer. Denn da er in seinem Gnadenbunde (in gratuito suo foedere), dessen Mittler Christus ist, nicht allein die Gläubigen selbst, sondern auch deren Nachkommenschaft in tausend Geschlechtern umfaßt, sodaß er dieselben ausdrücklich als heilig bezeichnet, so ist es nicht im Geringsten zweifelhaft, daß er auch die Kinder der Heiligen, welche zur Erwählung gehören (die er allein kennt), dem Sohn gegeben habe, der auch nicht einmal diese hinausstoßen wird.

Kap. V.

Nach welcher Ordnung der Herr den Rathschluß der Verwerfung auszuführen und in Wirklichkeit kund zu geben anfängt.

1) Aus dem Gesagten kann leicht entnommen werden, wie es der Herr bewirke, daß diejenigen verloren gehen, welche er erschaffen hat, um in ihrer gerechten Verdammung verherrlicht zu werden. Denn wie Christus als der zweite vom Himmel gekommene Adam das Fundament und die ganze Substanz des Heiles der Erwählten ist, so ist auch der erste von der Erde genommene Adam, weil er gefallen ist, darum der erste Urheber des Hasses und des Verderbens, welches der Verworfenen harrt.

2) Denn da Gott aus Gründen, die er selbst allein kennt, beschlossen hatte, sie zu dem Zwecke zu erschaffen, daß er in ihnen seinen Zorn und seine

Macht offenbarte, so hat er zugleich stufenweise die Ursachen geordnet, nach welchen es geschehen soll, daß die ganze Schuld ihres Verderbens auf ihnen liegt, wie es oben von uns nachgewiesen worden ist. Nachdem daher der Mensch aus freien Stücken in jenen unglückseligen Zustand herabgefallen ist, so übt der Herr, welcher die Verworfenen, inwiefern sie corrumpirt sind, mit Recht verflucht, in etlichen derselben, sobald sie geboren sind, seinen gerechten Zorn aus.

3) In den Erwachsenen dagegen beobachtet der Herr zwei andere, wesentlich verschiedene Weisen. Einige nämlich würdigt er nicht einmal dieser Gnade, daß sie von Christo, in welchem allein Heil ist, überhaupt etwas hören, sondern er läßt dieselben ihre Wege dahingehen und zum gewissen Ende eilen, denn die Zeugnisse seiner Gottheit, die er ihnen noch beläßt, wirken nur soviel, daß sie umsoweniger sich entschuldigen können, jedoch durch ihre eigene Schuld, da jene Unwissenheit und Fahrlässigkeit selbst, in welcher sie sich befinden, die Strafe der Verderbniß ist, in der sie geboren wurden. Und fürwahr, was sie auch in göttlichen Dingen mit dem Lichte oder vielmehr mit der Finsterniß der Natur schauen können, das ist, auch wenn sie nicht mitten im Lauf inne halten würden, von der Art, daß es in keiner Weise zum Heil genügen kann. Denn zum Heil ist es erforderlich, daß wir Gott erkennen, und zwar nicht nur als Gott, sondern auch als den Vater in Christo, welches Geheimniß uns nicht Fleisch und Blut, sondern der Sohn selbst nur denen offenbart, welche er vom Vater empfangen hat.

4) Bei Etlichen aber ist der Fall noch schlimmer, nämlich bei denen, welche er zwar [illegible]rn Predigt würdigt, welche aber nach empfangener Berufung antwor[illegible]r wollen noch können, weil sie sich in ihrer Blindheit so gefallen, daß sie sagen, sie wären sehend; denen es auch nicht gegeben ist, den Geist der Wahrheit zu erfassen und zu glauben. Daher ist die Hartnäckigkeit derselben zwar nothwendig aber doch freiwillig, woher es kommt, daß sie zum Gastmahl eingeladen sich weigern zu kommen, sodaß ihnen nun das Wort des Lebens eine Thorheit und ein Stein des Anstoßes und ein Geruch des Todes zum Tode ist.

5) In Andern erweckt der Herr das Verständniß, daß sie aufnehmen und glauben, was sie hören; aber es geschieht dieses mit jenem allgemeinen Glauben, den auch die Teufel haben und dabei zittern.

6) u. 7) Diejenigen endlich, welche die Allerunglücklichsten sind, steigen noch höher hinauf, damit sie um so tiefer hinabstürzen. Hierhin werden sie nämlich durch die Gabe einer gewissen Gnade gefördert, da sie sogar eine Zeitlang zum Genusse des himmlischen Gutes bewegt werden, ja daß sie vorübergehend sogar durch Aufnahme des Samens in die Kirche Gottes eingepflanzt zu sein scheinen und selbst Andern den Weg des Heiles zeigen. Aber dieses steht fest, daß jener Geist der Kindschaft, von welchem wir sagten, daß er das Eigenthum derer sei, welche niemals herausgewiesen werden, und

welche in dem Geheimniß des Volkes Gottes verzeichnet sind, ihnen niemals mitgetheilt werde. Denn wenn sie zu den Erwählten gehörten, so würden sie auch mit den Erwählten beharren.

Diese Alle also, weil sie nothwendig und doch freiwillig (denn sie stehen unter der Herrschaft der Sünde) zu dem Gräuel zurückkehren und von dem Glauben abfallen, werden darum mit der Wurzel ausgerissen und ins Feuer geworfen. Sie werden verlassen von Gott, welcher sie zwar nach seinem Willen, dem Niemand widerstehen kann, aber nichtsdestoweniger durch ihre Verderbniß und Gottlosigkeit bewogen, sie verhärtet, ihr Herz träg macht, ihre Ohren verschließt, endlich ihre Augen blendet und hierzu theils ihre verbrecherischen Begierden, denen er sie zur Beherrschung übergiebt, theils jenen Geist der Lüge gebraucht, der sie in Fesseln gebunden hält, nämlich wegen ihrer Verderbniß, woraus wie aus einer Quelle ein ununterbrochener Strom von Unglaube, Unwissenheit und Gottlosigkeit hervorströmt. Daher kommt es, daß sie als Menschen, die am Glauben Schiffbruch erlitten haben, dem ihnen bestimmten Tag des Verderbens niemals entgehen, auf daß Gott durch ihren gerechten Untergang verherrlicht werde.

Kap. VI.

Von der letzten und vollen Ausführung des Rathschlusses Gottes sowohl in den Erwählten als in den Verworfenen.

1) Da Gott die Gerechtigkeit selbst ist, so ist es billig, daß er die Gerechten errettet, die Ungerechten verdammt. Aber unter [illegible] Menschen sind nur diejenigen gerecht, welche durch den Glauben mi[illegible] vereinigt, in ihn eingepflanzt und in ihm gewurzelt und mit ihm ei[illegible]nd, sodaß sie in ihm und durch ihn die Rechtfertigung und Heiligung haben. Hieraus ergiebt sich, daß das Leben, für welches sie zur Verherrlichung Gottes bestimmt sind, mit einem gewissen Recht nur ihnen gehört.

2) Dagegen sind diejenigen, welche in der Befleckung Adams und im Tode verbleiben, Gott mit Recht verhaßt, weshalb sie von ihm verdammt werden, nicht einmal die ausgenommen, welche eher starben, als sie in der Weise Adams thatsächlich sündigen konnten.

3) Diese zwiefache Ausführung der Gerichte Gottes kommt sowohl in diesem als in jenem erst in drei Stufen zum Abschluß, von denen der erste von uns dargelegt worden ist. Denn was die Erwählten betrifft, so sind sie in demselben Momente, in welchem sie die Gabe des Glaubens empfingen, gewissermaßen vom Tode zum Leben hinübergegangen, dessen gewisses Pfand sie haben. Aber dieses ihr Leben ist durchaus in Christo verborgen, bis jener erste Tod sie um eine Stufe befördert, indem nämlich der Geist, von den Fesseln des Körpers befreit, in die Freude seines Herrn eingeht.

Endlich werden sie an jenem, für das Gericht über die Lebendigen und Todten bestimmten Tage, wann das Verwesliche die Unsterblichkeit angethan

haben wird und Gott Alles in Allem sein wird, seine Majestät unmittelbar schauen und jene unaussprechliche Freude genießen, welche ihnen von Ewigkeit her bestimmt ist durch den Lohn, welcher gebührt der Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi, der für ihre Sünden hingegeben und zu ihrer Rechtfertigung von den Todten auferweckt ist, durch dessen Kraft und Geist sie von Glauben zu Glauben wandelten, wie sich aus ihrem ganzen Leben klar ergeben wird.

4) Dagegen stürzen die Verworfenen, welche in Sünde, Tod und in dem über ihnen bleibenden Zorne Gottes empfangen, geboren und auferzogen sind, wenn sie aus dieser Welt scheiden, in einen andern Abgrund des Verderbens, indem ihre Seelen in ewigen Schrecken hinabgeworfen werden, bis zu dem Tage, wo sie nach der Vereinigung von Leib und Seele in jenes ewige Feuer eingehen, welches den Teufeln und dessen Engeln bereitet ist.

Also auf diese zwiefache, ganz verschiedenartige Weise wird jener letzte Ausgang der Gerichte Gottes seinen Ruhm Allen offenbar machen, indem er sich in seinen Erwählten als den höchst Gerechten und höchst Barmherzigen erwiesen haben wird. Nämlich als den Gerechten, inwiefern er alle Sünden seiner Erwählten mit der größten Strenge in der Person seines Sohnes gestraft und sie nicht eher in seine Gemeinschaft aufgenommen hat, als er sie in demselben seinem Sohne vollkommen gerechtfertigt und geheiligt hat. Als den unendlich Barmherzigen wird sich Gott hierbei erweisen, weil er bei sich beschlossen hatte, sie aus Gnaden zu erwählen und sie sodann gemäß seines Rathschlusses in dem Sohn ganz umsonst als Kinder annahm, sie berufend, rechtfertigend und verherrlichend, wobei nur der Glaube zwischen eintrat, welchen er ihnen durch dieselbe Güte bewogen, selbst verlieh. Auf der andern Seite dagegen wird bezüglich der Verworfenen, deren Verderbtheit und Ungläubigkeit mit den daraus hervorgegangenen Früchten und mit dem Zeugniß des eignen Gewissens dieselben so überführen, daß, soviel sie sich auch sträuben mögen, dennoch die höchste Gerechtigkeit Gottes in ihrer gerechten Verdammung, was dann Alle bekennen werden, erscheinen wird.

Kap. VII.

Auf welche Weise diese Lehre öffentlich und angemessen vorgetragen werden kann.

Nachdem die Summe der Lehre selbst entwickelt ist, so ist nun noch zu zeigen, was insbesondere bei ihrer Verkündigung und speciellen Anwendung unseres Dafürhaltens zu beobachten ist. Denn daß sie Vielen so rauh erscheint, daß sie dieselben wie eine Klippe fliehen, das ist theils der Gottlosigkeit und Anmaßung der Menschen, theils auch dem Unverstande Einiger zuzuschreiben, welche diese Geheimnisse ganz ohne alle Ueberlegung und ohne alle Auswahl zu entwickeln suchen. Außerdem ist es der Unwissenheit derer beizumessen, welche das, was übrigens mit gläubigem Sinne und richtig

entwickelt ist, auf sich selbst nicht von dem rechten Gesichtspunkte aus anzuwenden wissen.

Was also jene Ersten betrifft, von denen mit Bosheit gesündigt wird, so kann nur Gott das von ihnen Gefehlte gut machen, was er freilich seiner Zeit immer gethan hat und auch fernerhin in denjenigen thun wird, deren er sich endlich erbarmen will. Dagegen brauchen wir uns bezüglich der Uebrigen, welche in ihrer Bosheit hartnäckig und verstockt verbleiben, weder durch ihre Zahl, noch durch ihr Ansehn so beunruhigen zu lassen, daß die Wahrheit Gottes verhehlt werden sollte. In Betreff der Andern glaube ich, daß zur Verkündigung dieses Geheimnisses vorzugsweise Folgendes zu beobachten ist:

Erstens, daß sie, wie im Uebrigen, so im Besonderen im Geheimniß der Prädestination sich sorgfältig hüten, daß sie nicht statt der einfachen Wahrheit Gottes eitele und unnütze Speculationen vorbringen, was nothwendig von denjenigen geschehen muß, welche, um jene geheimen Gerichte Gottes mit den Hirngespinnsten der Menschen zu vermitteln, die Präscienz von dem Rathschlusse Gottes nicht allein unterscheiden (was ganz in der Ordnung ist), sondern auch trennen, oder sich eine bloße und müßige Zulassung erfinnen oder einen doppelten Rathschluß Gottes annehmen. Aus diesen Irrthümern müssen sie nothwendig auf andere unendliche und alberne Irrthümer verfallen, indem sie theils gezwungen werden, Wahrheiten zu verleugnen, welche auf's Genauste zusammenhängen, theils auch viele einfältige und unklare Distinctionen ausklügeln, in die sie sich, je länger sie mit ihnen umgehen, umsomehr verwickeln, so daß sie aus diesen Labyrinthen niemals wieder herauskönnen. Dieses also werde zumal in diesem Gegenstande vermieden, der vor allem Anderen in der Kirche Gottes lauter und klar gelehrt werden muß. Sodann gebrauche man, soweit es möglich ist (denn im Interesse der Lehrentwicklung muß zuweilen auch etwas mit heiligem und frommem Sinne gewagt werden), durchaus keine Redeweisen, welche der Schrift fremd sind; wogegen man das, was im Worte Gottes erkannt ist, durch geeignete Auslegung erläutern muß, damit nicht ein zu wenig Gebildeter daran eine Gelegenheit des Anstoßes nehme.

Ebenso ist sorgfältige Rücksicht auf die Zuhörer zu nehmen, wobei man wiederum die Boshaften von den Ununterrichteten, und diejenigen, welche keine Belehrung verlangen, von denen unterscheiden muß, welche an natürlicher menschlicher Unwissenheit leiden; denn jenen pflegt der Herr das Gericht des Vaters offen anzukündigen, diese aber müssen allmählich in die Erkenntniß der Wahrheit eingeführt werden. Aber auch das muß hierbei verhütet werden, daß nicht etwa durch zu große Rücksichtsnahme auf die Schwachen die Uebrigen vernachlässigt werden, von welcher Klugheit wir ausgezeichnete Beispiele bei Paulus sehen, zumal Röm. 9, 10—15.

Ferner ist zu beachten, daß, wenn nicht etwa eine entscheidende Rück-

haben wird und Gott Alles in Allem sein wird, seine Majestät unmittelbar schauen und jene unaussprechliche Freude genießen, welche ihnen von Ewigkeit her bestimmt ist durch den Lohn, welcher gebührt der Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi, der für ihre Sünden hingegeben und zu ihrer Rechtfertigung von den Todten auferweckt ist, durch dessen Kraft und Geist sie von Glauben zu Glauben wandelten, wie sich aus ihrem ganzen Leben klar ergeben wird.

4) Dagegen stürzen die Verworfenen, welche in Sünde, Tod und in dem über ihnen bleibenden Zorne Gottes empfangen, geboren und auferzogen sind, wenn sie aus dieser Welt scheiden, in einen andern Abgrund des Verderbens, indem ihre Seelen in ewigen Schrecken hinabgeworfen werden, bis zu dem Tage, wo sie nach der Vereinigung von Leib und Seele in jenes ewige Feuer eingehen, welches den Teufeln und dessen Engeln bereitet ist.

Also auf diese zwiefache, ganz verschiedenartige Weise wird jener letzte Ausgang der Gerichte Gottes seinen Ruhm Allen offenbar machen, indem er sich in seinen Erwählten als den höchst Gerechten und höchst Barmherzigen erwiesen haben wird. Nämlich als den Gerechten, inwiefern er alle Sünden seiner Erwählten mit der größten Strenge in der Person seines Sohnes gestraft und sie nicht eher in seine Gemeinschaft aufgenommen hat, als er sie in demselben seinem Sohne vollkommen gerechtfertigt und geheiligt hat. Als den unendlich Barmherzigen wird sich Gott hierbei erweisen, weil er bei sich beschlossen hatte, sie aus Gnaden zu erwählen und sie sodann gemäß seines Rathschlusses in dem Sohn ganz umsonst als Kinder annahm, sie berufend, rechtfertigend und verherrlichend, wobei nur der Glaube zwischen eintrat, welchen er ihnen durch dieselbe Güte bewogen, selbst verlieh. Auf der andern Seite dagegen wird bezüglich der Verworfenen, deren Verderbtheit und Ungläubigkeit mit den daraus hervorgegangenen Früchten und mit dem Zeugniß des eignen Gewissens dieselben so überführen, daß, soviel sie sich auch sträuben mögen, dennoch die höchste Gerechtigkeit Gottes in ihrer gerechten Verdammung, was dann Alle bekennen werden, erscheinen wird.

Kap. VII.

Auf welche Weise diese Lehre öffentlich und angemessen vorgetragen werden kann.

Nachdem die Summe der Lehre selbst entwickelt ist, so ist nun noch zu zeigen, was insbesondere bei ihrer Verkündigung und speciellen Anwendung unseres Dafürhaltens zu beobachten ist. Denn daß sie Vielen so rauh erscheint, daß sie dieselben wie eine Klippe fliehen, das ist theils der Gottlosigkeit und Anmaßung der Menschen, theils auch dem Unverstande Einiger zuzuschreiben, welche diese Geheimnisse ganz ohne alle Ueberlegung und ohne alle Auswahl zu entwickeln suchen. Außerdem ist es der Unwissenheit derer beizumessen, welche das, was übrigens mit gläubigem Sinne und richtig

wickelt ist, auf sich selbst nicht von dem rechten Gesichtspunkte aus anzu-
iden wissen.

Was also jene Ersten betrifft, von denen mit Bosheit gesündigt wird,
kann nur Gott das von ihnen Gefehlte gut machen, was er freilich seiner
t immer gethan hat und auch fernerhin in denjenigen thun wird, deren
sich endlich erbarmen will. Dagegen brauchen wir uns bezüglich der
brigen, welche in ihrer Bosheit hartnäckig und verstockt verbleiben, weder
ch ihre Zahl, noch durch ihr Ansehn so beunruhigen zu lassen, daß die
hrheit Gottes verhehlt werden sollte. In Betreff der Andern glaube ich,
ß zur Verkündigung dieses Geheimnisses vorzugsweise Folgendes zu beob-
ten ist:

Erstens, daß sie, wie im Uebrigen, so im Besonderen im Geheimniß
Prädestination sich sorgfältig hüten, daß sie nicht statt der einfachen
hrheit Gottes eitele und unnütze Speculationen vorbringen, was noth-
dig von denjenigen geschehen muß, welche, um jene geheimen Gerichte
ttes mit den Hirngespinnsten der Menschen zu vermitteln, die Präscienz
ı dem Rathschlusse Gottes nicht allein unterscheiden (was ganz in der
dnung ist), sondern auch trennen, oder sich eine bloße und müßige Zu-
sung ersinnen oder einen doppelten Rathschluß Gottes annehmen. Aus
sen Irrthümern müssen sie nothwendig auf andere unendliche und alberne
rthümer verfallen, indem sie theils gezwungen werden, Wahrheiten zu ver-
gnen, welche auf's Genauste zusammenhängen, theils auch viele einfältige
d unklare Distinctionen ausklügeln, in die sie sich, je länger sie mit ihnen
gehen, umsomehr verwickeln, so daß sie aus diesen Labyrinthen niemals
der herauskönnen. Dieses also werde zumal in diesem Gegenstande ver-
den, der vor allem Anderen in der Kirche Gottes lauter und klar gelehrt
den muß. Sodann gebrauche man, soweit es möglich ist (denn im Inter-
der Lehrentwicklung muß zuweilen auch etwas mit heiligem und from-
n Sinne gewagt werden), durchaus keine Redeweisen, welche der Schrift
nd sind; wogegen man das, was im Worte Gottes erkannt ist, durch geeig-
e Auslegung erläutern muß, damit nicht ein zu wenig Gebildeter daran
Gelegenheit des Anstoßes nehme.

Ebenso ist sorgfältige Rücksicht auf die Zuhörer zu nehmen, wobei man
derum die Boshaften von den Ununterrichteten, und diejenigen, welche keine
ehrung verlangen, von denen unterscheiden muß, welche an natürlicher
ischlicher Unwissenheit leiden; denn jenen pflegt der Herr das Gericht des
rns offen anzukündigen, diese aber müssen allmählich in die Erkenntniß
Wahrheit eingeführt werden. Aber auch das muß hierbei verhütet werden,
ß nicht etwa durch zu große Rücksichtsnahme auf die Schwachen die Ueb-
en vernachlässigt werden, von welcher Klugheit wir ausgezeichnete Beispiele
Paulus sehen, zumal Röm. 9, 10—15.

Ferner ist zu beachten, daß, wenn nicht etwa eine entscheidende Rück-

sichtnahme daran hindert, von unten nach oben fortgegangen werden mu[ß],
wie Paulus in seiner methodus der Theologie, nämlich im Briefe an d[ie]
Römer, vom Gesetz zur Sündenvergebung und von da allmählich bis z[ur]
höchsten Stufe fortschreitet. Oder man möge lieber an derjenigen Stelle d[er]
Schrift, welche gerade zur Behandlung am geeignetsten ist, stehen bleibe[n].
Nur gehe man nicht von oben nach unten hin, denn wenn der Glanz d[er]
göttlichen Majestät dem Auge plötzlich vorgehalten wird, so pflegt er da[s]
Auge zu blenden, sodaß es hernach das Uebrige nicht zu sehen vermag, wen[n]
es sich nicht lange und oft an den Anblick jenes Lichtes gewöhnt hat. Ma[g]
man nun aber von unten nach oben hinaufsteigen, oder von oben nach unte[n]
herabgehen, immer hat man sich zu hüten, daß man nicht mit Uebergehun[g]
des Mittelgliedes von einem Aeußersten zum anderen hinüberschweife, wi[e]
von dem Rathschluß zum Heil und wohl gar von dem Heil zum Rathschlu[ß]
oder vom Rathschluß zur Verdammung, und ebenso darf man nicht di[e]
näher liegenden Ursachen des Gerichtes Gottes übergehn, man müßte e[s]
denn mit offenbaren Verächtern Gottes, bei denen keine Belehrung etwa[s]
anderes hilft, als daß sie vom Gerichte Gottes getroffen werden; oder ma[n]
müßte es mit Leuten zu thun haben, die in dem Worte Gottes so geübt sin[d],
daß man ein Aergerniß nicht mit Grund zu befürchten hat.

Ferner werde diese Lehre niemals so vorgetragen, daß man sie au[f]
irgend Jemand persönlich anwende, wennschon die Einen so, die Ander[n]
anders zu beruhigen oder aufzurütteln sind, es sei denn, daß jeman[d]
als ein Prophet Gottes durch irgend eine besondere Offenbarung dazu auf[-]
gefordert wäre, was man jedoch nicht so ohne weiteres zu glauben hat, wei[l]
es nur ausnahmsweise geschieht.

Dagegen bei dem Krankenbesuch und bei vertraulichen Ermahnungen
scheint es die Pflicht des Predigers zu sein, die Gewissen aller Bekümmer-
ten soweit es geht, mit dem Troste der Erwählung aufzurichten; dagegen
alle verstockten und hartnäckigen Sünder mit jenem schrecklichen Gericht
Gottes zu züchtigen, jedoch mit einer gewissen Mäßigung und mit Zurück-
haltung jenes letzten Richterspruches, dem keine Bedingung beigegeben ist.
Denn dieser Richterspruch steht nur Gott zu.

Kap. VIII.

Wie jeder Einzelne diese allgemeine Lehre mit einigem Nutzen auf sich selbst anwenden kann.

1) Bekanntlich wird von denjenigen, welche lehren, daß das Heil der
Menschen entweder ganz oder theilweise auf Werken beruhe, das Evangelium
Gottes gänzlich umgekehrt und zerstört. Diejenigen dagegen, welche die
Rechtfertigung aus Gnaden und aus dem Glauben lehren, stützen sich auf
ein sicheres Fundament; jedoch erst dann, wenn sie dem Glauben jenen
ewigen Vorsatz Gottes unterbreitet haben, auf welchem auch Christus selbst

und der Christo nachfolgende Apostel beruht. Denn da das Beharren im Glauben zum Heil erforderlich ist, wozu habe ich denn da den Glauben, wenn ich mir nicht über die Gabe des Beharrens gewiß bin? Auch ist nicht zu befürchten, daß uns diese Lehre nachlässig und lüderlich mache, denn jener Friede des Gewissens, von welchem wir sprechen, ist von der thörichten Fleischessicherheit gar sehr verschieden, und wer ein Kind Gottes ist, der wird, indem ihn der Geist Gottes treibt, durch den Gedanken an die Wohlthaten Gottes sich niemals zur Trägheit verleiten lassen. Wenn daher auch diese Lehre nur den einen Gewinn brächte, daß wir durch sie für alle kommenden Fälle unsern Glauben zu schützen und zu befestigen lernten, so leuchtet ein, daß die wesentlichste Grundlage unseres Heils von denen zerstört wird, welche, weil sie Gott nach dem geringen Maße ihres geringen Verstandes bemessen, diese Hauptsache der Religion anfeinden.

2) Die Art und Weise der Aneignung dieser Lehre ist folgende: Die Werke Gottes, auch die geringsten sind von der Art, daß der Mensch über sie nur in einer zweifachen Weise urtheilen kann. Nämlich entweder nachdem sie schon erfolgt sind, oder aus der Disposition der Mittelursachen, von denen der Mensch aus langer Erfahrung weiß, daß sie auf einen bestimmten Zweck hinweisen, wie es auch in natürlichen Dingen zu geschehen pflegt, in denen jedoch der Blick der Menschen wunderbar schwach ist.

Bei diesem Gegenstande also, welcher der bei weitem dunkelste ist, kann es nicht auffallend sein, daß der Mensch sich mit seinem Urtheil in großer Verlegenheit befindet, und daß er nur auf diesem Wege zu erkennen vermag, was im geheimen Rathschlusse Gottes über ihn bestimmt sei. Weil aber nun dieses ganze Urtheil auf der Beobachtung derjenigen Ursachen beruht, welche alle Gewalt der Natur überragen, so müssen wir nothwendig anderswohin fliehen, nämlich zu den in dem Worte Gottes aufgezeichneten Offenbarungen, welche, da sie unendlich gewisser sind, als alle menschlichen Muthmaßungen, uns ohne Zweifel auch ein um so sichereres Urtheil gewähren.

Nun bezeugt die Schrift, daß alle diejenigen, welche Gott nach seinem ewigen Rathschluß durch Jesum Christum als seine Kinder anzunehmen beschlossen hat, auch zur bestimmten Zeit so wirksam berufen werden, daß sie die Stimme des rufenden Gottes hören und annehmen; durch welchen Glauben sie in Christo gerechtfertigt und geheiligt und nothwendig auch verherrlicht werden.

Willst du also, wer du auch bist, deiner Prädestination und somit des Heiles, das du erwartest gegen alle Anläufe des Satans gewiß werden, willst du, sage ich, dir darüber gewiß werden, nicht aus zweifelhaften und aus dem menschlichen Geiste geschöpften Vermuthungen, sondern vielmehr aus Gründen, die nicht weniger gewiß und bewährt sind, als wenn du in den Himmel selbst hinaufgestiegen wärest und aus Gottes eignem Munde jenen geheimen Rathschluß kennen gelernt hättest? Dann hüte dich wohl, daß du nicht von

jener höchsten Stufe anfängst, denn sonst wirst du jenes unermeßliche Licht Gottes nicht tragen können. Forsche also von den untersten Stufen an und wo du die Stimme Gottes in deinen Ohren und in deinem Herzen tönen hören wirst, welche dich zu Christum als den einigen Mittler ruft, dann erwäge allmählich und suche sorgsam zu ergründen, ob du seist in Christo gerechtfertigt und geheiligt. Denn dieses sind die Wirkungen, aus denen der Glaube als Ursache derselben erkannt wird.

Dieses aber wirst du erkennen theils aus dem Geiste der Kindschaft, welcher innerlich ruft: Abba, lieber Vater, theils auch aus der Kraft und Wirksamkeit desselben Geistes in dir selbst, wenn du es nämlich erfährst und thatsächlich es auch erkennen lässest, daß die Sünde, wenn schon sie noch in dir wohnt, doch nicht mehr in dir herrscht. Oder ist es nicht etwa der heilige Geist, welcher es bewirkt, daß wir den schlechten und verbrecherischen Begierden alle Zügel nicht freiwillig schießen lassen, wie es die zu thun pflegen, denen der Fürst dieser Welt die Augen geblendet hat? Wer ermahnt uns sonst zum Gebet, wenn schon wir noch so kalt und träge sind? Wer erweckt in uns jene unaussprechlichen Seufzer? Wer pflanzt in uns, wenn wir zuweilen auch wohl wissentlich und vorsätzlich gesündigt haben, jenen Haß gegen die begangene Sünde, und zwar nicht etwa aus Furcht vor Strafe, sondern weil wir unsern allergnädigsten Vater beleidigt haben? Wer, sage ich, bezeugt uns, daß unsre Seufzer erhört werden und treibt uns dahin, daß wir Gott als unsern Gott, ja sogar als unsern Vater, auch nachdem wir ihn beleidigt haben, unerschrocken anzurufen wagen? Ist es nicht der Geist, den wir als sicheres Pfand unserer Gotteskindschaft umsonst verliehen erhalten haben? Denn wenn wir aus diesen Wirkungen auf den Glauben schließen können, so ergiebt sich, daß wir wirksam berufen und gezogen worden sind, und aus dieser Berufung, von der wir oben zeigten, daß sie den Kindern Gottes eigenthümlich angehört, erkennen wir wiederum, was wir zu wissen wünschen, daß wir nämlich, weil wir nach dem ewigen Rathschluß Gottes zur Adoption in Christo prädestinirt sind, darum dem Sohne geschenkt sind. Hieraus folgt endlich, da wir nach jenem unwandelbaren Willen Gottes, der allein auf sich selbst beruht, prädestinirt sind, und da uns Niemand aus der Hand des Sohnes reißen kann, und das Beharren im Glauben zum Heile nothwendig ist, daß die Zuversicht zu unserem Beharren und somit auch unseres Heils gewiß ist, sodaß es unrecht wäre daran noch zu zweifeln.

Weit entfernt also, daß diese Lehre uns nachlässig oder lüderlich machen sollte, eröffnet uns dieselbe vielmehr den Zugang zur Erforschung und zum Verständniß der Tiefen Gottes selbst durch seinen eignen Geist, wie es der Apostel ausdrücklich bezeugt, damit, wenn wir dieselben erkannt haben (wir erkennen sie aber, so lange wir hier weilen, nur theilweise, weshalb wir täglich mit den himmlischen Waffen gegen unsere Zweifelsucht kämpfen müssen),

wir lernen sollen uns nicht nachlässig zu verhalten, sondern tapfer zu beharren, ihn zu verehren, zu lieben, zu fürchten und anzurufen, daß wir von Tag zu Tag mehr, wie Petrus sagt, unsere Berufung und Erwählung, soviel uns betrifft, fest machen. Wie wird dann aber derjenige gegen so viel feindselige innere und äußere Versuchungen und gegen so viele (um mit der Welt zu reden) Schicksalsschläge fest und standhaft verbleiben, der sich nicht zuvor darüber als über eine unbedingte Wahrheit gewiß geworden ist, daß Gott nach seinem gütigen Willen alles, was es auch sei, und welche Werkzeuge er auch dazu gebrauche, zur Wohlfahrt der Seinen thue, auf daß er, der sich in dieser Gefahr befindet, in das Buch der Seligen selbst eingetragen werde?

3) Was aber den anderen Theil der Prädestination betrifft, da der Vorsatz der Erwählung nicht einmal gedacht werden kann, ohne daß zugleich dessen Gegentheil und zwar im gleichen Maße hinzugedacht wird (zu geschweigen, daß doch nachweisbar im Worte Gottes diese beiden mit einander verbunden werden), so ergiebt es sich, daß diejenigen dem Geiste Gottes ein großes Unrecht thun, welche diesen Theil als gleichgültig und unnütz begraben haben wollen. Es ist also auch dieser Theil der Prädestination zu betrachten, jedoch so, daß die Tiefe der Gerichte Gottes der menschlichen Neugier einen Zaum anlegen muß, und endlich so, daß er niemals auf einen einzelnen Menschen oder eine bestimmte Menge angewendet werde. Denn auch darin unterscheidet sich die Verwerfung von der Erwählung, daß diese, wie wir gezeigt haben, uns durch den heiligen Geist nicht in Anderen, sondern in uns selbst geoffenbart wird, wogegen die Verwerfung fast immer Allen unbekannt ist, es sei denn, daß sie in außerordentlicher Weise von Gott enthüllt werde. Denn wer kann wissen, ob nicht der Herr beschlossen hat, im letzten Augenblick des Lebens sich dessen, der sein ganzes Leben in Laster und Verbrechen hingebracht hat, zu erbarmen? Dabei aber darf diese Hoffnung, wenn ich von dem spreche, was wir in Betreff Anderer beachten müssen, Niemanden in seiner Gottlosigkeit befestigen, zumal da die Beispiele dieser Güte Gottes selten sind und kein Verständiger das, was nicht in unserer Hand ist, sich mit eiteler Sicherheit vorspiegeln wird. Es genügt also im Allgemeinen, zu wissen, daß es einzelne Gefäße giebt, welche zum Verderben zubereitet sind, und daß wir, da uns der Herr dieselben nicht gezeigt hat, die Einzelnen nach Kräften durch das Beispiel des Wandels und durch Gebet zum Heile einladen müssen, was selbst von denen gilt, in Betreff deren wir, wenn wir auf ihre Verbrechen hinsehen, gar keine Hoffnung haben.

4) Wenn wir in solcher Weise verfahren, so werden wir auch aus dieser Lehre die beste Frucht haben. Denn erstens werden wir aus der Erkenntniß derselben lernen, uns vor der Majestät Gottes gern zu beugen, daß, jemehr wir ihn fürchten und verehren, wir um so mehr uns bemühen, das Zeugniß unserer Erwählung in Christo in uns zu befestigen. Sodann, wenn wir jenen Unterschied unter den Menschen, den Gottes Güte aufgerichtet hat,

obschon dieselben sonst eines und desselben Fluches schuldig sind, aufmerksam betrachten werden, so kann es nicht fehlen, daß wir jene besondere Güte Gottes um so begieriger zu erkennen und zu erfassen suchen, als wenn wir annehmen, daß diese seine Gnade Allen gemeinsam wäre, oder wir den Grund der Ungleichartigkeit der Gnade nur in den Menschen selbst suchten. Wenn wir außerdem erkannt haben, daß die Gabe des Glaubens eine uns besonders angehörige ist, werden wir dann nicht das uns Dargebotene um so eifriger hinnehmen und um die Mehrung desselben um so mehr bekümmert sein, als wenn wir uns mit Einigen einbilden wollten, es stehe in aller Menschen Gewalt, sich zu bessern, so oft sie wollten, weil Gott, wie sie sagen, wolle, daß alle Menschen selig werden und den Tod des Sünders nicht wolle. Wenn wir endlich sehen, daß die Lehre des Evangeliums fast in der ganzen Welt nicht nur verachtet, sondern auch auf das Grausamste verfolgt wird, wenn wir so vieler Menschen ganz besondere Treulosigkeit und Abtrünnigkeit wahrnehmen, was wird uns dann mehr befestigen, als wenn wir daran festhalten, daß nichts zufällig geschieht, daß Gott die Seinen kennt und daß Diejenigen, die jene Gottlosigkeit begehen, wenn es ihnen nicht gegeben ist, sich zu bessern, gerade die sind, welche nicht zufällig, sondern nach Gottes bestimmtem und ewigem Rathschluß erwählt sind, daß aus ihnen, wie aus einem Spiegel der gerechte Zorn und die Macht Gottes hervorleuchte?

5) Indessen kann hierüber niemals so verständlich geredet werden, daß nicht die menschliche Vernunft dawider rede und wohl gar den Herrn selbst als den eigentlichen Urheber dieser Lehre zur Rechenschaft ziehe; aber wenn auch der Teufel knirschen mag und wenn auch alle Gottlosen gegen den Stachel löcken, so wird doch ihr eignes Gewissen sie überführen und verdammen; aber unser Herz wird uns, durch die Güte Gottes befestigt, freisprechen an jenem Tage des Herrn Jesu Christi, welchem mit dem Vater und dem heiligen Geiste Herrlichkeit, Lob und Ehre gegeben werde in Ewigkeit. Amen."

Außer dieser Summa totius theologiae ist insbesondere eine kleinere Schrift Beza's über die Lehre von den Sacramenten geeignet die Dogmatik und Lehrweise desselben klar zu machen, weshalb wir auch diese hier in wortgetreuer Uebertragung mittheilen. Es ist dieses die Schrift

Summa doctrinae de re sacramentaria.

„In Christo unserm einigen Mittler betrachten wir hauptsächlich vier Dinge: 1) Christi Person, 2) dessen Amt, 3) die Gaben, welche wir aus ihm schöpfen, und endlich 4) wie wir jener Gaben theilhaftig werden.

„I. Von Christi Person.

„Wir lehren, daß Christus aus zweien Naturen bestehe, einer göttlichen und einer menschlichen, welche eine Person beider Naturen bilden, jedoch mit Wahrung und Unterscheidung sowohl der göttlichen als der menschlichen Eigenschaften.

„Wir bekennen also, daß Christi menschliche Natur verherrlicht ist, und zwar auf der höchsten Stufe der Herrlichkeit, so jedoch, daß dadurch wohl die Schwäche der Natur aufgehoben, nicht aber die Natur umgewandelt ist. Indessen ist der Umstand, daß alle menschlichen Körper endlich und umschrieben sind und darum nur räumlich existiren, nicht ein Merkmal der Schwäche, sondern der Natur des Menschen.

„Gleichwie daher der Leib Christi während seines Lebens auf Erden in Gemäßheit der Eigenschaft der menschlichen Natur vom Himmel entfernt war, so glauben wir, daß jetzt eben derselbe Leib nach der Himmelfahrt von der Erde entfernt, und über die Himmel hinaus entrückt, dort räumlich umschlossen und der höchsten Herrschaft theilhaftig ist.

„Aber dennoch zertrennen wir Christum nicht. Denn wir lehren, daß die göttliche Natur, welche überall ist, überall persönlich mit dem Fleische verbunden und daß darum der ganze Christus überall ist, nicht nach der Eigenthümlichkeit des Fleisches, sondern nach der Einheit der Person. Und daraus folgt nicht, daß Christus überall, wo er als Gott ist, auch als Mensch sei. Was nämlich überall ist, muß darum, weil es unendlich ist, nothwendig Gott sein. Gott ist aber nicht in einen Menschen verwandelt, sondern mit einem Menschen verbunden, so daß Gott und Mensch Eine Person sind.

„Daher unterscheiden wir mit der ganzen Schrift und allen alten orthodoxen Kirchenlehrern den Lehrartikel von der Himmelfahrt des Herrn von seinem Sitzen zur Rechten Gottes. Denn die Himmelfahrt bezeichnet eine Veränderung der Lage, das Sitzen zur Rechten des Vaters dagegen bezeichnet die Herrlichkeit des gen Himmel gefahrenen Körpers.

„II. Von dem Amte Christi.

„Das Amt Christi besteht darin, das er Alles, was zum Heil erforderlich ist, den Erwählten gewährt, wie wir hinwiederum nothwendig Alles aus ihm schöpfen müssen.

„III. Von den Gaben, welche Christus den Erwählten mittheilt.

„Unter den Gaben, welche die Erwählten von Christo empfangen, nennen wir an erster Stelle Christum selbst, mit welchem wir nicht weniger wirklich und innig Eins werden müssen, als die Glieder mit dem Leibe vereinigt sind, jedoch so wie wir es näher bezeichnen werden. Dabei genügen uns Diejenigen nicht, welche diese unsere Vereinigung mit Christo auf dessen Menschwerdung beziehen. Denn diese ist eine allgemeine Vereinigung desselben mit unsrer Natur. Hier dagegen sprechen wir von der besondern oder eigenthümlichen Verbindung, durch welche seine Kirche mit ihm zusammenwächst, und diese Vereinigung bezeichnen wir als die Quelle aller Wohlthaten, welche hernach von Christo auf uns übergehen. Denn da nur auf Ihm des

Vaters Wohlgefallen ruht, so müssen wir mit ihm Eins werden, auf daß wir in ihm den Vater wohlgefallen.

„Hieraus folgt die andere Art der Gaben, nämlich derjenigen, welche uns in Christo mitgetheilt werden, nämlich 1) die Zurechnung der Heiligkeit, Gerechtigkeit, des Gehorsams Christi, — 2) das geistliche Leben selbst, welches aus dem Fleische des Gottmenschen in unsre eignen Glieder überströmt, durch dessen Kraft wir wiedergeboren und zum ewigen Leben erhalten werden, wie dieses hinfällige Leben in uns durch Speise und Trank ernährt wird.

„IV. Wie Christus mit seinen Gaben von uns empfangen werde.

„Nur der Gnadenwirksamkeit des einen heiligen Geistes, welcher die wesentliche Kraft des Vaters und des Sohnes ist, ist es beizumessen, daß wir Christum und alle Gaben desselben empfangen.

„Denn er allein macht uns tüchtig, das was Gottes ist, zu verstehen, daß wir nicht nur im Allgemeinen Gottes Verheißungen als wahr anerkennen, sondern daß auch jeder Einzelne von uns sich entschließen kann, diese Verheißungen auf sich zu beziehen, so daß wir darum mit Zuversicht rufen: Abba, lieber Vater.

„Dieses allervorzüglichste Werk des heiligen Geistes nennen wir den Glauben, eine Gnadengabe Gottes, welche für die Erwählten eigenthümlich bestimmt und welcher unsrerseits das zum Empfange Christi und aller seiner Gaben geeignete Werkzeug ist. Deshalb lehren wir mit Paulus, daß wir allein durch den Glauben gerechtfertigt und gerettet werden, in wiefern wir nämlich allein mit der Hand des Glaubens alles zum Heil Nöthige d. h. Christum und alle Gaben desselben ergreifen.

„Um diesen Glauben durch seine geheime Kraft in uns zu erzeugen, und, nachdem er einmal erzeugt ist, zu pflegen und zu befestigen, wendet der heilige Geist ferner auch äußere Werkzeuge an (weil unsre Natur gar roh und träge ist), nämlich das geschriebene und gepredigte Wort, welches er selbst durch seine Kraft in uns wirksam macht, so daß es nun in uns dasjenige bewirkt, wovon wir oben sprachen.

„Dieses Wort aber ist zuweilen einfach, z. B. die gewöhnliche Predigt des Wortes, zuweilen hat es Zeichen mit gewissen Ceremonien bei sich, welche die Griechen Mysterien, die Lateiner Sacramente nennen. Gott will uns nämlich in Berücksichtigung unserer Schwachheit nicht nur durch das Gehör, sondern auch durch die übrigen Sinne von seinem gütigen Willen gewiß machen und so unsre Vereinigung mit seinem Sohne Christus mehr und mehr befestigen und besiegeln.

„Von diesen Grundlagen aus wird sich nun unsre Meinung über folgende, das Sacrament betreffende Fragen leicht begreifen lassen.

„1. Wozu und zu welchem Zwecke sind die Sacramente eingesetzt?

„1) Daß wir um so wirksamer Christum besitzen.

„2) Daß, je enger unsere Vereinigung mit Christo ist, um so mehr und mehr das Leben Christi mit allen seinen Gütern in uns übergeleitet werde.

„3) Daß wir um so wirksamer an die Liebe gemahnt werden, welche unter den Gliedern des Leibes Christi leben muß und zu der wir uns durch ein heiliges Gelöbnis verpflichten.

„2. Worauf beruht die Wirksamkeit der Sacramente?

„Durchaus auf der Wirksamkeit des heiligen Geistes, nicht aber auf den Zeichen, welche nur die Wirksamkeit haben, daß sie durch jene äußeren Dinge den inneren Sinn erwecken.

„3. Welches ist die formale Ursache der Sacramente?

„Die in der Schrift verzeichnete, und von dem Diener Gotttes in dessen Auftrag erläuterte Stiftung Gottes, nicht aber das Aussprechen jener Worte selbst, noch auch irgend eine in diesen Worten verborgene Kraft.

„4. Welches ist die Wirkung dieser formalen Ursache?

„Daß die Zeichen nicht in ihrer Natur und Substanz, sondern bezüglich ihres Gebrauches geändert werden, und zwar so lange die Handlung andauert, für welche sie dienen. Denn wir haben in den heiligen Handlungen Wasser, Brot und Wein nicht einfach als Wasser, Brot und Wein, sondern als gewisse und wahre Symbole und Unterpfänder derjenigen Dinge, welche uns Gott zwar in andrer Weise (wie wir sogleich sagen werden), aber doch auf das Gewisseste und Wahrhaftigste schenkt, nämlich Christus mit allen seinen Gaben.

„5. Was ist die Materie der Sacramente?

„Die äußere Materie sind die Zeichen selbst d. h. in der Taufe Wasser, im Abendmahle Brot und Wein, zugleich mit den von Christo eingesetzten Ceremonien, wie das Wort desselben bezeugt. Die Zeichen bezeichnen zugleich die größten göttlichen Dinge.

„Als innere Materie oder als die eigentliche Sache des Sacraments bezeichnen wir nicht allein Alles, was von Christo in uns übergeht, sondern vor Allem Christum selbst, mit welchem wir Eins geworden sein müssen, bevor wir etwas aus ihm schöpfen können. Es wird uns aber in der Taufe das wahre Blut Christi als Bad dargeboten, durch welches Blut wir mehr und mehr gereinigt, in Christum eingepflanzt und mit Christo begraben werden. Im Abendmahl aber wird uns Christi Leib und Blut gegeben und zwar mit unterschiednen Symbolen als unsre wahre Speise und unser wahrer Trank zum ewigen Leben.

„Das einfache Wort und die Sacramente haben also eine und dieselbe innere Materie, nämlich Christum selbst mit allen seinen Wohlthaten, zu

deren Empfang wir gerufen werden. Aber dennoch ist eine gewisse Differenz secundum plus et minus, wie man in den Schulen zu sagen pflegt, vorhanden. Denn 1) wenn zum einfachen Worte die Sacramente hinzukommen, muß die Kundgebung des gütigen Willens Gottes gegen uns nothwendig um so reichlicher sein, und je zahlreicher und deutlicher dargestellt die äußeren Zeichen sind, um so kräftiger regen dieselben an; 2) wenn schon das einfache Wort, welches Allen insgemein vorgehalten wird, hernach den einzelnen Gläubigen durch die Kraft des Glaubens zugeeignet wird, so ist dieses doch im Wort nicht so ausgedrückt wie in den Sacramenten, in denen ja Christus jedem Einzelnen persönlich dargeboten wird. Daher kommt jeder Einzelne als solcher gewissermaßen durch die Sacramente in den Besitz Christi.

„6. Wie ist die Sache mit den Zeichen verbunden?

„In sacramentlicher Weise, welche, da sie eine besondere und eigenthümliche ist, einer besonderen Erklärung bedarf.

„Die sacramentliche Weise der Vereinigung der Sache mit den Zeichen ist eine geistliche, unter welchem Ausdruck wir nicht etwas Eingebildetes und Imaginäres verstehen, sondern wir bezeichnen damit, daß dieselbe lediglich (wie schon gesagt) von der Kraft des heiligen Geistes abhängt.

„Sodann schließen wir jede crasse und natürliche Weise der Vereinigung aus. Denn wie wir wissen, was Niemand leugnet, daß die Zeichen auf der Erde sind und nicht anderswo, so halten wir auch daran fest, daß die Sache selbst d. h. Christus nach seiner Menschheit im Himmel und an keinem anderen Orte ist, wie wir aus der Schrift und aus allen rechtgläubigen Vätern ersehen. Und dennoch bezweifeln wir nicht, daß die Zeichen mit der Sache verbunden sind, insofern nämlich Gott nicht nur die Symbole des Leibes und Blutes Christi gleichsam von fernher zeigt, sondern außer den Zeichen wahrhaftig auch Christum selbst uns zum Genuß und Besitz schenkt; woher es kommt, daß wir in dieser Hinsicht beide als wirklich vereinigt ansehen müssen, wenn schon sie örtlich weit von einander getrennt und entfernt sind. Aber dennoch bekennen wir, daß diese Vereinigung so sehr eine wahre und gewisse ist, daß deshalb sogar der Name der Sache selbst d. h. des Leibes und Blutes Christi auf die Zeichen, nämlich auf Brot und Wein, zwar bildlich, aber doch vollkommen bezeichnend übergehe.

„Um sodann diese sacramentliche Weise noch genauer zu bezeichnen, fügen wir hinzu, daß dieselbe eine significative ist, nicht als ob uns Gott in den Sacramenten den Leib und das Blut seines Sohnes, ja sogar seinen Sohn selbst nur bezeichne (denn wir zweifeln nicht daran, daß er ihn auch wirklich schenkt), sondern damit nicht Jemand an eine solche Vereinigung der Sache mit den Zeichen denke, daß auch Christi Fleisch auf eine unsichtbare und unbegreifliche Weise jetzt auf Erden sei.

„Wir sagen daher, daß Christi Leib und Blut so weit von den Zeichen entfernt ist, wie die Erde von dem höchsten Himmel oder von dem Sitze der

Seligen, über den wir nicht vorwitzig klügeln wollen, von dem wir aber wissen, daß Christus in ihn hinauf gegangen ist, auf daß er in unsrer Aller Namen jene unsterbliche Herrschaft antrete. Aber dennoch trennen wir nicht die Zeichen von der Sache, weder bezüglich Gottes, der Beides wirklich darbietet, noch bezüglich der Gläubigen, die Beides wirklich empfangen; sondern in der Vereinigung der Sache und der Zeichen beachten wir nur den räumlichen Abstand, so daß von uns die Wahrheit des Fleisches Christi und seiner Himmelfahrt festgehalten und dennoch das Mahl des Herrn in keiner Weise seines Inhaltes beraubt wird.

„7. Was ist von den Formeln zu halten: Der Leib Christi ist in, oder mit, oder unter dem Brot, und ähnlichen dieser Art?

„Bis jetzt tragen wir Bedenken, diese Formeln zu gebrauchen, weil sie den örtlichen Abstand, den wir nothwendig festhalten müssen, aufzuheben scheinen. Auch scheinen sie die Allenthalbenheit des Leibes Christi zu befestigen, die wir nicht zugeben können, obgleich wir bekennen, daß außer den Symbolen die Sache selbst von Gott wirklich dargeboten und von den Gläubigen wirklich empfangen werde. Indessen scheint doch um der Einigkeit willen das „mit" und „unter" zulässig zu sein, jedoch nur mit Hinzufügung der klaren und deutlichen Erklärung, daß diese Partikeln nicht so zu verstehen wären, als wenn das Fleisch Christi auf die Erde versetzt würde, sondern daß uns außer den auf Erden befindlichen Symbolen Christus selbst, welcher im Himmel ist, uns, sowie es die Symbole auf Erden bezeugen, wirklich geschenkt werde.

„8. Was ist von der Formel zu halten: daß Christus im Abendmahl körperlich, wesentlich, substantiell gegenwärtig sei?

„Auch diese Formeln gebrauchen wir aus diesem Grunde nicht, doch können dieselben vielleicht durch Hinzufügung der Erklärung brauchbar gemacht werden, daß sich nämlich jene Bestimmung nicht auf diejenige Weise der Verbindung beziehe, durch welche die Sache mit den Zeichen verbunden wird, sondern daß sie nur zur Bezeichnung der Sache selbst gebraucht werden, d. h. damit man wisse, daß in der Handlung des Abendmahles nicht allein die Kraft Christi, sondern vor Allem die Vereinigung mit Christus selbst in uns bestätigt werde, von der wir, wie wir sagten, wie aus einer Quelle hernach das wahre Leben und alles zum Heile Nothwendige schöpfen; ich würde es auch nicht für unangemessen halten, daß auch auf der andern Seite dieser unsrer Formel „Christus sei im Abendmahle geistig gegenwärtig" ebenfalls eine ähnliche Erläuterung beigegeben würde, damit nicht etwa Jemand glaubt, daß wir die Kraft Christi von dem Fleische Christi selbst trennen oder ihm einen geistigen Körper andichteten.

„9. Was von dieser Formel zu halten sei: daß Christus im Abendmahl gegenwärtig sei und auf eine unbegreifliche Weise ausgetheilt werde?

„Wie gebrauchen diese Formel jedoch in einem andern Sinne, als es Einige zu thun pflegen. Dieselben scheinen nämlich jene Worte (wenn ich nicht irre) so aufzufassen, als wenn durch eine gewisse göttliche Allmacht wegen der persönlichen Vereinigung des Fleisches mit der Gottheit auch Christi Fleisch wesentlich zugleich im Himmel und auf Erden sei. Obgleich wir jedoch weder die Allmacht Gottes, noch auch die wahre Vereinigung der Sache mit den Zeichen und der Gläubigen mit Christo selbst leugnen, so müssen wir doch um der Wahrheit des Fleisches Christi und der Himmelfahrt willen bekennen, daß der Leib Christi jetzt wirklich von der Welt entfernt ist und entfernt sein wird, bis er kommt, zu richten die Lebendigen und die Todten; aber nicht desto weniger erkennen wir an, daß hier ein unbegreifliches Geheimniß Gottes vorliegt, durch welches uns das, was im Himmel und nicht anderswo ist und bleibt uns, die wir jetzt auf Erden und nicht anderswo sind, wirklich mitgetheilt wird, daß wir Heil und Leben aus dem uns mitgetheilten Gute schöpfen. Denn obgleich wir wissen, daß der heilige Geist d. h. die Kraft Gottes dieses wirke und daß, so viel uns betrifft, dieses Alles nur durch die Hand des Glaubens von uns empfangen werde, so überragen doch die Macht des Geistes und die Wirksamkeit des Glaubens unser Verständniß ganz und gar, weshalb diese ganze Handlung recht eigentlich ein Geheimniß genannt wird.

„10. Wie wird uns die Sache des Sacramentes mitgetheilt?

„Die Sache des Sacramentes des heiligen Christus wird von uns geistlich empfangen durch den Glauben. Wir nennen aber die Art und Weise des Genusses oder die Mittheilung geistlich, nicht als ob uns nur der Geist mitgetheilt würde, sondern weil das Ganze in keiner Weise irdischer oder natürlicher Art ist, sondern von der unbegreiflichen Macht des heiligen Geistes abhängt, durch welchen nämlich die Glieder mit dem Haupte mehr und mehr in die allerinnigste Vereinigung gebracht werden.

„Wir schließen aus jede Ineinanderwirrung und Vermengung der Substanzen und ebenso jede Zusammenfügung und Aufrichtung natürlicher Theile und behaupten dennoch eine wahre Vereinigung der Gläubigen mit Christo, welche durch keine räumliche Trennung gehindert wird. Denn unser Glaube ruht auf dem Worte Gottes, welches gewährt, was es verheißt.

„11. In welchem Sinne man diese Redensarten: den Leib des Herrn essen und sein Blut trinken und ähnliche, gebrauchen dürfe.

„Wir sehen, daß diese Redeweisen sich ebenfalls auf diejenigen Mittheilungen beziehen, durch welche wir Christum auch im einfachen Worte er-

greifen und daß sie sehr bezeichnend sind; aber die Worte: „essen und trinken“ sind, wenn sie von dem Genuß des Fleisches und Blutes gebraucht werden, nicht weniger bildlich zu verstehen, als wenn Jemand dem Glauben Knochen und Zähne beilegte. Wir führen aber vorzugsweise zwei Gründe an, weshalb der heilige Geist so spricht, nämlich 1) will der heilige Geist zeigen, wie eng unsre Verbindung mit Christo durch den Glauben sei. Denn nichts wächst so sehr mit uns zusammen als Speise und Trank, ohne welche Niemand dieses Leben hinbringen kann; 2) hat dieses seinen Grund in der Eigenthümlichkeit der Sacramente, indem auf diese Weise gezeigt werden soll, wie wahr der Herr in der Mittheilung der Sache selbst ist, welche er mit Hinzufügung gewisser unterpfändlicher Sinnbilder verheißt. Denn daher kommt es, daß man sagt: wenn die bloßen Symbole mit der Hand empfangen und mit dem Munde genommen worden, daß dann doch auch Jenes, was außer den Symbolen wirklich dargereicht und nur mit dem Glauben geistlich empfangen wird, empfangen, gegessen und getrunken werde. Aus diesem Grunde sehen wir auch die heiligen Väter viele andre nicht unähnliche Redeweisen gebrauchen, welche wir selbst jedoch nicht so leicht hin gebrauchen möchten, indem wir vielmehr glauben, daß sie wegen der vom Satan ausgestreuten Irrlehren und wegen vieler bei dieser Gelegenheit in der Kirche Gottes entstandenen Streitigkeiten in geeigneter Weise zu mildern sind.

„12. Wie diese Worte zu erläutern sind: dies ist mein Leib und dies ist mein Blut?

„Dieses, d. h. dieses Brot und dieser Wein ist, nämlich sacramentlich; denn nicht Alles, was etwas ist, ist dieses auf ein und dieselbe Weise, und hier ist von den Sacramenten die Rede. Wir fassen es aber sacramentlich auf, in wiefern der Herr in Wahrheit nicht bloßes Brot und Wein, sondern wahre Sinnbilder seines Leibes und Blutes und nicht blos diese Sinnbilder, sondern außer denselben auch seinen Leib und sein Blut uns als einen Genuß und Besitz zum ewigen Leben darreicht, welches wir aus dem uns Dargereichten schöpfen.

„Mein Leib und mein Blut &c., d. h. nicht irgend einen eingebildeten Leib oder ein erdichtetes Blut, sondern jenen selbigen Leib, welcher für uns hingegeben ist, und jenes selbige für uns vergossene Blut, deren wir wirklich durch den Glauben theilhaftig werden, wie es die Symbole wirklich bezeugen.

„13. Was genießen die Ungläubigen?

„Wir lehren einmüthig, daß die Einsetzung des Sacramentes von der Wahrheit Gottes abhänge und daß daher in der Handlung des ordnungsmäßig gefeierten Herrenmahles das Brot immer das wahre Symbol des Leibes und der Wein das wahre Symbol des Blutes Christi ist für Alle, denen diese Symbole dargeboten werden.

„Wenn aber einige daraus folgern, daß Alle auch das ganze Sacra-

ment genössen, so können wir dies nicht zugeben. Denn die Folgerung ist nicht richtig: Gott bietet es Allen an, also genießen es Alle. Vielmehr folgern wir so: Gott bietet im Sacrament Zweierlei an, und zwar das Eine ebenso wirklich als das Andere; aber die beiden Gaben müssen in ganz verschiedener Weise und mit ganz verschiedenen Organen hingenommen werden, nämlich die äußeren Symbole leiblich, die Sache selbst geistlich durch den Glauben. Weil daher der Mund von Jedem hinzugebracht wird, so empfängt auch Jeder die äußeren Symbole, die Einen würdig, die Andern unwürdig. Weil aber den Mund des Glaubens nur die Gläubigen hinzubringen, deshalb empfangen nur die Gläubigen die Sache selbst und folglich das ewige Leben. Die Ungläubigen dagegen essen und trinken sich das Gericht, weil sie den ihnen dargebotenen Leib nicht unterscheiden, d. h. weil sie ihn verachten, verwerfen und ihn nicht beachten. Diese ihre Verdammniß fließt also nicht aus dem unwürdigen Genusse des Leibes und Blutes des Herrn (denn da diese nur mit dem Glauben genossen werden, so werden sie niemals unwürdig genossen und können nur lebendigmachend sein), sondern aus der Verachtung und Verwerfung des Leibes und Blutes des Herrn, welche darin liegt, daß in dieser Handlung selbst das Brot nicht als Brot, sondern nur als Symbol des Leibes, und der Wein nicht als Wein, sondern als Symbol des Blutes Christi mit Recht betrachtet wird. Daher kommt es, daß wer dieses Brot oder diesen Wein unwürdig, d. h. ohne Glauben genießt, nicht Brot und nicht Wein, sondern den Leib und das Blut Christi in diesen Symbolen verachtet und darum des Leibes und Blutes Christi schuldig ist, nicht als ob er sie genossen hätte, sondern weil er sie nicht beachtet hat.

„Denn Christus giebt nicht allen denen neues Leben, welchen er dargeboten wird, sei es im einfachen Wort oder in den Sacramenten, sondern nur allen denen, von welchen er empfangen wird, weil er nur von den Gläubigen empfangen werden kann. Dagegen werden Alle, die ihn verwerfen, geschweige, denn daß sie ihn genießen könnten, von ihm gerichtet.

„Wegen einiger unter den Vätern könnte nun dennoch diese Formel: „Der Leib Christi werde von Allen genossen, von den Gläubigen würdig und zum Leben, von den Ungläubigen unwürdig und zum Gericht" gebilligt werden. Aber dann müßte die Erklärung hinzugefügt werden, daß dieses nur insofern wahr sei, als der Name der bezeichneten Sache, nämlich des Leibes Christi auf die Zeichen selbst übertragen wird, d. h. daß mit dieser Ausdrucksweise nicht eigentlich das, was Jeder empfange, sondern das, was der Herr nach seiner Güte Jedem darbiete, dargestellt werde." —

Außer den in den mitgetheilten Schriften entwickelten Lehren hat Beza vorzugsweise die Dogmen von der Kirche und vom Predigtamt bearbeitet.

Mit Calvin verglichen, beurkundet Beza in seiner dogmatischen Exposition weniger Ursprünglichkeit, Frische und Wärme, zeichnet sich jedoch vor dem-

selben durch schärfere Ausprägung der Begriffe, durch strengere Disposition und überhaupt durch schulgerechtere Behandlung der theologischen Lehrstoffe aus. — Die vollständigste seiner dogmatischen Lehrschriften ist sein „Bekenntniß des christlichen Glaubens".

Von der in der reformirten — insbesondere in der deutschreformirten — Theologie schon während der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zur Ausbildung gekommenen Föderaltheologie*) blieb Beza durchaus unberührt. Allerdings finden sich bei ihm (nämlich in seiner Fundamentirung der Prädestinationslehre, wie sich z. B. aus seiner Summa totius theologiae ergiebt) die Keime, aus denen sich dieselbe entwickelt hat, vor; aber dennoch blieb Beza jederzeit dabei, die Lehrmethode Calvins unverändert fortzuführen. Daher kommt es, daß während die Mehrzahl der reformirten Dogmatiker (mit Melanchthon und der altprotestantischen Doctrin ganz übereinstimmend) in der Lehre von der Gottebenbildlichkeit des Menschen die Substanz der imago divina und die ursprünglichen Attribute derselben unterscheidet, jene in dem persönlichen Sinne des Menschen findet und zu dieser die ursprüngliche Gerechtigkeit rechnet**), — Beza, nach Calvins Vorgang, unter dem göttlichen Ebenbilde Adams geradezu dessen ursprüngliche Gerechtigkeit versteht.

Indessen ist doch in zwei Lehrpunkten eine Abweichung Beza's von Calvin zu beachten.

Anfangs hatte nämlich Beza mit Calvin und mit andern älteren Kirchenlehrern die absolute Nothwendigkeit einer stellvertretenden Genugthuung zur Erlösung der Erwählten entschieden geleugnet; späterhin dagegen sah sich Beza veranlaßt, dem Zuge der reformirten Theologie folgend, seine ursprüngliche Ansicht in dieser Beziehung zu modifiziren***).

Eine andere Differenz betrifft die Auffassung des Begriffes des Glaubens. Anfangs war es nämlich in der reformirten Theologie allgemein üblich gewesen, den Glauben seinem Wesen nach als Vertrauen zu bezeichnen. Namentlich hatte sich auch Calvin über den Begriff des Glaubens jederzeit in diesem Sinne ausgesprochen. Späterhin dagegen wurde diese Auffassung von Vielen zurückgewiesen, indem man annahm, daß der Glaube als eine dem Menschen von Gott eingegossene Lebenskraft an und für sich noch nicht Vertrauen sei, sondern zum Vertrauen, d. h. zur Hoffnung erst führe. Und diese Anschauung eignete sich auch Beza an, weshalb derselbe z. B. in seinem „Bekenntniß des christlichen Glaubens" IV, 5 sagt: „Den Glauben bezeichnen wir als eine gewisse Erkenntniß, welche der heilige Geist durch seine einzige Gnade und Güte in die Herzen der Erwählten mehr und mehr ein-

*) Vergl. meine Dogmatik des deutschen Protestantismus im 16. Jahrh. B. I. S. 143 ff.

**) Vergl. meine Dogmatik der evangelisch-reformirten Kirche S. 170.

***) Ebendas. S. 341, Nr. 22.

zeichnet, durch welche Erkenntniß es bewirkt wird, daß ein jeder derselben seiner Erwählung im eignen Herzen versichert, sich die Verheißung des Heiles in Jesu Christo selbst aneignet*)."

Das auszeichnende Merkmal der reformirten Theologie: der stete Hinblick auf die wirklichen Bedürfnisse des heilsbegierigen Herzens, der sittlich-strenge Ernst, das Interesse der Erbauung, sittlichen Kräftigung und vor Allem das Interesse einer unerschütterlichen Befestigung evangelischer Glaubens- und Heilsgewißheit tritt bei Beza in seiner vollen Stärke und Bedeutung hervor. Ja man kann sagen, daß sich grade hierdurch Beza vorzugsweise charakterisirt. Daher ist seine Rede oft inmitten einer dogmatisirenden Deduction ergreifend und erhebt sich in starkem homiletischem Schwung. Durchweg tritt aber dabei der Ausdruck eines seltenen Reichthums innerer Lebenserfahrung und eines ebenso mit der Noth und Anfechtung eines heilsbekümmerten Herzens wie mit dem unermeßlichen Lebensreichthum des Evangeliums wohl vertrauten wahren Gottesgelehrten hervor.

Zum Belege theilen wir einige Abschnitte aus dem „Bekenntniß des christlichen Glaubens" und zwar aus Kap. IV („vom heiligen Geiste") mit, wo Beza, nachdem die Lehre vom rechtfertigenden Glauben entwickelt ist, so fortfährt:

„9. Daß der Glaube allein in Christo Alles findet was zum Heile erforderlich ist.

„Dieser Gegenstand bedarf einer besondern Erörterung, damit wir wissen, ob durch den Glauben den Menschen ein genügendes Heilmittel zu Theil werde, im Vertrauen auf welches er das ewige Leben mit Zuversicht erwarten könne, wie geschrieben steht, daß der Gerechte seines Glaubens leben werde. Ich sage daher: alles was den Menschen hindert, zu Gott in das rechte Verhältniß zu kommen, kann auf drei Punkte zurückgeführt werden, durch welche wir ebensoviel entsprechende Heilmittel gewinnen, nicht in uns selbst, sondern allein in Jesu Christo, so jedoch, daß nichts so sehr unser Eigenthum ist, als Christus und was Christo gehört wenn wir nur durch den Glauben mit ihm vereinigt und in Gemeinschaft getreten sind. Denn dies ist der Grund, warum die Kirche, d. h. die Versammlung der Gläubigen, Christi Braut genannt wird, mit der er sich als mit seinem Ehegespons vermählt hat, damit nämlich jene engste Gemeinschaft und Verbindung, welche zwischen ihm und den Gläubigen eingetreten ist, um so vollkommener erscheine. Denn die Ordnung dieser Gemeinschaft und ehelichen Vermählung ist die, daß Er all' unser Elend auf sich nimmt und wir dagegen alle Schätze seines Reichthums aus seiner Güte und Barmherzigkeit empfangen, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird.

*) Vergl. außerdem meine reform. Dogm. S. 387 u. 388.

„10. Ueber den ersten Anlauf der ersten Versuchung, worin uns unsre unzähligen Sünden vorgehalten werden und über das einzige Heilmittel, welches allein in Jesu Christo gegen diesen Anlauf durch den Glauben gefunden wird.

„Wir haben nun näher zu betrachten, ob wir in dem Einen Jesus Christus gegen alle Anläufe des Satans und unseres Gewissens sichere Heilmittel erlangen können. Zu allererst halten uns der Satan und unser Gewissen, um uns zu beweisen, daß wir der Erlösung ganz unwürdig sind und nur den Tod verdienen, das Wesen des vollkommenen, gerechten Gottes vor die Augen, der ein Todfeind und Rächer aller Verbrechen ist. Da dieses sich nun so verhält und es vollkommen feststeht, daß wir mit unendlichen Verbrechen bedeckt sind, was haben wir da Anderes mit Recht zu erwarten als den Sündensold, d. h. den ewigen Tod? Was aber können die elenden Sterblichen dieser Folgerung des Satans und ihres Gewissens entgegen stellen? Wahrlich nichts, was von einiger Bedeutung sei, als dies eine, was ich bald sagen werde. Denn wollten die Menschen vor allem mit Umgehung der Gerechtigkeit Gottes zu dessen Barmherzigkeit fliehen, so würden sie sich selbst täuschen. Denn es ist unzweifelhaft, daß Gottes Barmherzigkeit so beschaffen ist, daß er uns zugleich seine vollkommenste Gerechtigkeit bezeugen muß.

„Wenn es uns aber einfiele, zur Deckung unserer Sünden zu den sogenannten Verdiensten der Heiligen Zuflucht zu nehmen, so würden wir vor Allem ein großes Unrecht begehen. Denn David ruft: Gehe nicht in's Gericht mit deinem Knechte; und anderswo bekennt er, daß seine Werke nicht bis zu Gott hinreichen. Was bemerkt aber Paulus in Betreff jenes gläubigen Abraham, der sogar der Vater der Gläubigen ist? Er sagt: wenn Abraham aus seinen Werken gerechtfertigt worden ist, so hat er seinen Ruhm aber nicht bei Gott. Denn was sagt die Schrift? Abraham glaubte Gott und es ward ihm zur Gerechtigkeit angerechnet. Ja sogar, was berichtet Paulus über sich selbst? Er sagt: ich bin mir wohl nichts bewußt, aber darinnen bin ich nicht gerechtfertigt. Wie können wir also zur Genugthuung unserer Sünden irgend welche Verdienste der Heiligen anführen, da die Heiligen selbst nicht anderswo hin geflogen sind als allein zur Barmherzigkeit des durch Christus versöhnten Gottes? Und wenn auch außerdem die Heiligen durch ihre Verdienste das ewige Leben erlangt hätten (was jedoch, wie wir aus ihren Schriften sehen, falsch ist), wäre ihnen dann nicht schon der Lohn ihrer Verdienste gegeben? mit welchem Rechte können wir also ihre Verdienste vor Gott wieder geltend machen. Denn wenn Jemand einwenden wollte, Jene hätten so viele Verdienste, daß noch etwas übrig bliebe, was Andere bergen könnte, ist dies nicht gerade so viel, als wenn er die ganze Schrift der Unwahrheit anklagte? Ja ist es nicht gerade so viel, als wenn

Jemand sagte: jene Heilige hätten des Todes Christi gar nicht bedurft, da sie selbst überreichlich diese Verdienste besäßen? — —

„Jedoch ein für alle mal jenen falschen Einbildungen zu begegnen, wollen wir folgende Wahrheiten in's Auge fassen:

„1) Werden wir nicht Den geradezu für wahnsinnig erklären, welcher mit Schulden beladen darum behaupten wollte, daß er den Gläubigern nichts schulde, weil er geträumt habe, er oder irgend ein Andrer habe in seinem Namen jene befriedigt? Und doch handeln wir nicht anders mit Gott, wenn wir uns nicht allein auf die Genugthuung Jesu Christi verlassen wollten. Denn auf welchen Grund stützt sich doch alles andere oder was ist es Anders als eitles Traumgebilde des Menschen, wenn Gott über alles hoch erfreut wäre, was uns beliebt? Wir wollen daher auch das hören, was der Sohn Gottes selbst spricht: vergebens ehren sie mich mit Menschensatzungen.

„2) Wenn wir sagen, daß wir uns allein auf die Barmherzigkeit Gottes verlassen und nichtsdestoweniger meinen, daß wir ihm ganz oder wenigstens theilweise genug thun müssen, entziehen wir denn nicht gerade so viel seiner Barmherzigkeit, als wir uns selbst anmaßen?

„3) Wer sich bei dem Verdienste Christi nicht ganz beruhigt und zu demselben noch irgend etwas Anderes hinzuzieht, handelt der nicht gerade so, als wenn er offen spräche, Christus sei nur theilweise Jesus, d. h. Erlöser?

„4) So oft wir bis zu einem solchen Grad von Unverschämtheit herabkommen, daß wir dem Zorne des allmächtigen Gottes Menschenwerke, in denen, auch wenn man die allervortrefflichsten nehmen wollte, so viel Schmutz ist, entgegenzustellen wagten, heißt das dann nicht Gott seiner vollkommenen Gerechtigkeit und sogar seiner Göttlichkeit, so viel an uns ist, berauben? — Lernen wir daher auch dem Einwand des Satans auf eine ganz andere Weise antworten, nämlich so: Du Satan beginnst mit dem Satze, Gott sei vollkommen gerecht und ein Rächer aller Verbrechen. Ich gebe zu, daß dem so ist; aber ich füge etwas Anderes hinzu, was ebenfalls der Gerechtigkeit entspricht und was von dir unbeachtet gelassen ist, nämlich: da Gott vollkommen gerecht ist, so kann es dessen Gerechtigkeit nicht zulassen, daß er sich ein und dieselbe Schuld zweimal abtragen lassen wolle. Außerdem leugne ich auch gar nicht, was du annimmst, daß ich nämlich ganz voll von unermeßlichen Sünden bin, für welche ich den ewigen Tod verdiene. Aber hier füge ich wieder hinzu, was du boshafterweise übergangen hast, daß Gott nämlich alle meine Uebertretungen auf das Ernsteste und nach strengstem Rechte in Jesu Christo geahndet habe, der sich für mich dem Vater zur Bestrafung dargeboten hat. Daher mache ich gerade eine der deinigen entgegengesetzte Schlußfolgerung: Da nämlich Gott gerecht ist und sich ein und dieselbe Schuld nicht zweimal abtragen lassen will, und da Jesus Christus als Gottmensch der unendlichen Majestät Gottes mit seinem unendlichen Gehorsam genug gethan hat, so folgt hier-

s, daß meine Uebertretungen mich unmöglich beunruhigen können, indem dieselben durch Christi Blut völlig ausgetilgt und beseitigt sind, so daß vor Gott nicht mehr in Betracht kommen. Denn Christus ist für mich n Fluch gemacht; als Gerechter ist er gestorben für die Ungerechten.

„Hier aber wird unzweifelhaft der Satan uns die mannigfachen Uebelnde des Lebens und den Tod selbst vor die Augen halten, als wären sie n so viel Zeugnisse dafür, daß uns Gott unsere Sünden nicht vergeben be. Hierauf haben wir jedoch Zweierlei zu antworten: 1) Obgleich alle übseligkeiten des Lebens und der Tod selbst durch die Sünde in die Welt kommen sind, so blickt doch Gott nicht immer darauf hin, so oft er uns msucht, wie man aus der Geschichte Hiobs und vieler Anderer ersehen m. 2) Nicht einmal dann, wenn Gott die Seinigen wegen ihrer Sünden imsucht und körperliche Schmerzen über sie bringt, handelt er gegen sie im rne, als wenn er als Richter sich zu ihrer Verdammung anschicke, sondern s der barmherzigste Vater, welcher seine Kinder züchtigt, damit sie nicht Grunde gehen, indem er durch das an irgend Einem gegebene Beispiel ele zur Besserung erwecken will.

„11. Von dem Heilmittel, welches nur der Glaube, und zwar ganz allein in Christo gegen den andern Anlauf derselben Versuchung gewinnt, welcher sich darauf gründet, daß nirgends in uns jene Gerechtigkeit vorhanden ist, welche Gott mit Recht von uns verlangt.

„Der zweite Anlauf, mit welchem uns der Satan angreift, indem er f unsere Unwürdigkeit hinweist, ist von dieser Art: Es ist nicht genug, cht gesündigt, oder für seine Sünden durch einen Andern Genugung gegeben zu haben, vielmehr wird außerdem noch eine vollmmene Erfüllung des Gesetzes erfordert, d. h. daß wir Gott und den ächsten vollkommen geliebt haben. Laß also, wirft der Satan unsern men Herzen vor, jene Gerechtigkeit sehen, oder erkenne an, daß du dem rne und Fluche Gottes nicht entgehen kannst. Welchen Schutz aber werden ir gegen diesen Anlauf bei irgend einem Menschen finden, außer bei dem igen Christus? Denn hier wird ein vollkommener Gehorsam gefordert, n außer Christum niemals irgend ein Mensch geleistet hat. Hier also gen wir wiederum diesen andern Schatz Christi, d. h. seine Gerechtigkeit s durch den Glauben aneignen lernen. Denn wir wissen, daß dieser der ige ist, welcher alle Gerechtigkeit erfüllt hat, weil er sowohl den Vater f das Vollkommenste geliebt und geehrt und sogar seine Feinde so vollmmen geliebt hat, daß er es sogar ertrug, ein Fluch für sie zu werden, h. den Zorn Gottes auf sich zu nehmen, auf daß wir mit dieser seiner vollmmenen und schlechthin vollendeten Gerechtigkeit bekleidet (indem sie uns durch den Glauben zugerechnet wird) als Brüder und Miterben Christi

Gott angenehm werden. Hier aber ist es durchaus nothwendig, daß, soviel wenigstens diesen Anlauf betrifft, der Satan gänzlich verstumme, wenn wir nur jenen Glauben haben, der uns Jesum Christum mit allen seinen Schätzen zueignet.

„12. Von dem dritten Anlauf derselben Versuchung, daß wir nämlich von Natur verdorben und darum Gott verhaßt sind.

„In dieser Versuchung hat der Satan noch einen dritten Anlauf übrig, der sich auf unsere Unwürdigkeit gründet. Denn der Satan wird einwenden, auch wenn du in Christo der Strafe, die deine Sünden verdienten, genug gethan und durch den Glauben dich mit der Gerechtigkeit Christi bekleidet hast, so kannst du nichtsdestoweniger doch nicht leugnen, daß du von Natur so verderbt bist, daß der Saamen jedes Lasters in dir liegt. Mit welcher Stirn also wirst du es wagen, vor der Majestät Gottes zu erscheinen, welcher der Todfeind aller Unlauterkeit und der Herzenskündiger ist? Wir aber werden gegen diesen Anlauf nirgends anders, als allein in Jesu Christo ein Heilmittel bereit finden, in welchem wir uns beruhigen können.

„Die Antwort, welche uns Christus in dieser Versuchung giebt, ist folgender Art: Wir sind zwar noch in dem sterblichen Körper befangen, so daß wir das Gute, was wir wollen, nicht thun können und die Sünde in uns herrschen und das Fleisch gegen den Geist streiten fühlen, weshalb wir theilweise noch mit Leib und Seele in jenem alten Kothe stecken. Weil wir jedoch durch den Glauben mit Christo vereinigt, ihm einverleibt, in ihm gewurzelt und in ihn eingepflanzt sind, und weil unsere Natur von dem ersten Augenblicke an, in welchem sie in dem Schooße der Jungfrau Maria empfangen ward, mit einer viel herrlicheren Heiligung wieder hergestellt ist, als sie vorher hatte, da sie in Adam rein erschaffen ward (denn Adam ward nur nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen, Christus dagegen hat als wahrer Gott unser aus dem heiligen Geiste empfangenes Fleisch an sich genommen); darum hat es jene durch den Glauben uns angerechnete Heiligung der menschlichen Natur bewirkt, daß die Ueberreste jener Corruption, welche auch nach der Wiedergeburt in uns bleiben, vor Gott nicht in Rechnung kommen, weil sie durch die Heiligkeit Christi verzehrt und begraben werden; ich sage: Christi, dessen Kraft zu unsrer Heiligung vor Gott die Kräfte des Verderbens, welche unsere Besudelung wirken, unendlich übertrifft.

„13. Von dem Heilmittel gegen die zweite Versuchung, in welcher gefragt wird, ob wir Glauben haben.

„Auf das bisher Gesagte wird der Satan einwenden, Christi Tod nütze nicht allen Menschen, da unzählige untergingen. Wir dagegen erwidern hierauf, daß zwar allein die Gläubigen des Leidens und der heiligenden Kraft Christi theilhaftig sind, daß wir aber darum um so viel weniger den

uth sinken lassen, daß uns im Gegentheil keine andere Sache zu trösten
:möchte, weil wir wissen, daß der Glaube in uns ist, und zwar der Glaube,
t welchem wir nicht nur im Allgemeinen glauben, daß Christus gekommen
, um die Sünden der Welt zu tragen, sondern durch welchen wir uns
bst Christus persönlich aneignen, so daß ein jeder von uns so bei sich denkt:
bin in Christus und kann darum nicht untergehen.

„Um aber hier für unsere frühere Stütze ein sicheres Fundament be-
affen und jene zweite Versuchung tapfer überwinden zu können, wird ge-
igt werden, ob wir Glauben haben oder nicht; welche Frage von uns nicht
ders gelös't werden könne, als wenn wir von den Wirkungen zu den be-
rkenden Ursachen hinaufsteigen. Nun giebt es zwei Wirkungen des von
s im Glauben ergriffenen und in uns wohnenden Christus. Erstens näm-
h giebt der heilige Geist unserm Geiste Zeugniß, daß wir Gottes Kinder
d, sodaß wir unerschrocken rufen werden: Abba, lieber Vater. Sodann
auch das fest zu halten, daß wenn wir uns Christum durch den Glauben
eignen, dieses nicht durch eine gewisse eitle und leere Meinung oder Einbil-
ng, sondern wesentlich und wirklich geschehe, obgleich dieses ganze Ge-
imniß geistlicher Art ist, so daß gleich wie die mit dem Körper in physi-
her Weise verbundene Seele ihre Wirkungen äußert, so auch der durch den
lauben in geistlicher Art und Kraft in uns wohnende Jesus Christus seine
irksamkeit in uns entfaltet, welche in der heiligen Schrift mit dem Namen
r Wiedergeburt und Heiligung bezeichnet wird, weil wir dadurch bezüglich
serer Eigenschaften zu ganz neuen Menschen werden.

„In dieser Wiedergeburt sind drei Theile zu unterscheiden. Denn gleich
ie jene natürliche Verderbung, indem sie uns an Leib und Seele völlig ge-
ngen hält, in uns die Sünde und den Tod erzeugt, so bewirkt auf der
dern Seite die Kraft Jesu Christi, indem sie sich uns wirksam mittheilt
d uns durch ein freies Band festhält, dreierlei in uns, nämlich die Er-
dtung der Sünden oder des alten Menschen, die Begrabung derselben und
e Auferstehung eines neuen Menschen.

„Die Ertödtung der Verderbniß oder Sünde ist also eine Wirkung
hristi in uns, wodurch dieselbe in uns allmählich ertödtet und ausgetilgt
rd, so daß sie nicht mehr so wirksam ist, schlechte Gemüthsbewegungen,
igungen und Handlungen, welche dem Willen Gottes zuwider sind, her-
zurufen. Die Begrabung des alten Menschen ist das zweite Werk Christi
uns, durch dessen Kraft nämlich jener alte Mensch, tödtlich verwundet, all-
ählich verschwindet. Gleich wie dann endlich das Begräbniß unserer Körper
i gewisser Fortschritt des Todes ist, so ist das Begraben des alten Men-
en ein gewisses Fortschreiten jener Ertödtung desselben. Hierbei unter-
ützen uns in wahrhaft wunderbarer Weise Trübsale, mit denen der Herr
s heimsucht, und ebenso geistliche und leibliche Uebungen, mit denen wir
rtwährend das widerspenstige Fleisch unterdrücken müssen. Endlich ist der

Tod selbst bezüglich der Gläubigen eine Vollendung jener Ertödtung und Begrabung der Sünden, insofern er dem Streite des Fleisches und des Geistes ein Ende macht.

„Die Auferstehung des neuen Menschen oder des bezüglich seiner Eigenschaften und Kräfte vollständig erneuerten Menschen ist die dritte Wirkung des in uns lebenden Christus, welcher nach Beseitigung der Verderbniß unserer Natur uns eine neue Kraft einhaucht, sodaß unsere Erkenntniß und die Fähigkeit unseres Geistes, womit wir über die empfangenen Dinge urtheilen, durch die Kraft des heiligen Geistes erleuchtet und von dieser neuen Kraft Christi geleitet anfängt zu verstehen und zu billigen, was ihnen vorher eine Thorheit und ein Abscheu war. Sodann wird unser Wille durch dieselbe Kraft berichtigt und befähigt, daß er anfängt, die Sünde zu fliehen und der Gerechtigkeit nachzujagen. Endlich fangen alle Kräfte des Menschen an zu fliehen, was Gott verboten hat, und seinem Gebote zu folgen.

„Um daher zur Sache zurückzukehren, wenn wir diese doppelte Wirkung in uns empfinden, so ergiebt sich mit Nothwendigkeit daraus, daß wir den Glauben und somit auch Jesum Christum zum ewigen Leben in uns haben. Daher haben wir für nichts so sehr, als für diese beiden Dinge zu sorgen: nämlich, daß wir durch ununterbrochene und anhaltende Anrufung jenes kostbare Zeugniß, welches der Herr unserem Geiste giebt, in uns hegen; und sodann, daß ein Jeder durch tägliche Uebung in guten Werken, die seiner Berufung entsprechen, in der Wiedergeburt fortschreite. Hieran denkt Johannes, wenn er sagt, daß der, welcher aus Gott geboren ist, nicht sündige, d. h. sich nicht selbst der Sünde ergebe, sondern ihr mehr und mehr widerstehe, daß er sich seiner Erwählung und Berufung täglich mehr und mehr gewiß mache. Denn nothwendig muß man zu den Früchten kommen, damit man über den Baum ein Urtheil haben könne. Wer aber von der Knechtschaft der Sünden, d. h. von jenem ererbten Schaden befreit ist, der fängt an, die guten Früchte zu bringen, und aus diesem Grunde sagen wir mit vollem Rechte, daß der Glaube, von dem wir sprechen, nothwendig mit guten Werken verbunden sei, gleich wie die Sonne nicht ohne Licht und das Feuer nicht ohne Wärme sein kann. — — — — — — — — — — — — — —

„20. Heilmittel gegen die letzte und schlimmste Versuchung, in welcher es sich darum handelt, ob wir zur Zahl der Erwählten gehören.

„Außer dem, wovon schon gesprochen worden ist, hat der Satan noch die letzte und bedenklichste Versuchung übrig, mit welcher er uns angreift. Denn bekanntlich kommt es vor, daß Christus die Berufung einiger Erwählten lange, wohl gar bis zum letzten Augenblick des Lebens aufschiebt, weshalb dieselben mit dem aus jenen Wirkungen des Glaubens, die wir oben erwähnt haben, entlehnten Schutzmittel nicht hinlänglich geschützt zu sein

cheinen, da sie ja jene Wirkungen niemals in sich fühlen; denn wie sollten le doch Wirkungen einer Ursache empfunden haben, die sie noch gar nicht n sich besitzen? Und da fernerhin auch die Heiligsten zuweilen in die Noth ommen, daß sie die erwähnten Wirkungen in sich nur schwach oder auch gar icht erfahren, so redet ihnen der Satan gern das Eine oder das Andere ein, ämlich entweder, daß das, was sie selbst vorher für Glauben hielten, gar kein Blaube, sondern nur ein leeres Scheinbild des Glaubens gewesen sei; oder uch, wenn sie vorher gläubig gewesen wären, so hätten sie doch nun durch hre eigene Schuld und Nachlässigkeit den Glauben verloren.

„Es muß daher sorgfältig ermittelt werden, wie wir diese allerschwerste Versuchung überwinden können.

„Was nun zuerst diejenigen betrifft, deren Berufung spät eintritt, so nuß deren Hoffnung sich dennoch auf dieselben Wirkungen des Glaubens tützen. Denn soviel das innere Zeugniß des Geistes betrifft, so hindert die päte Berufung nicht, daß dasselbe in ihrem Herzen ertöne, und zwar oft och lauter und mächtiger, als in denen, welche zeitig berufen sind, wie ie Erfahrung an jenem Schächer gezeigt hat. Denn wenn nach den Wirkungen der Wiedergeburt gefragt wird, so antworte ich, daß diese die herrlichten Werke des in uns wohnenden Christus sind, nämlich die Zerknirschung des Herzens, welche aus Haß gegen die Sünde und aus Ehrfurcht vor Gott hervorgeht und das Vertrauen zu Christus und die Anrufung desselben. Wer daher in sich diese Wirkungen, wenn auch erst im Augenblicke des Todes erfährt, der mag wissen, daß er die gewissen Zeugnisse seines Glaubens und darum auch seiner Erwählung und seines Heiles hat.

„Diejenigen aber, welche in solche Noth hinabgestoßen sind, daß sie, was auch den Besten und den geliebten Kindern Gottes begegnet, jene Wirkungen des Glaubens nur schwach oder auch gar nicht erfahren, die mögen folgendes sorgfältig erwägen, damit sie sich aus dieser Versuchung etten:

„Erstens, weil jene Wirkungen zwiefacher Art sind, so sind dieselben weien Ankern gleich, von denen wir nach beiden Seiten gehalten werden. So oft wir daher auf der einen Seite wanken werden, wird es nothwendig ein, daß wir uns nach der andern Seite hin um so kräftiger stützen, bis wir nach beiden Seiten hin wieder recht fest geworden sind. Denn als David und Petrus so tief gefallen waren, waren da nicht in ihnen die Wirkungen er Wiedergeburt und Heiligung ganz schwach geworden? Allerdings; aber erade in dieser Versuchung, welche sie zur Verzweiflung anreizte, stützten sie ich auf den anderen Anker, nämlich auf das Zeugniß, welches der heilige Geist ihrem Geiste gab, daß sie nämlich, wennschon sie noch so tief, noch so chmählich gefallen waren, dennoch unter die Zahl der Kinder Gottes gerechnet, und daß ihnen ihre Sünden vergeben würden.

„Sodann, auch wenn Jemand nach beiden Seiten sich hinwendet, braucht

er darum doch nicht den Muth sinken zu lassen. Denn um Christi theilhaftig zu werden, wird nicht ein vollkommener Glaube, sondern nur ein wahrer, aufrichtiger Glaube erfordert. Der Glaube aber hört noch nicht auf, ein wahrer Glaube zu sein, welcher gar schwach und matt ist, so daß er zuweilen gänzlich begraben ist; daher ist auch sogar ein Funke des Glaubens, und darum auch die geringste Wirkung des Glaubens in uns, wenn sie nur wahr ist und aus dem wahren Quell des Glaubens hervorkommt, in dem Maße wirksam, daß sie uns unseres Heiles wirklich versichert. Denn wennschon Niemand anders als durch Vermittelung des Glaubens gerettet wird, so beruht doch unser Heil eigentlich nicht auf unserm Glauben, sondern allein auf dem, welchen wir durch den Glauben ergreifen, nämlich auf Jesus Christus. So groß aber ist die Macht des Glaubens, daß, weil Gott es so verheißen hat, sogar auch das geringste Körnlein desselben uns den ganzen Christus mittheilt. Dabei steht jedoch dieses fest, daß, je größer der Glaube, auch um so größer die Macht desselben ist, wodurch uns derselbe mit Christo vereinigt. Und wir müssen uns wahrlich sehr schämen, wenn wir im Glauben nicht zu-, sondern abnehmen. Daraus folgt jedoch nicht, daß der Satan den Sieg behalten werde, wenn es nur thatsächlich vorliegt, daß wir zurückgewichen sind, um hernach um so rüstiger fortzuschreiten, d. h. wenn, was hochherzigen Gemüthern zu begegnen pflegt, diese Entehrung die Tugend und Kraft in uns nicht ausgelöscht, sondern vielmehr geschärft hat, so daß wir aus der Schwäche neue Kräfte gewonnen haben.

„3) So lange wir so darniederliegen und schwach sind, sollen wir uns die Beispiele der Heiligen vor Augen halten, welche nicht weniger in tiefe Abgründe versunken waren und dennoch nicht abließen, Gott anzurufen, von welchem sie auch erhört wurden, weil sie, so schwer auch ihre Sünden waren, zur Zahl der Kinder Gottes gehörten. Halten wir uns daher solche Beispiele vor, nicht damit wir in Sünden fortfahren (denn das haben jene, nachdem Gott sie erweckt hatte, am allerwenigsten gethan), sondern vielmehr, damit man ihnen in ihrem Glauben und Besserung nachahme. Sodann müssen wir wissen, daß der Satan, so oft er folgert, unser Glaube sei darum falsch gewesen, weil seine Wirkungen zu einer bestimmten Zeit nicht wahrnehmbar gewesen wären, eine falsche Schlußfolgerung vorbringt. Denn er argumentirt gerade so, als wenn er sagen wollte, wo keine Flamme leuchte, da sei auch kein wahres Feuer vorhanden, und im Winter hätten die Bäume kein Leben, weil sie keine Blätter noch Früchte hervorbrächten.

„4) Müssen wir zu dem einzig wahren und sichern Heilmittel fliehen, nämlich zu der Sicherheit unsrer ewigen Erwählung, welche sich auf den unwandelbaren Vorsatz Gottes gründet. Damit wir aber ein zuverlässiges Zeugniß dieser unserer gewissen Erwählung haben, auch zu der Zeit, wo wir keine Wirkungen des Glaubens in uns erfahren werden, so mögen wir der

rgangenen Tage gedenken und David nachahmen. Denn dann werden wir ährlich so viele und so offenbare Zeugnisse der göttlichen Gnade auffinden, ß wir an seiner väterlichen Liebe gegen uns mit Recht nicht zweifeln kön- n. Außerdem werden wir erfahren, daß in den frühern Zeiten so viele und hell leuchtende Wirkungen des Glaubens, und somit auch unserer Er- ählung in uns hervorgetreten sind, daß selbst der Satan nicht leugnen nn, daß wir in dieser Zeit Gott wohlgefällig gewesen wären und daß wir rum den wahren Glauben gehabt hätten, da ohne den Glauben Niemand ott wahrhaft gefallen könne. Denn wenn der Satan einwenden wollte, da- als hätten wir zwar Glauben gehabt, aber mit dem Verlust desselben wären ir Gottes Feinde geworden, so werden wir unerschrocken dagegen antworten, ß diese Lehre durchaus falsch ist. Denn diese beiden Sätze sind ohne alle usnahme durchaus gewiß, daß Gott niemals sein Urtheil ändert, und daß, as er einmal beschlossen hat, nothwendig geschehe. Wir wollen auch noch n dritten Satz hinzufügen, daß der Glaube eine nur den Erwählten eigene d eigenthümliche Gabe sei. Daß dem aber so sei, ergiebt sich daraus, daß er da glaubt, auch mit Christo wirklich vereinigt wird und darum niemals rben kann. Da dieses nun so ist, so müssen wir nothwendig bekennen, daß ie Gabe jenes wahren Glaubens, durch welchen wir gerechtfertigt werden, on der Gabe der Beharrlichkeit niemals getrennt werden könne, wennschon isweilen der Glaube erschlafft, und darum die Beharrlichkeit hier und da nterbrochen zu werden scheint. Denn was der Herr von Petrus bezeugt, er abe für ihn gebeten, daß sein Glaube nicht aufhöre, das gilt von allen enen, welche bezüglich der Erwählung und des Heils in gleicher Lage wie etrus sind, und das beweist offenbar, daß wenn schon Petrus nicht aus em Glauben und dem heiligen Geiste, sondern aus Fleisch und Blut esündigt hatte, sein Glaube doch in dieser Zeit nicht gänzlich von ihm wichen und der heilige Geist ihm nicht durchaus genommen war, ndern daß der Glaube nur auf einige Zeit in ihm verborgen war und aß nichtsdestoweniger das Samenkorn des Geistes der Gotteskindschaft nz geheim in ihm lag. Dasselbe zeigte sich auch an David, da er durch e Stimme des Propheten wie aus dem Schlafe aufgeweckt war. Denn da- als gab ihm der Herr den heiligen Geist nicht zurück, als wenn er ihn ihm ther *ganz* entrissen hätte, sondern die schlummernden Kräfte des heiligen eistes weckte er in ihm wieder auf. Denn sonst hätte David nicht gerufen: einen heiligen Geist nimm nicht von mir, sondern er hätte vielmehr gesagt, inen heiligen Geist gieb mir wieder zurück; aber gerade dieses hätte er doch mals aus Glauben sagen können, wenn er vom heiligen Geiste gänzlich lassen gewesen wäre. Was daher Einige oft gegen diejenigen hervorheben, lche im Schein und im Schatten des Glaubens sich gefallen und welche aus er falschen Vorstellung vom Glauben, mit der sie sich und Andere täuschen, e Freiheit zum Sündigen rechtfertigen, als wenn Jemand gerechtfertigt

werden könnte, ohne daß er zugleich geheiligt werde; was Einige, sage ich, gegen derartige Ungeheuer hervorheben, daß nämlich der Glaube und der heilige Geist durch Sünden ausgetrieben werde, das ist entweder von demjenigen Grade des Glaubens zu verstehen, zu welchem auch die Verworfenen gelangen können, indem sie nicht allein zur Kirche gerechnet werden, sondern auch die gute Gabe Gottes schmecken, dieselbe aber niemals verdauen und ihrer niemals wirklich theilhaftig werden können, weil dieses nur den Erwählten eigenthümlich ist; oder es muß so verstanden werden, daß der Glaube bezüglich der Wirkungen und Früchte vorübergehend, gleichsam hinweggenommen werden könne, jedoch so, daß der Samen und Keim selbst, welcher hernach zu seiner Zeit aufbricht, bleibt.

„Dieses vorausgeschickt, behaupte ich, daß der, welcher auch nur einmal in seinem ganzen Leben ein gewisses Zeugniß wahren Glaubens empfunden hat, darüber sicher sein kann, daß derselbe nicht allein bleibt, sondern auch bis an's Ende bleiben wird, selbst dann, wenn Zeiten kommen, wo derselbe gänzlich verschwunden zu sein scheint; denn auch ein neugebornes Kind ist darum, weil es in sich keinen Gebrauch der Vernunft erfährt, nicht ohne eine vernünftige Seele; ebensowenig sagen wir von einem Trunkenen, daß er der Vernunft und des Verstandes beraubt sei, wenn schon bei ihm weder der Verstand noch der Fuß seine Dienste thut; und ebensowenig hat die Kraft des Lebens den gänzlich verlassen, der nicht allein nach der Meinung der Aerzte, sondern auch nach dem eigenen Gefühle des Kranken einem Todten ähnlicher ist als einem Lebendigen.

„Werden aber nun darum diejenigen, welche niemals geglaubt haben, ungestraft sündigen? Ich sehe nämlich, daß einige mit diesem Vorwurf unserer Lehre von der partikularen Erwählung verunehren, nach deren Aufhebung uns doch keinen Trost bleibt, da der Glaube, durch welchen wir gerechtfertigt werden, nur so auf die allgemeinen d. h. allen Sündern ohne Unterschied dargebotenen Verheißungen hinblickt, daß der Gläubige sich dieselben persönlich aneignet. Paulus möge für mich antworten, daß es die Kinder Gottes sind, welche vom Geiste Gottes getrieben werden, und daß darum diejenigen, welche von der Sünde befreit sind, in der Sünde nicht bleiben können. Denn wer da durch den Glauben gerechtfertigt ist, der ist auch durch Christi Geist geheiligt und widersteht darum der Sünde, wenn schon er zuweilen vorübergehend von Gott verlassen zu sein oder er vielmehr Gott verlassen zu haben scheint.

„Daher vernehmen wir in jenen Worten nicht die Stimmen der wahren Gläubigen; und ebensowenig führt uns diese Lehre in einen Abgrund hinab, sondern veranlaßt uns vielmehr, daß je kostbarer die Wirkungen des Glaubens in uns, und je sicherer die Waffen zur Bekämpfung des Satans in diesem so gefahrvollen Kampfe sind, — daß wir mit um so größerer Sorge und Aufmerksamkeit sie zu bewahern trachten, d. h. daß wir aus der Kraft des als ein

heres Unterpfand unserer Gotteskindschaft empfangenen heiligen Geistes ott und der Gerechtigkeit zu leben suchen.

„Sodann mögen diejenigen, welche diese Lehre anfeinden, als ob sie r Sünde Thor und Thür öffne, wissen, daß sie hier ganz ebenso argumenti- n, als wenn sie sagen wollten, die Menschen würden dazu angeleitet, sich r Speise und des Trankes zu enthalten, oder sie würden zur Trägheit ver- itet, weil wir einen gewissen und ein für allemal festgestellten Termin un- res Leben, der nicht übergangen werden kann, annehmen.

„Um daher die Erörterung mit wenigen Worten zu beschließen, so halte der von uns sich daran fest, daß unser Heil von dem ewigen Rathschluß ssen abhängt, der uns seinen Sohn oder vielmehr seinem Sohne uns gege- n hat und daß dieser uns darüber gewiß macht, daß von denen, die er vom ater empfangen hat, Niemand verloren gehen werde. Denn es ist durchaus othwendig, daß unser Heil Dem anvertraut ist, der dasselbe viel sicherer be- ahren kann als wir selbst."

Nachdem hierauf Beza von den Mitteln gesprochen hat, welche der ilige Geist zur Erweckung des Glaubens in unsern Herzen gebrauche, imlich vom Wort und vom Sacrament, geht derselbe zu einer Beleuchtung s Verhältnisses von Gesetz und Evangelium zu einander über, die wir ihrer igenthümlichkeit und Vortrefflichkeit wegen hier ebenfalls mittheilen.

„23. Was das Gesetz und Evangelium unter sich gemeinsam haben und wodurch sie sich andererseits von einander unterscheiden.

„Gesetz und Evangelium haben das unter sich gemein, daß jener einige, ahre und unwandelbare Gott der Urheber des Einen und des Andern ist, eshalb keineswegs angenommen werden darf, daß das Gesetz bezüglich seiner ubstanz vom Evangelium aufgehoben werde, das im Gegentheil durch dasselbe festigt wird. Denn Gesetz und Evangelium halten uns einen und denselben ott und, wenn man die Sache selbst berücksichtigt, eine und dieselbe Ge- htigkeit vor, nämlich diejenige, welche in vollkommener Liebe Gottes und s Nächsten besteht. Aber ein großer Unterschied liegt in dem vor, was wir nzuzufügen haben, und zwar vor allem in der Art und Weise, durch welche : Gerechtigkeit zu erlangen ist.

„Denn erstlich ist das Gesetz dem Menschen angeboren, indem Gott die rkenntniß desselben von Anfang an in das menschliche Herz eingezeichnet it. Denn wenn späterhin der Herr jenes Gesetz auf zwei Tafeln geschrieben b, so geschah dies nicht darum, als wenn irgend ein neues Gesetz gegeben irde, sondern um jene ursprüngliche Erkenntniß, welche durch den Fall iserer Natur in uns allmählich zerstört war, in uns wieder herzustellen. as Evangelium ist eine über die menschliche Natur selbst gerade hinaus- hende Lehre, von der die Menschen niemals auch nur etwas vermuthen nnten, so daß sie dieselbe auch jetzt nur durch eine besondere Gabe Gottes

anzuerkennen vermögen. Der Herr offenbarte das Evangelium, wie S
berichtet, zuallererst dem Adam, sodann den Patriarchen und den Prop
in dem Maße, in welchem es ihm gefiel, bis er uns endlich Jesum Chr
wirklich mittheilte. Dieser aber verkündigte und erfüllte das ganze E
gelium in der vollkommensten Weise, was er auch jetzt noch durch d
seiner Kirche geordnete Predigt offenbart und bis an's Ende der Welt
baren wird.

„Zweitens, das Gesetz hält uns die Majestät und Gerechtigkeit G
vor, so wie sie an und für sich ist, und erschreckt und ertödtet uns d
Das Evangelium dagegen hält uns zwar dieselbe Gerechtigkeit in Got
aber so wie dieselbe für uns durch die in Christo geoffenbarte Barmher
versöhnt ist.

„Drittens, das Gesetz befiehlt uns die Gerechtigkeit, welche es vorsc
und welche in vollkommner Befolgung der Gebote besteht, in uns zu
und hält uns darum unser Verderben vor. Das Evangelium dagegen
uns an, wo wir endlich das gewinnen können, was wir sonst nicht l
und wenn wir dasselbe gefunden haben, wie wir es uns anzueignen verm
und darum befreit es uns von dem Fluche des Gesetzes. Endlich prei
das Gesetz selig, wenn wir es vollkommen erfüllt haben; das Evang
dagegen verheißt uns das Heil, wenn wir glauben, d. h. wenn wir dur
Glauben Christum, in welchem viel mehr vorhanden ist, als uns fehl
griffen haben werden. Uebrigens ist es uns nicht allein überaus schwer
dern auch geradezu unmöglich, das Eine und das Andere zu thun, näml
leisten, was das Gesetz befiehlt und durch den Glauben zu ergreifen
uns in Christo dargeboten wird, weshalb wir noch einen vierten Unter
des Gesetzes und Evangeliums hervorheben müssen.

„Dieser vierte Unterschied des Gesetzes und Evangeliums l
darin, daß das Gesetz an und für sich die Wirkung auf uns hat, daß e
unsere Krankheit anzeigt und dieselbe noch verschlimmert, zwar in
Weise durch seine eigene Schuld (denn es ist gut und heilig), sondern vie
darum, daß unsere verderbte Natur, je mehr sie gestraft wird, um so
in Sündenlust aufwallt, wie der Apostel aus seiner eigenen Erfahrun
stätigt. Das Evangelium dagegen hält uns nicht allein ein sicheres
mittel gegen den Fluch des Gesetzes vor, sondern hat auch diese Eigen
lichkeit, daß es immer die Wirksamkeit des heiligen Geistes mit sich b
von welchem wir wiedergeboren und umgewandelt werden, indem e
Glauben als das einzige Mittel zur Ergreifung der dargebotenen Wo
in uns erschafft.

„Doch wollen wir nun ausführlicher von dem Buchstaben und
handeln, worüber Einige die verkehrtesten Meinungen vorgetragen hab

„Ich sage daher nicht, daß das Evangelium der Buchstabe d. l
die todte Lehre sei, inwiefern sie nackt und bloß in der Schrift hingestel

ich sage nicht, daß es in dem besteht, was man thun muß (denn das ist Sache des Gesetzes), sondern in dem, was man glauben muß, daß nämlich das Heil in Jesu Christo den Gläubigen umsonst verheißen werde. Das Evangelium ist daher Geist d. h. jenes starke und wirksame Werkzeug des heiligen Geistes, dessen sich derselbe bedient, um uns die Kraft des Glaubens an den Inhalt des Evangeliums einzupflanzen d. h. die Kraft der Ergreifung des in Jesu in Gnaden gespendeten Heiles, so daß auch das Gesetz selbst, welches uns in uns verdammt, uns in dem durch den Glauben ergriffenen Christus rechtfertigt und selig macht.

„Dies ist auch der Grund, weshalb ich vorher behauptete, das Gesetz und Evangelium wäre nicht in Beziehung auf die Gerechtigkeit selbst, mit der wir bekleidet sein müssen, um von Gott angenommen, um des ewigen Lebens theilhaftig zu werden, von einander verschieden, sondern vielmehr in der Art und Weise der Erlangung der Gerechtigkeit. Denn das Gesetz verlangt dieselbe mit Recht in uns, weil es nicht berücksichtigt, was wir leisten können, sondern was wir leisten müssen, und zwar darum, weil der Mensch durch seine eigene Schuld soweit gekommen ist, daß er nicht mehr genügen kann und deshalb darum, weil er nicht zu genügen vermag, keineswegs für schuldfrei erklärt wird. Hieraus aber folgt, daß uns das Gesetz keineswegs Unrecht thut, nicht einmal dann, wenn es von uns fordert, was zu leisten wir aus eigener Verschuldung unfähig sind.

„Das Evangelium dagegen mildert diese äußerste Strenge des Gesetzes mit dem Honig der Barmherzigkeit, so jedoch, daß der höchsten Gerechtigkeit Gottes nichts entzogen wird. Denn es zeigt uns jenen Bürgen, der nicht nur ausdrücklich Bürgschaft geleistet, sondern auch statt unser Alles, was wir schuldig waren, vollkommen geleistet hat, so daß eben jener strenge Richterspruch des Gesetzes, der uns in uns selbst gänzlich zu Boden warf, in Jesu Christo uns vollkommen wieder aufrichtet und befestigt. Denn da das ewige Leben denen gehört, welche dem Gesetze vollkommen genügt haben, und da Jesus Christus alle Gerechtigkeit zu Gunsten derer erfüllt hat, die ihn durch den Glauben ergreifen würden, so wird es gerade durch die Strenge des Gesetzes selbst begründet, daß diejenigen, welche durch den Glauben mit Christo Eins geworden sind, unmöglich wieder aus dem Heilsbesitz wieder herausfallen können." — —

Von nicht geringer Bedeutung sind die Verdienste, welche sich Beza um die Textkritik, Uebersetzung und Auslegung des Neuen Testamentes erworben hat. Die erste Ausgabe desselben ließ Beza im Jahr 1565 erscheinen. Die darin gegebene Textrecension beruht zunächst auf der damals schon in drei Ausgaben gelieferten und emendirten Stephanischen Textkritik, und die Ver-

bindung, in welcher Beza mit der Familie Stephanus stand, war die nächste Veranlassung zu den hierauf bezüglichen umfassenden Arbeiten desselben. Beza hatte nämlich aus der Bibliothek des alteren Robert Stephanus ein Exemplar des Neuen Testamentes erhalten, dem eine von dessen Sohn Heinrich Stephanus veranstaltete Variantensammlung aus noch mehreren Handschriften beigefügt war, als der Vater in seiner dritten Ausgabe benutzt hatte*). Im Vorwort seiner Ausgabe des Neuen Testamentes von 1565 theilt Beza hierüber selbst mit: „Um diese ganze Arbeit herzustellen, habe ich mit den Anmerkungen eines Valla, Peter Stapulensis, Erasmus auch die gelehrtesten Schriften sowohl der Griechen als der Lateiner, auch der Neueren verglichen, und ich gestehe offen, daß ich von denselben wesentlich unterstützt worden bin, wennschon ich mich weder von Diesen noch von Jenen so abhängig machte, daß ich nicht meinem eignen Urtheil treu geblieben wäre. Zu dem Allen kam noch ein Exemplar aus der Bibliothek unseres Stephanus, welches mit etwa fünfundzwanzig Handschriften und fast allen Druckausgaben von dem Sohne desselben, dem Heinrich Stephanus, welcher die Unverdrossenheit seines Vaters geerbt hatte, auf das Sorgfältigste verglichen war**). Dieses Hülfsmittel gewährte mir vor allen andern in den meisten Fällen die trefflichste Erleichterung, indem ich zuweilen das, was sonst nur auf Conjecturen der Ausleger beruhte, durch die Auctorität irgend einer Handschrift bestätigt fand, während sich mir zugleich andrerseits aus den Andeutungen irgend eines Codex das rechte Verständniß gar mancher Schriftsteller ergab."

So stellte Beza seine erste Textrecension des griechischen Neuen Testamentes her, welche er im Jahre 1565 mit der Vulgata, mit seiner eignen lateinischen Uebersetzung und mit seinen Anmerkungen zum Neuen Testament veröffentlichte. Auf diese erste Ausgabe ließ dann Beza (im Jahre 1582) noch eine zweite folgen, zu deren Bearbeitung er, außer nochmaliger Vergleichung alles bisher schon benutzten Materials, einen von ihm im Kloster des heiligen Irenäus zu Lyon gefundenen und hernach von ihm der Universität Cambridge geschenkten Codex (den Codex C.) und einen andern (jetzt auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris befindlichen) Codex, den er aus Clairmont in Beauvoisis erhalten hatte (daher Codex Claromontanus genannt), sowie die syrische Peschito und theilweise (zur Apostelgeschichte und den Corintherbriefen) eine lateinische Uebertragung der arabischen Version benutzte.

---

*) G. W. Meyer, Geschichte der Schrifterklärung seit Wiederherstellung der Wissenschaften, B. II, S. 72.

**) Meyer vermuthet richtig, daß dieses Manuscript das nachher mehrfach bereicherte Autographum gewesen sein möchte, welches der dritten Stephanischen Ausgabe zu Grunde gelegen hat.

Beza's kritische Arbeiten sind sehr oft in der ungünstigsten Weise beur-
eilt worden. G. W. Meyer z. B. äußert sich über dieselben in seiner „Ge-
hichte der Schrifterklärung seit der Wiederherstellung der Wissenschaften"
B. II, S. 72 — 75): „War gleich Beza durch diese schätzbare Acquisition
er Stephanischen Variantensammlung) in den Stand gesetzt, schon etwas
orzüglicheres zu leisten als sein Vorgänger, da doch sein Apparat mit den
uszügen von etwa zehn Handschriften bereichert war, so sieht man sich doch
uch hier wieder (wie bei Robert Stephanus) zu neuen Klagen über Nach-
issigkeit und Mangel an ächt kritischen Grundsätzen, die von Unerfahren-
eit in einem so intricaten Geschäft zeugen, auf's Vollkommenste berechtigt.
Jenn er scheint so wenig um die wahre Beschaffenheit und den Werth der
andschriften, die in der Stephanischen Collation benutzt waren, bekümmert,
ls um die Würdigung der Stephanischen Ausgabe, die er zum Grunde
gte, besorgt gewesen zu sein *), so wenig die Mängel dieser letzteren gekannt,
ls von der besten Art, denselben abzuhelfen, eine richtige Idee aufgefaßt zu
aben. Er machte also von seinem Vorrath verschiedener Lesarten nur einen
ußerst kärglichen Gebrauch und entfernte sich in seiner ersten Ausgabe nur
ußerst selten vom Stephanischen Text. Und wenngleich er bei der zweiten
ollständigeren Ausgabe sich durch noch mehrere schätzbare Hülfsmittel unter-
ützt sah und wenngleich er unleugbar in jeder Ausgabe immer nachzuhelfen
ichte, so reicht doch dies Alles noch nicht hin, um den Vorwurf einer un-
emeinen Sorglosigkeit und eines durchaus willkürlichen und unkritischen
erfahrens von ihm abzuwälzen. Denn so sehr er auch die neuerlangten
andschriften als schätzbare Hülfsmittel preist, so zieht er doch noch lange
icht ganz von ihnen den Nutzen zur Berichtigung seines Textes, den er da-
on hätte ziehen können. Und man muß sich in der That wundern, daß er
ur gar zu oft in seinem Text eine Lesart beibehält, die er in seiner Ueber-
tzung oder in den Anmerkungen, zum Theil aus guten Gründen, für ver-
ichtig erklärt oder ganz verwirft, und durch eine andere, die sich ihm dar-
eboten hatte, ersetzt. Wie er nun bei Aenderung oder Nichtänderung seines
extes zu wenig ein regelmäßiges Verfahren beobachtete, so verräth sich ein
hnlicher Mangel an bestimmten Grundsätzen nicht weniger in den Aen-
erungen selbst, die er beliebte, und in dem verschiedenen Gebrauch der
uellen, woraus er schöpfte. Denn er mag hier bald die Lesart eines ein-
gen Zeugen, wie etwa allein des Syrers, oder allein der Vulgata, oder
llein irgend einer Handschrift allen andern vorziehen und sich dadurch ohne

*) Nach der eignen Andeutung Beza's ist dieß doch nicht ganz richtig. Denn Beza sagt, was die Sorgfalt, mit welcher er arbeitete, betrifft, im Vorwort seiner Ausgabe des N. Testamentes am Schlusse der oben angezogenen Stelle: In quo tamen hunc modum tenuimus ut admonitione contenti, ex ingenio aut simplici coniectura ne apicem quidem mutaremus.

hinreichende Gründe von andern Ausgaben entfernen; bald einer bloßen Conjectur, die er in den Text aufnimmt, das Ansehen einer Lesart, die durch Zeugen bestätigt wird zugestehen: so verräth sich überall seine regellose Willkür auf gleiche Weise. Dabei darf man es ihm wohl endlich am wenigsten hoch anrechnen, wenn er sich bei Anführung seiner Stephanischen Handschriften oft sehr verworren und unbestimmt ausdrückt, und wenn er die ihm zugekommene so berühmte Handschrift (Codex Cantabrigiensis) und die zweite Handschrift des Stephanus als zwei verschiedene sich wechselseitig bestätigende Zeugen aufführt, da sie doch beide nur für den nämlichen, aber unter verschiedener Benennung zu halten sind."

Allerdings mag so über Beza's neutestamentliche Textkritik vom Standpunkte der Anforderungen aus, welche die neuere Wissenschaft an dieselbe macht, geurtheilt werden. Dabei ist aber zu beachten, daß die Regeln der Textkritik in jener Zeit noch nicht die entfernteste Feststellung erhalten hatten und daß Beza das unbestreitbare Verdienst eignet, die Auffindung derselben zuerst vorbereitet zu haben. Es erklärt sich daher, daß der von Beza festgestellte Text der Stephanischen Ausgaben des Neuen Testaments, späterhin von den berühmten Leidener Buchhändlern, den Elzeviren, in einer Masse neuer Ausgaben verbreitet, bis auf die neuere Zeit als textus receptus in Geltung bleiben konnte*).

Indessen werden jedenfalls Beza's Verdienste um die Textkritik des Neuen Testamentes von den Verdiensten, welche sich derselbe um die Uebersetzung und Auslegung der Schrift erworben hat, überboten. Eine lateinische Uebersetzung des Neuen Testamentes mit erklärenden größeren Anmerkungen gab Beza zuerst im Jahre 1556 heraus. Später nahm derselbe seine größeren Anmerkungen in seine Ausgaben des griechischen Textes auf. Kürzere Anmerkungen oder Randglossen fügte er zu seinen Ausgaben oder Uebersetzungen des Neuen Testamentes seit 1565 hinzu.

Beza's Absicht war es zunächst, durch eine treue Uebertragung des Neuen Testamentes die von ihm als unbrauchbar erkannte Uebersetzung Castalio's zu verdrängen. Er wollte eine Uebertragung des Neuen Testamentes liefern, welche an die überlieferte und Jedermann geläufige Ausdrucksweise der Vulgata sich möglichst anschließend den griechischen Text vollkommen wortgetreu im lateinischen Idiom wiedergebe. In dem Vorwort seiner Ausgabe des Neuen Testamentes von 1565 bemerkt Beza hierüber: „Ich habe mich ganz besonders bemüht, nicht allein von den griechischen Worten, sondern auch von dem seit Alters überlieferten Text so wenig als möglich abzuweichen. Die eigentlichste Bedeutung der Worte habe ich so

*) Schröckh, Kirchengesch. seit der Reform., B. V S. 94 und Tischendorf in Herzogs Realencyclopädie, B. II.

reng festgehalten, daß ich mich auch, so viel es geschehen konnte, synonymer usdrücke enthielt. Die einzelnen griechischen Worte suchte ich überall in rselben Weise auszudrücken, außer wo eine verschiedene Bezeichnung vorlag ier irgend eine eigenthümliche Beziehung in Betracht kam, welche ich auch eistens kurz hervorgehoben habe. Die Hebraismen habe ich sowohl in den nzelnen Ausdrücken als in ganzen Wendungen meistens beibehalten, wobei ir ebensowohl die Commentare der hervorragendsten Gelehrten als der Fleiß id die Gelehrsamkeit einiger meiner Freunde und Collegen von großem Nutzen gewesen ist. Dabei habe ich, um die Hebraismen lateinisch wieder i geben, lieber auf classische Latinität verzichten, als (wie es Sebastian astellio gethan hat) mich auf kühne Wagnisse einlassen wollen. Denn jenes ebräische Idiom scheint, zumal in Dem, was sich auf die Religion bezieht, as Meiste mit einer Kraft und Göttlichkeit auszudrücken, welche in keiner ndern Sprache vollkommen dargestellt zu werden vermag. Wenn daher der eilige Geist, indem er sich der griechischen Sprache bediente, sich derartiger Hebraismen nicht enthielt, und wenn außerdem die gelehrtesten Uebersetzer der Griechen dieselben nicht etwan verwarfen, sondern zur Verzierung ihrer Schriften gebrauchten, so ist, meine ich, kein Grund vorhanden, weshalb mein Verfahren zu tadeln wäre. Da außerdem in der Auffassung jener Hebraismen selbst die gelehrtesten Schriftsteller nicht immer mit einander übereinstimmen, so habe ich es für besser gehalten, dieselben zu lassen wie sie sind, als durch Eine geltend gemachte Auffassung alle anderen ohne Weiteres zu beseitigen."

Zur Ausführung einer solchen Arbeit war allerdings Beza durch seine exacte philologische Bildung befähigt wie wenige Andere und in der That zeichnet sich Beza's Uebersetzung durch Treue, Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks sehr vortheilhaft aus. An vielen Stellen ist die Vulgata durch ihn in der glücklichsten Weise corrigirt; z. B. Röm. 3, 20, wo Beza übersetzt: Propterea ex operibus legis nulla caro iustificabitur, während die Vulgata liest: ex operibus legis non iustificabitur omnis caro; ebenso Ephes. 3, 19 und an vielen andern Stellen. Aber nicht immer vermochte sich Beza von der Vulgata in der nöthigen Weise frei zu machen. So übersetzt derselbe z. B. das ἐφ' ᾧ an der Stelle Röm. 5, 12 nicht nach Erasmus mit propterea quod, sondern nach der Vulgata mit in quo. In einzelnen Stellen dagegen hat Beza die Vulgata ohne Grund verlassen. z. B. Joh. 18, 22 übersetzt derselbe: bacillo caecidit Jesum, während die Vulgata richtiger liest: dedit alapam.

Daß Beza's Uebertragung des Neuen Testamentes von seiner Dogmatik abhängig war, begreift sich natürlich von selbst, und hin und wieder war dieses für Beza's Arbeit von nachweisbarem Nutzen, indem es z. B. ganz richtig war, daß Beza, dem Calvinischen Lehrsystem entsprechend, das griechische μετανοεῖτε nicht mit poenitentiam agite, sondern mit resipiscite

übersetzte. Dagegen war es vom Uebel, daß er, um nur nichts dem Lehrsystem zu vergeben, 1. Tim. 2, 4 übersetzte: qui quosvis (nicht omnes) homines vult servari, und Joh. 1, 12: dedit eis hanc dignitatem, ut filii Dei fierent. Späterhin übersetzte Beza hier: hoc ius, aber ja nicht: hanc protestatem, weil sonst der Synergismus Melanchthons herauskommen würde.

Es erklärt sich hieraus, daß die Urtheile über Beza's Uebersetzung weit auseinandergehen. Während Elias du Pin dieselbe für die beste protestantische Bibelübersetzung erklärt, wußten die Arminianer und Socinianer sie nicht hart genug zu verurtheilen. Curcelläus sagt von Beza, er habe in seiner Uebersetzung die heilige Schrift mit unerträglicher Lizenz verdreht, damit dieselbe nur seinen Privatmeinungen nicht zu widersprechen scheine*), und Neuere urtheilen oft nicht günstiger. Namentlich ist auch G. W. Meyer geneigt, die Mängel der Uebersetzung Beza's sehr stark hervorzuheben, wobei jedoch freilich sein Urtheil schließlich zum entschiedensten Lobe Beza's ausfällt. Meyer erklärt nämlich**): „So billig die Bedingungen waren, die Beza sich selbst vorschrieb, um nur eine treue, nicht eine schöne Uebersetzung zu liefern, so sehr ist es zu bedauern, daß er gar zu oft dieser seiner Vorschrift untreu ward. Nicht genug, daß er ebenfalls bei sehr vielen Stellen ganz ohne Noth von dem Ausdruck der Vulgata abwich, blos, wie es scheint, um zu variiren(!), und daß er wenigstens in etlichen Stellen ebenfalls den kirchlich gewordenen Sprachgebrauch vernachlässigte, welches er an Castalio so bitter rügte. Denn dieß hätte sich sehr wohl rechtfertigen lassen, wenn er sich nicht selbst die möglichste Beibehaltung des Ausdrucks der Vulgata zur Pflicht gemacht hätte. Aber es ist auch sein Mangel an übereinstimmendem Verfahren in seiner ganzen Uebersetzung ebenso bemerklich, als sein Schwanken in Ansehung der zu befolgenden Lesart unverkennbar ist. Bald bestrebt er sich ganz ohne Noth, jeden Ausdruck seines Originals, jedes zusammengesetzte Wort und jede Partikel so buchstäblich als möglich, wenngleich unverständlich, nachzubilden und tadelt vielleicht noch die Vulgata, weil sie nicht treu genug, d. i. hier, nicht buchstäblich genug übersetzte. Bald erlaubt er sich wieder größere Freiheiten, übersetzt erklärend oder umschreibend, ja entfernt sich vielleicht ebensosehr von dem Sinn seines Originals als von der eigentlichen Bedeutung der einzelnen Wörter, und es ist kaum zu leugnen, daß seine Uebersetzung in manchen Stellen zu wenig natürlich, vielmehr sehr gesucht und affectirt ausfällt, wo er glaubt, daß eine gewöhnlichere und natürlichere Uebersetzung zu wenig den Sinn des Originals erschöpft. Er bemüht sich endlich bei mehr als einer Gelegenheit, die eigenthümlichen Meinungen seiner Partei vom unbedingten göttlichen Rathschluß

*) Vergl. La France protestante, s. v. Bèze, S. 276.

**) Gesch. der Schrifterklärung, B. II. S. 299.

d dergleichen in seiner Uebersetzung so viel bestimmter anzudeuten, je
denschaftlicher er für dieselben eingenommen und je verhaßter ihm die
rsion des Castalio geworden war, die bei Stellen dieser Art eine entgegen-
setzte, aber ihm durchaus verdächtige und gefährliche Denkart zu verrathen
ien. Gleichwohl hat diese Uebersetzung in andrer Rücksicht
ieder sehr entschiedene Vorzüge, da sie — diese freilich bedeuten-
n Mängel abgerechnet — in vielen andern Stellen nicht gemeine
prachkenntnisse ihres Verfassers an den Tag legt, sich
elfältig ebensosehr durch Treue als durch Verständlichkeit
iszeichnet und gar oft die Stelle eines Commentars ver-
eten kann."

Im Betreff der Auslegung des Neuen Testamentes bezeichnet Beza (im
orwort seiner Ausgabe desselben) genau, worauf es ihm dabei ankam: „In
n Anmerkungen machte ich es mir zur Aufgabe," sagt Beza, „Alles so zu
läutern, daß Nichts in einer Weise auf Ostentation berechnet zu sein scheinen
llte. Mich daher auf die Auslegung der Worte und Redeformen be-
schränkend, fügte ich Beispiele hinzu, die ich aus den Profanscribenten ent-
hnt hatte, nicht so oft es mir gefiel, sondern so oft ich es für nöthig hielt.
uf die Sachen selbst ging ich dann ein, wenn es mir schien, daß die Ent-
icklung eines Gedankens mit der Auslegung der Worte nothwendig zu
rbinden sei. Unter den Alten habe ich den Origenes scharf getadelt,
m ich so wenig mit Erasmus allen andern Kirchenvätern vorziehen kann,
ß ich im Gegentheil offen gestehe, niemals einen unreineren Schrift-
eller gefunden zu haben. Unter den Neueren habe ich den Castellio an ein-
lnen Stellen mitgenommen, weil mir seine Verwegenheit ganz unerträglich
rkam."

Die (übrigens sehr zahlreichen) Anmerkungen Beza's zum Neuen Testa-
ente enthalten daher nicht sowohl eine erläuternde Reproduction des ge-
mmten Schriftinhaltes als vielmehr eine Beleuchtung und Erklärung der
zelnen Worte und Redewendungen; und dabei hat Beza viel Vortreffliches
leistet, weshalb selbst G. W. Meyer (II., S. 476) gesteht: „Freilich ent-
lten seine kurzen aber gedrängten Anmerkungen, die sich mehr auf das
nzelne erstrecken, als ein Licht über das Ganze verbreiten, mehrere glück-
he Versuche, bald durch gute Anwendung einer mannigfaltigen Sprach-
nntniß, bald durch Vergleichung der alten Uebersetzungen, den biblischen
prachgebrauch gehörig aufzuklären, wie dies besonders Joh. 1, 1 der Fall
. Auch fehlt es nicht ganz an einzelnen Stellen, die er auf seine eigene
eise recht gut aufgefaßt hat, wie Joh. 1, 15; 1 Kor. 11, 10; 2 Kor.
, 7." Aber von Einem Hauptfehler ist Beza als Exeget nicht frei zu
rechen: Durchweg liefert ihm nämlich die Dogmatik, welche für ihn ein
r allemal feststand, die entscheidenden exegetischen Kriterien, was sich nicht
os darin zeigt, daß er überall, wo es nur möglich war, zur Auslegung

der Schriftworte seine prädestinatianischen Sätze herbeizieht, sondern auch i vielen anderen Punkten hervortritt *).

Literargeschichtlich kommt verhältnißmäßig am wenigsten diejeni Wirksamkeit, welche Beza als Kanzelredner ausübte, in Betracht. Allerding gehörten Beza's Predigten zu den wesentlichsten Impulsen, welche auf d Leben Genfs einwirkten. Denn Beza predigte unablässig, oft Tag für Ta und die Lebendigkeit und Eindringlichkeit seiner Vorträge, sowie das eminen Ansehen seiner Person schaarte nicht blos die Bewohner der Stadt um sei Kanzel, sondern führte ihm oft auch weither Zuhörer von Distincti zu, welche ganz besonders zu dem Zweck nach Genf kamen, um die Predigt des gefeierten Kirchenlehrers zu hören. Aber nur sehr wenige seiner Predigt sind gedruckt, und unter diesen können nur die im Jahr 1591 über die L densgeschichte Christi gehaltenen Kanzelreden (die Beza im folgenden Jah veröffentlichte) ein besonderes Interesse erwecken. Beza hielt nämlich die Predigten während des für Genf so gefährlichen Krieges, den diese Stad drei Jahre lang (1590—1592) gegen Savoyen führte. Die Predigten tra gen daher durchweg das Gepräge der politisch so erregten Zeit, in welcher Beza, ein zweiundsiebenzigjähriger Greis mit dem Feuer der Jugend und mit dem gereiften Urtheil des höheren Alters zur Wahrung der theuren Güter dieser Mutterstadt des Protestantismus ermahnte und die Fragen, von denen alle beschäftigt waren, so wie es das Evangelium forderte, beantworten lehrte.

Eine eigentliche homiletische Meisterschaft besaß Beza nicht. Wenigstens lassen die handschriftlich vorhandenen Predigten desselben allerlei Extravaganzen, Plattheiten und sonstige Mängel erkennen, die vielleicht aus der Flüchtigkeit und Uebereilung, mit welcher Beza dieselben im Drange der Geschäfte niederschrieb, zu erklären sind, die es aber jedenfalls unmöglich machen, Beza's Predigten als mustergültig zu bezeichnen **).

*) Zur Stelle 1 Tim. 3, 16 bemerkt Beza kurzer Hand: Non mirum, locum hunc foede fuisse a diabolo depravatum; — non dubium, Dei nomen sublatum fuisse ab iis, qui vel divinitatem Christi vel utriusque naturae unionem iam inde ab ipso conceptionis momento negabant.

**) Ausführlichere Mittheilungen über die Predigtweise Beza's s. bei Sayous, S. 288—315.



§ 2.

Beza's Schriften.

1548.

I. Theodori Bezae, Vezelii, Poemata, Lutetiae, ex officina Conradi Badii, sub praelo Ascensiano e regione gymnasii. Barbatae 1548, 8. Bald darauf erschien ein Nachdruck (Theodori Bezae, Vezelii, Poemata juvenilia) in 16. ohne Angabe des Orts und des Jahres und ohne Beza's Genehmigung. Eine zweite Ausgabe besorgte Beza im J. 1569. Unter den späteren Ausgaben gilt die von 1599 in 16. als die vollständigste und correcteste. Oft erwähnt wird die von dem Baron Wenzeslaus Merkovski von Zastrissel (der sich von Beza alle lateinischen Poesien desselben zur Veranstaltung einer vollständigen Ausgabe hatte anvertrauen lassen) veröffentlichte Edition: Theodori Bezae Vezelii Poemata varia, Sylvae, Elegiae, Epitaphia, Epigrammata, Icones, Emblemata, Cato Censorius, Abrahamus sacrificans, omnia ab ipso Auctore in unum corpus collecta et recognita, 4. apud Henricum Stephanum 1597. Der letzte Abdruck dieser Gedichte, insgemein Iuvenilia genannt, erschien, so viel bekannt ist, im J. 1757 unter dem Titel „F. B. Poemata". — Auf einer mir vorliegenden Lyoner Ausgabe, welcher das Datum fehlt, lautet der Titel vollständig: Poemata Theodori Bezae Vezelii, quibus continentur sylvae, epitaphia, icones, epigrammata: quae iuvenis adhuc ingenii exercitandi gratiâ conscripsit et divulgari passus est. Nunc denuo recusa. — Lugduni. — (Mit Beza's Dedication an Volmar 118 SS. in 16.)*).

*) Um wenigstens nur Eine Probe von Beza's lateinischen Dichtungen zu geben, theilen wir eins der am meisten besprochenen Gedichte mit:

Theodorus de sua in Candidam et Audebertum benevolentia.

Abest Candida; Beza, quid moraris?
Audebertus abest, quid hic moraris?
Tenent Parisii tuos amores,
Habent Aurelii tuos lepores,
Et tu Vezeliis manere pergis,
Procul Candidulaque amoribusque
Et leporibus, Audebertuloque?
  Immo Vezelii procul valete,
Et vale, pater, et valete, fratres,
Namque Vezeliis carere possum,
Et carere parente, et his et illis,
At non Candidulâ Audebertuloque?
  Sed utrum, ro[illegible]eferam duorum?
Utrum invisere [illegible] priorem?
An quenquam tibi, [illegible]ida, anteponam?
An quenquam anteferam tibi, Audeberte

1549.

II. Brevis et utilis Zoographia Joannis Cochlaei, Theodoro Beza Vezelio authore (s. l.) 1549 mense Augusto in 8. (Abgedruckt bei Baum I. S. 357—363.) Beza empfiehlt es hier Geßnern, diesen Papisten in seiner Zoologie unter die seltsamsten Ungeheuer zu classifiziren.

1550.

III. Abraham sacrifiant, tragédie française. Gen., Conrad Badius, 1550, in 8. — Neue Ausgaben unter dem Titel: Le sacrifice d'Abraham, tragédie françoise, séparée en trois pauses, à la façon des actes de comédies, avec des choeurs, un prologue et un épilogue. Paris, H. Estienne, 1552 in 8., später Brunet (Paris) 1553. Neu aufgelegt unter dem ersteren Titel: (Gen.) J. Crespin, 1561 in 8. Middelburg, 1701 in 8. In englischer Uebersetzung London, 1577 in 8., in lateinischer Uebertragung von Jacob Bruno zu Amsterdam, sowie von J. Jacomot, unter dem Titel: Abrahamus sacrificans, tragoedia latine a Joann. Jacomoto Barrensi conversa (mit dem Poemata 2c. gedruckt Gen., 1597 in 4. mit dem Gesammttitel: Poemata varia, sylvae, elegiae, epitaphia, epigrammata, icones, emblemata, Cato Censorius, Abrahamus sacrificans, omnia ab ipso auctore in unum corpus redacta.) H. Stephan. in 4.

In der France protestante s. v. Bèze, wird noch bemerkt (IV, S. 274): La Bibl. du Théâtre français cite, en outre, une édition in — 12 de Lyon, sans date ni nom d'auteur, dont elle donne ainsi le titre: Tragédie françaisedu sacrifice d'Abraham, necessaire à tous chrestiens pour trouver consolation au temps de tribulation et d'adversité. L'auteur de cet estimable recueil renvoie pour l'analyse de cette pièce, quil attribue à Bèze, à celle qu'il a donnée un peu plus haut du Sacrifice d'Abraham à huit per-

---

Quid si me in geminas secem ipse partes,
Harum ut altera Candidam revisat,
Currat altera versus Audebertum?
At est Candida sic avara, novi,
Ut totum cupiat tenere Bezam;
Sic Bezae est cupidus sui Audebertus,
Bezâ ut gestiat integro potiri.
Amplector quoque sic et hunc et illam,
Ut totus cupiam videre utrumque,
Integrisque frui integer duobus.
Praeferre attamen alterum necesse est,
O duram nimium necessitatem!
Sed postquam tamen alterum necesse est,
Priores tibi defero, Audeberte;
Quod si Candida forte conqueratur,
Quid tum? basi[illegible]bit imo!

Der Dichter führt also hier in [illegible]leichten, launigen Weise den Gedanken aus, daß die Liebe zwar süß, [illegible]er die Freundschaft ernster, werthvoller und derselben vorzuziehen ist.

nages, nouvellement corrigé et augm., et joué devant l'hostel de ndres à Paris, et depuis à Lyon l'an 1539. Hiernach ist es selbst-ständlich, daß diese Tragödie mit der von Beza im J. 1550 gedichteten t identisch sein kann, und daß die erstere überhaupt irrthümlich unserem a beigelegt wird. Uebrigens fährt der Verfasser fort: Nous regret-s, que le désordre, qui regne dans notre Bibl. nationale, où les es rares, bien que portés sur le catalogue, se retrouvent difficile-it, ne nous permette pas d'éclaircir cette difficulté.

1553.

IV. Epistola magistri Benedicti Passavantii, 1553; später öfters der herausgegeben, z. B. in der Ausgabe der Epistolae virorum ob-rorum, Londini 1710, 12.

Um eine Probe von der macaronischen Sprache und dem Stil zu en, in welchem diese auf den Präsidenten Lizet verfaßte „belle drô-ie" (wie Florimond de Raemond diese Satire nennt) geschrieben ist, len wir mit das darin enthaltne:

Epitaphe de messire Pierre Lizet, preux et vaillant champion.

Hercule desconfit jadis
Serpens, géans et autres bestes,
Roland, Olivier, Amadis
Feirent voler lances et testes.
Mais n'en déplaise à leurs conquestes,
Lizet, tout sot et ignorant,
A plus fait que le demourant
Des preux de nations quelconques.
Car il fait mourir en mourant
La plus grande beste qui fut oncques.

1554.

V. De haereticis a civili magistratu puniendis, ad-rsus Martini Bellii farraginem et novorum academicorum sectam. iva Roberti Stephani, 1554, 8.; zweite Ausg. 1592.; französisch von icol. Colladon, Genf, 1560, 8. In den Tract. theol. Tom. I. S. —169.

1555.

VI. Summa totius Christianismi sive descriptio et stributio causarum salutis electorum et exitii reprobatorum ex ris literis collecta. 1555. — In den Tract. theol. I. p. 170—205. e Briève exposition de la table ou figure contenant les principaux ints de la religion chrétienne, welche in der France protestante irr-mlich in das Jahr 1560 verlegt wird, ist mit der Summa etc. identisch.

1556.

VII. De theologo s. de ratione studii theologici LL. IV. gent. 1556.

VIII. Annotationes in Novum Testamentum, Paris 6. fol., späterhin öfters (Zürich [illegible]; Genf, 1565, 1582, 1588, 1598, 2) wieder herausgegeben.

IX. Novum Testamentum Domini nostri Jesu Christi latine iam olim e veteri interprete, nunc denuo a Th. Beza versum, cum eiusdem annotationibus, in quibus ratio interpretationis redditur. Genevae, Oliva Rob. Stephani, 1556, fol., Lond. 1579. 1587, Amsteld. 1624, 24.

X. Setanteneuf pseaulmes mis en rithme francoise, quarante-neuf, par Clement Marot, avec le cantique de Siméon et lex dix commandemens. Gen., Simon du Bosc, 1556 in 24. Schon im J. 1553 hatte Beza ein Fragment einer von ihm angefertigten Psalmenübersetzung edirt; aber erst im J. 1560 erschien der ganze Psalter französisch unter dem Titel: Pseaumes de David mis en rhythme francoise par Clement Marot et Théodore de Bèze, avec nouv. et facile methode pour chanter chacun couplet. Par Pierre Dauantis, dit Antesignanus, qui y a ajouté une préface datée de Gen. 18. Septb. 1560. Ein neuer Abdruck dieser Ausgabe erschien 1563 zu Lyon bei Antoine Vincent mit einem Geschichtskalender in 8. Eine andere Ausgabe von demselben Jahre (bei Jean de Tournes zu Lyon) war mit einem königlichen Privilegium ausgestattet.

1557.

XI. Confessio fidei doctrinaeque de coena Domini exhibita illustrissimo principi Wirtembergensi. 1557. Abgedruckt bei Baum I. 405.

XII. Confessio doctrinae ecclesiarum Gallicarum exhibita theologis Augustanae confessionis in colloquio Wormatiensi. Abgedruckt bei Baum, I, 409.

1558.

XIII. Ad sycophantarum quorundam calumnias, quibus unicum salutis nostrae fundamentum i. e. aeternam praedestinationem evertere nituntur, responsio Theodori Bezae Vezelii. (Threnorum 3: Quis est, qui dixit: fuit hoc at Dominus non praecipit? Ex ore domini non proficiscuntur prospera et adversa.) — Excudebat Conradus Badius 1558. Genevae, in 8. — (gegen Castellio gerichtet.)

1559.

XIV. De coena Domini plana et perspicua tractatio, in qua Joachimi Westphali calumniae postremum editae refelluntur. Theodoro Beza auctore. Oliva Roberti Stephani, 1559 in 8. In den Tract. theol. I. p. 211—258.

1560.

XV. Confessio christianae fidei et eiusdem collatio cum papisticis haeresibus. Gen. 1560 in 8. — Ursprünglich hatte Beza diese Schrift, in französischer Sprache ausgearbeitet und mit einer an seinen Lehrer Melchior Volmar gerichteten Dedication veröffentlicht. Aber die erste Ausgabe dieser französischen Bearbeitung scheint verschwunden zu sein. Die zweite Ausgabe derselben führt den Titel: Confession de la foy chrestienne, contenant la confirmation

d'icelle et la refutation des superstitions contraires; avec un abrégé d'icelle. Genève. Conrad Badius, 1559 in 24. Spätere Ausgaben erschienen 1564 in 16., und in englischer Uebersetzung London 1563 und 1585 in 16. Auf vielseitig geäußertes Verlangen fertigte Beza die im J. 1560 erschienene lateinische Bearbeitung der Bekenntnißschrift an, welche ebenfalls an Wolmar dedizirt ist und worin einzelne Punkte eingehender erläutert wurden. In den Tract. theol. ist dieses Bekenntniß Tom. I. p. 1—80 abgedruckt. „Welchen Anklang diese Schrift Beza's gefunden habe und wie wohlthätig dieselbe für alle die Unentschiedenen 2c. gewesen sei, beurkundet schon der Umstand, daß im dritten Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, nebst den nicht minder zahlreichen lateinischen, schon die sechste französische Auflage allein in Genf, und gleichzeitig mit dem ersten Druck auch die italienische Uebersetzung von Francesco Cattani, einem aus Italien vertriebenen Flüchtling erschien. Ueber hundert Jahre noch war dieses Werk Beza's so verbreitet und wirksam, daß der Erzbischof von Paris dasselbe im Jahre der Aufhebung des Ediktes von Nantes in einem besonderen Rundschreiben verdammte*)."

Das Bekenntniß handelt in sechs Kapiteln von der Trinität, von der Person des Vaters, von Jesu Christo, vom heiligen Geiste, von der Kirche und vom jüngsten Gericht, worauf noch ein siebentes Kapitel mit einer „kurzen Antithesis des Papstthums und des Christenthums" folgt. Jedes Kapitel zerfällt in zahlreiche Unterabtheilungen. Das Ganze enthält eine meisterhaft ausgearbeitete Darstellung aller wesentlichen Sätze des reformirten Lehrsystems**).

In den Tract. theol. folgt auf diese Confessio von S. 80—84

Altera brevis fidei confessio et eiusdem cum superiore argumenti

aus 34 kurzen Abschnitten bestehend.

1561.

XVI. Κρεωφαγία sive Cyclops, Ὄνος συλλογιζόμενος sive Sophista. Dialogi duo de vera communicatione corporis et sanguinis Domini, adversus Tilemanni Heshusii commenta. Genev. 1561 in 8. Tract. theol. I. p. 259—336.

XVII. Abstersio calumniarum, quibus Calvinus aspersus est ab Heshusio. Genev. 1561 in 8. Abgedruckt in Tract. theol. I.

XVIII. Les harangues de Bèze faites au colloque de Poissy, 1561, in 8. — Sermon fait au colloque de Poissy, Genève, 1561, 8. — Ce qui a été proposé au colloque de Poissy par Th. de Bèze, Genève, 1561, 8.

1562.

XIX. Oraison exhortatoire fait et prononcée en latin (5. Juni 1559) par devant les sieurs syndics et conseil

*) Baum, II. S. 83.

**) Daher wäre die Veröffentlichung einer wortgetreuen Uebersetzung dieser hochwichtigen Schrift dringend zu wünschen.

de Genève, lors de l'élection du recteur des écoles, trad. en franc. et impr. avec les ordonnances ecclésiastiques de l'église de Genève, 1562.

XX. Formulaire de Confession de foi que les escoliers auront à faire souscrire entre les mains du recteur de l'académie de Genève. Genève, Artus Chauvin, 1562, 4.

1563.

XXI. Vie de I. Calvin, 1563 (1564?). 8. In englischer Uebers. London 1564, 8.; in lateinischer Uebers. 1565 erschienen, und Eingangs des Commentars Calvins zum Buch Josua sowie in den tract. theol. II. abgedruckt. Eine deutsche Uebers. erschien im J. 1565 unter dem Titel: Historia vom leben vnd Christlichen Abschied auf dieser Welt, des Ehrwirdigen Herrn Johannis Caluini, zur vorrede auf seine, nach seinem Thod außgangene außlegung vber das Buch Josua, kurtzlich beschriebene durch Theodorum von Beza, und jetz, newlich auß dem Frantzösischen ins Teutsch verdolmetschet. Gedruckt in der Churf. Statt Heydelberg, durch Michael Schirat. 1565. 4.

XXII. Ad Franc. Balduini Ecebolii apostatae convicia responsio. Genev. 1563. 8. — Mit einem Vorwort Calvins. In den Tract. theol. II, p. 201—234 abgedruckt.

XXIII. Responsio ad defensiones et reprehensiones S. Castellionis, quibus suam Novi Test. interpretationem defendere adv. Bezam et eius versionem vicisim reprehendere conatus est. In hoc libello multi N. T. loci accuratissime excutiuntur, quorum indicem adiecimus. 1563. Excud. Henr. Stephanus. — Diese Schrift, welche zunächst an das geistliche Ministerium zu Basel gerichtet ist, weil Castellio von diesem die Erlaubniß zur Herausgabe seiner defensiones erhalten hatte, ist mehreren folgenden Ausgaben von Beza's griechisch-lateinischem Neuen Testament beigefügt worden.

1565.

XXIV. Jesu Christi D. N. Novum testamentum sive novum foedus, cuius graeco textui respondent interpretationes duae, una, vetus: altera, nova, Theodori Bezae, diligenter ab eo recognita. Eiusdem Th. Bezae annotationes, quas itidem in hac secunda editione recognovit et accessione non parva locupletavit. Indices etiam duo, theologis (praesertim Hebraicae, Graecae et Latinae linguae studiosis) multum profuturi adiecti sunt. — Anno 1565. Henr. Stephanus. — Das an die Königin Elisabeth von England gerichtete Dedicationsvorwort ist vom 19. Decbr. 1564 datirt. Der griechische Text, die Uebers. Beza's und sodann die Vulgata sind in drei Columnen nebeneinander gestellt, unter denen sich die Anmerkungen befinden. — Diese sogenannte „zweite Ausgabe des N. Testamentes" (mit Beziehung auf die schon früher erschienene lateinische Uebersetzung des Herausgebers, die 1556 allein, 1559 mit dem Stephanischen Text veröffentlicht war) erschien in neuer Auflage 1571. Eine zweite Bearbeitung seiner Ausgabe des N. Testamentes veröffentlichte Beza im J. 1582, jedoch mit der

auf dem Titel angegebenen Bezeichnung „tertia editio." Die geschätzteste Ausgabe derselben ist die holländische von 1633 in 12.

XXV. Responsio ad argumenta Joh. Brentii pro omni praesentia corporis Christi, qua Nestorii et Eutychetis haeresis perspicue explicantur. Genev., J. Crespin. 1565, 8.

XXVI. Epistolarum theologicarum Theodori Bezae Vezelii liber unus. 1565. 8. Zweite Ausgabe Genev. Eustathius Vignon, 1575. 8. 1773. 8. Abgedruckt in den Tract. theol. III.

XXVII. Tractatus tres de rebus gravissimis scripti: unus de unitate essentiae divinae et tribus in ea subsistentibus personis ad Arianos ὁμοουσίους; alter de hypostatica duarum in Christo naturarum unione, adv. Dr. Jacobi Andreae assertionem; tertius de sacramentali corporis et sanguinis Christi cum sacris symbolis coniunctione, adv. M. Flacii Illyrici falsissimas demonstrationes, Genev. 1565, 8. Abgedruckt in Tract. theol. I. u. II.

XXVIII. Disceptatio placida et christiana cum D. J. Pappo de hypostatica duarum in Christo naturarum, unione et eius effectu. 1565 u. 1572. Abgedruckt in Tract. theol. III.

1566.

XXIX. De communicatione et vivifica virtute carnis Christi perpetua Cyrilli sententia ex eiusdem et aliorum Patrum scriptis explicata, um 1566, fol. unter dem pseudonymen Namen Christ. Hessiander. Wiederaufgelegt zu Heidelberg, 1574 in 12.

XXX. De pace christianarum ecclesiarum constituenda consilium ad Sacram Caesaream Maiestatem et Romani Imperii Status Augustae congregatos. 1566. Diese Schrift Beza's ist an Kaiser Maximilian II. gerichtet. Daß dieselbe nicht in das Jahr 1550 (wie Schlosser meint), sondern in das Jahr 1566 zu setzen ist, siehe bei Baum I, S. 138. — In den Tract. theol. II, p. 110—121 abgedruckt.

XXXI. Epistolae ad Marnixium, 1566, 8.

1567.

XXXII. De Valentini Gentilis perfidia et iusto supplicio, Genev. 1567, 4.

XXXIII. Theses de Deo, essentiâ uno, personis trino, Genev. 1567, 8.; vielleicht identisch mit der in den Tract. theol. I, p. 651—653 befindlichen Schrift: Theses seu axiomata de trinitate personarum et essentiae unitate. Ex Th. Bezae praelectionibus.

XXXIV. Apologia ad libellum Sorbonici theologastri F. Claudii de Xaintes, cui titulum fecit „Examen Calvinianae et Bezanae doctrinae de coena Domini", 1567, 8. — Secunda Apologia, Genev. 1567, 8. — Tertia sub titulo: Responsio ad repetitionem primam Claudii de Xaintes de eucharistiae controversiis, Genev. 1577, 8. — Alle drei Apologien finden sich abgedruckt in den Tract. theol.

XXXV. Tractatio de polygamia, in qua et Ochini apostatae

pro polygamia et Montanistarum ac aliorum adversus repetitas nuptia argumenta refutantur: addito veterum canonum et quarundam civiliu legum ad normam Verbi divini examine. Ex Th. Bezae Vezel praelectionibus in priorem ad Corinthios epistolam. Genev. 156 1591. 8. — In den tract. theol. II, p. 1—49.

XXXVI. Tractatio de repudiis et divortiis, in qu pleraeque de causis matrimonialibus (quas vocant) incidentes contr versiae ex verbo Dei deciduntur. Additur Juris civilis Romanoru et veterum his de rebus canonum examen ad eiusdem Verbi Dei aequitatis normam. Ex Th. Bezae Vez. praelectionibus in priorem Corinthios epistolam. Genev. apud haeredis Eustath. Vignon, 1591. 8.*)

1570.

XXXVII. Quaestionum et responsionum christiana rum libellus, in quo praecipua christianae religionis capita Ka 'επιτομήν proponuntur. Mit einem Dedicationsvorwort ornatissim viro, eruditione et virtute praestanti, Domino Jo. C. P. Domino e amico plurimum observando Th. Beza S. P. D. — Genevae, Idibu Februarii anno novissimi temporis M. D. LXX. Abgedruckt in de Tract. theol. I. p. 654—688. Im folgenden Jahre, 1571, erschien zu London eine englische Uebersetzung der Schrift. Im Jahre 1576 kam noch hinzu Quaestionem et responsionum pars altera, quae est de sacramentis (auch Lond. 1577). Auf den im J. 1570 erschienenen Theil diese Quaestiones et responsiones folgt schon in den Tract. theol. von 157 unmittelbar ein Catechismus compendiarius (p. 689—694). — Im Jahre 1580 wurde sodann das Ganze zusammen veröffentlicht unter den Titel: Quaestionum et responsionum christianarum libellus, in qu praecipua religionis dogmata compendiose tractantur, seu Catechismus compendiarius, Genev. 1580, 8. 1584, 8. französisch 1584, 8**). — In katechetischer Form enthält diese Schrift eine sehr genaue und überau instructive Darlegung des ganzen reformirten Lehrsystems. Nächst de Confessio ist sie die vollständigste dogmatische Lehrschrift Beza's.

1572.

XXXVIII. S. Athanasii dialogi V. de S. Trinitate S. Basilii lib. IV, adv. impium Eunomium; Anastasii Theopolitani patriarchae, et Cyrilli Alexandrini expli catio compendiaria othodoxae fidei, omnia graece et latin ex interpretatione Th. Bezae. Genev. 1572 in 8.***)

XXXIX. Defensio in Nicol. Selnecceri responsio nem, Genev. 1572, 8. — Responsio ad N. Selneccerum e Jenensium theologorum calumnias, Genev. 1572, 8.

*) In den tract. theol. II, p. 1—49.

**) Hiernach sind die unsichern Angaben der France protestante (S. 2 Nr. LVIII) festzustellen.

***) Diese Schrift erwähne ich darum hier, weil sie in dem (im Ganz chronologisch geordneten Schriftenverzeichniß der tractat. theol. Beza's diefer Stelle genannt wird. Ueber die erste Veröffentlichung der Schr läßt sich nichts Sicheres angeben.

XL. Pro corporis Christi veritate adv. ubiquitatis ommentum et G. Holderi convitia, responsio, Genev. 72 und 1581 in 8. Abgedruckt in den tract. theol. III.

XLI. De veris et visibilibus ecclesiae catholicae otis tractatio, Genev. 1572 in 8., französisch zu La Rochelle, 92, 8. und englisch 1592, 16.

1573.

XLII. Apologia ad N. Selneccer Κοκκυσμούς Genev. 73, 8.

1575.

XLIII. Nathanaëlis Nezechii homiliae duae de neotio sacramentario, Theopoli, 1575, 8. Nach Barbier erschien ese pseudonym herausgegebene Schrift schon 1574. Jedenfalls ist dieselbe it der in den tract. theol. III abgedruckten Abhandlung Adv. sacramenriorum errorem pro vera Christi praesentia in coena Domini identisch.

XLIV. Ad putidas quasdam Jac. Andreae calumnias esponsio, in den tract. theol. III.

1576.

XLV. Theodori, presbyteri Rhaetensis, libellus dv. haereses, quibus iam olim hypostatica duarum in hristo naturarum unio oppugnata est, graece editus et lane factus; adiuncta est earundem haereseon collatio, Genev. 1576, 4. bgedruckt in den Tract. theol. III. p. 390—402.

XLVI. Quaestionum et responsionum pars altera, uae est de sacramentis, 1576, 8.; London 1577, 8.

1577.

XLVII. Lex Dei moralis, ceremonialis et politica, x libris Mosis excerpta et in certas classes distributa, Basileae, 77, fol.

1578.

XLVIII. Apologia ad acta conventus quindecim eologorum Torgae habiti, 1578, in den Tract. theol. III.

XLIX. De peste quaestiones duae explicatae: una, ne contagiosa, altera, an et quatenus sit Christianis per secessiom vitanda? Genev. 1578, 8. (nach Sénebier 1579 in 12., nach dem talog der Londoner Bibl. 1580), englisch London 1580, 8.; später wier aufgelegt unter dem Titel: De pestis contagio et fugâ dissertatio m A. Riveti eiusdem argumenti epistolâ, Lugd. Bat. 1636, 12. und Variorum tractatus theologici de peste, Lugd. Bat. 1655, 12.

L. Responsiones ad repetitas Andreae et Selnecri calumnias, Genev. 1578.

1579.

LI. Psalmorum Davidis et aliorum prophetarum b. V, argumentis et latina paraphrasi illustrati ac

etiam vario carminum genere latine expressi, Genev. 1579. 1580. und später öfters herausgegeben. — Diese Ausgabe wird „die zweite" genannt, weil Beza schon vorher dreißig Psalmen in lateinischer Uebersetzung in den Juvenilia von 1576 edirt hatte.

1580.

LII. De germana pronuntiatione linguae graecae. 1580, 8.

LIII. Icones seu verae imagines virorum illustrium doctrinâ simul et pietate, quorum praecipue ministerio partim bonarum literarum Studia sunt restituta, partim vera religio in variis orbis christiani regionibus nostrâ patrumque memoriâ fuit instaurata, additis eorundem vitae et operum descriptionibus, quibus adiectae sunt nonnullae picturae, quas emblemata uocant; Genev. 1580. 4.; französisch par Simon Goulard, Genève, Jean de Laon 1581, 4. — Vierundvierzig Holzschnitte von Reformatoren, Kirchenlehrern und Märtyrern aller evangelischen Lande mit kurzen biographischen Notizen und Lobpreisungen in Versen. Die (sehr selten gewordne Schrift) ist dem König Jacob VI. von Schottland gewidmet.

LIV. De coena Domini, adv. Jodoci Harchii Montensis dogmata responsio, Genev. 1580, 8. Abgedruckt in den Tract. theol. III, p. 148—186.

LV. Quaestionum et responsionum christianarum libellus etc. — (Siehe oben Nr. XXXVII.)

1582.

LVI. Theses de iustificatione, 1582, 8.

LVII. Factum dressé par Théodore de Bèze, concernant les droits de la ville de Genève contre les prétentions du duc de Savoie, envoyé au sieur de Hautefort, ambassadeur du Roi en Suisse, 1582.

LVIII. De praedestinationis doctrina et vero usu tractatio absolutissima. Abgedruckt in tract. theol. III.

1584.

LIX. De francicae linguae recta pronuntiatione Genev. 1584. 8.

Die France protestante bemerkt in Betreff dieses Schriftchens: „Dasselbe ist das seltenste und am wenigsten bekannte seiner Werke. Beza schrieb diese kleine Abhandlung für den Gebrauch einiger deutschen Herren, welche sein Haus besuchten. Wir ersehen daraus, daß schon um jene Zeit trotz der Bizarrerie unsrer alten Rechtschreibung die Regeln der guten Aussprache beinahe schon dieselben waren wie heut zu Tage. Eine vielleicht übertriebene Rücksicht auf die gute Aussprache veranlaßte es nur, daß man die quieszirenden Buchstaben, welche der Gebrauch allmählich hat verschwinden lassen, beibehielt. Außerdem bemerken wir, daß durch einen sehr bedauerlichen Mißbrauch der so volltönende Laut oi schon damals sich zu verschlechtern begann. Beza sagt: Quelques-uns, évitant le son plus plein et plus étendu de cette diphthongue o i élident l'o, et ne prononcent que la diphthongue ai, c'est-à-dire, l'è ouvert, comme font

les Normands, qui pour foi, fides, écrivent et prononcent fai, et le peuple de Paris parlet, allet pour parloit, alloit etc.

LX. Canticum canticorum Salomonis latinis versibus expressum, Genev. 1584, 8.

LXI. Apologia de iustificatione per unius Christi vera fide adprehensi iustitiam gratis imputatam, Genev. 1584, 8. 1592, 8.; französisch unter dem Titel: Response pour la iustification par la foi, contre Antoine de l'Escaille, Genève, 1592, 8.

LXII. Responsio ad quaestionum et responsionum Danielis Hoffmanni in gravissima de coena Domini controversia partem primam, Genev. Eustath. Vignon 1584, 8; — Responsionis altera pars, Genev. 1585.

1585.

LXIII. Defensio ad Genebrardi accusationem, Gen. 1585, 8.; französisch 1587.

1586.

LXIV. Theses theologicae in schola Genevensi ab aliquot sacrarum literarum studiosis sub Th. Beza et Ant. Fayo propositae et disputatae, in quibus methodica locorum communium S. S. Theologiae epitome continetur. Genev. Eustath. Vignon 1586, 4.

LXV. Conspicillum ad demonstrationes Hofmanni ad oculum, Genev. 1586, 8.

LXVI. Sermons sur les trois premiers chapitres du cantique des cantiques, 1586, Genève 8., lateinisch Gen. 1587, 8.

LXVII. Responses de Bèze à 37 demandes du jésuite Hay, 1586, 8.

1587.

LXVIII. De vera pronuntiatione graecae et latinae linguae; Genev. Henr. Steph. 1587. (im Catalog der Leidener Bibliothek citirt.)

LXIX. Jobus commentario et paraphrasi illustratus, Genev. 1587, 4. 1589, 4.

LXX. Adacta concilii Montisbelgardensis Tubingae edita Theodori Bezae responsionis pars I. (Genev. 1587, Heidelb. 1588, 4.), pars II. (Genev. 1588, 4.); deutsch unter dem Titel: „Theodori Bezae Gründlicher Gegenbericht, auff die zu Tübingen außgangene Schrifften, deß Mümpelgartischen Gesprächs halben, welches im 1586. Jahr zwischen den Hochgelehrten Dr. Jacobo Andreae, Probst vnd Cantzlern der hohen Schul zu Tübingen und Dr. Theodoro Beza, Professorn und Pastorn der Kirchen zu Genf gehalten worden ꝛc. Basel, durch Conrad Waldkirch, 1588." — Vgl. außerdem oben S. 289.

1588.

LXXI. Commentarius et paraphrasis in Ecclesiasten, Salomonis, Genev. 1588, 4.; 1598, 24., englisch Cambridge 1600, 8.; deutsch Anneberg, 1599, 12.

1590.

LXXII. Tractatus pius et moderatus de vera excommunicatione et christiano presbyterio, Genev. 1590, 4. Lond. 1590, 12.

1591.

LXXIII. Cato Censorius, Genev. 1591, 8., mit den Poemata abgedruckt 1597, 4.

1592.

LXXIV. Sermons sur l'histoire de la Passion et Sepulture de nostre seigneur Jesus-Christ. Genève, 1592, 8., auch lateinisch unter dem Titel: Homiliae in historiam passionis et sepulturae Christi, Genev. 1592, 8.

LXXV. Réponse pour la justification par la foi contre Antoine d'Escaille, 1592, 8.

1593.

LXXVI. Carmen epithaphion G. Fabricio scriptum, Genev. 1593, 8.

LXXVII. Ad tractationem de ministrorum evangelii gradibus ab Hadriano Saravia Belga editam Theodori Bezae responsio. Excudebat Joan. Le Preux. 1592.

LXXVIII. De controversiis in coena Domini nuper in Germania renovatis, Genev. 1593, 8.

LXXIX. Homiliae in historiam resurrectionis Christi, ex Gallicis latinae factae, Genev. 1593, 8.; französisch, nach dem Catalog der Leidener Bibliothek schon 1593, nach Sénebier erst 1598.

1594.

LXXX. Adnotationes maiores in Nov. Test., in duas distinctae partes, quarum 1. explicationem in 4 evangelistas et acta apostolorum, 2. vero in epistolas et apocalypsin continet. Paris, 1594, 8. (Früher mit dem N. Test. herausgegeben.)

LXXXI. Carmen epitaphion, romanarum ac Mosaicarum legum collatio, Basil. 1594, 4.

1595.

LXXXII. Les saints cantiques receuillis tant du V. que du N. Test., trad. en francois et mis en rime françoise, Genève, 1595, 8., 1598. 8. (Auf Verlangen der Nationalsynode von Montauban ausgearbeitet.)

1597.

LXXXIII. De controversiis in coena Domini dissertatio, 1597, 8.

LXXXIV. Ad T. G. Stuckium epistola, et pastorum et professorum Genevensium responsio ad putidissimum et impudentissimum commentum monachorum sacrum nomen Jesu ementientium, de Th. Bezae obitu, eiusdem ac totius ecclesiae Genevensis ad papismum defectione, Genev. 1597, 8.; französisch in demselben Jahre.

Diejenigen der hier genannten theologischen Schriften, welche im J. 570 bereits vorhanden waren, ließ Beza auf vielseitig geäußertes Verlan- en in zwei Foliobänden unter dem Titel Tractationes theologicae Genf, bei Eustathius Vignon) nochmals zusammen abdrucken und in dem enannten Jahr (nicht 1576) veröffentlichen. Im Jahre 1582 wurde diese Sammlung der theologischen Schriften Beza's neu und vermehrt herausge- eben, und zwar in der Weise, daß Beza (um den Besitzern der ersten Auf- age die Anschaffung der zu derselben erschienenen Ergänzung bequem zu machen) die beiden Bände der ersten Auflage unverändert abdrucken und ine seit 1570 erschienenen Schriften zu einem dritten Folianten sammeln eß. Während daher auf dem Titelblatt der beiden ersten Bände nach dem Druck von 1582 die Worte „Editio secunda" stehen, heißt es auf dem dritten Bande von 1582 „Editio prima".

Außer den genannten Schriften hat Beza mancherlei Handschriftliches nterlassen, was theils nach seinem Tode gedruckt worden, theils bis auf esen Tag noch nicht zur Veröffentlichung gekommen ist. Die erste Schrift eza's, welche nach dessen Tode herausgegeben wurde, ist (nach Le Long's ibliothek) dessen Commentarii in Genesin, welche 1606 zu Heidelberg in I. erschienen sein sollen. Außerdem gehören dahin die einzelnen Ausgaben Beza'scher Briefe, welche späterhin edirt wurden *).

Indessen kann behauptet werden, daß die Mehrzahl der vorhandenen orrespondenzen Beza's noch nicht veröffentlicht ist. Eine bedeutende Samm- ung solcher Briefe findet sich zu Paris vor (Anc. fonds latin, N. 8585, 586, lettres autographes de Bèze, de Calvin, de Cassaubon etc.; onds de Bethune, Nr. 8685, lettres de Bèze et de Spifame; aint-Germ. franç. N. 182; Collect. Dupuy. N. 103; 104, 68, 322, 333, 712 etc.); ebenso zu Bern, St. Gallen (N. 1107, Epi- olae variae ab Eusebium Kleber, urbis Sangallensis pastorem, a 582—1586), zu Basel (Epistolae de rebus gallicis), zu Genf (wo, achdem Sénebier seinen Katalog angefertigt hatte, noch drei Bände Beza- scher Briefe angekauft worden sind,)**) und in fast allen größeren Archiven und Bibliotheken Deutschlands und anderer Lande.

---

*) Cyprian, Clarorum virorum epistolae CXVII e bibliothecae Gothanae autographis. Lips. 1714. p. 43—74.; Gabbema, Epistolarum ab illustribus et claris viris scriptarum centuriae tres. Harlingae Frisiorum, 1663; Elzevir, Illustrium et clarorum virorum epistolae, 1617; Bretschneider, Jo. Calvini, Th. Bezae, Henrici IV. regis etc. literae quaedam nondum editae, Lips. 1835; Heppe, Literae, quas Th. Beza ad Landgr. Wilhelmum IV., Hessorum principem misit, Marb. 1860; ferner bei Schlosser im Anhang zum Leben Beza's (Heidelb. 1809), bei Baum, bei Gillet, Crato von Crafftheim, Breslau, 1860, im Anhang zerstreut.

**) Vergl. La France protestante, s. v. Bèze, S. 279.

Außerdem findet sich hin und wieder noch manches andere Manuscript Beza's vor, welches ungedruckt geblieben ist. Eine von ihm ausgearbeitete Schrift de iure magistratum circa sacra ist nicht zum Abdruck gekommen, weil die regierenden Herren zu Genf die Veröffentlichung derselben nicht wünschten *). Ein in der Gothaer Bibliothek befindliches Manuscript Beza's, welches ungedruckt geblieben ist, wurde bereits oben S. 243 erwähnt.

§ 3.

Schriften, welche Beza mit Unrecht beigelegt werden.

Bei Aufzählung der literarischen Hinterlassenschaft Beza's muß nothwendig auch derjenigen Schriften gedacht werden, welche unter Beza's Namen verbreitet worden sind, oder welche ihm beigelegt werden, obgleich er der Abfassung derselben fremd war. Dahin gehört vor Allem die Histoire ecclésiastique des églises réformées au royaume de France, en laquelle est descrite au vray la renaissance et accroissement d'icelles depuis l'an 1521 iusques en l'année 1563, leur reiglement ou discipline, synodes, persecutions tant generales, que particulieres, noms et labeurs de ceux, qui ont heureusement trauaillé, villes et lieux, où elles ont esté dressées, avec le discours des premiers troubles ou guerres civiles. — Avers, 1580, 3 vol. Insgemein wird als Verfasser dieser Schrift Beza bezeichnet. Indessen haben neuere Kritiker (Soldan, Stähelin u. A.) das Unrichtige dieser Annahme längst erkannt. Soldan (I, S. 88. Anmerk.) hebt gegen dieselbe Folgendes hervor: „1. Es finden sich in der Hist. ecceles. mitunter Ungenauigkeiten in der Darstellung von Dingen, welche Beza selbst mit angesehen hatte, und die er anderwärts, z. B. in seinen Briefen, anders erzählt. 2. Ferner würde es mit Beza's bekanntem Charakter unvereinbar sein, anzunehmen, daß er selbst sich solche Anerkennungen nachgerühmt haben sollte, wie wir sie z. B. Bd. I. S. 521 finden **). 3. Weiter giebt sich der Verfasser als eine dritte Person zu erkennen, B. I. S. 583, wo es heißt: De Bèze n'y respondit rien pour lors, pource qu'il se contentoit (comme depuys je luy ay ouy dire), d'avoir respondu au principal sans s'arrester aux accessoires etc." Hierzu kommt noch 4., daß Beza, indem er unter dem 23. Febr. 1580 dem Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen ein Exemplar der Histoire eccles. zuschickte, sich über dieselbe als über ein ihm ganz fremdes, aber von ihm sehr geschätztes Werk ausspricht und zugleich andeutet, daß der Verfasser sich nicht genannt habe, um sich nicht Widerwärtigkeiten zuzuziehen, was nicht auf

*) Vergl. La France protestante, s. v. Bèze, S. 284.

**) Hier heißt es von Beza's erster Rede zu Poissy: Cette harangue fut prononcée d'une façon fort agréable à toute l'assistence etc.

einen Genfer, sondern auf einen dem katholischen Frankreich angehörenden Gelehrten schließen läßt*). So viel aber steht fest, daß Beza 1) den Verfasser des Buches kannte, und 2) auf dessen Arbeit auch einen gewissen, nicht näher zu bestimmenden Einfluß ausübte. Außerdem ist es wahrscheinlich, daß der Verfasser nicht ein Gelehrter von erprobter historiographischer Geschicklichkeit, sondern ein Mann war, der sich nur durch die Liebe zu einer Sammlerarbeit empfahl, bei welcher er selbst nur sehr Weniges zu stylisiren brauchte. Vieles von dem, was in der Hist. eccles. erzählt wird, findet sich wörtlich schon in dem Martyrologium Crespin's vor, und das Uebrige kündigt sich als eine Mosaikarbeit an, deren einzelne Bestandtheile, wahrscheinlich schon vollständig redigirt aus Frankreich hergesandt, nur rubrizirt und zusammengesetzt zu werden brauchten**).

Wie die Histoire ecclésiastique wird auch das berühmte Concordienbuch der reformirten Kirche, die Harmonia confessionum fidei orthodoxarum et reformatarum (Genev. 1581) mit Unrecht als eine Schrift Beza's bezeichnet (z. B. in der France protestante unter Beza's Werken N. LIX.), da der Verfasser derselben der französische Prediger Salnar zu Castres ist***). Ebenso wird die Schrift Loca aliquot praecipua ex D. Lutheri Libello de servo arbitrio adv. diatriben Erasmi excerpta etc. ohne allen Grund in der France protestante (N. XLVIII) unter Beza's Werken aufgezählt. Denn wenn Sénebier in seiner Histoire littéraire de Genève berichtet, daß sich dieselbe in der ersten Ausgabe der Tract. theol. Beza's vorfinde, so kann dies darum nicht richtig sein, weil in der zweiten Ausgabe der beiden ersten Bände dieser tract. theol., welche ausweislich des Vorwortes ein wörtlicher, unveränderter Abdruck der ersten Ausgabe ist, eine solche Schrift nicht vorkommt.

Ebenso verhält es sich mit einer großen Anzahl von Schriften polemischen oder satyrischen Inhaltes, welche zu Beza's Lebzeiten in Genf oder anderswo erschienen und in der Regel demselben zugeschrieben wurden. Dahin gehört die Schrift Réveille-matin des Francois et de leurs

---

*) Beza schreibt nämlich: Continet haec historia res supra modum memorabiles et paene incredibiles plurimas, verissimas tamen et tum summa diligentia collectas, tum pari fide absque fuco et ornatu descriptas, etiamsi scriptor nomen suum reticuit, vetus illud verrissimum dictum veritus: Veritas odium parit. Wäre Beza der Verfasser des Buches gewesen, so hätte er dasselbe nicht gerühmt, und bei seinen vertraulichen Beziehungen zu dem Landgrafen hätte er sich überhaupt anders ausgesprochen.

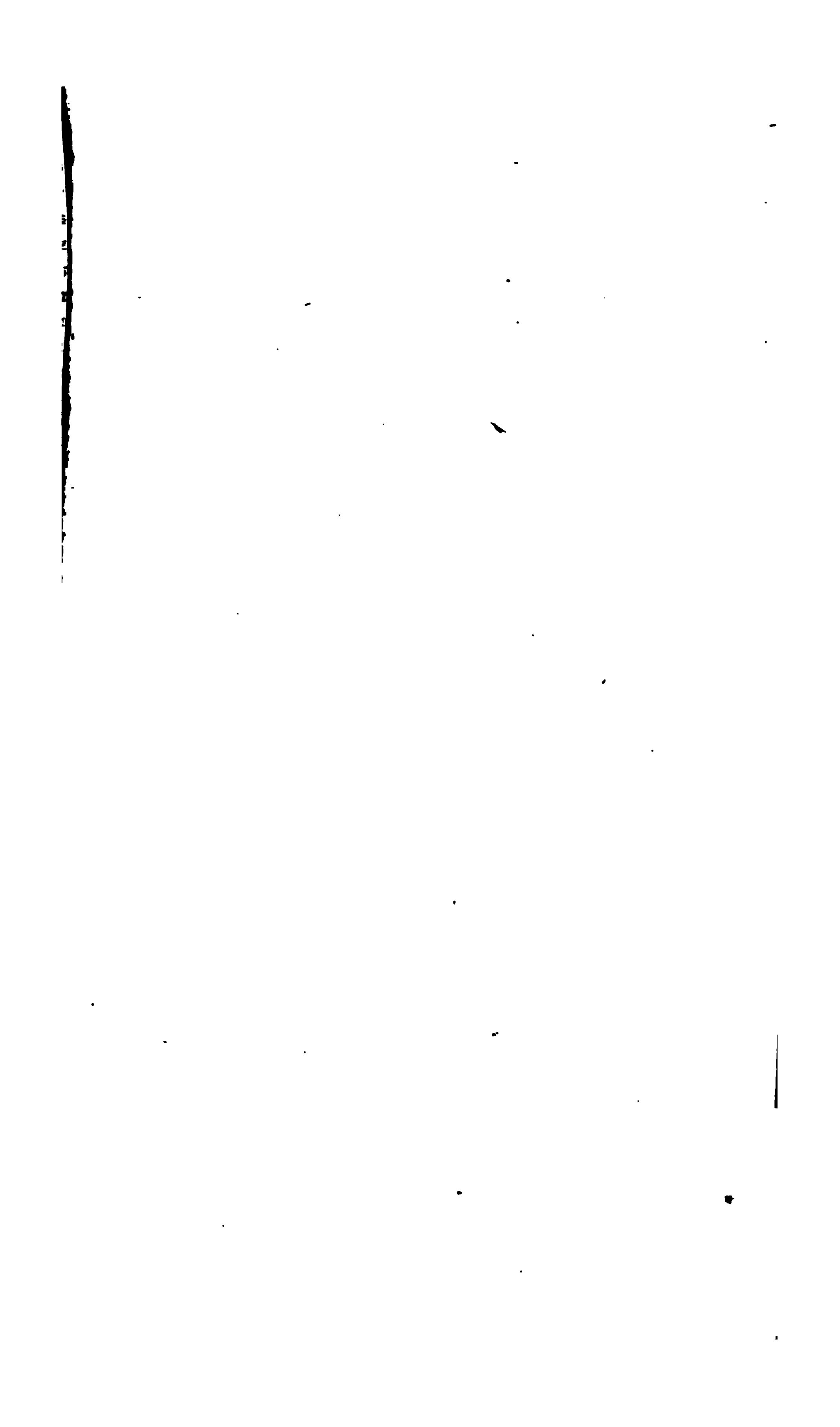
**) Vergl. La France protestante, Art. Bèze, S. 282.

***) In den Akten der zwölften französischen Nationalsynode (zu Vitré, 1583) heißt es: La presente assemblée donne son approbation à cet excellent ouvrage de nôtre frère monsieur Salnar, ministre dans l'église de Castres, intitulé Harmonia confessionum. Vergl. Aymon I, S. 167.

voisins, composé par Eusèbe Philadelphe cosmopolite, en forme dialogues. A. Edinbourg, de l'imprimerie de Jaques James, 1574, — (wahrscheinlich von Franz Hotman verfaßte)*), die Histoire de la ma pemonde papistique, en laquelle est déclairé tout ce qui est conte et pourctrait en la grande table ou carte de la mappemonde, p Frangidelphe Escorche-Messes, Luce-Nouvelle (Gen.) 1567. — Fern Novae illius sesqui — monachorum sectae, auctore Ignatio Mara sacro-sanctum nomen Jesu, abdicato christianorum cognomen ementita, vera genesis. — Harenga habita in monasterio Cluniace die 5. Aprilis 1566 ad reverendissimum cardinalem de Lothring 1566. — Ruardi Tapart Enchusiani, haereticae pravitatis inquisitoı apotheosis, pseudonym (gratianus Verus) im J. 1558 edirt. — De fu ribus gallicis, horrendâ et indignâ amirallii Castillionei, nobilium at illustrium virorum caede vera et simplex narratio (Edinburg, 1573, Von allen diesen Schriften kann ebensowenig als von der unsauberen Com die du pape malade et tirant à la fin (par Thrasibule Phénice, 156 mit voller Sicherheit behauptet werden, daß sie aus Beza's Feder hervor gangen wären**). Freilich bleibt immerhin möglich, daß Beza zur Abfassu dieser oder jener Schrift mittelbar in Beziehung stand.

*) Vergl. La France protestante, Art. Hotman, p. 40 ff. und in's Besei bere Polenz, III, S. 428 ff.

**) Einzelne Notizen über diese Machwerke s. in der France protestante, i Schriftenverzeichniß Beza's. In Betreff der zuletzt genannten Schri Comédie du pape etc. wird daselbst bemerkt: „In dem Vorwort erwäh der Verfasser, daß er la mode des anciens comiques, qui ont disting leurs comédies en actes et en scènes nicht befolgt habe, weil, w er sagt, ayand esgard que j'escrivoye pour les simples j'ay pens qu'un fil continuel leur plairoit plus que ces interruptions, qui font ès scènes et l'artifice, qu'on tient ès comédies. L'argument, vers de huit syllabes, est suivi d'un prologue en vers décasyll biques, où figurent comme personnages Prestrise, le Pape, Moineri Satan, l'Outrecuidé (Villegagnon), Philonte, son valet, l'Ambitieu l'Affamé, l'Hypocrite, le Zélateur, Vérité, l'Eglise. Die Versificati zeichnet sich durch Leichtigkeit und Gewandtheit aus. Zuweilen aber ge die Darstellung so sehr in's Niedrig-Komische und Obscöne ein, daß sch aus diesem Grunde Beza der Verfasser der Schrift nicht gewesen sein kan



Leben und ausgewählte Schriften

der

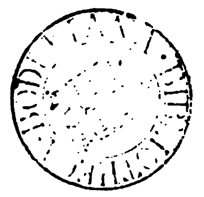
Väter und Begründer

der

reformirten Kirche.

Herausgegeben von

Dr. J. W. Baum, Professor in Straßburg, R. Christoffel, Pfarrer in Wintersingen, Dr. K. R. Hagenbach, Professor in Basel, K. Pestalozzi, Pfarrer in Zürich, Dr. C. Schmidt, Professor in Straßburg, Lic. E. Stähelin, Pfarrer in Rheinfelden, Lic. K. Sudhoff, Pfarrer in Frankfurt a. M.



Eingeleitet von

Dr. K. R. Hagenbach.

VII. Theil:

Peter Martyr Vermigli.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1858.

Peter Martyr Vermigli.

eben und ausgewählte Schriften.



Nach

handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen

von

Dr. C. Schmidt,
Professor der Theologie zu Straßburg.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1858.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorwort.

Peter Martyr Vermigli ist eine der bedeutendsten und anzie-
bsten Persönlichkeiten aus dem Zeitalter der Reformation.' Ita-
:, Straßburg, England, Zürich, Frankreich sind die Schauplätze
:er Wirksamkeit gewesen; bis nach Polen hin hat sich sein Ein-
ß erstreckt. Wenige haben so viel gethan wie er für die Begrün-
ig und Feststellung der reformirten Kirchenlehre. Ich ergriff
er mit Freuden den Vorschlag des geehrten Herrn Verlegers,
migli's Leben für die Galerie der Väter der reformirten Kirche
bearbeiten; ich that es um so lieber, da ich, der Augsburgischen
ifession angehörend, auf diese Weise Gelegenheit fand, ein Zeug-
von der Gemeinschaft des Geistes abzulegen, welche, trotz der
schiedenheit der Bekenntnisse, Deutsche, Schweizer und Franzo-
mit einander verbinden sollte.

Vermigli's Leben bietet zwar nicht so viel dramatisches Interesse
, wie die Schicksale und Thaten mancher seiner Zeitgenossen;
:er müssen in der Darstellung desselben dogmatische Fragen und
eitigkeiten einen größern Raum einnehmen, als dem oder jenem
r vielleicht lieb sein mag; allein wer den Geist des sechzehnten
rhunderts, die Bestrebungen und Kämpfe jener großen Zeit,
Gedanken welche die Reformatoren bewegten und denen sie ihr
zes Leben widmeten, gründlich erfassen und dabei erkennen will,
uns noch zu thun übrig bleibt um die damals unvermittelten
ensätze auszugleichen und den Bau der Kirche Christi fortzuse-
, der darf sich nicht mit der Betrachtung der äußern Begeben-
en begnügen, sondern muß auch den innern Beweggründen der-
en und der Entwicklung der Lehre seine Theilnahme schenken.
sind dies Gegenstände die nicht bloß den Theologen vom Fach
ehn; in einer Zeit wie die unsrige, wo mit dem neuen, kräftig
er Kirche erwachten Leben auch mancher alte Streit wieder aus-
:ochen ist, hat auch der Laye das Recht und die Pflicht nach
prung und Ursache von dem zu fragen, das die Gemüther ent-
it. Um unser Jahrhundert zu begreifen und es einer bessern
unft entgegen zu führen, ist es nöthig, auf die Vergangen-
zurückzusehn. Manches Mißverständniß, mancher unfruchtbare
it würde vermieden, wenn wir öfter auf die Reformationszeit
auf die Thaten und Leiden der Reformatoren, auf die Festig-
und Klarheit ihres evangelischen Glaubens, sowie auf das Un-
kommene das ihnen noch ankleben mochte, auf das was der
ge Geist in ihnen und durch sie gewirkt, sowie auf das was
Irrthum des menschlichen Verstandes bei ihnen war, unbefan-
zurückblicken würden. Unter diesen hohen Gestalten, die wir
lend verehren, obgleich sie keine Heilige in katholischem Sinne
uns sind, erscheint Vermigli auf einer der ersten Stellen; in

manchen Stücken über seiner Zeit stehend, in andern von ihren Einseitigkeiten nicht frei, bietet sein Leben für unsre Tage reichen Stoff zur Erhebung und zur Belehrung.

Bis jetzt hatte man von ihm eigentlich nur zwei nennenswerthe Biographien, die von Josias Simler, im Jahre 1562 geschrieben, und die welche F. C. Schlosser seinem Leben Beza's beigefügt hat (Heidelberg, 1809). Beide sind jedoch nicht ausführlich und vollständig genug, um eine neue Bearbeitung überflüssig zu machen. Zur Vervollständigung von Simler's Werk, das dem meinigen zum Grunde liegt, und das ich deshalb nirgends besonders anführe, sowie zur Darstellung des innern Lebens Vermigli's habe ich mich vorzüglich der Correspondenzen bedient, welche für die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts von so großer Bedeutung sind. Manche Briefe Vermigli's und seiner Freunde finden sich gedruckt in den Ausgaben seiner Loci communes (ich habe die Ausgabe von Heidelberg, 1613, fo. benutzt), und in einigen andern ältern und neuern Sammelwerken; viele liegen noch ungedruckt zu Gotha, zu Zofingen, zu Genf, und besonders in der Simler'schen Sammlung zu Zürich; ich habe daraus manches Neue und Wichtige geschöpft, wofür ich den geehrten Freunden, die mir dabei behilflich waren, öffentlich hier meinen besten Dank ausspreche. Auch das Archiv des hiesigen protestantischen Seminars bot mir reiche handschriftliche Quellen, zunächst über Vermigli's Aufenthalt zu Straßburg.

In einem Punkte bin ich von dem allgemeinen Plane von Hrn. Friderichs' Unternehmen abgewichen; ich habe nemlich die nöthigen Auszüge aus Vermigli's Schriften nicht an den Schluß der Biographie verwiesen, sondern in diese selbst aufgenommen. Seine großentheils exegetischen Werke sind nicht der Art, daß man Stellen daraus absondern kann, wie etwa aus denen Zwingli's, Calvin's und Andrer. Zudem schien es mir nicht zweckmäßig, eine vollständige Darstellung seines theologischen Systems zu geben; es wäre hieraus nur eine Wiederholung der calvinischen Lehre entstanden. Es durfte genügen, bloß diejenigen Lehrstücke mit einiger Ausführlichkeit zu behandeln, zu deren Begründung und Entwickelung Vermigli besonders viel beigetragen hat. Daß dabei auch von Streit und Zank die Rede sein mußte, konnte nicht vermieden werden; es gehört nicht nur zur Charakteristik der Zeit, sondern gerade in diesen Kämpfen zeigt sich Vermigli meist als ächt evangelischen, versöhnlichen Theologen, der, wenn er auch die Hoffnung auf völlige Einigung der Bekenntnisse aufgeben mußte, doch das Vertrauen nie aufgab, Lutherische und Reformirte könnten in Frieden und Liebe neben einander bestehn und gemeinsam das Werk Gottes in und an der Kirche verrichten. In diesem Sinne habe ich sein Leben zu erzählen gesucht. Ob es mir dabei gelungen ist, zu gleicher Zeit den Anforderungen der Wissenschaft und den Bedürfnissen des größern gebildeten Publikums zu entsprechen, dies möge von Andern beurtheilt werden, mit billiger Rücksicht auf den eigenthümlichen Zweck des ganzen Unternehmens.

December 1857. C. Schmidt.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

Italien. 1500—1542.

Erstes Kapitel.

Peter Martyr Vermigli's Geburt und Erziehung. — Sein erstes Auftreten als Prediger und als Abt.

Pietro Martyre Vermigli wurde geboren, den 8. September 1500, zu Florenz. Die herrliche Vaterstadt des Dichters Dante, des Geschichtschreibers Macchiavelli, des Philosophen Marsilio Ficino, durfte stolz darauf sein, auch einen der größten Theologen des sechzehnten Jahrhunderts hervorgebracht zu haben, einen Mann den Calvin ein Wunder Italiens genannt hat. Er gehörte einer reichen, angesehnen Familie an; mehrere der Vorfahren seines Vaters, Steffano Vermigli, hatten öffentliche Aemter bekleidet oder waren im Dienste der Könige von Frankreich gestanden; seine Mutter hieß Maria Fumantina. Mehrere Kinder waren ihnen früh gestorben; es blieben ihnen nur Pietro Martyre und dessen Zwillingsschwester Felicita. Jener hatte seinen Namen erhalten in Folge eines Gelübdes, das die Mutter dem heiligen Peter dem Märtyrer gethan, dessen Kapelle in der Nähe ihres Hauses stand. Es war dieser Heilige ein Dominikaner und strenger Inquisitor gewesen, der im Jahre 1252 von katharischen Edelleuten getödtet und deßhalb canonisirt worden war. Auf den jungen Vermigli ging aber nicht der Geist seines Schutzpatrons, des Ketzerrichters, über, sondern der eines andern Predigermönchs, der selbst als Ketzer verurtheilt worden war; Vermigli wurde, wie Beza sich ausdrückt, der aus der Asche Girolamo Savonarola's erstandene Phönix *). Zwei Jahre vor Pietro Martyre's Geburt war Savonarola zu Florenz verbrannt worden, nachdem er durch seine gewaltigen Predigten bei

*) Icones. Genf, 1580, 4⁰. Art. P. Martyr.

Fünftes Buch.

Zürich. 1556—1562.

Erstes Buch.

Italien. 1500—1542.

Erstes Kapitel.

ter Martyr Vermigli's Geburt und Erziehung. — Sein erstes Auftreten als Prediger und als Abt.

Pietro Martyre Vermigli wurde geboren, den 8. September 1500, u Florenz. Die herrliche Vaterstadt des Dichters Dante, des Geschichtschreiers Macchiavelli, des Philosophen Marsilio Ficino, dürfte stolz darauf sein, ich einen der größten Theologen des sechzehnten Jahrhunderts hervorgeracht zu haben, einen Mann den Calvin ein Wunder Italiens genannt hat. r gehörte einer reichen, angesehnen Familie an; mehrere der Vorfahren seines aters, Steffano Vermigli, hatten öffentliche Aemter bekleidet oder wan im Dienste der Könige von Frankreich gestanden; seine Mutter hieß Maia Fumantina. Mehrere Kinder waren ihnen früh gestorben; es blieben nen nur Pietro Martyre und dessen Zwillingsschwester Felicita. Jener hatte inen Namen erhalten in Folge eines Gelübdes, das die Mutter dem heiligen eter dem Märtyrer gethan, dessen Kapelle in der Nähe ihres Hauses stand. s war dieser Heilige ein Dominikaner und strenger Inquisitor gewesen, der n Jahre 1252 von katharischen Edelleuten getödtet und deßhalb canonisirt orden war. Auf den jungen Vermigli ging aber nicht der Geist seines chutzpatrons, des Ketzerrichters, über, sondern der eines andern Predigerönchs, der selbst als Ketzer verurtheilt worden war; Vermigli wurde, wie eza sich ausdrückt, der aus der Asche Girolamo Savonarola's erstanne Phönix *). Zwei Jahre vor Pietro Martyre's Geburt war Savonarola zu lorenz verbrannt worden, nachdem er durch seine gewaltigen Predigten bei

*) Icones. Genf, 1580, 4°. Art. P. Martyr.

Vielen ein neues Leben angeregt hatte. Nach seiner Hinrichtung aber hatte sich der Triumph seiner Feinde in erneuter Zügellosigkeit des Lebens kund gegeben; „je mehr seine Anhänger niedergeschlagen waren, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller *), desto höher stieg der Uebermuth der Gegner, desto frecher wurde gesündigt, in allen Ständen, bei Weltlichen und Geistlichen; ja es schien als sei recht zu thun durch das Gesetz verboten gewesen; kein Laster wurde für eine größere Schande gehalten, als den Worten Savonarola's geglaubt und eine Verbesserung des römischen Hofes gewünscht zu haben." Und nicht nur in sittlicher Hinsicht war Florenz tief heruntergekommen, auch von der Höhe geistiger Bildung, zu der es sich unter den Medizäern emporgeschwungen hatte, begann es zu sinken. Nach der Vertreibung der Medici, 1494, hatte sich die platonische Akademie aufgelöst, deren Mitglieder sich kühnen, obgleich ungeregelten und verworrenen philosophischen Speculationen hingegeben hatten, während gelehrte Männer, wie Angelo Poliziano, bemüht gewesen waren, ihre Begeisterung für klassische Dichtkunst und Beredsamkeit zahlreichen Schülern mitzutheilen. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war dieß rege Leben großentheils ertödtet; nur Einzelne hatten das Andenken an die schöneren Zeiten bewahrt. Zu diesen gehörte Steffano Vermigli; die Eindrücke, die er von Savonarola's Predigten erhalten, waren ihm geblieben; die Art, wie er sich später gegen seine Kinder benahm, beweist, daß die damaligen kirchlichen Anstalten wenig Werth in seinen Augen hatten. Seine Gattin dagegen war still und fromm, obwohl in katholischem Sinne, dabei aber hoch gebildet, mit der lateinischen Sprache und Literatur vertraut, eine der damals so zahlreichen klassisch gelehrten italienischen Frauen. Sie war es, die ihrem Sohne den ersten Unterricht gab; sie lehrte ihn lateinisch und übersetzte mit ihm die Werke eines Schriftstellers, die wir heutzutage nicht mehr so früh einem Kinde in die Hände geben würden, die Komödien des Terenz. Damals aber, in den Zeiten des Enthusiasmus für die wiederauflebenden klassischen Studien, und den größten Theil des sechzehnten Jahrhunderts hindurch, bildete dieses Buch die erste Grundlage des lateinischen Unterrichts; man sah eben die alte Literatur nicht bloß als ein mächtiges Bildungsmittel des Geistes an, sondern auch an das Sprechen einer kräftigern und elegantern Sprache wollte man frühzeitig die Jugend gewöhnen; Terenz hielt man für das beste Muster der lateinischen Umgangssprache. Es war dieß allerdings, von dem Standpunkte unsrer Zeit betrachtet, ein Verkennen sowohl des Werths der neuern Sprachen als der wahren Bestimmung des klassischen Unterrichts; allein Gott bediente sich dieses Mittels zu dem großen Zwecke, den er im sechzehnten Jahrhundert verwirklichen wollte; bei der Verfolgung der Protestanten, die die Gelehrten aus ihrer Heimath in

*) Jac. Nardi, Historie della città di Fiorenza. Lyon, 1582, 4°; Lib. 2, f°. 50.

fremde Länder warf, wie hätten diese ihr Werk vollführen und der Kirche dienen können, wenn nicht das Lateinische, als Allen gemeinsame und geläufige Sprache ein Band gewesen wäre zwischen Menschen der verschiedensten Zungen?

Nach dem frühen Tode seiner Mutter genoß der junge Vermigli den Unterricht des Marcello Vergilio, Sekretär der florentinischen Republik und Verfasser mehrerer damals geschätzter medizinischer Traktate. In der Schule dieses Lehrers, wo lateinische Schriftsteller erklärt wurden, verband sich Vermigli mit mehrern Jünglingen aus vornehmen Geschlechtern, die sich später als Gelehrte oder als Staatsmänner einen Namen erwarben; Francesco de Medici, Raffaele und Pietro Francesco Ricci, Alessandro Caponi, Angelo und Pandolpho Stupha, und besonders Pietro Vettori, in der Folge Professor zu Florenz und einer der ausgezeichnetsten Philologen seiner Zeit. Vermigli zeigte frühe große Lernbegierde, schnelle Fassungskraft und eine merkwürdige Leichtigkeit des Gedächtnisses. In dem Umgange mit den Söhnen mehrerer der angesehnsten Familien, bildeten sich auch der natürliche Anstand und die patrizische Urbanität aus, die ihn später stets ausgezeichnet haben; während sein von der Mutter gepflegter stiller Ernst an der Leichtfertigkeit und Genußsucht des florentinischen Lebens keine Freude empfand. Der Vater wünschte ihn zum Staatsmann zu bilden; allein diesem Berufe widerstrebten sein frommer, beschaulicher Sinn und sein Hang zur Gelehrsamkeit. Im sechzehnten Jahre fühlte er einen mächtigen Drang, sich dem Kloster zu weihen; er hoffte da eine Zuflucht zu finden aus der Sittenverderbtheit seiner Zeitgenossen, und Ruhe für die Pflege der Studien und des innern Lebens. Sein Vater, dem Mönchthum abgeneigt, mißbilligte dieß Verlangen im höchsten Grad; und als Pietro Martyre auf seinem Entschluß beharrte, und auch seine Schwester Felicita der Welt entsagte, enterbte er beide, damit sein Vermögen nicht auf Klöster überginge; seine bewegliche Habe vermachte er seiner zweiten Frau, und die liegenden Güter dem Hospital von Florenz, mit der Bedingung, Pietro Martyre jährlich eine Rente von fünfzig Ducaten zu bezahlen; wie lange diese ausgeliefert wurde, wissen wir nicht. Diese erste Trennung, von Vater und Vaterhaus, mag wohl für den Jüngling schmerzlich genug gewesen sein; er ertrug sie aber mit frommer Entsagung; ein noch tieferes Eindringen in das Wesen des christlichen Heils bereitete ihm später noch eine ändre Trennung, die nicht weniger schmerzlich für ihn war, die vom Vaterland, an dem er, sein ganzes Leben lang, mit der innigsten Liebe hing.

Im Jahre 1516 schloß er sich dem Orden der regulirten Augustiner-Chorherren an, in dem Kloster von Fiesole, nahe bei Florenz. Dieser Orden zeichnete sich damals, im Allgemeinen wenigstens, vor andern durch größere Gelehrsamkeit und strengere Ordnung aus. Egidius von Viterbo, der an dessen Spitze stand, war ein vielfach unterrichteter Mann, verstund arabisch,

und hatte, auf dem Lateran-Concil von 1512, eine ernste Rede gehalten über den Verfall der Kirche *). Er verwandte die reichen Güter des Ordens zum Besten der Studien, und trieb die Mönche, so viel wie möglich, zu sittlichem Leben und gelehrten Beschäftigungen an. In dem Kloster von Fiesole fühlte sich Vermigli bald heimisch; es war hier kein träges, nur auf Genuß gerichtetes Leben, wie zum Beispiel in der üppigen Benediktinerabtei, an den Ufern des Po, wo Luther auf seiner Romfahrt einkehrte. Das Haus besaß eine reiche Bibliothek, die es der Freigebigkeit der Mediziäer verdankte und die den Novizen offen stand. Um letztere zu Predigern zu bilden, ließ man sie die Bücher der Bibel nach einander ganz auswendig lernen, um stets mit Stellen versehn zu sein, die sich in die Vorträge einverweben ließen: ein freilich höchst unvollkommnes Lehrmittel, das Manchen nur mit unverarbeitetem Stoff bereicherte, aus dem aber Pietro Martyre später großen Nutzen zog; was sein außerordentliches Gedächtniß zu Fiesole aufnahm, das blieb kein todter Schatz für ihn, es war ein reicher Same, der durch Nachdenken und Lebenserfahrung gepflegt, bei ihm zu herrlicher Frucht gedieh. Seine Obern liebten ihn wegen seines bescheidnen, stillen Wesens und seines Eifers für die Studien; von seinen Fortschritten befriedigt, sandten sie ihn, nach dreijährigem Aufenthalt zu Fiesole, nach der Schule von Padua, um dort seine gelehrte Bildung zu vollenden. Er wurde daselbst in das Kloster seines Ordens, S. Johannis de Verdara, aufgenommen, wo der die Wissenschaften liebende Abt Albert bald eine große Zuneigung zu ihm faßte. Die Universität von Padua befand sich zwar nicht mehr in dem blühenden Zustande wie früher; während der Kriege der Liga von Cambrai gegen Venedig sehr herabgekommen, war sie erst 1517 durch den Senat dieser Republik neu eingerichtet worden, besaß aber nur wenig Lehrer von bedeutendem Ruf **). Vor Allem wollte Vermigli griechisch lernen, um dann Philosophie und Theologie zu treiben. Romulus Amasaeus von Udino, Uebersetzer der Anabasis und des Pausanias, lehrte griechische Literatur; Vermigli konnte aber diesen Vorlesungen nicht folgen, denn er verstund die Sprache noch nicht, und sonderbarer Weise war Niemand da, der sich mit dem Unterricht der Anfangsgründe befaßte. Auch dieß war eine der Eigenthümlichkeiten der Studien jener Zeit; wer einmal lateinisch und griechisch konnte, wollte sich nicht mehr die Mühe geben, Grammatik zu lehren, sondern meinte nichts Eiligeres thun zu müssen, als der Jugend, so unvorbereitet sie auch war, die enthusiastische Bewunderung für die Herrlichkeit des Alterthums einzuflößen, von der man durch-

*) Er ward 1517 Kardinal, 1518 Legat in Spanien, und starb 1532. Seine 1512 gehaltene Rede findet sich bei Gerdesius, Historia Evangelii renovati, Gröningen, 1752, 4°. B. 1, appendix, N°. 5.

**) Ueber die Universität zu Padua und deren Professoren, zur Zeit als Vermigli daselbst studirte, s. Ant. Riccoboni, de Gymnasio Patavino commentarii, Padua, 1598; vom Jahr 1520 an.

rungen war; im sechzehnten Jahrhundert war dieß der Gegenstand häufiger
Klagen vernünftigerer Schulmänner. Um so mehr verdient daher der Eifer
ervorgehoben zu werden, mit dem Vermigli, ohne fremde Hülfe, an die Er-
rnung der griechischen Sprache ging. Ganze Nächte brachte er, mit einem
leichgesinnten Freunde, Benedetto Cusano, in der Bibliothek seines Klosters
u; durch gegenseitig sich unterstützende Arbeit, kamen sie in Kurzem dahin,
ie griechischen Autoren zu lesen. Jetzt erst konnte er mit Nutzen die öffent-
chen Vorlesungen befolgen und zugleich das Studium der Philosophie un-
rnehmen. Um diese Zeit war beinah überall in Italien, an die Stelle des
hwärmerischen Enthusiasmus für Plato die Vorliebe für Aristoteles getreten;
an fing an ihn aus seinen eigenen Schriften und den griechischen Commen-
atoren kennen zu lernen, während bisher die aristotelische Philosophie nur
ach den Arabern, zumal nach Averroës, gelehrt worden war. Manche such-
en zwar jetzt Plato und Aristoteles mit einander zu verbinden; die meisten
usgezeichneten Männer dieser Zeit waren aber entschiedene Aristoteliker; die
inen, wie Contarini, ordneten das System dem Christenthum unter; die
ndern, wie Pomponazio, benützten es, um von diesem wegzuführen.

Zu Padua wurde die aristotelische Philosophie gelehrt, unter Andern von
dem damals wegen seiner Gelehrsamkeit sehr bewunderten Marc-Antonio
Passera, mit dem Beinamen Genua*), von Joh. Bapt. Gonfalonieri,
von Verona, und von Brandaporo von Mailand. An diese drei, und be-
sonders an den Letztern, schloß sich Vermigli an; Brandaporo, der große Stücke
uf ihn hielt, und ihn nur seinen lieben Florentiner nannte, forderte ihn oft zu
ffentlichen Disputationen auf; so gewann er die dialektische Gewandtheit,
n der er in der Folge so glänzende Beweise gab; auch behielt er immer die
orliebe für die klare Methode der aristotelischen Logik. Weniger geistige
rucht brachten ihm die theologischen Vorlesungen, obgleich auch sie, auf in-
rekte Weise, ihm zum Nutzen wurden. Es war scholastische Theologie, ganz
nd gar im mittelalterlichen Styl; Simon Ardens lehrte sie nach dem Fran-
skaner Duns Scotus, Gasparo von Perugia nach dem Dominikaner Tho-
as von Aquino. Dieses Letztern System war das vorherrschende; seine
umme war für die Meisten die Quelle aller theologischen Kenntniß. Ver-
igli hörte Meister Gasparo und einige Mönche, die in ähnlichem Sinne
ottesgelehrtheit trieben; daneben las er selbst die scholastischen Doctoren und,
as besser war, die Kirchenväter.

Es hielten sich dazumal zu Padua mehrere junge Männer auf, die bald
rauf zu hoher Bedeutung gelangten; mit einigen derselben kam Vermigli
äter in verschiedenartige Verbindung. Es waren der französische Cicero-
ianer Christoph de Longueil (Longolius), Reginald Pole, aus dem
niglichen Hause Englands, nach Italien geflüchtet, um den gewaltsamen Neue-

*) Er ist der Verfasser eines Commentars über des Aristoteles Buch de anima.

rungen Heinrichs VIII. zu entgehn, die Italiener Pietro Bembo, Pier-Paolo Vergerio, Marc-Antonio Flaminio. Wir wissen nicht, ob zu Padua schon Vermigli sie kannte; weder Pole noch Bembo sprechen in ihren Briefen von ihm; der stille, nur seinen Studien lebende Mönch wurde wohl wenig beachtet neben den vornehmern, den Lebensgenuß nicht verschmähenden zukünftigen Prälaten und Höflingen Roms. Wer hätte auch voraussehn können, daß Flaminio, während Vermigli in Neapel evangelisch predigte, in dichterischer Frömmigkeit sich eine Zeit lang an ihn anschließen, daß Pole zuerst Vermigli's Bestrebungen nicht mißbilligen, später aber in England gegen den Leichnam seiner verstorbenen Gattin einen Ketzerprozeß verordnen, und daß Vergerio, nachdem er römischer Bischof und Nuntius gewesen, gleich Vermigli als Protestant über die Alpen fliehen würde? Noch lagen die Keime zu diesem Allem unentwickelt in den Herzen der Jünglinge, die sich zu Padua trafen, und die sich wohl schwerlich viel mit den großen Fragen beschäftigten, welche angefangen hatten, sich der Geister zu bemächtigen.

So erreichte Vermigli sein sechs und zwanzigstes Jahr, in den alten Sprachen, in Dialektik und scholastischer Theologie gut bewandert. Seine Ordensobern hielten nun dafür, es sei Zeit, ihn als Prediger auszuschicken; sie hatten keine Ahnung von den Folgen, welche diese Maßregel für ihren Zögling haben sollte.

In Italien war es damals etwas Seltenes, einen Pfarrer, überhaupt einen Weltgeistlichen predigen zu hören; es war das Geschäft der Mönche, die deßhalb von Ort zu Ort wanderten; Augustiner und Minoriten pflegten während der Advents- und der Fastenzeit zu predigen, der Rest des Kirchenjahrs war meist den Dominikanern überlassen. Von der größten Zahl dieser Prediger galt immer noch was der gelehrte und freisinnige Römer Lorenz Valla *) von denen seiner Zeit gesagt hatte: „es ist so weit gekommen, daß das Predigen nur noch ein Lärmen und Schreien ist, nicht ein lebendiges Handeln, und daß der beste Rabulist für den besten Redner gilt" **). Das Wiederaufleben der klassischen Studien hatte keinen andern Einfluß gehabt, als daß die predigenden Mönche ihre sonst unbeholfenen Vorträge mit Stellen aus alten Dichtern und Weltweisen ausschmückten, die die Menge staunend anhörte, ohne etwas davon zu fassen. „Sie glichen, sagte einst Savonarola, den Sängern und Pfeifern im Hause des Synagogenvorstehers, welche Trauerweisen sangen und bliesen um Thränen zu erpressen, das todte Mägdlein aber nicht zu erwecken vermochten; so stehen auch unsre Prediger um die todten Seelen, möchten sie mit ihren spitzfindigen Fragen, mit schönen Gleichnissen und Stücken aus Aristoteles, Virgil, Ovid, Cicero, mit Gesängen aus Dante und Petrarca erwecken; machen aber solche Trauermusik, daß

*) Gestorben 1465.

**) Antidoti in Poggium lib. 3, p. 357; in Opp., Basel, 1543, f°.

ie nicht bloß die todten Seelen nicht wieder beleben, sondern wohl gar die ebenden selbst ertödten" *). Ganz ähnlich hat ein, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien studirender Straßburger Canonicus, Peter Schott, geurtheilt **); ja selbst die 1536 eingesetzte Commission der Cardinäle, um Vorschläge zur Reform der Kirche zu machen, mußte eingestehn, daß die meisten Prediger entweder philosophische Fragen abhandelten, welche die Zuhörer zu Zweifeln führten, oder die Gegenstände des Glaubens zwar in orthodoxem Sinne, aber auf höchst unehrerbietige Weise darstellten. Savonarola war in diesem Dunkel nur ein vorübergehender Lichtglanz gewesen; selbst der originelle, oft ans Burleske streifende, aber doch ernst sittliche Dominikaner Gabriele Barletta hatte keine Nachahmer gefunden. Bei diesem Zustande begreift man leicht, daß Vermigli, der junge, aus vornehmem florentinischem Hause stammende, durch humanistische Studien gebildete und dabei fromme Mönch durch seine Predigten großes Aufsehn erregen mußte. In den vorzüglichsten Städten Oberitaliens und des Kirchenstaates trat er auf, zu Brescia, zu Mantua, zu Bergamo, zu Pisa, zu Venedig, zu Bologna, zu Fermo, und selbst zu Rom. In mehrern Klöstern seines Ordens, zu Ravenna, zu Bologna, und bald auch in Padua, hielt er Vorlesungen über alte Literatur und Philosophie; zu Vercelli, auf die Bitte seines aus dieser Stadt gebürtigen Freundes Cusano, erklärte er den Homer. So bildete er auch frühzeitig das Lehrtalent aus, das wir ihn später auf größern Schauplätzen, zu Straßburg, Oxford, Zürich, so erfolgreich werden entwickeln sehn.

Bisher hatte er seine Theologie fast ausschließlich aus Thomas von Aquino geschöpft; auch die damals in Italien herausgegebenen und viel gebrauchten Commentare über die Sentenzen des Lombarden und über einige biblische Bücher, von Gregor von Rimini, einem seiner Ordensgenossen aus dem vierzehnten Jahrhundert, hatte er eifrig studirt. Indessen diese Rückkehr zur Theologie des Mittelalters hatte ihn noch nicht weiter gebracht in der tiefern Erkenntniß der christlichen Wahrheit; er mußte noch weiter zurückgehn, zur Bibel. Von dieser wußte er wohl nur was er zu Fiesole auswendig gelernt hatte; die Ausübung des Predigtamts führte ihn näher zu ihr, er begann den seinem Gedächtniß anvertrauten Stoff zu überdenken und zu verarbeiten. Da erkannte er, daß ihm der lateinische Text der Kirche nicht genügte, er wollte die Schrift in der Ursprache lesen; dieß war der erste Schritt auf dem Wege, der ihn zuletzt von dem Katholicismus abführen mußte. Um das Alte Testament zu verstehn, lernte er hebräisch; während eines Aufenthalts zu Bologna, wo er eine Zeit lang Vikar des Priors des Augustiner-Klosters war, ließ er sich von einem jüdischen Arzte unterrichten, und bald

*) Prediche sopra il Salmo: quam bonus Israel deus. Venedig, 1539, f°. 55.

**) An Geiler von Kaisersberg, 30. Januar 1480, aus Bologna. Lucubratiunculae, Straßb., 1498, 4°., f°. 8.

war er im Stande, sowohl die biblischen Bücher als die Commentare der Rabbinen zu verstehn, mit denen er sich vertrauter machte, als die meisten katholischen und protestantischen Theologen seiner Zeit. Dabei betrieb er immer eifriger das Studium der Kirchenväter; sie mußten ihm als reinere Quellen der Theologie erscheinen, als die Scholastiker des Mittelalters. Was noch nicht gedruckt war, las er in den Handschriften der italienischen Bibliotheken; er sammelte daraus die wichtigsten Stellen über die Hauptlehren der Kirche; sicher ist ihm schon damals Manches aufgefallen, was mit dem als allein rechtglaubig festgestellten katholischen Dogma wenig zusammenstimmte; so berief er sich später, als er die Transsubstantiation widerlegte, auf einen Ausspruch des Chrysostomus, den er in einer Handschrift der florentinischen Bibliothek gefunden hatte *). Ob er aber schon an die Möglichkeit dachte, einst mit der bestehenden Kirche in offenen Widerspruch zu treten, ist nicht wahrscheinlich; es ist uns nichts Bestimmteres bekannt über die Entwicklung seines innern Lebens in dieser Zeit.

Stolz auf seine Gelehrsamkeit und auf seine Rednergabe, beschlossen seine Obern ihn auf einen höhern Posten zu erheben. Sie vertrauten ihm das schwierige Amt an, mehrere in sittlichen Verfall gerathene Häuser des Ordens zu reformiren, und ernannten ihn zunächst zum Abt von Spoleto. Es waren hier ein Kloster von Augustiner-Chorherren und zwei Frauenklöster des Ordens, alle drei in Bezug auf Ordnung und Zucht in schlechtem Ruf. Es gelang Vermigli, durch weise Anwendung bald der Strenge bald der Milde, eine bessere Sitte wieder einzuführen. Auch auf die Bürger der Stadt erstreckte sich sein Einfluß; wie allenthalben damals in Italien, so waren auch zu Spoleto die Bewohner in Partheien getheilt, die sich mit feindseligem Hasse gegenüber standen; Vermigli stellte ihnen in öffentlichen Predigten die Noth des Vaterlandes, die traurigen Folgen der bürgerlichen Zwietracht, die Vortheile des Friedens und der Einigkeit so dringend vor, daß die Gemüther besänftigt wurden und, wenigstens während der drei Jahre seines Aufenthalts zu Spoleto, die öffentliche Ruhe keine Störung erlitt.

Zweites Kapitel.

Evangelische Bestrebungen in Italien **).

Der Erfolg seiner Mission zu Spoleto und die Eigenschaften, die er während derselben bewies, veranlaßten Vermigli's Vorgesetzte ihn zum Priorat

*) Loci communes, S. 854.

**) Außer den speciellen Werken von Gerdesius (Specimen Italiae reformatae, Leyden, 1765, 4°.) und Mac-Crie (History of the progress and

des Klosters S. Petri ad aram zu Neapel zu befördern. Hier entschied sich sein fernerer Beruf; hier wurde auch er von der evangelischen Bewegung ergriffen, die seit einiger Zeit auf eine merkwürdige Weise durch ganz Italien ging.

Man hat oft gesagt, Italien sei längst für eine Reformation vorbereitet gewesen; man hat aus den Jahrhunderten des Mittelalters Zeugnisse zusammengestellt „von dem antipapistischen Geiste" der Italiener; man hat die in vielen Gegenden des Landes so zahlreichen und lange so mächtigen Katharer und die Waldenser der piemontesischen Gebirge angeführt, und aus Dichtern und Geschichtschreibern Stellen gesammelt, um zu beweisen, wie frei sich diese über die römischen Mißbräuche auszusprechen pflegten; ja in neuester Zeit hat man selbst den seltsamen Gedanken gehabt, aus Dante Alighieri einen Ketzer zu machen und zwar einen Prediger der katharischen Gemeinde zu Florenz. Allein als das sechzehnte Jahrhundert anbrach, waren die dualistischen Sekten längst vertilgt; von ihren Lehren hatten sich keine Spuren erhalten, und wären auch solche übrig geblieben, so hätten sie mit der evangelischen Reformation nichts gemein gehabt. Die in stillen Alpenthälern verborgenen Waldenser konnten auf die ihnen fern liegende Kirche keinen Einfluß ausüben; die Klagen der Dichter waren wohl in Vieler Mund, es waren aber nur Klagen über äußere Gebrechen oder über äußern Druck, welchem der unruhige Freiheitssinn des Volkes widerstrebte. Selbst die Predigten Savonarola's und Barletta's waren ohne weitere Wirkung geblieben; Viele hatten sie gerne gehört, denn es schien eine Erleichterung für die Gemüther, über das römische Wesen und Treiben klagen zu hören; allein weiter zu gehn, dazu hatte man keinen Trieb. Auch das Wiederaufleben der klassischen Literatur, der Humanismus, der so mächtig die Nation begeisterte, war in Italien keine eigentliche Vorbereitung auf die Reformation, in dem Sinne wenigstens, wie man es häufig behauptet hat; bei den Meisten brachte er zunächst weit eher religiöse Gleichgültigkeit und Zweifelsucht hervor, als das Bedürfniß einer Rückkehr zur reinern christlichen Lehre. Eine Art Fanatismus für die Alten ergriff die Gemüther; Kirchenfürsten und Mönche, Prinzen und Professoren strebten nur nach Schönheit der Sprache, nach Freiheit und Eleganz des Lebens; auf den Kanzeln wurden, statt der Bibel, Cicero und Virgil, Plato und Aristoteles citirt; neben Christus erschienen Jupiter und Venus; die ganze Theologie wurde in mythologische Gewänder gehüllt. Unglaube und Unsittlichkeit war die Folge dieser Richtung, die, ohne Tiefe, nur auf das Aeußere ging. Pico dela Mirandola, Erasmus, Luther, erzählen seltsame Beispiele von dem Unglauben, der am päpstlichen Hofe, ja

---

suppression of the reformation in Italy, Edinb., 1827; deutsch von Friederich, Leipz., 1829), ist hier besonders zu beachten: Ranke, die römischen Päpste im 16. und 17. Jahrhundert, Berlin, 1834.

vielleicht selbst auf dem päpstlichen Stuhle, ohne Scheu sich aussprach *); nicht minder wurde geklagt über die überhand nehmende Unsittlichkeit der Geistlichen und der Layen; „wollt ihr fromm leben, so ruft unter Andern der Carmelite Baptista von Mantua aus, so flieht aus Rom, alles ist hier erlaubt, nur nicht gut zu sein" **). Ein neues Heidenthum war im Begriff wieder aufzuleben, Heidenthum der Gesinnung und Heidenthum des Lebens. Tiefer denkende Geister, die das Christenthum wenig kannten und nur den Katholicismus sahen, mit dem sie jenes verwechselten, wurden ihm immer mehr entfremdet und suchten Befriedigung, bald in der platonischen, bald in der aristotelischen Philosophie. Der Aristoteliker Pomponazio sagte, im Jahre 1520, das Christenthum befinde sich im Sterben, sein Ende sei nicht fern; Marsilio Ficino meinte, der herrschende Unglaube könne nicht durch einfache Verkündigung des Glaubens bekämpft werden, sondern durch eine philosophische Religion, das Christenthum müsse durch Plato bestätigt und befestigt werden.

Durch antike Weisheit konnte aber hier nicht geholfen werden, so wenig als in den Zeiten des römischen Kaiserreichs. Als der Verfall am größten war, wurde Hülfe von andrer Seite geboten; was wäre nicht Italien, das herrliche Land, wenn es sie mit sicherer Hand angenommen und festgehalten hätte!

Es ist merkwürdig, daß in den 1520er Jahren, zur Zeit als Vermigli zu Padua studirte, die humanistische heidnische Richtung nicht mehr die allein herrschende in Italien war. Der betrübende Anblick des Unglaubens und des frivolen Lebens vieler, besonders hochgestellter Geistlichen, hatte Manchen in sein eigenes Innere zurückgeführt und religiöse Bedürfnisse geweckt, die um so lebendiger wurden, je weniger sie bei den Repräsentanten der Kirche selbst Befriedigung fanden. Insofern kann man sagen, daß der Humanismus der Italiener zur reformatorischen Bewegung beigetragen hat. Frühe schon drangen die Nachrichten von Luthers und Zwinglis Unternehmen in Italien ein;

*) Graf Pico erzählt unter Anderm: „Wir erinnern uns an einen Papst, von dem hochgestellte Männer meinten, er wäre weder Papst gewesen, noch hätte er es sein können, denn an keinen Gott glaubend, hatte er den Gipfel alles Unglaubens überstiegen; seine schändliche Art, sich den Thron zu erkaufen, seine Laster, so wie seine Reden haben dieß genugsam bestätigt. Von einem andern Papste habe ich gehört, daß er einem seiner Günstlinge gestanden, er glaube nicht an die Unsterblichkeit der Seele, daß er aber nach seinem Tode diesem erschienen sei, um ihm zu berichten, wie er nun in den Qualen der Hölle inne geworden, daß seine Seele ewig leben werde". (De fide et ordine credendi, in Opp., Basel, 1573, f°., B. 2, S. 177). Wenn daher erzählt wird, Leo X. habe zu Bembo gesagt: „es ist genugsam bekannt, wie viel uns und den Unsern die Fabel von Christo genützt hat", so mag dieß nicht ganz aus der Luft gegriffen sein.

**) „Vivere qui cupitis sancte, discedite Roma, Omnia cum liceant, non licet esse bonum". Silvae, in Opp., Paris, 1513, f°. B. 3, f. 168'. Baptista Mantuanus starb 1516.

reisende Kaufleute brachten von den die Welt bewegenden Schriften mit, und erzählten von den Begebenheiten in Deutschland und der Schweiz; schon 1519 wurden zu Pavia lutherische Bücher gelesen, 1520 zu Venedig; zehn Jahre später berichtete der Inquisitor von Ferrara und Modena an den Papst, es fänden sich an diesen Orten und an vielen andern zahlreiche lutherische Ketzer unter Geistlichen und Layen; auch zu Bologna, zu Vicenza, zu Treviso gab es deren nicht wenige; da und dort wagte man es selbst, mit den deutschen Reformatoren in Briefwechsel zu treten. So kam mancher Same in's Land; eine Zeit lang hatte er auch ein gutes Gedeihen.

Noch merkwürdiger aber als diese, an die deutsche Reformation sich anschließende Bewegung, ist eine andere, die, unabhängig von Luther's Einfluß und noch vor seinem Auftreten, viele Gebildete zum Evangelium zurückführte. Wie zur Zeit Christi die Sehnsucht nach einem Erretter selbst unter den Heiden verbreitet war, so ging damals ein Zug durch die Welt nach Erlösung und innerer Wiedervereinigung mit Gott. Das Bedürfniß wurde rege, dem allgemeinen Verfall entgegen zu treten oder sich wenigstens persönlich aus demselben zu retten; und dieß zum Theil selbst in den Kreisen, wo bisher dem profansten Humanismus gehuldigt worden war. Noch unter Leo X., als Luther zu Wittenberg seine Thesen anschlug, und man sich in Italien am weitesten vom Christenthum entfernte, hatte sich, im Gegensatze zu dieser heidnischen Richtung, in Rom das Oratorium der heiligen Liebe gebildet, eine Gesellschaft von fünfzig bis sechzig ernstgesinnten meist jüngern Männern, die sich an bestimmten Orten zu gemeinsamer Erbauung versammelten; es waren klassisch und philosophisch gebildete, dabei aber fromme Geistliche und Layen; mehrere wurden nachmals zu den höchsten kirchlichen Ehren erhoben oder zeichneten sich auf sonstige Weise aus: Giovanni Pietro Caraffa wurde Kardinal und Papst, Giovanni Matteo Giberto, päpstlicher Gesandter in Frankreich, dann Bischof von Verona und päpstlicher Datarius, Gaetano da Thiene wurde heiliggesprochen. Auch der treffliche Venezianer Gasparo Contarini gehörte dazu, damals noch Laye und Diplomat, der 1521 als Gesandter Venedigs dem Reichstage von Worms beiwohnte, wo er Luthern sah, obgleich dieser, auffallender Weise, der Erwartung des Italieners nicht entsprach. Contarini war ein edler Charakter, mild im Urtheil, voll sittlicher Würde, ein Geistesverwandter und bald ein Freund Vermigli's. Im Jahre 1524 stifteten zwei der Mitglieder dieses Vereins, Gaetano da Thiene und Caraffa, damals Bischof von Theate, nebst Bonifacio a Colle den Theatinerorden, der, nach dem Vorbilde der apostolischen Zeit, den alten Liebeseifer wieder erneuern sollte, um durch aufopfernde Seelsorge dem gesunkenen und vernachlässigten Christenvolke zu Hülfe zu kommen. Ursprünglich ging dieser, bald nachher von anderm Geiste beseelte Orden aus einem tiefen frommen Bedürfnisse und aus der Erkenntniß der Mängel der Kirche hervor. Mehrere Jahre später fanden sich einzelne Glieder des Oratoriums der göttlichen Liebe im Venezia-

nischen zusammen, wo sich ihnen Jakob Sadolet, der schon bejahrte Bischof von Carpentras im südlichen Frankreich, der mit Melanchthon in freundschaftlichem Briefwechsel stand *), und einen, wegen seiner Unbefangenheit von der Pariser theologischen Facultät mißbilligten Commentar über den Brief an die Römer herausgegeben hatte **); der gelehrte und damals noch versöhnlich gesinnte Reginald Pole und dessen Freund der venezianische Patrizier Aloisio Priuli, und später auch der Bischof von Modena, Giovanni de Morone, anschlossen. Auch Florentiner Verbannte traten diesem Kreise bei, wie der Geschichtschreiber Jacopo Nardi, und Antonio Brucciolì, der italienische Uebersetzer der Bibel ***). Selbst der Dichter Francesco Berni gehörte zu ihnen; von Florenz schrieb er an Priuli, er danke Gott, daß die göttliche Liebe, die eine Zeit lang, seiner Sünden wegen, in ihm geschlummert, ihn jetzt wieder beseele, daß ein Strahl des himmlischen Lichts ihn wieder erleuchte; er sei bereit zu gehn wohin Gott ihn rufe, denn er wisse er habe hier keine bleibende Stätte, die allein sei die wahre, die er nicht sieht, sondern glaubt. Aehnliche Gesinnungen sprach er in einer Reihe Stanzen aus, die in seinem romantischen Epos eine Stelle finden sollten †).

Diese Männer nun, theilweise durch das Studium der Schriften des h. Augustin angeregt, wandten sich, ganz unabhängig von Luther, der Lehre von der Rechtfertigung zu; gegenüber der Verweltlichung der Kirche und dem heidnischen Humanismus, ergriffen sie gerade das Tiefste des Christenthums, das, was am entschiedensten dem Wesen des römischen Katholicismus zuwider war und von den Ciceronianern Leo's X. am wenigsten begriffen und geachtet wurde. Sie empfanden das Bedürfniß wieder in ein inneres, persönliches Verhältniß mit Gott zu treten, das nicht durch die Kirche, nicht durch äußere Werke, sondern durch den Glauben und die Liebe zu dem Erlöser vermittelt wurde. Die Rechtfertigung durch den Glauben war die größte Frage der Zeit; sie ist es, die die Reformation hervorgebracht hat, diese ist der Sieg des Glaubens über das Verdienst der Werke, des demüthigen Hingebens über

*) Als er ihm, den 18. Mai 1537, seine Ernennung als Cardinal meldete, bat er ihn um die Fortsetzung seiner Freundschaft; „ich bin keiner von denen, schrieb er ihm, die, so bald Einer andrer Meinung ist, ihn deßhalb hassen." Ms.

**) Schon vor 1534. D'Argentré, Collectio judiciorum de novis erroribus, Paris, 1728, f°. B. 2, Th. 1, S. 119. Eine zweite Ausgabe erschien Lyon, 1536, f°.

***) 1530 gab er das Neue Testament, 1546 die ganze Bibel heraus, beide zu Venedig.

†) Lettere volgari di diversi nobilissimi huomini. Venedig, 1553; Th. 1, f°. 102. Berni starb 1536. Sein Orlando inamorato erschien erst 1541; der Herausgeber ließ die häretisch klingenden 18 ersten Stanzen des 20. Gesanges weg. Sie wurden 1554 durch Vergerio zu Basel herausgegeben: **Stanze del Berna con tre sonetti del Petrarca, dòve si parla dell' Evangelio e della corte Romana.**

übermüthige Selbstgerechtigkeit. Die Reformationsversuche der frühern
hrhunderte waren gescheitert, weil sie, statt bis auf diesen Grund zu drin-
, nur äußere Mängel oder secundäre Lehren betroffen hatten. Durch das
derhervorheben des Dogma's von der Rechtfertigung wurde der Mensch
der Abhängigkeit von der kirchlichen Anstalt befreit und auf sich selbst ge-
sen; er sollte erfahren, daß anderes Verdienst nichts für ihn vermöge,
genommen das allgenügende Verdienst Christi; daß er nicht durch die
che, sondern nur durch persönliches Eintreten in die Gemeinschaft des
rn selig werden könne. So mußte der Lehre von der Rechtfertigung ge-
über das ganze katholische System zusammensinken; bei consequenten Gei-
n war dieß der Fall; so weit aber gingen Contarini, Sadolet, Pole und
Freunde nicht. Sie sprachen zwar ihre Erkenntniß von der Nothwendig-
der Rechtfertigung durch den Glauben ohne Rückhalt aus; schon um 1530
hien, von dem sonst unbekannten Gabriele Valliculi, ein Traktat über die
e Gnade Gottes *); später verfaßte Contarini eine Abhandlung über die
htfertigung **), und Pole lobte ihn „diesen Edelstein wieder hervorgezogen
haben, den die Kirche in halber Verborgenheit gehalten hatte"; Pole selbst
te „die Bibel, in ihrem tiefern Zusammenhang, predige nichts als diese
re" ***). Warum aber gingen diese Männer nicht weiter auf diesem al-
richtigen Wege? warum erkannten sie die Nothwendigkeit der Folgerun-
nicht an? Hat doch selbst Pallavicini, der katholische Geschichtschreiber
Tridentiner Concils, das wahre Wort gesagt, die Lehre von der Recht-
igung durch den Glauben sei die Probe, an der man Katholiken oder Ketzer
nne, und die Quelle, aus der die wahren und die falschen Lehren fließen,
nachdem sie verstanden werde. Das was Contarini und seine Freunde zu-
hielt, war die Angst vor Spaltung, die übertriebene Ansicht von der Noth-
digkeit der äußern Einheit der Kirche; an diese Einheit gewöhnt, von der
ßartigkeit des Bildes derselben ergriffen, und deren glänzende Spitze in
Weltstadt Rom erblickend, hielten sie es für möglich, sich dem Papste zu
terwerfen und zugleich eines reinern Glaubens zu leben; über die mit die-
Glauben unvereinbaren römischen Lehren gingen sie schweigend hinweg.
l zu fromm und zu hellsehend um die argen Gebrechen des kirchlichen
ushalts nicht zu beklagen, meinten sie aber, durch Ketzerei könne nicht ab-
holfen werden, die Hülfe müsse von dem Papste kommen. Nardi, der in

*) Auszüge aus dieser merkwürdigen Schrift finden sich in Rieberer's Nachrichten, Altdorf, 1768, B. 4, S. 112 u. f.

**) Epistola sive tractatus de justificatione, zu Regensburg, Mai 1541, abgefaßt; später von dem venezianischen Generalinquisitor nach den dogmatischen Bestimmungen des Tridentiner Concils überarbeitet. Der Urtext findet sich in der Ausgabe von Pole's Briefen, B. 3, S. CIC; S. CCXXII folgen die venetianischen Abänderungen.

**) Reg. Poli epistolae. Brixen, 1744, 4°; B. 3, S. 57.

seiner florentinischen Geschichte, die Verschwendungssucht Leo's X., den Ablaßverkauf, die Verwendung des Geldes zum Bau der Peterskirche und zur Bereicherung der Nepoten bitter rügt und darin die Veranlassung des ersten Auftretens Luthers erkennt, weiß doch nur von „der verabscheuungswürdigen Sekte der lutherischen Ketzer" zu reden *); und der Benediktiner Folengio, von dessen schönen Aussprüchen über die Rechtfertigung wir weiter unten berichten werden, und der schmerzlich über den Mißbrauch der äußern Werke und Ceremonien und über die Pflichtvergessenheit der Großen der Kirche klagt, erwartet das Heil der Christenheit doch nur vom Papst und meint genug gethan zu haben, wenn er ihn, in tiefster Ehrerbietung, auf die zu verbessernden Mängel aufmerksam macht. Die ächt protestantischen Italiener haben die Inconsequenz, die Halbheit dieser Männer vollkommen erkannt; Francesco Negri, von Bassano, der sich später nach Graubünden flüchtete, hat sie treffend geschildert: „ich kann nicht anders als mit großem Erstaunen an den Kardinal Pole und seinen Freund Priuli und so viele andre Männer von hohem Ansehn denken, welche eine neue Schule eines nach ihrem Sinn gebildeten Christenthums zu errichten strebten, wo sie die Rechtfertigung durch Jesum Christum nicht läugneten, aber die nothwendig daraus fließenden Folgen nicht annehmen wollten; sie wollten das Papstthum aufrecht erhalten, die Messe und viele andre abergläubische Gebräuche nicht aufgeben, die der wahren christlichen Frömmigkeit durchaus zuwider sind; sie bildeten sich ein, ich weiß nicht auf welche Weise, diese Dinge könnten mit der Lehre von der Rechtfertigung bestehn. O wie schwer ist es, daß ein Reicher in das Himmelreich kommt! Um ihrer weltlichen Größe nicht zu entsagen, wagten sie es nicht, die erkannte Wahrheit frei zu erkennen; daher werden auch sie einst verläugnet werden von dem Herrn" **). Es mag allerdings in diesen letzten Worten eine gereizte Stimmung sich ausdrücken; man begreift und entschuldigt sie aber, wenn man sich an die damaligen Verhältnisse erinnert; welcher Vorschub wäre nicht der italienischen Reformation gethan worden, wenn Männer wie Pole und Contarini nicht auf halbem Wege wären stehn geblieben! Während Mönche und Gelehrte das Exil vorzogen, um ihrem Glauben nicht untreu zu werden, blieben die Cardinäle, die das Grundprinzip dieses Glaubens gleichfalls angenommen hatten, in ihren hohen Würden am römischen Hofe zurück; daß mancher der Flüchtlinge ein bitteres Gefühl darüber empfand, ist ihm wahrlich nicht zu verargen.

Auf dem Standpunkte dieser halb-evangelischen Männer schien eine Zeit lang selbst der Papst Paul III. zu stehn, ein weltkluger, nicht engherziger, aber nur auf den äußern Bestand der Kirche bedachter und nach diesem In-

*) Lib. 6, f°. 168.

**) Tragedia intitolata Libero arbitrio. Ed. 2ª. S. l., 1550. Vorrede. Eine äußerst seltene Schrift.

ceſſe ſich richtender Herr. Mehrere der ehemaligen Mitglieder des Orato-
ums der göttlichen Liebe ernannte er zu Cardinälen, Caraffa, Contarini,
ole, Sadolet. Unter ihrem Einfluſſe ſetzte er im Jahre 1536 eine Commiſ-
on ein, um ein Gutachten über die Reformation der Kirche abzugeben. Den
er bereits genannten Cardinälen geſellte er, zu dieſem Zwecke, noch mehrere
idre hohe Geiſtliche bei, namentlich den Biſchof Giberto und den Erzbiſchof
on Salerno, Federigo Fregoſo, der ſich gleichfalls zum Glauben an die
echtfertigung hinneigte und, um das katholiſche Volk beten zu lehren, einen
raktat ſchrieb über das wahre Gebet und die mit demſelben getriebenen
bergläubiſchen Mißbräuche *). Die Commiſſion faßte ein Bedenken ab, in
em ſie zwar die abſolute Macht der Päpſte als Quelle der Mißſtände der
irche angibt und ſich kräftig gegen die Uebertreibung der päpſtlichen Ge-
alt, die Simonie und dergleichen erhebt, aber doch nur das Oberhaupt der
irche auf einige Mängel in der äußern Verwaltung und Disciplin aufmerk-
am macht; es ſei Ordnung zu bringen in die Beſetzung der kirchlichen Aem-
r, in die Verleihung der Pfründen, in die Ertheilung der Diſpenſen und
bläſſe, in das Mönchsweſen, das Predigen, den Schulunterricht: aber der
nere Grund wird nicht angerührt, und von der Lehre kein Wort geſagt.
Benn Männer, von denen man ſo Großes erwarten durfte, ihre Reform-
vorſchläge auf ein ſolches Minimum reduzirten, ſo darf man ſich nicht wun-
ern, daß italieniſche und auswärtige Proteſtanten von nun an nur noch wenig
on ihnen hofften. Der Papſt ſelbſt, wenn er es auch Anfangs ernſtlich zu
einen ſchien und einige Verbeſſerungen in der Verwaltung der römiſchen
Kirche anzuordnen gedachte, ließ das Gutachten der Cardinäle, ſo wenig es
uch in die Tiefe drang, bei Seite liegen; einer der Verfaſſer deſſelben, Ca-
affa, als er ſelbſt Papſt geworden, ſetzte es ſogar auf den Index der verbo-
enen Bücher **).

Die Richtung indeſſen, welcher Contarini und ſeine Freunde angehörten,
atte ſich auch in andern Gegenden Italiens verbreitet; ähnliche Kreiſe hatten
ich an mehrern Orten gebildet, jedoch ohne Zuſammengehörigkeit, ohne ir-
gend ein Streben nach einem gemeinſamen Band; es waren freie Vereine,
ie ſich um einen bedeutenden Mann ſammelten und je nach deſſen Charakter
manches Eigenthümliche hatten. Dieß war namentlich der Fall zu Neapel,
ls Vermigli daſelbſt ſein Amt antrat als Prior von S. Petri ad aram.

*) Trattato della oratione. S. darüber Riederer's Nachrichten, B. 4, S. 118 u. f. Das Buch wurde von der römiſchen Inquiſition verboten.

**) Consilium de emendanda Ecclesia. Rom, 1538, und öfter. S. darüber Gieſeler, B. 3, Th. 1, S. 503.

rungen Heinrichs VIII. zu entgehn, die Italiener Pietro Bembo, Pier-Paolo Vergerio, Marc-Antonio Flaminio. Wir wissen nicht, ob zu Padua schon Vermigli sie kannte; weder Pole noch Bembo sprechen in ihren Briefen von ihm; der stille, nur seinen Studien lebende Mönch wurde wohl wenig beachtet neben den vornehmern, den Lebensgenuß nicht verschmähenden zukünftigen Prälaten und Höflingen Roms. Wer hätte auch voraussehn können, daß Flaminio, während Vermigli in Neapel evangelisch predigte, in dichterischer Frömmigkeit sich eine Zeit lang an ihn anschließen, daß Pole zuerst Vermigli's Bestrebungen nicht mißbilligen, später aber in England gegen den Leichnam seiner verstorbenen Gattin einen Ketzerprozeß verordnen, und daß Vergerio, nachdem er römischer Bischof und Nuntius gewesen, gleich Vermigli als Protestant über die Alpen fliehen würde? Noch lagen die Keime zu diesem Allem unentwickelt in den Herzen der Jünglinge, die sich zu Padua trafen, und die sich wohl schwerlich viel mit den großen Fragen beschäftigten, welche angefangen hatten, sich der Geister zu bemächtigen.

So erreichte Vermigli sein sechs und zwanzigstes Jahr, in den alten Sprachen, in Dialektik und scholastischer Theologie gut bewandert. Seine Ordensobern hielten nun dafür, es sei Zeit, ihn als Prediger auszuschicken; sie hatten keine Ahnung von den Folgen, welche diese Maßregel für ihren Zögling haben sollte.

In Italien war es damals etwas Seltenes, einen Pfarrer, überhaupt einen Weltgeistlichen predigen zu hören; es war das Geschäft der Mönche, die deßhalb von Ort zu Ort wanderten; Augustiner und Minoriten pflegten während der Advents- und der Fastenzeit zu predigen, der Rest des Kirchenjahrs war meist den Dominikanern überlassen. Von der größten Zahl dieser Prediger galt immer noch was der gelehrte und freisinnige Römer Lorenz Valla *) von denen seiner Zeit gesagt hatte: „es ist so weit gekommen, daß das Predigen nur noch ein Lärmen und Schreien ist, nicht ein lebendiges Handeln, und daß der beste Rabulist für den besten Redner gilt" **). Das Wiederaufleben der klassischen Studien hatte keinen andern Einfluß gehabt, als daß die predigenden Mönche ihre sonst unbeholfenen Vorträge mit Stellen aus alten Dichtern und Weltweisen ausschmückten, die die Menge staunend anhörte, ohne etwas davon zu fassen. „Sie glichen, sagte einst Savonarola, den Sängern und Pfeifern im Hause des Synagogenvorstehers, welche Trauerweisen sangen und bliesen um Thränen zu erpressen, das todte Mägdlein aber nicht zu erwecken vermochten; so stehen auch unsre Prediger um die todten Seelen, möchten sie mit ihren spitzfindigen Fragen, mit schönen Gleichnissen und Stücken aus Aristoteles, Virgil, Ovid, Cicero, mit Gesängen aus Dante und Petrarca erwecken; machen aber solche Trauermusik, daß

*) Gestorben 1465.

**) Antidoti in Poggium lib. 3, p. 357; in Opp., Basel, 1543, f°.

sie nicht bloß die todten Seelen nicht wieder beleben, sondern wohl gar die lebenden selbst ertödten" *). Ganz ähnlich hat ein, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien studirender Straßburger Canonicus, Peter Schott, geurtheilt **); ja selbst die 1536 eingesetzte Commission der Cardinäle, um Vorschläge zur Reform der Kirche zu machen, mußte eingestehn, daß die meisten Prediger entweder philosophische Fragen abhandelten, welche die Zuhörer zu Zweifeln führten, oder die Gegenstände des Glaubens zwar in orthodoxem Sinne, aber auf höchst unehrerbietige Weise darstellten. Savonarola war in diesem Dunkel nur ein vorübergehender Lichtglanz gewesen; selbst der originelle, oft ans Burleske streifende, aber doch ernst sittliche Dominikaner Gabriele Barletta hatte keine Nachahmer gefunden. Bei diesem Zustande begreift man leicht, daß Vermigli, der junge, aus vornehmem florentinischem Hause stammende, durch humanistische Studien gebildete und dabei fromme Mönch durch seine Predigten großes Aufsehn erregen mußte. In den vorzüglichsten Städten Oberitaliens und des Kirchenstaates trat er auf, zu Brescia, zu Mantua, zu Bergamo, zu Pisa, zu Venedig, zu Bologna, zu Fermo, und selbst zu Rom. In mehrern Klöstern seines Ordens, zu Ravenna, zu Bologna, und bald auch in Padua, hielt er Vorlesungen über alte Literatur und Philosophie; zu Vercelli, auf die Bitte seines aus dieser Stadt gebürtigen Freundes Cusano, erklärte er den Homer. So bildete er auch frühzeitig das Lehrtalent aus, das wir ihn später auf größern Schauplätzen, zu Straßburg, Oxford, Zürich, so erfolgreich werden entwickeln sehn.

Bisher hatte er seine Theologie fast ausschließlich aus Thomas von Aquino geschöpft; auch die damals in Italien herausgegebenen und viel gebrauchten Commentare über die Sentenzen des Lombarden und über einige biblische Bücher, von Gregor von Rimini, einem seiner Ordensgenossen aus dem vierzehnten Jahrhundert, hatte er eifrig studirt. Indessen diese Rückkehr zur Theologie des Mittelalters hatte ihn noch nicht weiter gebracht in der tiefern Erkenntniß der christlichen Wahrheit; er mußte noch weiter zurückgehn, zur Bibel. Von dieser wußte er wohl nur was er zu Fiesole auswendig gelernt hatte; die Ausübung des Predigtamts führte ihn näher zu ihr, er begann den seinem Gedächtniß anvertrauten Stoff zu überdenken und zu verarbeiten. Da erkannte er, daß ihm der lateinische Text der Kirche nicht genügte, er wollte die Schrift in der Ursprache lesen; dieß war der erste Schritt auf dem Wege, der ihn zuletzt von dem Katholicismus abführen mußte. Um das Alte Testament zu verstehn, lernte er hebräisch; während eines Aufenthalts zu Bologna, wo er eine Zeit lang Vikar des Priors des Augustiner-Klosters war, ließ er sich von einem jüdischen Arzte unterrichten, und bald

*) Prediche sopra il Salmo: quam bonus Israel deus. Venedig, 1539, f°. 55.

**) An Geiler von Kaisersberg, 30. Januar 1480, aus Bologna. Lucubratiunculae, Straßb., 1498, 4°., f°. 8.

senschaften liebenden Cardinals Sauli und dann in dem des Datarius Giberto gewesen, 1538 nach Neapel gekommen war um seine Gesundheit wieder herzustellen; Giovanni Francesco Caserta, reich an Gütern und an Gelehrsamkeit, voll herrlicher Eigenschaften, Flaminio's inniger Freund; Benedetto Cusano, Vermigli's Studiengenosse zu Padua; der geistvolle und elegante Dichter Jacopo Bonfadio, der sich mit poetischer Gluth an Valdes anschloß, in der Folge jedoch ein trauriges Ende nahm *). Vielleicht ist Valdes auch nicht ohne Einfluß geblieben auf den frommen und gelehrten Benediktinermönch des Monte-Cassino, Giambattista Folengio, der 1542, in der Einsamkeit von Albaneta, seinen trefflichen Commentar über die Psalmen vollendete **). Erst spät, sagt Folengio, habe er die Kraft des Kreuzes Christi erkannt; von da an lehrte er aber, mit inniger Ueberzeugung, daß der Mensch nicht durch eigenes Verdienst, sondern nur durch die Gnade gerechtfertigt werde, daß nicht äußeres Werk zum Heile führe, sondern nur der Glaube an das Kreuz des Herrn; Christus habe uns die göttliche Barmherzigkeit verkündigt: „was konnte je süßeres gehört werden? welches kräftigere Heilmittel konnte der menschlichen Krankheit dargeboten werden? Wir aber denken nur daran wie wir durch eigene Hülfe uns heilen können; wir wollen der mühseligen Arbeit unsrer Werke und dem freien Willen das zuschreiben, was allein der Gnade angehört!" Anderswo frägt er: „wollt ihr wissen an wem sich des Herrn Barmherzigkeit erweist? es sind die Zöllner, die Sünderinnen, alle die, welche durch seine Gnade errettet, ihn als ihren Erlöser preisen und von Herzen anbeten. Das ist nicht für die Heuchler, welche meinen durch eigene Kraft sich retten zu können; in diesen wird Gottes Gnade nicht gepriesen, sie wollen ja nicht durch sie erlöset werden, sie wollen Gott durch ihre Werke loben ohne Glauben. Der Glaube, der allein rechtfertigt, ist nichts als die Ueberzeugung von der göttlichen Barmherzigkeit; und die Werke sind um so heiliger und dem Geiste Gottes angemessener, je mehr sie aus diesem Glauben kommen, der Geschenk Gottes ist; solche Werke allein preisen den Herrn, alle andern sind ihm zuwider."

*) Er wurde zu Genua Professor der Rhetorik und Historiograph der Republik; nachdem er die Geschichte Genua's geschrieben, wurde er, hingerichtet, wie Einige behaupten, wegen Sittenlosigkeit, wahrscheinlich aber eher aus politischem Haß.

**) Das dem Cardinal von Mantua Hercules Gonzaga gewidmete Werk erschien zu Basel, 1543, f°. Gerdesius (Specimen Italiae reformatae S. 155) sagt, Folengio citire öfter den Commentar über die Psalmen den Butzer unter dem Namen Aretius Felinus herausgegeben hatte; dies ist nicht richtig; Felinus kommt nirgends vor, aber desto häufiger Felix, nämlich der Augustiner Felix Pratensis, ein ehemaliger Jude, dessen lateinische Psalmen-Uebersetzung Andreas Cratander, 1524, zu Basel ausgab. — Folengio's Schriften wurden auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. — S. besonders f°. 126, 357, 445.

Unter den Frauen, die zu des Valdes Schülern gehörten, ragten hervor die edle Spanierin Isabella Manrica de Bresegna, Schwester eines Cardinals und später, wegen ihres evangelischen Glaubens, ins Exil vertrieben; Giulia Gonzaga, Herzogin von Trajetto und Gräfin von Fondi, Wittwe des Vespasiano Colonna, eine der gelehrtesten der damals so zahlreichen gelehrten italienischen Frauen; Vittoria Colonna, Tochter des Groß-Connetable von Neapel, Wittwe des ritterlichen Feldherrn Marchese de Pescara, der an den Folgen einer zu Pavia erhaltenen Wunde jung gestorben war; auch sie war humanistisch gebildet und zugleich eine liebliche, sinnige Dichterin in ihrer Landessprache.

Dieser Kreis hatte einen ganz eigenthümlichen, ich möchte sagen dichterischen Charakter; es herrschte darin eine ruhige, platonische Beschaulichkeit; unbekümmert um die großen Interessen, die jenseits der Alpen die Gemüther gewaltig bewegten, dachte man an nichts weniger als an eine Wiedergeburt der Kirche, nur das eigene innere Leben wollte man pflegen durch Alles was es nähren konnte. Es gab wohl begeisterte Gespräche, aber ohne Beziehung auf eine Veränderung der bestehenden Zustände; feingebildete Leute, die theils den höhern Ständen angehörten, theils durch Gelehrsamkeit und Talent bei den Großen Eingang gefunden hatten, waren sie empfänglich für alles Schöne und Edle, aber mehr zu stillem Genießen als zu kräftigem Handeln geneigt. Bald versammelten sie sich in Valdes' Wohnung im Palaste des Vizekönigs, bald in Vittoria Colonna's Landhaus auf der lieblichen Insel Ischia, bald in der Villa Caserta's in der Terra di Lavoro, wo Flaminio seine Gesundheit wiederfand. Betrachtung der herrlichen Natur wechselte mit Unterhaltungen über evangelische Fragen. Nach Valdes' Tod schrieb Bonfadio an Carnesecchi, wie gerne er sich an diese schöne Zeit und an diese „selige Gesellschaft" erinnere; nachdem er den Tod des frommen Spaniers beklagt, der, gleichsam auf dieser Erde schon ein reiner Geist, immer in höhern Welten gelebt, fügte er bei: „es scheint mir als höre ich dich mit tiefem Seufzer ausrufen: welch wunderbares Land! sicher denkst du oft an Chiaia und an den Posilippo; Florenz ist eine herrliche Stadt, aber die Anmuth Neapels, diese Lage, diese Ufer, diesen ewigen Frühling hat es nicht. Stünden wir doch noch an den Fenstern des Thurmes, wo wir so oft hinausschauten auf die reizenden Gärten oder auf den weiten Busen dieses prachtvollen Meeres*)!" Bei dieser Tendenz des Valdes und seiner Freunde sollte man meinen, daß ihr Einfluß sich nicht weiter erstreckte als auf Gebildete, die durch Welterfahrung und Kenntnisse für solche Eindrücke vorbereitet schienen; er dehnte sich jedoch auch auf Andre aus, auf Niedre und Ungelehrte; Folengio hat eine merkwürdige Stelle, die nur hierauf bezogen werden kann: „wir wohnen einem bewundernswürdigen Schauspiele bei; wir sehn Frauen, die mehr zur Eitelkeit als zu ernstem Nachden-

*) Lettere volgari, Th. 1, f°. 26.

ken geboren scheinen, ungebildete Männer, Soldaten, dermaßen ergriffen von der Erkenntniß der göttlichen Geheimnisse, daß wenn irgendwo etwas gehört wird, das sich auf die Vollkommenheit des Lebens bezieht, es meist von ihnen kommt. O es ist wahrlich ein goldnes Zeitalter! In meinem Campanien ist kein so gelehrter Prediger, daß er nicht aus einer einzigen Unterredung mit gewissen Frauen, weiser und heiliger würde*)."

In diesen Kreis nun, wurde Vermigli durch seinen Freund Benedetto Cusano eingeführt. Valdes ahnte die Tiefe und Redlichkeit seines Gemüths; er gab ihm Bücher, die er aus Deutschland mitgebracht hatte, einige Schriften des Erasmus, Butzer's zunächst für Frankreich und überhaupt für die romanischen Länder bestimmten Commentare über die Psalmen, Zwingli's freimüthige, reformatorische Werke über die wahre und die falsche Religion und über die göttliche Vorsehung**). Vermigli's theologische Erkenntniß war, bis zu seiner Ankunft in Neapel, noch ziemlich unvollständig; seine Richtung war noch vorzugsweise theils praktisch-erbaulich, theils humanistisch gewesen; doch hatte ihn sein frommer Ernst sowohl vor der Entartung des Klosterlebens als vor den Verirrungen des italienischen Humanismus bewahrt. Auch sein Bibelstudium hatte ihm bereits manches Licht gebracht und ihn auf die Eindrücke vorbereitet, die seiner nun warteten. Zudem hatte er, während seines Aufenthalts in Rom im Jahre 1528, als Clemens VII noch regierte, mit eigenen Augen das Treiben der hohen und niedern römischen Geistlichkeit gesehn, und bestätigt gefunden was sein Landsmann Macchiavelli gesagt: „je näher die Menschen bei Rom, desto weniger haben sie christlichen Geist; das Beispiel der Papststadt ist Schuld, daß wir Italiener alle Frömmigkeit verloren haben" ***). Er hatte die elenden Predigten unwissender Mönche und Pfarrer gehört, er hatte gesehn wie selbst Cardinäle, am hellen Tage, maskirt im Gefolge vornehmer Buhlerinnen durch die Straßen ritten †): ein Skandal, worüber sich noch die mit der Reform der Kirche beauftragte Commission der Cardinäle, 1536, beklagen mußte. Er hatte so die nemlichen Eindrücke empfangen wie Luther; sie mußten um so schmerzlicher für ihn gewesen sein, da er noch nicht an eine Trennung von der Kirche dachte. Selbst später sprach er nicht gerne davon; höchst selten kommt in seinen Schriften eine Anspielung vor auf die schlechten Sitten der römischen Geistlichkeit; es schien ihm hinreichend ihre Pflichtvergessenheit im Ausüben des christlichen Hirten-Amtes zu

*) Fol. 388.

**) Sacrorum Psalmorum libri quinque, per Aretium Felinum (Martin Butzer). Straßb., 1529, 4°. — Zwingli, De vera et falsa religione commentarius, Zürich, 1525, mit einer Zuschrift an Franz I.; Sermonis de providentia Dei anamnema, Zürich, 1530.

***) Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio. Palermo, 1584. Cap. 12, f°. 22ᵃ.

†) Comment. in libr. Judicum, f°. 156.

rügen; „was noch schändlicher ist, schrieb er, als er aus Italien floh, übergehe ich, nicht nur weil es allen bekannt genug ist, sondern weil ich mich schämen würde es zu erzählen" *). Durch diese Eindrücke angeregt, wurde wohl die Erinnerung in seinem Geiste wieder wach, an das was er im Vaterhause von Savonarola erzählen gehört hatte; das in Flammen leuchtende Bild des florentinischen Märtyrers trat vor seine Augen, und neben demselben, in düsterm Contraste, die Gestalten des verbrecherischen Papstes Alexanders VI., des kriegeführenden Julius II., des in weltlicher Eitelkeit befangenen Leo X. „Wie mußte nicht Alles, was damals in Rom geschah, auf das Gemüth enthusiastischer und begeisterter Jünglinge wirken!" Erst durch Vermigli's Unterredungen mit Valdes gewann aber das, was in seinem Innern lag, nach und nach eine bestimmtere Gestalt. Da er jedoch bereits eine tiefere theologische Bildung besaß, als die um Valdes sich sammelnden Freunde, so folgte er ihrem mystischen Zuge nicht; ihre poetische Beschaulichkeit, ihr frommes, aber thatloses Schwärmen konnte ihm nicht genügen. Manche Kämpfe, wie sie stets dem festen Glauben vorangehn, mögen in seiner Seele stattgefunden haben; erst nach inneren Stürmen brach das reine Licht des Evangeliums, wie er später sagt, durch die dichten, es umhüllenden Wolken hindurch; es war ein angstvoller Zustand für ihn; Alles schien ihm unsicher und verworren, gleich wandelnden Bäumen, wie er sich ausdrückt **), bewegte es sich vor seinem Geist, bis endlich Nachdenken, Studiren, Unterredungen mit den Freunden, den Gedanken mehr Festigkeit gaben und das Licht vermehrten. Dazu kam die Berührung, in die er mit einem andern merkwürdigen Manne kam, mit dem er von da an bis an sein Ende verbunden blieb: es war Bernardino Ochino von Siena.

Ochino, 1487 geboren, war drei Jahre älter als Vermigli. Auch er hatte in früher Jugend tiefe religiöse Sehnsucht empfunden, die ihn zu ascetischem Leben trieb; von dem Gefühl der Sünde gequält, hatte er Befriedigung in strengen Bußübungen vergebens gesucht; da war er unter die Franziskaner der strengen Observanz gegangen, hatte aber auch bei ihnen die Ruhe nicht gefunden. 1525 hatten sich von den Franziskanern die Kapuziner getrennt, Anfangs nur in der Absicht, Tracht und Lebensweise des Heiligen von Assisi genauer darzustellen, jedoch bald den alten, zur Schwärmerei sich neigenden Minoritengeist wieder unter sich aufleben lassend. Ochino, der sich eine Zeit lang dem Studium der Medizin ergeben hatte, fühlte sich durch die Strenge dieses neuen Ordens und die Thätigkeit seiner Glieder als Volksprediger angezogen; 1534 schloß er sich ihm an, indem er ausrief: „wenn ich jetzt das Heil nicht finde, weiß ich nicht was ich beginnen soll." Aber auch hier fand er es nicht, wie sehr er sich auch übte in äußerer Buße. Er mußte

*) Confessio fidei. Loci communes, S. 437.
**) Oratio quam Tiguri habuit. Loci communes. S. 1063.

in sein Inneres zurückgeführt werden; dieß geschah durch das Lesen der Bibel. Da erkannte er, obgleich nicht plötzlich auf einmal, sondern sicher nur nach ähnlichen Kämpfen wie Vermigli, drei Wahrheiten: zuerst, daß Christus für uns genug gethan und durch seinen Tod uns die Sündenvergebung erlangt habe, durch welchen Glauben wir allein gerechtfertigt werden; sodann, daß die Mönchsgelübde nichts nützen, und endlich, daß die römische Kirche nicht schriftgemäß sei *). Die zwei letzten Wahrheiten sind ihm gewiß erst später klar geworden; denn, als er mit Vermigli in Verbindung trat, diente er noch Rom und trug noch das Mönchsgewand. Indessen lehrte er schon die Lehre von der Rechtfertigung, obgleich noch in verdeckter Form. Er hatte weniger humanistische und theologische Durchbildung als Vermigli, besaß aber in reicherm Maße die Gabe der Beredsamkeit. Einfach und schmucklos, war seine Predigtweise von der damals üblichen durchaus verschieden, mußte aber durch ihre überzeugende Klarheit und innige Wärme die Herzen sicherer ergreifen, als das falsche Pathos oder die scholastische Trockenheit der meisten seiner Zeitgenossen. Schon 1536 predigte er die Fasten zu Neapel; der Kaiser selbst wohnte seinen Vorträgen bei, und soll gesagt haben: „wahrlich dieser Mönch könnte Steinen Thränen erpressen" **). Als er einst ein Liebeswerk empfahl, wurden nach seiner Predigt 5000 Scudi gesteuert. Bei dem Vizekönig wurde er ketzerischer Meinungen angeklagt, vertheidigte sich aber auf eine Weise, daß ein gegen ihn erlassenes Verbot ferner zu predigen, wieder zurückgenommen wurde. Valdes und seine Freunde hatten hohe Achtung für ihn; Vittoria Colonna besonders war seine begeisterte Verehrerin. Auch auf Leute ganz andrer Gesinnung verfehlte er seine mächtige Wirkung nicht. Als er 1538 die Fasten zu Venedig predigte, war der Dichter Pietro Aretino unter seinen eifrigsten Zuhörern und berichtete an den Papst, in emphatischer Weise, wie Fra Bernardino's Beredsamkeit den Haß in Liebe, das Laster in Tugend, die Verzweiflung in Seligkeit umwandelte ***). Pietro Bembo bat Vittoria Colonna, ihren Freund zu bewegen, für die Fasten von 1539 abermals nach Venedig zu kommen. Ochino kam, und bald schrieb Bembo an Vittoria, er habe nie heiligere Reden gehört, er begreife nun ihre Verehrung für den frommen Kapuziner, dem er selbst, der Cardinal, in der Beichte sein Herz geöffnet habe, wie vor Christo selbst †). Bei dem für das klassische Alterthum schwärmenden Bembo, so wie bei Aretino, dem mehr als leichtfertigen Satiriker, dem nichts heilig war, mögen freilich solche Eindrücke rasch verweht worden sein; ihre Lobpreisungen des ernsten Predigers beweisen aber, selbst

*) Ochino an Muzio Giustinopolitano, 7. April 1543, Genf. Am Schluß des 2. Bandes seiner Prediche. S. l. et a.

**) Giannone, B. 4, S. 80.

***) Venedig, 21. April 1538. Lettere di P. Aretino. Paris, 1609. Lib. 2, f°. 68.

†) Bembo, Lettere. Venedig, 1552. Th. 1, p. 98. 100.

mehr noch als das Zeugniß frömmerer Leute, die allgemeine und außerordentliche Bewunderung, zu der sich die Italiener hingerissen fühlten. Auch der Bischof von Fossombrone, der ihn zu Lucca predigen hörte, war ganz entzückt über ihn, wußte aber in seinem Entzücken nichts Besseres zu thun, als zwei Sonnete an ihn zu richten*). Boverio, der Annalist der Kapuziner, berichtet, die größten Kirchen haben nicht Raum genug gehabt, um die zu seinen Predigten sich drängende Menge zu fassen**). Paul III. ernannte ihn zu seinem Beichtvater; ein 1538 zu Florenz versammeltes Kapitel des Ordens wählte ihn zum General. Was hätte ein solcher Mann nicht wirken können, durch die Verkündigung des Glaubens an Christum, wenn er nicht zuletzt gezwungen worden wäre, sein armes Land zu verlassen!

1539 wurde Ochino abermals nach Neapel berufen; das folgende Jahr predigte er in der Hauptkirche die Fasten. Weiter gekommen in der evangelischen Erkenntniß, redete er unverholener von der Rechtfertigung durch den Glauben an die freie Gnade Gottes durch Christum allein, von dem allgenügenden Verdienste Christi, und andern damit zusammenhängenden Lehren. Er griff das Papstthum nicht an, überging aber mit Stillschweigen, als zum Heil unnöthig, die Lehren von dem Verdienst der Werke, von dem Ablaß, von dem Fegfeuer***); es genügte ihm, in den Gemüthern einen lebendigen Eindruck von der Größe der Wohlthat Christi zurückzulassen. Trotz der Heftigkeit, mit der römischgesinnte Prediger gegen ihn auftraten, ermunterte sein Beispiel einige andre Mönche, gleich ihm die Wahrheit zu verkündigen. Der Franziskaner Giovanni Mollio von Montalcino und der sizilianische Augustiner Lorenzo Romano †) lehrten wie Ochino; namentlich aber trat nun auch Vermigli immer entschiedener auf. In der Schule, so wie in der Kirche seines Klosters entwickelte er, obwohl ohne dem römischen Systeme direkt zu widersprechen, Ansichten, die sich täglich mehr der reformatorischen Lehre näherten. Er erklärte den ersten Brief des Paulus an die Corinther; zahlreiche Zuhörer aus allen Ständen, selbst Bischöfe, hörten ihm zu; ein katholischer Geschichtschreiber Neapels erzählt ††), die Bewegung, die er hervorgebracht, sei so groß gewesen, daß Alle die, die nicht zu seinen Predigten kamen, als schlechte Christen angesehn wurden. Eine seiner Reden über den Corintherbrief wurde für einen Jüngling aus einem der ältesten Geschlechter des Landes, die Veranlassung, sich dem Evangelium zu widmen. Graf Galeazzo Caraccioli, Marchese del Vico, geboren zu Neapel im Jahre 1517, Schwe-

*) Lettere volgari, Th. 1, f⁰. 17.

**) Annales fratrum minorum capucinorum. P. 1, Lib. 8, cap. 1 u. f.

***) Ochino an Muzio Giustinopolitano. L. c.

†) Er ging später nach Deutschland; 1549 kehrte er nach Neapel zurück, predigte abermals reformatorische Lehren, widerrief jedoch 1552 aus Furcht vor der Inquisition.

††) Giannone, am a. O.

stersohn des Cardinals Caraffa, vielseitig gebildet, aber noch weltlich gesinnt, war durch seinen Vetter Francesco Caserta mit Valdes bekannt gemacht und zu Vermigli's Predigten geführt worden, die er Anfangs mehr aus Neugierde als aus innerm Bedürfniß befolgte. Einst, um die Wirksamkeit des heiligen Geistes auf den Menschen zu schildern, bediente sich Vermigli des folgenden Gleichnisses: „würde Jemand aus der Ferne einem Tanze zusehn, ohne die Töne der Musik zu hören, er müßte die Tanzenden für wahnsinnig halten; sobald er aber näher träte und die Musik vernähme und den harmonischen Takt, so würde er bald Freude empfinden und Lust bekommen, selbst an dem Tanze Theil zu nehmen. So meint nicht selten derjenige, der die Veränderung in Leben und Sitten der Christen bemerkt, sie haben den Verstand verloren; lernt er aber den Grund erkennen und die Kraft des göttlichen Wortes, die diese Veränderung hervorgebracht hat, so tadelt er sie ferner nicht mehr, sondern fühlt sich gedrungen, sich denen anzuschließen, die so der Welt entsagen, um dem Evangelium gemäß ihr Leben einzurichten" *). Dieser Vergleich, ganz nach italienischem Geschmack, fiel dem jungen Caraccioli auf; in der Folge erinnerte er sich noch oft daran und erzählte, wie die in demselben enthaltene Idee ihn mächtig ergriff und antrieb, die heilige Schrift zu erforschen. Aber erst im Jahre 1541 änderte Caraccioli seine frühere Lebensweise; er ward ernst, nachdenkend, und faßte den Entschluß, dem Leichtsinn des Hoflebens zu entsagen; sein Vater und seine Gattin sahen höchst ungern diese Veränderung, Manche hielten ihn für melancholisch oder verrückt, während des Valdes' Freunde das Wahre und Tiefe der Umwandlung erkannten.

Solche Erscheinungen machten indessen die Katholiken immer besorgter wegen der Predigten Vermigli's und seiner Genossen. Die Gelegenheit, gegen sie einzuschreiten, fand sich bald; man griff die Erklärung auf, die der Prior von S. Petri ad aram von der Stelle gab, 1. Cor. 3, 13—15: „Eines jeglichen Werk wird offenbar werden, der Tag wird es klar machen; denn es wird durchs Feuer offenbar werden, und welcherlei eines jeglichen Werk sei, wird das Feuer bewähren; wird Jemandes Werk bleiben, da er darauf gebaut hat, so wird er Lohn empfangen; wird es aber verbrennen, so wird er deß Schaden leiden; er selbst aber wird selig werden, so doch, als durchs Feuer". Bekanntlich war dieß die Hauptstelle, auf welche die katholische Theologie die Lehre vom Fegfeuer stützte. Vermigli, der mit seinem Glauben an die Rechtfertigung durch Christum die Meinung nicht vereinigen konnte, der Glaubige bedürfe im zukünftigen Leben noch einer allmäligen Reinigung von seinen Sünden, legte, mit richtigem Blicke, die paulinischen Worte so aus: die, welche ihr Werk nicht recht vollbringen, können zwar gerettet werden, aber

*) Balbano, La vie de Galéas Caraciol, (italienisch, Genf, 1587) trad. par Teissier de Lestang. Amsterd., 1681, 12°; S. 12 u. f.

Werk selbst wird zu Grunde gehn; so wie Einer, der sich aus einem nde rettet, nackt und arm daraus hervorgeht, so werden auch sie inne wer-, daß ihr Werk verloren ist; durch das Gericht Gottes wird das Sünd- daran aufgedeckt, sie empfinden daher den Schmerz der Reue, und das er, von dem die Rede ist, findet schon in diesem Leben statt, nicht erst im nftigen. Diese Erklärung, oder vielmehr diese förmliche Widerlegung s mit der katholischen Lehre von dem Verdienst der Werke so innig ver- denen Dogma's, bewies zur Genüge, wie ferne schon Vermigli dem kirch- n Systeme stand; von dem Glauben an das Verdienst Christi durchdrun-, hatte er die Hoffnung auf das der eignen Werke aufgegeben; er konnte t mehr annehmen, daß im Fegfeuer der Mensch durch Büßung verdienen ie, was er auf der Erde versäumt hatte. Den Katholiken entging dieß t. Kurz vor 1539 hatten die Theatiner die Paulskirche zu Neapel erhal-, Gaetano da Thiene, einer der Stifter dieses neuen Ordens, war selbst esend; nicht nur schickte er von seinen Mönchen in Ochino's und Ver- li's Predigten, sondern ging selbst sie hören. Er erfuhr, daß Beide, so auch Valdes, schreckliche Dinge lehrten von dem Fegfeuer, von dem freien len, von der Rechtfertigung; er, der selbst als Mitglied des Oratoriums göttlichen Liebe, über letztern Punkt von der evangelischen Lehre nicht fern esen war, sah nun die Kirche gefährdet durch verwegene Ketzerei; er lte sich, an den düstern Cardinal Caraffa darüber zu berichten und den König von Neapel vor den Feinden der Kirche zu warnen *). Valdes, die- „edle Ritter des Kaisers, aber noch weit edlere Ritter Christi" **), wurde der Verfolgung nicht mehr ereilt; er starb 1540, tief betrauert von sei- Freunden und Schülern; von den Ufern des Lago di Garda schrieb nfadio an Carnesecchi: „wie schön auch Neapel sein mag, warum dahin ückkehren, da Valdes nicht mehr ist? Welch ein Verlust für uns, ja für ganze Welt! Er war einer der trefflichsten Männer Europa's, in seinen ten, seinen Reden, in allen seinen Gedanken wahrlich ein vollkommener nsch" ***)! Ochino hatte wahrscheinlich Neapel verlassen, um anderswo redigen. Vermigli allein wurde daher der Gegenstand der Verfolgung; a verlangte seine Interdiction. Er appellirte an den Papst; noch war die- unter dem Einfluß Contarini's, Reginald Pole's und der ähnlich gesinn- Cardinäle; es ist möglich, daß Vermigli an diese sich wandte; er war Con- ni und Pole bekannt; sie achteten in ihm den frommen und ernsten Mann, ihre damaligen Gesinnungen theilte; jedenfalls blieb er unbelästigt und nte seine Predigten wieder beginnen. Er that es jedoch nur noch während er Zeit; in Neapel selbst war er den beständigen Angriffen der Gegner

*) Caraccioli, De vita Pauli IV collectanea, S. 239 u. f.
**) Curione, Pasquillus ecstaticus. Genf, 1544. S. 35.
***) Lettere volgari, Th. 1, f°. 27.

ausgesetzt, Valdes war todt, sein Jugendfreund Cusano starb, er selbst fiel in schwere Krankheit, von der er nur langsam genaß. Er bat daher seine Obern um die Erlaubniß, Neapel zu verlassen; da er von allen Bessergesinnten geehrt und noch nicht als offener Gegner der Kirche aufgetreten war, wurde er auf einem Convent der Augustiner zum Visitator des Ordens in Italien erwählt; mit diesem neuen Amte verließ er Neapel Anfangs 1541, zu derselben Zeit, als in eben dieser Stadt Ochino, zum zweiten Mal, von einem Generalkapitel der Kapuziner als Haupt dieses Ordens anerkannt wurde.

Viertes Kapitel.

Vermigli zu Lucca. — Der Cardinal Contarini.

Bei dem immer zunehmenden Verfall des Mönchthums, war auch der Augustinerorden nicht mehr auf der Höhe, auf den ihn früher sein sittliches und gelehrtes Streben gestellt hatte. Vermigli fand daher, in der Ausübung seines Visitator-Amts, viel zu bessern und zu strafen. Milde konnte hier wenig helfen; es mußte mit Strenge verfahren werden. Der Protector der Augustiner, der freisinnige Cardinal Hercules Gonzaga, unterstützte Vermigli; da aber Haupt und Glieder schlecht waren, konnte selbst die Strenge nur wenig fruchten. Die außerhalb der Klöster umherstreifenden Mönche ließ Vermigli einschließen; den Rector generalis des Ordens und mehrere der strafbarsten Brüder verbannte er auf die Felseninseln di Trimiti, dem Monte Gargano gegenüber. Diese Maßregeln hatten keine andre Folge, als den Haß gegen den ernsten Visitator zu entzünden, auf den bisher der Orden so stolz gewesen war. Da man es nicht wagte, ihn offen anzugreifen, beschloß man, auf einem Convente zu Mantua, um sich seiner Aufsicht zu entledigen, ihn zum Prior von San-Frediano zu Lucca zu ernennen. Es sollte dieß eine ehrenvolle Auszeichnung sein, denn mit dem genannten Priorate waren große Vorrechte verbunden, unter Anderm die bischöfliche Gerichtsbarkeit über die Hälfte der Stadt. Hinter der Ehrenbezeugung war aber eine ächt mönchische Intrigue verborgen; Vermigli wurde nur erhoben, weil man hoffte, ihn desto schneller fallen zu sehn; man zählte auf den alten Haß zwischen den Lucchesern und den Florentinern; der von Florenz gebürtige Prior, meinte man, würde sich, zumal wegen seiner Strenge, in Lucca nicht lange halten können. Diese Berechnung sollte aber zu Schanden werden.

Kurz vorher war Lucca durch bürgerliche Zwietracht schwer heimgesucht worden; die Folgen davon waren Verachtung der Gesetze, häufige Aufstände, allgemeine Sittenlosigkeit; den 24. April und den 5. Juni 1534 beschloß so-

der Rath, die Freudenmädchen sollten von nun an Bürgerrecht haben und Niemandem belästigt werden *). Zwei Jahre später (6. Mai 1536) zog l V., von seinem afrikanischen Kriegszuge zurückkehrend, mit glänzendem olge in die Stadt; es gab Feste mit aller italienischen Pracht: an dem chen Zustande fand jedoch der Kaiser nicht für nöthig, etwas zu bessern. ngs Juni 1541 zog Vermigli ein, unbemerkt von der Menge; durch n Mönch wurde in Kurzem der Geist der Stadt umgewandelt.

Vor Allem gedachte er sein Kloster zu verbessern; bei der allgemeinen Unnheit und Unsittlichkeit der damaligen Ordensbrüder, hatte er erkannt, , um das Mönchthum zu reformiren, man nicht nur die Ordensregeln in r Strenge handhaben, sondern großentheils die Alten aufgeben, und neue erationen bilden müsse. Eine seiner ersten Maßregeln hatte zum Zweck, Chorherren von San-Frediano wieder zur Ausübung ihrer kirchlichen chten zurückzuführen; schon den 12. Juni wies er ihnen die Kapellen an, sie Gottesdienst halten sollten **). Seine Hauptsorge wandte er aber den igen zu. Durch klassische Studien und Bibel-Unterricht wollte er sie zu r reinern Theologie vorbereiten, und berief deßhalb mehrere Gelehrte, de- Hinneigung zur evangelischen Lehre ihm bekannt war. Den jungen Grafen so Martinengo, von Brescia, Chorherrn der Lateran-Congregation, ftragte er mit den Vorlesungen über das Griechische; Paolo Lacisio, von oma, der nemlichen geistlichen Gesellschaft angehörend, in den alten Spra- und im Hebräischen bewandert und wegen seiner liberalen und christlichen ung gerühmt ***), lehrte lateinische Literatur; Immanuele Tremellio, hemaliger Jude von Ferrara, Freund Flaminio's und des Cardinals Pole, essen Hause er getauft worden war, gab Unterricht im Hebräischen. Dieß waren merkwürdige Neuerungen in einer italienischen Klosterschule. Selbst r den Professoren der öffentlichen höhern Lehranstalt, zu denen damals der bekannte Philolog und Kritiker Francesco Robortello gehörte,

*) Tommasi, Sommario della storia di Lucca; 10. Band des Archivio storico italiano, Florenz, 1847; Documenti, S. 143.

**) Eynard, Lucques et les Burlamacchi. Paris, 1848, 12°; S. 306.

***) Curione, Pasquillus ecstaticus, S. 172. — Auch Robortello, der sich in seinen Forschungen über Aristoteles der Hülfe Lacisio's bediente, hat dessen Gelehrsamkeit gepriesen, in der Vorrede seiner Ausgabe der Poetica Aristotelis, Basel, 1555. — Wahrscheinlich schon während seines Aufenthaltes zu Lucca übersetzte Lacisio die Chiliaden des Johann Tzetzes, für die Ausgabe der Alexandra des Lycophron, welche Arnoldus Arlenius Peraxylus veranstaltete, dem Cardinal von Ravenna, Bened. Accoltus widmete, und deren Druck er durch den Straßburger Rechtsgelehrten Nicolaus Gerbel, zu Basel bei Joh. Oporin, besorgen ließ. Des Arnoldus Vorrede ist vom 13. August 1542, Bologna. Das Werk erschien aber erst 1546, in fol. Die Vorrede Gerbels zu Joh. Tzetzae historiarum liber, mit Lacisio's Uebersetzung, ist vom 9. März 1546.

fand Vermigli einen Freund, der seine Bestrebungen unterstützte; es war der geistreiche und gelehrte, aus dem Turinischen gebürtige, Celio Secundo Curione, der, nach manchen wegen seiner reformatorischen Ansichten überstandenen Gefahren, auf Verwenden der Herzogin Renata von Ferrara, nach Lucca berufen worden war als Lehrer der klassischen Literatur. Vermigli selbst erklärte, in täglichen öffentlichen Vorlesungen, den Brief des Paulus an die Römer; den Chorherren seines Klosters legte er die Psalmen aus, und ermunterte sie zum Studium der Kirchenväter, besonders Augustin's. Auch reformatorische Schriften aus Deutschland und der Schweiz wußte er sich zu verschaffen, bildete durch das Lesen derselben seinen eigenen Glauben bestimmter aus, und theilte sie seinen vertrautern Freunden mit. So las er mit ihnen, was sie von Butzers Werken erhalten konnten, Melanchthon's Darstellung der Hauptartikel der Glaubenslehre, Calvin's Institution der christlichen Religion, Bullinger's Bücher von dem Ursprung des Irrthums in der Kirche *). Sie dankten Gott für die Fortschritte, die sie „in der wahren Theologie", an der Hand dieser „trefflichen Lehrmeister" machten **). Auch mit der Augsburgischen Confession machten sie sich bekannt, fühlten sich aber jetzt schon mehr zu dem reformirten Bekenntnisse hingezogen.

Oeffentlich predigte Vermigli häufig bald über einen Psalm, bald über einen paulinischen Text. Anfangs war er allerdings, als Florentiner, mit Mißtrauen aufgenommen worden, allein in kurzer Zeit erwarb er sich die allgemeine Achtung; Gelehrte und Patrizier kamen zu den Vorlesungen, die er den Novizen hielt; zu seinen sonntäglichen Predigten in der Kirche von San-Frediano drängte sich eine größere Menge, als zu dem in eben dieser Kirche befindlichen, früher abergläubisch verehrten Grab der heiligen Zita. Die durch die Noth des Bürgerkriegs, durch Leidenschaften aller Art, durch wildes, wüstes Leben zerrütteten Gemüther vernahmen erstaunt die Predigt von der Versöhnung, von dem Frieden mit Gott, von der Wohlthat Christi. Der

*) Melanchthons Loci communes rerum theologicarum erschienen zuerst, Wittenberg, 1521, und wurden sehr oft gedruckt; eine umgearbeitete Ausgabe erschien 1535; die dritte Hauptausgabe ist von 1544. Das Werk wurde auch italienisch übersetzt, und unter dem Titel I principii della theologia, di Ippofilo da Terra negra (Venedig, Paul Manutius, s. a.) selbst in Rom begierig gelesen, bis die Inquisition hinter den Namen des Verfassers kam. — Calvins Institutio religionis christianae erschien zuerst 1536, Basel; ein 2. Mal, 1539, Straßburg, f⁰. Bullingers Libri duo de origine erroris, zuerst 1528, Basel, und ein 2. Mal, 1539, Zürich, 4⁰.

**) Zanchi, an Philipp Landgraf von Hessen, 15. Oct. 1565. Zanchii opera, Genf, 1619, f⁰. B. 7, Th. 1, S. 3. — Ders. an Melanchthon, 4. Sept. 1557; an Bullinger, s. d. Zanchii epistolae, Hanau, 1609, B. 2, S. 130. 26. Zanchi machte in Italien Auszüge aus Bullingers und Calvins genannten Werken; der aus Letzterm findet sich in seinen Opera, B. 8, S. 621 u. f.

oden war nicht ganz unvorbereitet; schon vor Jahren hatte man zu Lucca formatorische Bücher gelesen; ein Dekret vom 18. März 1525 hatte die rnichtung derselben befohlen *). Jetzt wurden die schlummernden Bedürfsse wieder wach, man begann nachzudenken und zu forschen; die Bibelüberzung Brucioli's verbreitete sich in viele Häuser; es sammelte sich, um Vergli, eine kleine Gemeinde evangelisch-Gesinnter, zu der vor Allen die drei hrer der Klosterschule gehörten und an die sich auch Martinengo's inniger eund, der fünfundzwanzigjährige Lateran-Chorherr, Girolamo Zanchi, n Alzano im Bergamaskischen, anschloß. Unter den Einwohnern überupt zeigten sich wieder bessere Sitten; mit dem Ernste des Lebens kehrten ich Frieden und Eintracht zurück. Das hatte die Predigt vom Evangelium macht, und nur sie vermochte es.

Im Sommer 1541 erhielt Vermigli den Besuch des Cardinals Conrini. Er kam von dem Regensburger Religionsgespräch zurück, dem er als pstlicher Legat beigewohnt hatte. Diese Verhandlungen hatten unter güngen Verhältnissen begonnen; der Kaiser, aus politischen Rücksichten, wünschte smal eine Aussöhnung; auf beiden Seiten waren gemäßigte Theologen genwärtig; der Legat Contarini, der schon zu Hagenau und zu Worms verhnliche Gesinnungen gezeigt hatte, war von den Protestanten, im Hauptnkte der Lehre, nur wenig entfernt. In Bezug auf die Rechtfertigung durch n Glauben wurde man über eine Formel einig, die von Contarini gebilligt urde, welcher hier seine Abhandlung über diese Lehre schrieb; durch die zu egensburg erhaltenen Eindrücke, durch die Gespräche mit Melanchthon, mit ucer, mit dem Straßburger Rektor Johann Sturm, war vielleicht seine eberzeugung noch fester geworden **). Eine Aussöhnung wäre daher nicht unmöglich gewesen; da man aber in Rom nicht mehr nachgeben wollte, erhielt ontarini strengere Instructionen; er mußte sich begnügen, den deutschen Bischöfen zu rathen, in sittlicher Hinsicht selbst zu reformiren, alles Uebrige aber m Papste zu überlassen. Obgleich dieß ganz seiner Richtung angemessen ar, weil er an der äußern Einheit der Kirche festhielt und die politisch-kirchhe Rücksicht stets bei ihm überwog, so kehrte er doch schmerzerfüllt über das ne Erfolg gebliebene Gespräch, nach Italien zurück. Hier war er vielfach schuldigt worden, dem Papste nicht treu gedient zu haben; nur mit Mühe tten ihn seine Freunde Pole und Fregoso vertheidigt. Die Protestanten ben ihn häufig der List angeklagt; richtiger und billiger ist das Urtheil Cune's, wenn er sagt, Contarini habe evangelischer gedacht, als es einem ardinal geziemte ***). Nach Italien zurückgekehrt, hörte er mit tiefem Bemern die Beschuldigungen der Untreue wiederholen; mehr noch aber mußte

*) Archivio storico italiano, B. 10. Documenti, S. 162.
**) Sturm gegen Marbach, 1572. Ms.
***) Pasquillus ecstaticus, S. 114.

ihn das Mißlingen seines Unternehmens schmerzen, die beiden Kirchen wieder zu vereinigen. Mit diesen Gefühlen kam er in Lucca an und besuchte Vermigli. Was da von den beiden trefflichen Männern geredet wurde, ist unbekannt; Contarini erzählte wohl dem Prior von seinen letzten Versuchen Katholiken und Protestanten zu versöhnen; sie unterhielten sich von den großen Angelegenheiten der Zeit, von dem, was alle Geister beschäftigte. Vermigli soll den Wunsch geäußert haben, die deutschen Reformatoren zu besuchen, und Contarini gesucht haben, ihn davon abzubringen *). So viel jedenfalls scheint sicher, daß Vermigli sich überzeugte, von Rom aus sei keine Reformation zu hoffen. In Kurzem ereigneten sich Begebenheiten, die ihn in dieser Ueberzeugung vollends befestigten. Im September dieses Jahres (1541) kamen Kaiser und Papst zu Lucca zusammen, um über Türkenkrieg, hauptsächlich aber über Ketzerverfolgung zu berathen **). Zahlreiche Prälaten, Große, Gelehrte trafen hier ein, um den beiden Häuptern der Welt aufzuwarten; unter ihnen auch Pietro Bettori, Vermigli's Landsmann und Jugendfreund, jetzt Professor der alten Sprachen zu Florenz ***). Ob er Vermigli besuchte, wissen wir nicht; dieser, so wie die evangelischen Lucenser, erwarteten in großer Besorgniß, was zwischen Carl V. und Paul III. wegen der Ketzer beschlossen werden würde. Vermigli's Entschluß, der römischen Kirche zu entsagen, war noch nicht zur letzten Reife gelangt; sein Inneres war von Zweifeln gequält über die Richtung, die er befolgte: „täglich mußte ich mich manchfachem Irrthum fügen, abergläubische Gebräuche nicht nur selbst verrichten, sondern auch von Andern, trotz ihres Widerstrebens, verlangen, Vieles anders thun als ich fühlte und selbst als ich lehrte; ich weidete wohl die Heerde durch Predigten, konnte sie aber nicht ordnen nach der Wahrheit Christi" †). Es nahte sich jedoch der Moment, der diesen Gewissenskämpfen ein Ende machte; die von Kaiser und Papst besprochene Ketzer-Verfolgung ließ nicht länger auf sich warten; sie ward für Vermigli's Glauben die Veranlassung des Siegs.

---

*) Was Melchior Adam, in Butzers Leben (Vitae theologorum Germanorum, Frankf., 1705, f°. S. 108), und Schlosser (Martyrs Leben, S. [illegible]) von der Unterredung zwischen Contarini und Vermigli erzählen, scheint ungegründet. Simler weiß nichts davon.

**) Mazzarosa, Storia di Lucca. Opere, Lucca, 1842, B. 4, S. 80.

***) Victorius, der Herausgeber der Werke Cicero's; zuletzt Senator zu Florenz.

†) Ad Lucenses. Loci communes, S. 1073.

Fünftes Kapitel.

rrichtung der römischen Inquisition. — Verfolgung der evangelisch Gesinnten.

Längst hatte der fanatische Cardinal Caraffa ein wachsames Auge auf reformatorische Bewegung in Italien. Er hatte Spione überall, beson- seine Theatiner. Immer beunruhigender wurden die Nachrichten, die ber die Verbreitung der Ketzerei erhielt; Vieles mochte freilich übertrieben , von dienstbeflissenen oder gehässigen Angebern; jedenfalls aber war die egung bedeutend genug geworden, um die Anwendung der gewaltsamsten tel zu erheischen, damit nicht ganz Italien in den Strom hineingezogen de. Ganze Mönchsorden waren von dem neuen Geiste ergriffen; unter Augustinern, den Kapuzinern, den Franziskanern hingen Viele der evan- schen Lehre an; 1544 zählte ein Flüchtling zu Zürich eine lange Reihe von digern und Lectoren der Theologie aus diesem letztern Orden auf, die we- Ketzerei ins Gefängniß geworfen worden waren; bei dreitausend Schul- er, hieß es ferner, verbreiteten im Lande das lutherische Gift *). Nament- in den größern Städten war die Gefahr auf eine bedenkliche Höhe gestie- . In Neapel sollte Valdes mehr Seelen ihres Heils beraubt haben, als ihm Tausende ketzerischer Soldaten, wie der Biograph Pauls IV. berich- Nach Vermigli's Abgang hatte Giovanni Mollio **) fortgefahren, in die- Stadt die Rechtfertigung durch den Glauben zu predigen; obgleich ver- tig, aber durch ihre hohe Stellung vor Verfolgung bewahrt, beschützten Gräfin von Trajetto und Isabella Manrica die Anhänger der neuen Lehre. Modena sammelte 1540 der Sicilianer Paolo Ricci eine Gemeinde, welche Jahr darauf von Butzer ein, auch an die Christen von Bologna gerich- s, ermunterndes Schreiben erhielt ***). Selbst der Legat von Modena, dinal Morone, begünstigte die Predigt des Evangeliums; sein Kaplan, rolamo da Modena, war Vorsteher einer Akademie, wo mehr von dem uben an Christum geredet wurde, als von literarischen Dingen. Wahr- inlich im Frühling des verhängnißvollen Jahres 1542 erschien der be- mte Traktat von der Wohlthat des Todes Christi; dessen muthmaßlicher fasser, Aonio Paleario, von Veroli in der Campagna von Rom, war r der gelehrtesten Humanisten Italiens, Freund Pole's, Flaminio's, Sa- t's. Es gilt immer noch, was im sechzehnten Jahrhundert Vergerio von

*) Meyer, die evangelische Gemeinde in Locarno. Zürich, 1836. B. 1, S. 33. — Ranke, a. a. O., S. 140.

**) Er wirkte zu Neapel bis 1543; von da ging er nach Bologna, wo er als Lehrer angestellt wurde; zehn Jahre später wurde er zu Rom verbrannt.

***) Calvini epistolae et responsa, Genf, 1576, f°. S. 35.

diesem trefflichen Traktate gesagt hat: „es ist schwerlich noch ein anderes italienisches Buch geschrieben worden, das so lieblich, so fromm, so einfach wie dieses ist, und zugleich so geeignet die Unwissenden und Schwachen über die Lehre von der Rechtfertigung zu unterweisen" *). Zu Modena besonders wurde es mehrmals gedruckt, auf Morone's Begehr **); die Verbreitung soll rasch und außerordentlich gewesen sein. 1542 ging das Gerücht, ganz Modena sei eine lutherische Stadt. Aehnlich war es zu Venedig; unter Ochino's Einfluß sammelte sich auch hier eine Gemeinde, zu der die Elemente seit Jahren vorhanden waren; begabte Jünglinge, durch die Butzerschen und Erasmischen Schriften angeregt, hatten längst für die Wiederherstellung der Kirche nicht weniger als für die der klassischen Studien gearbeitet; schon 1533 war Bartolomeo Fontio nach Straßburg gegangen, hatte daselbst die alten Sprachen gelehrt und sich selbst zum Prediger gebildet ***); Giovanni Angelo Odone hatte 1534 an Butzer einen begeisterten Brief gerichtet, um anzufragen, ob nicht zu Straßburg italienische reformatorische Bücher gedruckt werden könnten †). 1538 schrieb Melanchthon an den venezianischen Senat; in Deutschland erzählte man sogar, der Doge hätte den Reformator nach Venedig berufen ††). Angesehne Geistlichen und Layen gehörten zu dieser Gemeinde, der Franziskanerprovinzial Baldo Lupetino †††), Baldassare Altieri, der 1542, im Namen der Protestanten von Venedig, Vicenza und Treviso, an Luther schrieb, Francesco Betti, Sekretär des kaiserlichen Gesandten Alfonso d'Avalos, Marchese del Vasto. Dieser Letztere selber schien der Reformation nicht abgeneigt; als er 1536 zu Mailand einige Ketzer hatte bestrafen

*) Diese Schrift wurde durch die Inquisition so sorgfältig zerstört, daß man sie lange für gänzlich verloren hielt. Sie ist erst in neuester Zeit, in England, wieder aufgefunden und nebst einer französischen und einer englischen Uebersetzung aus dem sechzehnten Jahrhundert, herausgegeben worden, von Churchill Babington, London, 1855. Nach dieser schönen Ausgabe hat Dr. Tischendorf den italienischen Text und eine treffliche deutsche Uebersetzung veröffentlicht. Leipzig, 1855. Die Stelle Vergerio's findet sich in seinen Bemerkungen über die Articuli contra Moronum, s. l., 1558.

**) Als Caraffa, unter dem Namen Paul IV., Papst geworden war, wurde Cardinal Morone, als der Ketzerei verdächtig, ins Gefängniß geworfen und blieb darin bis zum Tode dieses Papstes.

***) Fontio hielt sich 1531 bis 1533 zu Augsburg auf, von wo er mehrmals an Butzer schrieb (diese Briefe sind noch zu Straßburg vorhanden). Auf Butzers Einladung kam er nach Straßburg. 1538 wurde er zu Rom, wo er das Evangelium predigte, als Ketzer in der Tiber ertränkt.

†) Nemlich eine Sammlung Homilien über die Evangelien, von Renatus Eusebius (offenbar ein Pseudonym). Auch sprach Odone von einer zu Venedig selbst erschienenen italienischen Uebersetzung eines reformatorischen Traktats de instauratione Ecclesiae. An Butzer, 16. Juni 1534. Ms.

††) Sturm, Linguae latinae resolvendae ratio. Straßb., 1584. S. 5.

†††) Er war ein Oheim des Matthäus Flacius Illyricus und starb, nach zwanzigjährigem Gefängniß zu Venedig, den Märtyrertod.

en, schrieb man es weniger seiner persönlichen Gesinnung, als den Befeh- des Kaisers zu; er war Beschützer und Wohlthäter Brucciolis's, der ihm 33 seine Uebersetzung der Sprüche Salomo's gewidmet hatte. Noch zu fang 1542, den 10. Februar, schrieb ihm Ochino, um ihn aufzumun- n, alle weltlichen Rücksichten hintanzusetzen, um nur Christo zu folgen; ein tter Christi zu sein, sei herrlicher, als Ritter des Kaisers zu heißen, mit n zu siegen glorreicher als irdische Siege zu erringen *).

Solche Erscheinungen, dazu die Vorgänge in Lucca und in manchen an- n Orten, waren wohl geeignet, die Anhänger des Papstthums mit Angst d Zorn zu erfüllen. Nachdem Paul III. durch das Regensburger Ge- äch überzeugt worden war, daß die deutschen Protestanten nur durch Con- sionen zu gewinnen wären, und als er hörte, daß auch in Italien die re- matorische Bewegung immer mächtiger um sich griff, fragte er den Cardi- l Caraffa, welches Mittel er dagegen anrathe; Caraffa antwortete, er ne nur eines, eine durchgreifende, strenge Inquisition. Schon 1540, als ntarini Legat in Deutschland war und durch seine Nachgiebigkeit Besorg- se erregte, hatte ihm Nicolo Ardinghelli, im Auftrage des Cardinals essandro Farnese, geschrieben **), den Protestanten gegenüber scheine Wahl zwischen drei Wegen zu sein: Toleranz und Gewissensfreiheit, Zu- kführung durch gütliche Mittel, Krieg und Verfolgung; der erstere Weg diene nicht in Betracht gezogen zu werden, denn der Glaube sei untheil- r, wer ihn nicht ganz annehme, könne nicht mehr als Glied der Kirche be- chtet werden, ohne neuen Auftrag von Christo selbst, könne die Kirche, die n Glauben zu bewahren hat, der Ketzerei keine Freiheit gestatten; es sei o bloß zwischen den zwei andern Wegen zu wählen, dieß hänge aber von n Protestanten ab; wollen sie nicht gutwillig zur Kirche zurückkehren, so ibe nur der Krieg. Das war auch Caraffa's Ansicht; dieser finstere, malige Dominikaner rieth dem Papste, zu Rom ein allgemeines Inquisi- nstribunal, ähnlich dem spanischen, zu errichten. Der am päpstlichen Hofe wesende Ignaz Loyola unterstützte den Vorschlag. Die Männer von söhnlichem Geiste, wie Contarini, verloren ihren Einfluß auf Paul III., beugte sich ganz unter den entgegengesetzten Caraffa's und Loyola's. urch die Bulle vom 21. Juli 1542 setzte er die römische Inquisition, die ngregatio Sancti Officii ein ***), aus sechs Cardinälen bestehend, an en Spitze Caraffa. Dieser brachte „das heilige Werk" alsbald in Aus- rung, mit rücksichtsloser Strenge und mit dem Grundsatze, Ketzerei gegen- r dürfe man sich durch keinerlei Toleranz herabwürdigen.

*) Lettere volgari, Th. 2, f°. 96.

**) Lettere di XIII huomini illustri. Venedig, 1564. S. 216.

***) Die Bulle Licet ab initio findet sich bei Coquelines, Bullarum amplis sima collectio (Bullarium romanum), Rom, 1739, f°. B. 4, Th. 1, S. 211.

Diese Maßregel wurde entscheidend für das Schicksal der Reformation in Italien. An ihr wurden die Geister geprüft; sie brachte die Scheidung hervor zwischen den Glaubensstarken und den Glaubensschwachen. Viele, die mit südlicher Begeisterung die Predigt von Christo angenommen hatten, ließen wieder mit eben so südlicher Kraftlosigkeit davon ab, sobald die Verfolgung ausbrach. Der sich allenthalben verbreitende Schrecken löste in vielen Städten die kleinen Kreise auf; die beschaulichen frommen Vereine zerstreuten sich; so namentlich die Gesellschaft zu Neapel *). Im Februar 1542 war Flaminio noch hier und schrieb an Theodorina Sauli einen ganz evangelischen Brief, in dem er unter Anderm sagte, das Evangelium ist nichts als die beseligende Botschaft, daß der eingeborne Sohn Gottes, mit unserm Fleische angethan, der Gerechtigkeit seines Vaters für alle unsre Sünden genug gethan hat, und nur durch lebendigen Glauben werden wir mit ihm verbunden **). Nach Errichtung der Inquisition fand sich ein Theil des neapolitanischen Vereins zu Viterbo zusammen, unter dem Schutze Reginald Pole's, welcher der Legation des Patrimonium Petri vorstand; es waren hier Carnesecchi, Vittoria Colonna, die sich bald darauf in ein Kloster zu Orvieto zurückzog, und etwas später auch Flaminio. Zu Viterbo redeten die Freunde gerne von dem Erlöser, lasen die Imitatio Christi ***), dichteten erbauliche Verse, wie man Alles verlassen müsse, um Christo nachzufolgen. Ueber diese gemüthliche Beschaulichkeit gingen sie aber nicht hinaus; sie konnten dem ruhigen, freundlichen Leben am Hofe eines Cardinals nicht entsagen; es war die nemliche quietistische Tendenz wie am Hofe Margaretha's von Navarra, mit der sie auch in Verbindung standen; Vittoria Colonna wechselte Briefe mit ihr †). Mit innerm Gefühlsleben meinte man das Stehnbleiben in der äußern Kirche ohne Gefahr vereinigen zu können; bald nannte Flaminio Christum den einzigen Erlöser und Hohenpriester, bald gab er dem Papste den Titel eines Wächters aller Heiligkeit, eines Statthalters Gottes auf Erden ††); und als der einzige dieses Kreises, der Proto-

---

*) In dieser Stadt brachte der Versuch, die Inquisition einzuführen, einen Aufstand hervor; die Ruhe konnte erst hergestellt werden, als der Vizekönig die Beseitigung der Inquisition und Vergessenheit des Geschehnen der Bürgerschaft schriftlich zusicherte.

**) Lettere volgari, Th. 2, f°. 48.

***) Flaminio sagte, 1542, von der Imitatio, er kenne, außer der Bibel, kein Buch, das über das innerliche christliche Leben besser belehre. Reg. Pole, Epistolae. B. 3, S. 69.

†) Vittoria starb 1547 zu Rom.

††) Nichtsdestoweniger wurden unter Paul IV., im Jahre 1559, sämmtliche Schriften Flaminio's auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. Die vorzüglichsten hiehergehörigen sind: In librum Psalmorum brevis explanatio. Venedig, Aldus, 1545; und öfter. — Paraphrasis in omnes Davidis psalmos versibus expressa. Basel, 1561; auch früher. Ein Theil

ar Carnesecchi, evangelische Ansichten über das Abendmahl aussprach, rieb ihm Flaminio einen beweglichen Brief, zur Vertheidigung der Messe d der Auctorität der Kirche *).

Aehnliches fand an andern Orten statt. Da wo hingegen die Predigt t der Rechtfertigung nur eine erste, flüchtige Regung hervorgebracht hatte, rde diese, beim Ausbruch der Verfolgung, durch irdische Rücksichten wieder ickt, oder es fehlte der Muth, im Bekenntniß zu beharren. Mehrere der gesehnsten unter den bisherigen Beschützern der evangelischen Richtung be- en sich selber die Verdächtigen zu überreden, ihre Anhänglichkeit an das pstthum zu bezeugen; so der Cardinal Morone zu Modena. Während r so die Einen, in mystischer Täuschung befangen, auf halbem Wege stehn ben, um die Einheit der Kirche nicht zu zerreißen, und die Andern entwe- abfielen, oder den empfangenen Samen nur im Verborgenen pflegten und äußerlich unterwarfen, wurden die tiefern, energischern Gemüther sich jetzt vollends bewußt, daß der evangelische Glaube mit dem Festhalten an dem risch-katholischen Systeme unvereinbar sei. Dieß war der Fall bei Ver- gli und mehrern andern, die entweder die Heimath verließen, oder Ge- gniß und Tod erlitten, als Zeugen der Wahrheit.

Sechstes Kapitel.

Klage gegen Vermigli. — Seine und Ochino's Flucht. — Sein Glaubensbekenntniß.

Im Sommer 1542 predigte zu Lucca Don Constantin, Prior von egionara, öffentlich reformatorische Lehren. Der Vikar von San-Fre- no, bereits weiter gehend als der in diesem Punkte noch zögernde Ver- gli, reichte vielen Bürgern das Abendmahl unter beider Gestalt, indem sie dabei ermahnte, nur des erlösenden Todes Christi zu gedenken. Das rücht von diesen Vorfällen kam nach Rom. Der am päpstlichen Hofe sich haltende Bischof von Lucca, Cardinal Bartolomeo Guidiccioni, rieb alsobald an den Senat; er machte ihn auf die gefährliche, von San-

der Psalmen ist durch Francesco Spinula übersetzt, der 1565 zu Venedig als Ketzer zum Tode verurtheilt wurde. — Carmina de rebus divinis, Paris, 1551, der Schwester Heinrichs II. von Frankreich, Margaretha, Gattin Philiberts von Savoyen, gewidmet.

*) Epistolae aliquot Flaminii, ed. Joach. Camerarius. Nürnb., 1571. Carnesecchi wurde im September 1567 zu Rom verbrannt. Ueber seinen Prozeß s. Lami, Lezioni di antichità Toscane. Florenz, 1766, 4°. B. 2, S. 600 u. f.

Frediano ausgehende, Bewegung aufmerksam, empfahl ihm Strenge gegen den Vikar des Klosters und gegen Curione, der einige Schriften Luther's ins Italienische übersetzt haben sollte und wünschte, die Stadt möchte sich beeilen, dem Papste die schlechte Meinung zu benehmen, die er von ihr hatte; von Vermigli sagte er jedoch noch nichts. Der Senat, wie es scheint, begnügte sich diesmal mit einer Entschuldigung und dem Versprechen wachsam zu sein. Bald darauf wurden der neuen Inquisitions-Congregation acht „lutherische" Sätze des Priors von Fregionara zugeschickt; sofort erhielt Guidiccioni den Auftrag, von dem Senat die Bestrafung desselben, so wie des Augustiner-Vikars, zu verlangen *). Constantin konnte entfliehen; der Vikar, ins Gefängniß geworfen, von den Einwohnern aber befreit, erhielt Mittel zum Entkommen; auf der Flucht jedoch verwundet, wurde er ergriffen und nach Rom ausgeliefert. Jetzt erst wurde Vermigli bei dem Inquisitionstribunale beschuldigt, Hauptursächer zu sein, daß die Lucenser sich dem Irrthum ergeben hatten. Man stellte ihm vor, es stehe in seiner Macht, dieß durch seine Predigten wieder zu bessern, sein Ansehn sei groß genug, um die Verirrten zurückzuführen und so den Verdacht von sich selbst abzuwälzen. Einige Mönche seines Klosters murrten und klagten, er sei Schuld, daß das Haus in schlechten Ruf gerathe, er möge sich vorsehn, drei Worte von der Kanzel herab von ihm gesagt, würden hinreichen, um dem lästigen Gerede ein Ende zu machen **). Dieß Alles war zu den Ohren des Ordensvorstehers gekommen; Vermigli wurde daher aufgefordert, vor dem Kapitel der Augustiner, zu Genua, zu erscheinen, um sich zu rechtfertigen. Er wußte aber, daß dieses Kapitel großentheils aus Mönchen zusammengesetzt war, die er als Visitator des Ordens, ihres unordentlichen Treibens wegen, hatte strafen müssen; durch Caraffa's Einfluß waren sie wieder zu Ehren gekommen; es war vorauszusehn, daß sie den strengen, nun der Ketzerei verdächtigen Prior ihren ganzen Groll würden fühlen lassen, zumal da hinter ihnen das Inquisitionstribunal stand, mit seiner finstern, unerbittlichen Gewalt. Was war da zu thun? Wohin auch Vermigli blickte, sah er Gefahr für sich, ohne Nutzen für die Sache des Evangeliums; „es wäre mir, so schrieb er bald darauf an die Lucenser, es wäre mir entweder vom Papste, oder von meinem Orden, oder von euerm Magistrate selbst, das Predigen verboten worden, außer den körperlichen Strafen, die man über mich verhängt hätte; oder aber ich hätte mich freiwillig zum Schweigen entschließen müssen; und was hätte euch das Eine oder das Andre geholfen?" Deßhalb zaudert er nicht länger; er entsagt seiner hohen, bisher einflußreichen Stellung, um Freiheit für seinen Glauben zu suchen; er verläßt einen Posten, der ihm für immer

*) Guidiccioni an den Senat von Lucca, 28. Juni, 22. Juli, 26. August 1542. Archivio storico italiano, B. 10. Documenti, S. 163.
**) Ad Lucenses. Loci communes, S. 1072.

gewesen wäre, ja ihn vielleicht noch zu höhern Ehren geführt hätte, den Ruf seines Gewissens hätte unterdrücken wollen; er geht einem :n Loos entgegen, behält aber die Gewißheit seiner Ueberzeugung. weder jugendliche Uebereilung, er war 42 Jahre alt, noch feige Angst; in wohl und lang überlegter Entschluß, nach vergeblichem Bestreben ömischen Gemeinschaft seinen Glauben zu wahren, nach manchem Kampf; er führte ihn aus, erst als er sich überzeugt hatte, daß län-eiben der Sache, in deren Dienst er sich begeben hatte, von keinem in würde, indem er für das Evangelium nichts mehr wirken konnte. chrittes, ohne Zaudern und ohne hinter sich zu blicken, ging er von uf seinem neuen, oft mühevollen Wege fort; wenn er auch zuweilen olge mit wehmüthiger Erinnerung an sein Vaterland zurückdachte, so er doch nie Reue über seinen Entschluß; er war sich bewußt, das wählt zu haben.

brachte seine Angelegenheiten in Ordnung, schenkte einen Theil sei-iothek dem Kloster von San-Frediano, und vertraute den andern eunde an, dem Patrizier Cristoforo Trenta, der ihm später r nach Straßburg schickte. Als Alles geordnet war, verließ er heim-, von drei Freunden begleitet, dem Professor Paolo Lacisio, wenig bekannten Teodosia Trebellio, und dem jungen Giulio renziano, von Piacenza, der bis an sein Lebensende sein treuer, nlicher Gefährte blieb *). In dem benachbarten Pisa, wo eine kleine che Gemeinde noch bestand, feierte er in ihrem Kreise, zum ersten seinen drei Begleitern, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Dieß letzte entscheidende Schritt, der für immer von Rom ihn trennte; in wissenhaftigkeit hatte er es nicht gewagt Abendmahl zu halten, so Prior war, obgleich er die Messe als einen Irrthum erkannt hatte; er frei, obgleich flüchtig; er zögerte daher nicht, sich als evangelisch en. Ehe er Pisa verließ, übergab er einem vertrauten Freunde sei-, das Zeichen seiner Priorswürde, um ihn nach Verlauf eines Mo-den Cardinal Pole zu schicken, der ihn bisher hochgeschätzt hatte; er ein Schreiben an die Lucenser zurück, das in derselben Frist an eben werden sollte.

se italienisch geschriebene, später auch lateinisch herausgegebene Schrift, merkwürdig **); es ist Vermigli's erstes auf uns gekommenes Werk,

---

*) onderbarerweise verwechselt Gerdesius (Specimen Italiae ref., S. 279) anterenziano mit Giulio Milanese.

**) atechismus, ovvero espositione del symbolo apostolico. Basel, Opo-nus, 1546. — Von dem Herausgeber der Loci communes lateinisch über-t: Simplex duodecim fidei articulorum expositio. Loc. comm., S. 1 u. f. Später auch englisch übersetzt, London, 1578, 12°. — Unter n, 1551, von der Sorbonne verbotenen Büchern, findet sich auch diese

ein Absagebrief vom Papstthum, in Form einer Erklärung der einzelnen Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Da er auf der Flucht keine Bücher bei sich hatte und Eile nöthig war, hat er nur kurz seine Ansichten dargelegt; bei späterer Muße wollte er das Ganze weiter ausführen, in einem seinen Italienern zu bestimmenden Werke über die wahre Anbetung Gottes *). Innig und einfach spricht er wie ein Vater zu seinen Kindern, ohne leidenschaftliche Ausfälle, ohne Erbitterung gegen Rom, überall den Einfluß des Glaubens auf das Leben nachweisend und sich nur auf die Bibel berufend. Die Schrift giebt uns ein treues Bild seines innern Lebens, des Grades von christlicher Kenntniß, wozu er damals durch sein Studium der Bibel, der Kirchenväter, besonders Augustin's, und einiger reformatorischer Werke gelangt war; seine Lehre ist noch nicht systematisch durchgebildet, Einzelnes, wie die Prädestination, ist noch unbestimmt, und obgleich er den Unterschied zwischen evangelischem Christenthum und Katholicismus schon scharf hervorhebt, ist er doch noch in einigen Stücken zu Concessionen geneigt. Folgendes sind die Ideen, die er darin entwickelt:

In den Artikeln unsres Glaubens wird uns nichts Anderes vorgehalten, als die Erkenntniß Gottes, da diese durch die Vernunft nur unvollkommen und annähernd möglich ist. An Gott glauben heißt bekennen, daß der Gott der Bibel der allein wahre ist, daß er unser Vater und der allmächtige Schöpfer aller Dinge, und somit das höchste Gut ist; wer das Gut in etwas Anderes setzt, eine andere Glückseligkeit sucht, kann nicht von Herzen sagen, er glaube an Gott. Wohl dem Volke, deß der Herr sein Gott ist (Psalm 144, 15). Vater ist Gott, insofern er der Vater Jesu Christi ist und durch ihn auch unser Vater sein und uns als seine Erben ansehn will.

Christus der Sohn ist Gott gleich, er ist das Wort und Gott ist das Wort; sündlos, hat er Gottes Bild uns geoffenbart; er ist unser Gott und Herr, der zugleich unser Bruder geworden. Wer würde einen solchen Herrn, der unser Bruder sein will, verschmähen, um einem andern nachzufolgen, der stets nur ein Tyrann sein kann? wer würde, einen solchen Führer verlassend, sich dessen Feinden zugesellen, die ja auch die unsern sind? „Was mich betrifft, so glaube ich nicht, daß Einer je dieß thue, der einmal die Süßigkeit der Herrschaft Christi geschmeckt hat." Freuen wir uns vielmehr, in die seligen Reihen derer einzutreten, die unter der Fahne dieses erhabenen und gütigen Herrn versammelt sind, der sowohl die Macht als den Willen hat, uns beizustehn.

· Schrift, mit dem Titel: Una simplice declaratione sopra gli duodecim articuli della fede christiana. Ein beigefügter französischer Titel läßt vermuthen, daß, in der hier bezeichneten Ausgabe, der italienische Text von einer französischen Uebersetzung begleitet war. D'Argentré, Collectio judiciorum de novis erroribus, B. 2, S. 174.

*) Diesen Vorsatz hat er nicht ausgeführt.

Dieser Christus ist geboren von Maria, der heiligen Mutter, durch ie Wirkung des heiligen Geistes. Während die Heiden gedichtet haben, daß ie Götter in sündige Leiber herabgestiegen sind, um der Menschen sinnliche Lüste zu theilen, lehrt uns das Christenthum, daß Gott den menschlichen Körper verherrlicht hat, indem er ihn zur Wohnung wählte. Welch mächti-er Antrieb, um uns vor irdischen Begierden und Leidenschaften zu be-wahren!

Christus hat gelitten und ist gestorben für uns. Warum aber mußte ieß geschehn? Hätte Gott nicht andre Wege finden können, um uns zu er-lösen? Es konnte aber nur auf diese Weise der göttlichen Gerechtigkeit genug ethan werden; daß Gott gerade dieses Mittel wählte, beweist, wie schwer nsre Schuld, wie groß die ihm angethane Beleidigung war, wie tief wir uns emüthigen und wie sehr wir ihm danken müssen, daß er den Unschuldigen tatt uns hat büßen lassen, und daß er, um uns zu retten, seines eingebor-en Sohnes nicht geschont hat; da zeigt sich am hellsten sowohl die Gerechtig-eit als die Barmherzigkeit Gottes. Außer der erlösenden und sündentilgen-en Macht hat das Leiden und Sterben des Herrn auch die Wirkung, uns Geduld zu lehren in der Noth und der Verfolgung um seinetwillen. Wer Christo angehört, der kreuzigt sein Fleisch und entsagt der Welt, denn das Fleisch gelüstet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch (Gal. 5, 17). Nicht genug kann man sich daher über die Thorheit solcher wundern, welche Reisen unternehmen, um die Wundmale des heiligen Franciscus zu sehn, ber sich bitter beklagen, wenn sie, um Christi willen, an Leib oder Gut Schaden leiden sollten.

Die Höllenfahrt Christi ist das Begräbniß seines Leibes, und die wäh-end dieser Zeit durch seinen Geist auch auf die abgeschiedenen Seelen ausge-bte Wirksamkeit. Die Auferstehung und die Himmelfahrt sind der Sieg, die Verherrlichung des Herrn; die Auferstehung ist das Siegel unsrer Rechtferti-ung. Das Wiederkommen zum Gericht wird nicht statt finden, um der Un-gläubigen willen, denn diese sind schon gerichtet, sondern damit allen Men-schen offenbar werde, warum Viele, die den Namen Christi geführt haben, er Verdammniß und Andre zur Seligkeit bestimmt gewesen seien; denn Gott ill nicht, daß seine Gerechtigkeit, die auf Erden Vielen verborgen ist, es auf mmer bleibe.

Was den heiligen Geist betrifft, so ist, der verschiedenen Sinne des Wortes Geist wegen, wohl zu überlegen, was die Bibel lehrt; vornehmlich sind e Stellen zu beachten, in welchen der heilige Geist als vom Vater und vom Sohn unterschieden erscheint, wie Matth. 28, 19, Joh. 1, 33; 14, 16; 16, 3, und Andre. Er ist nicht zu verwechseln mit den Gaben, diese kommen st von ihm; er ist es, der den Glauben wirkt und durch den wir zur Frei-eit der Kinder Gottes gelangen. Das Tröstliche in dem Glauben an den eiligen Geist ist, daß kein Engel, kein untergeordneter Diener dazu bestellt

sei, uns zu unterstützen, sondern, daß der göttliche Geist selbst uns zum Guten belebe und den Glauben erzeuge, der zur Seligkeit führt.

Bis hieher findet sich in Vermigli's Bekenntniß im Ganzen wenig von der katholischen Lehre abweichendes; es sind allen Christen gemeinsame Grundwahrheiten, nur zurückgeführt auf die evangelische Einfachheit. In der Stelle über die Wiederkunft zum Gericht ist zwar die Prädestination angedeutet, und weiter oben ist eine Anspielung gemacht auf die Thorheit der Wallfahrten; aber erst bei dem Artikel von der Kirche beginnt die tiefer eingreifende Differenz. Die Kirche ist ein mystischer Körper, von dem heiligen Geiste regiert; in so fern ist sie unsichtbar; sie ist aber auch sichtbar, sie besteht aus denen, die sich zum Evangelium bekennen; als solche ist sie katholisch, das heißt allgemein, sie ist nicht an den oder jenen Ort gebunden. Gerade aus der Katholicität schließt Vermigli, daß Rom nicht der nothwendige Mittelpunkt und Sitz der allein wahren Kirche ist. So wie Gott Herr der ganzen Erde ist, so ist der Körper Christi, die Kirche, für die ganze Erde bestimmt; Niemand ist davon auszuschließen, wenn er nur an Christum glaubt und an die heilige Schrift sich hält. Wer über diese letztere hinausgeht und Menschenmeinung dazu fügt, fällt in Häresie. Solcher Menschensatzungen giebt es eine Menge in der römischen Kirche, die dem reinen christlichen Cultus viel Heidnisches beigemischt hat. Die, welche sich zur ursprünglichen, reinen Lehre bekennen, verwerfen solche abergläubische Gebräuche; sie wissen, daß dadurch Christi Verdienst verdunkelt und die Gott gebührende Ehre auf die Creaturen übergetragen wird, und daß er verehrt werden soll ohne die Verkündigung seines belebenden Worts. Die römische Kirche will ihre Irrthümer mit Gewalt den Seelen aufdringen; daher die Spaltungen und Leiden der Christenheit; Christi Körper indessen wird unerschüttert und unbesiegt feststehn bis zum letzten Tag.

Die wahren Glieder der Kirche sind vereinigt, um sich gegenseitig zu erbauen; dieß ist die Aufgabe der Kirche, nicht Oberherrschaft oder irdische Gewalt auszuüben, Schätze zu sammeln, Länder zu besitzen, Krieg zu führen. Die Kirche führt nur geistige Waffen, das Wort und den Geist. Rom streitet gegen das Wort Gottes, es will nicht, daß der allein wahre Grund unsrer Rechtfertigung gepredigt werde, es will die Menschen durch seine Dekrete und Constitutionen gebunden halten; die Sakramente, vornehmlich das Abendmahl, hat es entstellt, letzteres ist nicht mehr „gleichsam ein sichtbares Wort von der Güte Gottes", ein Zeugniß der Liebe Christi für uns, ein Erinnerungsmahl seines Todes, ein wirksames Unterpfand unsrer Vereinigung mit ihm.

Die Kirche bedarf keines andern Oberhauptes außer Christus; sie kann deren nicht zwei haben, Christus und den Papst; alle Glieder müssen Christo allein unterworfen sein. Wenn man sagt, der Papst sei ein zweites Oberhaupt, unter Christo, so kann dieß zugegeben werden; die Erfahrung lehrt indessen, wie dieses zweite Oberhaupt sein Amt verwaltet hat. Die Päpste

haben das Predigen den Bettelmönchen übertragen, welchen die schwersten Strafen drohen, wenn sie ihre Regeln überschreiten; aber was predigen sie! itel Thorheit und aus Unwissenheit entstandenen Irrthum. Bringen sie einmal etwas von der Wahrheit vor, so thun sie es mit so dunkeln Worten, daß ie Zuhörer keinen Nutzen davon haben. Die Bischöfe und Prälaten geben ich mit weltlichen Geschäften ab, des Heils der Seelen uneingedenk. „Von en andern Lastern der Geistlichkeit will ich schweigen, theils weil ich mich ihretwegen schäme, theils weil sie leider allen bekannt genug sind."

Die Erhaltung der Zucht und Ordnung in der Kirche erfordert die Nothwendigkeit, die alte Disciplin wieder herzustellen, damit die, welche nach Ermahnung nicht gebessert, durch Ausschließung aus der Gemeinde gestraft werden. Nur darf die Disciplin nicht von dem Willen eines Einzigen abhängen; die Kirche hat die Gesetze aufzustellen, sie kann sie nach Umständen abändern und aufheben; diese sollen sich nur auf Dinge beziehen, die zur Ehre Gottes gehören, nicht auf Einkünfte oder irdische Vortheile; keiner übrigens soll sein Heil an die Beobachtung derselben knüpfen, sondern stets bedenken, daß es nur menschliche Ordnungen und Anstalten sind; endlich dürfen der Gesetze nicht zu viel sein, damit dadurch die christliche Freiheit nicht gehindert werde.

Sündenvergebung wird nur denen zu Theil, die durch den Glauben mit Christo verbunden sind. Der Glaube ist die Annahme der uns angebotenen göttlichen Barmherzigkeit; zu dieser Annahme bewegt der heilige Geist; dem natürlichen Menschen, wegen seiner angebornen Verderbniß, ist sie unmöglich. Der heilige Geist ist wirksam in der Predigt des Wortes Gottes, die die Versöhnung verkündigt; er ist es ferner in den Sacramenten, als den sichtbaren Zeichen der Verheißungen und Wohlthaten Gottes. Die Sacramente wirken nicht durch bloße äußerliche Theilnahme an denselben; nur wenn wir das glauben, was im Sacramente sichtbar gelehrt wird, wird es für uns ein Unterpfand des Heils.

Als drittes Mittel der Sündenvergebung, außer Predigt und Sacrament, nimmt Vermigli, noch mehr oder weniger in katholischem Sinn, die Buße an, mit der er die Gewalt der Schlüssel verbindet: die Kirche hat durch Christi besondere Wohlthat das Recht, die hartnäckigen Sünder von sich auszuschließen; diese Ausschließung soll so lange dauern, bis der Sünder Reue und Buße bezeugt; dann ist es der Kirche, aber nicht bloß einem ihrer Glieder, vergönnt, sobald das äußere Zeichen der Besserung erscheint, dem, an dem sie es erblickt, zu erklären, daß er, von diesem Augenblicke an, im Himmel als ein gebesserter Sünder angesehn wird. Später hat Vermigli diese Ansicht verändert, obschon er auch in der Folge noch sagte, er sei bereit, auch die Buße als ein Sacrament gelten zu lassen, aber unter dem Vorbehalt, daß sie nur als ein Zeichen, nicht als ein verdienstgebendes Werk, angesehn werde.

Die Sünde ist Ursache des Todes; durch Christus wird aber die Sünde vergeben und getilgt, somit auch der Tod überwunden. Die Auferstehung des Leibes ist nicht Folge des Glaubens, denn Gute und Böse werden gleichmäßig auferstehn, allein nur die Glaubigen stehn auf zum Leben und zur Seligkeit. In dieser Hoffnung liegt ein großer Trost bei den Leiden und Mühseligkeiten des irdischen Lebens, sie ist der Triumph der wahren Glaubigen. Es wird ihnen, wie Christo, ein verklärter Leib zugetheilt werden; die Sünder glauben dieß nicht, weil sie Gottes Macht nur nach dem messen, was sie vor Augen sehn. Das ewige Leben endlich besteht in Befreiung von der Sünde, in vollkommener Liebe zu Gott, in klarer Erkenntniß seines Wesens, in unzerstörbarer Vereinigung mit Christo, dem Erstgebornen von den Todten. „Wenn wir, vom heiligen Geiste getrieben, die Schrift lesen, wenn wir brünstig zu Gott beten, wenn wir im Leiden uns zu ihm erheben oder durch die Predigt seines Worts tief im Innern ergriffen werden, welche Freude, welchen Trost empfinden wir da nicht! Und doch ist dieß nur ein geringer Anfang, aus dem wir aber ahnen können, was die reine, völlige Seligkeit des ewigen Lebens sein wird.“.

Ob dieses Schreiben nach Lucca gelangte, wissen wir nicht. Nachdem es Vermigli übergeben hatte, verließ er Pisa, um die Reise nach der Schweiz anzutreten, dem gastfreundlichen Asyl der italienischen Flüchtlinge. Seine Straße führte ihn durch seine Vaterstadt Florenz. Mit schmerzlichen Gefühlen betrat er sie; während langen Jahren hatte er in Italien gewirkt, von seinen Volksgenossen geehrt; jetzt mußte er als Verfolgter heimlich in die schöne Stadt eintreten, die er zum letzten Mal sah. Er hatte jedoch auch hier die Freude, einige Bekenner des Evangeliums zu finden, deren es schon seit 1525 zu Florenz gegeben haben soll. Wichtiger war es aber für ihn, seinen Freund Ochino zu treffen, und zwar als Angeklagten, wie er selbst. Einige Zeit vorher war zu Venedig Giulio da Milano, den wir zu Neapel unter den Freunden des Valdes gesehn, von der Inquisition ergriffen worden, war aber entkommen und hatte sich nach Graubünden geflüchtet. Seine Verhaftung hatte Ochino, den ernsten Kapuzinergeneral, veranlaßt, von der Kanzel herab über die Verfolgung derer zu klagen, „welche, wie er ausrief, dir, herrliches Venedig, du Königin des Meeres, die Wahrheit von Christo verkündigen“*). Wegen dieser kühnen Worte bedroht, mußte er seine Predigten einstellen, und ging nach Verona, wo er Vorlesungen über den Römerbrief begann**). Hier

*) Boverius, Annales Capucinorum. P. I, Lib. 8.

*) Im Januar 1543 ließ der Marchese del Vasto zu Venedig Ochino's Schriften verbrennen. Im November zuvor hatten die venezianischen Protestanten an Luther geschrieben, bittend, die deutschen Fürsten möchten sich bei dem Senate der Republik für sie verwenden. Dieß geschah, durch ein Schreiben vom 26. Juni 1543. Später war Altieri Procuratur des schmalkaldischen Bundes zu Venedig; er wirkte und duldete viel für seine Glau-

traf ihn eine Ladung nach Rom vor das Gericht der Inquisitoren. Voll Zuversicht machte er sich auf, hoffend, sich rechtfertigen zu können. Der Bischof von Verona, Giberto, gab ihm Empfehlungsbriefe und munterte ihn zur Reise auf; auch er hoffte, der ihm befreundete, allgemein bewunderte Redner werde sich siegreich vertheidigen. Unterwegs, zu Bologna, erfuhr er, daß Contarini hier schwer erkrankt darnieder lag. Er verlangte ihn zu sehn; der edle Cardinal nahm ihn auf; er soll geklagt haben über die Art, wie man zu Rom ihn verläumdet hatte, da er es doch gut gemeint mit der Kirche *); sicher ist, daß er zu Ochino gesagt, er möge für ihn beten und glücklich reisen **); Beweis genug, daß er ihn nicht für einen Ketzer hielt. Ochino verbeugte sich vor dem Kranken, und versprach, zu thun, wie er gewünscht. Auf der Weiterreise, zu Florenz, traf er nun mit Vermigli zusammen; erstaunt, diesen als Flüchtigen zu finden, vernahm er von ihm, was seiner in Rom erwarten würde. Ernste Gespräche brachten auch ihn zur Erkenntniß, daß nun der Zeitpunkt der Entscheidung gekommen sei; er entschloß sich, seines Freundes Beispiel zu folgen, und statt südlich nach Rom zu gehn, eilte er nordwärts nach der Schweiz. Auch er schrieb einen ähnlichen Absagebrief wie Vermigli, um seine Flucht vor seinen Landsleuten zu rechtfertigen und diese zur Annahme des Evangeliums aufzumuntern; diese Schrift wurde in Venedig selbst gedruckt ***). Zwei Tage nach ihm reiste auch Vermigli mit seinen drei Begleitern von Florenz ab; über die Apenninen zogen sie nach Bologna, wo sie von geheimen Freunden aufgenommen wurden; von da nach Ferrara. Hier war bisher ein freundliches Asyl gewesen für Manche, die, ihres Glaubens wegen, ihr Vaterland verlassen mußten. Die Gattin des Herzogs Hercules von Este, Renata, die liebenswürdige, fromme Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, hatte evangelische Ueberzeugung und Sitte an diesen Hof gebracht; Calvin und Clement Marot hatten bei ihr Aufnahme gefunden; sie war umgeben von gelehrten, gebildeten Männern und Frauen, die größ-

---

bensgenossen, bis er 1550 starb. S. über ihn, Meyer, die evang. Gemeinde von Locarno, B. 1, S. 465 u. f.

*) So erzählt Ochino in einer seiner Predigten. Prediche, B. 1, Pred. 10.

**) Dieß giebt der Biograph Contarini's, Ludovico Beccatelli, zu: Vita del card. Contarini, bei den Briefen Pole's, B. 3, S. CXXXVII. Der Cardinal Quirini, Herausgeber dieser Briefe, l. c., S. LXXXI u. f., sucht aber zu beweisen, daß die ganze Erzählung überhaupt eine Fabel sei: ein fruchtloses Bemühen, aus der Absicht hervorgegangen, den Cardinal von dem Verdachte zu reinigen, mit einem Ketzer Umgang gehabt zu haben.

***) Alli Signori di Balia della città di Siena. Am Schluß des 2. Bandes seiner Prediche. An Muzio Guistinopolitano. Ebendas. Letzteres Schreiben erschien auch lateinisch: Responsio, qua rationem reddit discessûs ex Italia. Venedig.

tentheils reformatorische Gesinnungen hatten *). Renata nahm Vermigli mit hoher Achtung auf; er traf hier den Erzieher der Söhne des Herzogs, Peregrino Morato, dessen ihres Ruhmes würdige Tochter Fulvia Olympia, den deutschen Arzt Johann Sinapius und dessen Bruder Kilian, Lehrer des Griechischen, sämmtlich dem Protestantismus zugethan. Auch Flaminio hatte sich hieher zurückgezogen, bevor er nach Viterbo ging. Vermigli hätte vielleicht gerne in diesem schönen Kreise verweilt; aber Renata hätte ihn nicht lange mehr schützen können, denn die Reaction brach auch in Ferrara aus, von dem Herzog selbst am meisten befördert. Vermigli, nach einem Schauplatze sich sehnend, wo er frei leben und lehren konnte, verließ Ferrara, eilte über Verona, wo alte Freunde ihn beherbergten, dann über die rhätischen Alpen in die Schweiz.

Es war ein harter Schlag für die römische Kirche in Italien, Männer wie Vermigli und Ochino zu verlieren. Ihre Flucht brachte das größte Aufsehn hervor. Die Kapuziner, die sich vermessen hatten, einen Mann wie Ochino mehrmals zum General zu wählen, die Augustiner, zu denen Vermigli gehörte, und die Lateran-Chorherren, unter welchen er mehrere Schüler hatte, kamen in schweren Verdacht. In seiner Entrüstung sprach der Papst davon, die Kapuziner aufzuheben; nur auf die dringenden Bitten des Cardinals von Sanseverino beschränkte er ihre Strafe auf absolutes Predigtverbot **). Die Augustiner und die Kanoniker des Lateran forderte er auf, „weil die Ketzerei immer mehr um sich greife, und die Ursache des Uebels meist von denen ausgehe, welche das Wort Gottes predigen sollen, aber statt dessen Gift in die Seelen streuen", Generalkapitel zu halten, um die Schuldigen zu entdecken und streng zu bestrafen ***). Bei Gelehrten und Geistlichen waren die Gefühle über den Abfall der zwei Prediger getheilt, je nach der Gesinnungsweise derer, die sich darüber aussprachen. Die Einen, wie Cardinal Sadolet, bedauerten bloß, solche Talente für die Kirche verloren gehn zu sehn †); sie dachten nur an die Redner, an die herrliche Eloquenz, die nun, über den Alpen drüben, vor Ketzern und Barbaren unverstanden ertönen würde. Andre waren von Erstaunen erfüllt, sie begriffen nicht, wie man es mit der Religion

*) Auch Angelo Manzolli, genannt Palingenius Stellatus, Arzt des Herzogs von Este, kann hiezu gerechnet werden; er ist der Verfasser des zuerst zu Basel, 1537, erschienenen und oft gedruckten Lehrgedichts Zodiacus Vitae, in welchem häufige Stellen gegen das Papstthum vorkommen.

**) Boverius, P. 1, Lib. 8, cap. 11. Erst 1545 gestattete der Papst den Kapuzinern das Predigen wieder.

***) 30. März 1543. Raynaldus, Annales eccles., a. 1543, n°. 57. Dieses päpstliche Schreiben war auch an die Dominikaner gerichtet; es scheint also, daß sogar in diesem Orden die reformatorischen Ideen Eingang gefunden hatten.

†) Sadolet an Paleario. Palearii opera, Amsterd., 1696, S. 505.

rnst nehmen konnte, daß man einen innern, persönlichen Glauben haben lte; wenn die Kirche sagt, man irre, solle man sich da nicht unterwerfen geduldig das Urtheil abwarten, um sich ihm zu fügen? auf dem düstern, mischen Meere der Meinungen, erscheint die römische Kirche als der Stern den man blicken muß: ist dieß nicht sicherer, als seinen eigenen Gedanken olgen? Solche Ansichten sprach der gelehrte und feingebildete Claudio lomeo in dem Briefe aus, durch den er Ochino zur Rückkehr zu bewegen te *). Auch Vittoria Colonna, an welche Letzterer noch von Bologna aus efe schickte, dachte nicht anders; Reginald Pole befürchtete, sie möchte das spiel des von ihr so sehr bewunderten Predigers befolgen; da schrieb sie, Viterbo aus, an den Cardinal Cervino: „er hat sich der Sündfluth is gegeben, er hat die sichere Arche des Heils verlassen" **). Noch Andre es, die diesen Männern weltliche Absichten und gemeinen Ehrgeiz vor-fen; so nicht nur der Abenteurer und Dichter Girolamo Muzio, von stinopoli, und der Dominikanermönch Ambrosio Catarino ***), son-r auch das ehemalige Mitglied des Vereins der göttlichen Liebe, der Car-l Caraffa. Letzterer schrieb an Ochino: „Ach, Bernardino, wie groß st du vor den Augen der Menschen! dein rauhes Mönchsgewand war zender als der Purpur der Cardinäle und die Tiare des Papstes, deine ohmatte köstlicher als die weichsten Lager, deine Armuth reicher als alle ätze der Welt. Deine beredten Worte tönen noch in unsern Ohren, noch t wir auf unserm Boden die Spur deiner Füße. Was ist aber aus dei- hohen Lehren über Verachtung der Welt geworden? welcher Wahn konnte bethören, einen andern Christum dem vorzuziehen, den die katholische che verehrt" †)? Verachtung der Welt! das war ja eben die rechte, wie ino und Vermigli sie bewiesen; sie haben den Würden und Ehren der rö-chen Kirche entsagt, sie haben das Kreuz auf sich genommen, um dem wah-Christus zu folgen; das war nicht Ehrgeiz, sondern Glaubensmuth. Dieß lten auch die Evangelischen unter den Italienern; auch für sie war diese cht ein Verlust, aber sie begriffen die Nothwendigkeit und Größe der That; sagte Aonio Paleario, in einer seiner Reden an die Lucenser: „der

*) Epistolae aliquot Flaminii, am Schluß.

**) Bei Tiraboschi, Storia della letteratura italiana. Florenz, 1809; B. 8, S. 43.

***) S. Ochino's oben angeführtes Schreiben an Muzio. Dieser schrieb noch 1551 gegen Ochino: Le mentite ochiniane. Auch gegen Vergerio, Bullinger, Brenz, gab er Manches heraus. S. Giaxich, Vita di Girolamo Muzio, Triest, 1847, S. 58. — Catarino hat gleichfalls viel gegen die italienischen Protestanten geschrieben, 1544 gegen Ochino und gegen das Buch von der Wohlthat des Todes Christi.

†) Raynaldus, Annales eccles., a. 1542, n°. 56. — Noch zu Genf wurde alles Mögliche angewandt, um Ochino wieder zur römischen Kirche zurückzubringen. Calvin an Viret, Oct. 1542. Ms.

Trost, die Belehrung, die Bruder Ochino durch seine Predigten bra
sind nun für Italien verloren, wo sie doch so nöthig schienen; aber
sind zu tadeln, die ihn zur Flucht gezwungen, auf ihnen allein liegt die
des Verlusts"*). Und der Verlust war in der That groß genug. W
der Schicksale gedenkt, die seit drei Jahrhunderten Italien trafen,
man es beklagen, daß in diesem unglücklichen Lande die Inquisition
Reformation den Sieg davon getragen hat. Dieser Sieg ist ihr aber
leicht geworden, als man es gewöhnlich meint. Lange mußte sie ge
Widerstand der edelsten Geister kämpfen, zahlreiche Scheiterhaufen a
und durch Schrecken die Unterwerfung der Menge erzwingen. Denn
Vermigli, von Ochino, von vielen Andern ausgestreute Same trug
Frucht, als die katholischen Geschichtschreiber es gestehn. Es giebt ei
sache, die, wie wenig andre, von der Verbreitung des Protestanti
Italien zeugt; es ist dies die große, noch so wenig bekannte, währe
langen Reihe von Jahren sich erneuernde Auswanderung. Viele der
und gelehrtesten Italiener zogen aus ihrem Vaterlande weg, nach der
nach England, nach Lyon, nach Antwerpen, nach Deutschland, selbst
Polen, wo sie hie und da Gemeinden bildeten, deren Geschichte leider
kleinsten Theile nach erforscht worden ist.

*) Palearii opera, S. 91.

Zweites Buch.

Straßburg. 1542 — 1547.

Erstes Kapitel.

Peter Martyr's Anstellung in Straßburg *).

Um die Mitte des Monats September 1542 kam Vermigli mit seinen drei Reisegefährten nach Zürich; den Tag vor seiner Ankunft hatte Ochino diese Stadt verlassen, um sich nach Genf zu wenden, nicht ahnend, daß ihm der Freund so nahe war. Der Antistes Heinrich Bullinger, die Professoren Pellicanus und Bibliander, der Prediger Rudolph Gualther nahmen ihn wie einen Bruder auf; er erhielt von diesen trefflichen Männern so viele Beweise christlichen Wohlwollens, daß er noch in seinen spätesten Jahren mit Rührung daran dachte. Zum ersten Male sah er hier eine, nach apostolischer Ordnung eingerichtete Gemeinde**). Bullinger hätte ihn gerne für Zürich behalten; allein da sich keine passende Gelegenheit fand, um ihn anzustellen, verweilte er nur zwei Tage, knüpfte aber mit den Zürchern eine stets dauernde Freundschaft an, die vierzehn Jahre später die Veranlassung wurde seiner Berufung in diese Stadt. Er begab sich nach Basel***). Zu Pferde reisend, auf damals noch mühseligen Wegen, fiel er und kam mit

*) Ueber die Zustände zu Straßburg, während Martyr's zweimaligem Aufenthalt in dieser Stadt, s. Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, 3 Thle. Straßb., 1830.

**) Oratio quam Tiguri habuit. Loci communes, S. 1062.

***) Florimond Remond, in dem grotesken Kapitel, das er Vermigli widmet (Histoire de la naissance etc. de l'hérésie, Paris, 1610, 4°; Buch 3, Kap. 5, S. 291 u. f.), sagt unter Anderm, man habe ihn, als er nach Zürich und Basel kam, im Verdacht gehabt, ein verkappter päpstlicher Agent zu sein.

schwer verletztem Arm in die Stadt. Bullinger und Pellican hatten ihm an den Theologen Oswald Myconius und den Rechtsgelehrten Bonifacius Amerbach Empfehlungsbriefe gegeben, in denen sie ihn und seine Gefährten die Blüthe Italiens nannten. Es wurde ihnen die freundlichste Aufnahme zu Theil; im Augustiner-Collegium wieß man ihnen Wohnung an; Myconius und Amerbach gaben sich alle Mühe ihnen Unterhalt zu verschaffen. Basel, schrieb Vermigli den 5. Oktober an Bullinger, würde ihm sehr gefallen; die schöne Lage der Stadt, das milde Clima, der Ernst und der christliche Eifer der Einwohner, Alles zöge ihn an, er habe jedoch wenig Hoffnung, eine Anstellung zu finden, es seien Gelehrte genug da, aber nur wenig Studirende. Das zur Flucht mitgenommene Geld war aufgezehrt, er sehnte sich nach Arbeit, um nicht länger der Gastfreundschaft der Basler zur Last zu fallen *) Myconius schrieb für ihn an Martin Butzer in Straßburg; bald kam auch ein Brief von diesem, der ihn einlud nach der freien Reichsstadt, die seit Jahren den evangelischen Flüchtlingen ein willkommenes Asyl war, herabzukommen. Mit um so innigerem Danke gegen Gott nahm er diese Einladung an, als Butzer ihm und seinen Gefährten Hoffnung machte, sie je nach ihren Kenntnissen an der Straßburger Schule anzustellen. Nach einem Aufenthalt von einem Monat verließen sie Basel den 17. Oktober. Butzer, dessen Haus allen Verbannten offen stand, nahm sie zu sich auf; während siebzehn Tagen wohnten sie bei ihm. Ein reicher junger Engländer, Richard Hilles, unterstützte sie in der ersten Zeit und ward ihr Freund **). Vermigli fand endlich, wonach sein Gemüth verlangt hatte; mit Lebhaftigkeit gab er sich den Eindrücken hin, welche die Straßburger Kirche und die Männer, die an deren Spitze standen, auf ihn machten. Butzer, den er längst verehrte, flößte ihm die liebevollste Bewunderung ein; auch mit ihm schloß er eine fürs Leben dauernde Freundschaft. Von der Neuheit Alles dessen, was er sah, ergriffen, schrieb er bald darauf an die Lucenser: „Butzer ist so gastfrei gegen alle um des Evangeliums willen Vertriebenen, daß seine Wohnung einem öffentlichen Hospitium ähnlich ist. Seinen Hausgenossen steht er so trefflich vor, daß ich, während der ganzen Zeit die ich bei ihm zubrachte, nie eine Störung bemerkt habe, sondern immer nur Stoff zur Erbauung. Sein Tisch ist weder glänzend noch gemein, es herrscht die einem Frommen geziemende Mäßigkeit. In der Wahl der Speisen macht er keinen Unterschied der Tage, er genießt von Allem, Gott durch Christum dankend für seine Gaben. Vor und nach der Mahlzeit wird eine Stelle aus der heiligen Schrift gelesen, die dann zu frommen Gesprächen Anlaß giebt. Ich darf wohl sagen, daß ich stets unterrichteter von diesem Tische weggegangen bin, denn jedesmal hörte ich etwas, das ich früher nicht so klar erkannt hatte, oder über das mir

*) An Bullinger, 5. Oct. 1542. Ms.

**) An Bullinger, 19. Dec. 1542. Ms.

och Zweifel geblieben waren. Was Butzer's sonstige Beschäftigungen betrifft,
› habe ich ihn nie unthätig gesehn, und zwar nicht in Privatgeschäften, son-
ern in solchen, durch die er seinen Nächsten nützen konnte: bald predigt er,
ald sorgt er für die Ordnung und Regierung der Kirche und wacht, daß die
Pfarrer die ihnen anvertrauten Seelen nach dem Worte Gottes leiten und
urch frommes Beispiel ihnen vorangehn; bald besucht er die Schulen, damit
uch hier Alles zur Verbreitung des Evangeliums und zum Wohl der Kirche
eschehe; bald ermuntert er den Magistrat zu christlichem Sinn und Werk.
Nachdem er in solchen Arbeiten den Tag verbracht, widmet er die Nacht den
Studien und dem Gebet. Selten bin ich erwacht, ohne ihn selbst noch wachend
u finden; da bereitet er sich vor auf die Arbeit des kommenden Tags, oder
efleht von Gott die Kraft zu seinem Beruf". Obgleich Vermigli, der Sprache
vegen, an dem Gottesdienst in den Straßburger Kirchen nicht Theil nehmen
onnte, so machte doch, was er von der Einfachheit und Würde desselben ver-
ahm, einen Eindruck auf ihn, an den er sich noch in spätern Jahren erin-
erte. Er wohnte Butzer's lateinischen theologischen Vorlesungen bei und
örte sie mit Interesse und Frucht. Seinerseits fühlte sich auch Butzer zu dem
m geistesverwandten Manne hingezogen; den 28. Oktober schrieb er an Cal-
in, der nicht lange vorher, von den Genfern zurückberufen, Straßburg ver-
assen hatte: „es ist uns ein Mann aus Italien angekommen, äußerst gelehrt
n Hebräischen, Griechischen und Lateinischen, in der heiligen Schrift wun-
erbar bewandert, von ernsten Sitten und scharfem Geist; sein Name ist Pe-
r Martyr; er stund den regulirten Chorherren zu Lucca vor; er hat drei
efährten mitgebracht, von denen der eine ein trefflicher Hellenist, die zwei
ndern studirende Jünglinge sind"*). Es dauerte nicht lange, so trat Cal-
n mit Peter Martyr, wie Butzer ihn nennt und wie wir ihn von nun an
ennen werden, in Verbindung; er bewunderte seine Gelehrsamkeit und seinen
ahrhaft theologischen Geist. Auch mit Melanchthon setzte Butzer den An-
kömmling in Rapport; Anfangs 1543 theilte er Jenem einen Trostbrief mit,
en Martyr an ihn gerichtet hatte; den 14. Juli schrieb Melanchthon an Mar-
yr, um ihn um seine Freundschaft zu bitten, der Brief habe auch ihn sehr ge-
röstet, in dieser Zeit des Kampfes bedürfe man solcher Ermuthigung **).
Von nun an blieben Beide mit einander verbunden; es bestand zwischen ihnen
ine tiefe geistige Analogie Bei den Straßburger Gelehrten fand Martyr
nicht weniger humanistische Bildung als bei den Italienern, daneben aber
inen christlichen Ernst, der diesen meist fehlte. Zunächst schloß er sich an den
Lehrer der griechischen Literatur, **Peter Dasypodius**, an den Arzt **Gün-
ther von Andernach**, an den seit dem nemlichen Jahre 1542 in Straß-

*) Calvini epistolae et responsa, S. 42.

**) Melanchth. Opera, ed. Bretschneider. Halle, 1834, 4°. B. 5, S. 143.
— Den Brief Martyr's an Butzer habe ich nirgends gefunden.

burg angesiedelten Geschichtschreiber Johann Sleidan, an den geistreichen Dichter Johann Sapidus, besonders aber an den Rektor Johann Sturm an, welcher Letztere, durch die klassische Eleganz, den edlen Anstand des ehemaligen Priors angezogen, sich aufs Innigste mit ihm verband; noch fester wurde diese Verbindung durch die Gemeinschaft der theologischen Ueberzeugung.

Bald nach Martyr's Ankunft in Straßburg kamen auch sein Freund aus Lucca Immanuele Tremellio und der Vicentiner Arzt Girolamo Massario. Da noch nicht einheimische Gelehrte genug vorhanden waren, um den Bedürfnissen der Schule zu genügen, wurden sämmtliche Ankömmlinge, auf Sturm's und Butzer's Verwenden, von den Schulherren angestellt. Paolo Lacisio erhielt eine Vicariatspräbende des Kapitels zum Alten S. Peter und sollte das Griechische lehren, indem er Thucydides erklärte; er starb schon im Januar 1544. Tremellio, mit einer ähnlichen Präbende desselben Stiftes versehn, wurde mit dem Unterricht der hebräischen Grammatik beauftragt; Massario bekam ein Summissariat zu S. Thomä und lehrte Medizin und Physik *); Martyr endlich übernahm, an Capito's Stelle, der den 2. November 1541 an der Pest gestorben war, die theologischen Vorlesungen übers Alte Testament, mit einem Jahrgehalte von hundert Gulden. Nach dem damaligen Gebrauche, wurde er, so wie seine drei Landsleute, vorläufig nur für ein Jahr angestellt; nach Verlauf dieser Zeit erhielten sie alle Vier eine feste Position.

Zweites Kapitel.

Martyr's Sendschreiben an die Lucenser. — Sein Traktat über die Flucht in der Verfolgung.

In der ersten Zeit seines Aufenthalts zu Straßburg erfuhr Martyr, seine Flucht aus Lucca sei mit einer gewissen Bitterkeit von den dortigen Evangelischen getadelt worden; man meinte, er hätte sich ohne dringende Noth entfernt, und wäre die Gefahr auch größer gewesen, so hätte er doch die Gemeinde nicht verlassen sollen, sondern bleiben, um ihr Schicksal zu theilen, statt nur an seine persönliche Rettung zu denken. Kaum im Hafen der Ruhe

*) Massario hat, außer mehrern medicinischen Werken, auch einen Traktat über die römische Inquisition herausgegeben: Eusebius captivus, sive modus procedendi in curia Romana contra Lutheranos, per Hieron. Marium. Basel, 1553. — Zugleich war er sehr gelehrt im Hebräischen, und verfaßte ein Werk über diese Sprache, das, wie es scheint, nicht gedruckt worden ist. Er starb zu Straßburg an der Pest, 1564.

der Freiheit angelangt, schmerzten ihn diese Nachrichten um so tiefer, da
ch nur reiner Absichten bewußt war. Am Weihnachtstage schrieb er daher
ie Lucenser einen italienischen Brief, der ihnen durch einen sichern Boten
bracht werden sollte, um ihnen die Gründe seines Benehmens auseinan-
n setzen und sie zugleich in ihrer Verlassenheit aufzurichten *). Der Liebe
rinnernd, mit der sie ihm angehangen, sagt er: „ein längeres Schweigen
e euch betrüben, und im höchsten Grade für mich unziemlich sein.“ Er
llt hierauf seine Aufnahme in der Schweiz und in Straßburg, giebt ihnen
Gemälde der schönen hier eingeführten kirchlichen Ordnung, und stellt
n besonders Butzer vor als das Vorbild des wahren christlichen Bischofs.
lleicht, fügt er bei, vielleicht werden eure Bischöfe, die es nur dem Na-
nach sind, einwerfen, bei dieser Einfachheit der Lebensart und dieser
heit der Beschäftigungen lasse sich die bischöfliche Würde nicht bewahren;
ist diese Würde, wenn ein Bischof täglich predigen, lehren, die Schulen
hen, für die Armen und die Fremdlinge Sorge tragen, und dabei, ohne
e Einkünfte, ein mäßiges Leben führen soll? Ich antworte, dem evange-
n Bischof, dem Hirten der Seelen, liegt wenig an Reichthum und welt-
n Ruhm; eure Bischöfe sind nur da für die Welt, für die Kirche sind sie
; sie sind Väter, nicht der Gemeinde, sondern ihrer Verwandten; Hirten,
der Seelen, sondern ihrer Pferde, Hunde, Falken; damit allein ist ihr
t beschäftigt.“ Er dankt Gott, daß er ihn zu besserer Erkenntniß gebracht;
Wendung, die sein Loos genommen, ist ein Werk des göttlichen Erbar-
s. „O wäre doch eure Kirche auf die nemliche Weise eingerichtet, wie diese!
der täglichen Predigt und Auslegung der heiligen Schrift würdet ihr
Nutzen ziehen, als aus den zahllosen Messen, die weder die, die sie ver-
n, noch die, die ihnen beiwohnen, gewöhnlich verstehn. Euch Allen,
welchem Stande oder Geschlechte ihr seid, würde es vortheilhaft sein, und
e eure Kirche blühen würde, so würde auch eure Stadt in einem herr-
n Zustande sein.“ Martyr sieht voraus, daß sie ihm hier einwerfen
en: „dieß wäre gewiß sehr wünschenswerth, dazu aber bedürfen wir treuer
iger, und solche fehlen uns; wenn die Wenigen, die wir haben, die Flucht
ifen, wer soll uns aus dem Evangelium trösten und unterrichten“?
uf antwortet er: „ich glaube wohl, daß ihr betrübt darüber seid, daß
en geistlichen Trost nicht mehr habt, den Gott euch zuweilen durch meine
igten, Vorlesungen und Gespräche zu Theil werden ließ. Er wird aber
durch eine größere Gabe seines Geistes diesen Verlust ersetzen, und euch
Mittel, zum Heile zu gelangen, nicht versagen. Ueberdieß konnten ja diese
igten und Unterhaltungen in die Länge nicht dauern, wenn ich die Wahr-

*) Dieser Brief wurde später von dem nach Zürich geflüchteten locarnischen Arzte, Taddeo Dunno, lateinisch übersetzt; diese Uebersetzung ist den Loci communes einverleibt, S. 1071 u. f. 1624 erschien der Brief auch deutsch übers. von Joh. Blaß.

heit nicht in Dunkel hüllen, oder offenbar falsche Dinge lehren wollte; jenes habe ich zuweilen gethan, und fühle jetzt bittere Reue darüber; dieses hingegen habe ich mir nie erlaubt, und durfte es auch in der Folge nicht thun." Hier erzählt er dann, um seine Flucht zu rechtfertigen, die Gefahren, die ihn umgaben, und schließt daraus, daß sein längeres Bleiben den Lucensern nichts gefruchtet hätte. „Hatte ich nicht Leuten, die für die evangelischen Lehren nicht taub waren, hinreichend gesagt, was sie wissen mußten? hatte ich nicht in so vielen Predigten und Vorlesungen, die zum Heil nöthigen Stücke des Glaubens, ja Alles, was ich selbst wußte, erklärt? Ihr werdet sagen, ich hätte ausharren sollen, bis die Verfolgung hereingebrochen wäre, und diese dann mit standhaftem Muthe ertragen, dann hätte ich die entstehende Gemeinde durch mein Beispiel erbaut. Ich glaube jedoch, und auch ihr werdet es eingestehn, daß nur Gott allein denen, die ihn darum bitten, eingibt, wann die Stunde da sei, wo sie sich den Verfolgungen entziehen müssen. Ich bin so fest überzeugt, daß der Augenblick, wo ich mich durch die Flucht rettete, der rechte Zeitpunkt dazu war, daß ich diese Ueberzeugung gleichsam für eine göttliche Eingebung halte. Habe ich gleich vor meiner Entfernung nicht das Aeußerste erduldet, so habe ich doch nicht den Verfolgungen entgehn können. Was ich in Neapel und bei euch gelitten habe, weiß ich wohl. Ihr selbst mögt urtheilen, wie viel Beschwerden ich das ganze letzte Jahr hindurch auszustehn hatte; waren dieß gleich keine großen Unglücksfälle, so waren es doch Vorboten künftiger härterer Schläge. Ich glaube so viel geduldet zu haben, daß auch ich sagen kann, ich habe das Evangelium nicht ohne Leiden gepredigt, und habe mich der dargebotenen Gelegenheit mein Leben zu retten nur bedient, weil mein Untergang ohne Nutzen gewesen wäre. Bei euch würde man mich bald unthätig gemacht haben; so lange ich hier bin, kann ich doch für's Gute wirken. Gibt euch Gott nur einige Ruhe, so will ich vielleicht wieder mit euch leben, und um das Heil eurer Seelen keine Gefahr scheuen." Hierauf führt er noch einen Grund seiner Flucht an, der ihm stärker scheint als alle übrigen: „wisset ihr nicht, wie unruhig meine Seele war, weil ich ein Leben führte, das ich nicht billigte?" Er erinnert sie an die falsche Stellung, in der er sich befand, zwischen seiner bessern Ueberzeugung und seinem Amt als katholischer Priester und Prior; da er nun Einfluß, Ehre, Alles verlassen, um seinem Gewissen zu folgen, so kann man ihn deßhalb nicht tadeln; hätte er sich unterwerfen wollen, so hätte er Alles behalten und vielleicht glänzend vermehren können. „Ich habe es für besser gehalten, mich dahin zu begeben, von wo ich euch wenigstens durch Briefe ermahnen kann, statt an einem Orte zu bleiben, wo mir bald der Verkehr mit euch untersagt worden wäre. Ich gestehe offen, so wie sich die Sache verhielt, erkenne ich an mir keine Schuld; ich wollte nur, daß ich meine übrigen Thaten eben so rechtfertigen könnte!"

Da mehrere Jahre später den Lucensern streng verboten wurde, Briefe von Martyr anzunehmen, ist es wahrscheinlich, daß dieses Schreiben an sie

ngte. Seit Martyr's Flucht hatten ihnen übrigens die Verkündiger des ngeliums nicht ganz gefehlt; Martinengo und Zanchi waren zurückgeblie-, obgleich sie noch nicht offen auftraten; in Martyr's Fußtapfen war aber Professor Celio Secundo Curione getreten, der freilich, als Laye, : Predigten halten konnte, allein durch sonstige Thätigkeit eifrig für die ormation wirkte. Kaum war er jedoch ein Jahr in Lucca, so kam ein licher Befehl an den Senat, ihn nach Rom abzuliefern; diesem Befehle de nicht gehorcht, Curione erhielt den Rath, sich durch die Flucht zu ret- Beweis genug, daß auch Martyr's Entfernung zu rechtfertigen ist.

Diese Frage von der Flucht, und überhaupt von dem Verhalten in den Evangelischen umgebenden Gefahren, wurde damals sehr häufig bespro-. In Frankreich namentlich waren in den höhern Ständen Viele, die, Margaretha von Navarra und ihr Prediger und Bischof Gérard ussel, der Ansicht waren, man könne, ohne aufzuhören evangelisch zu, an den katholischen Gebräuchen Theil nehmen, es seien dieß ja nur äu- und, als solche, indifferente Formen, die dem innern Geistesleben keinen aden thun. Calvin hatte schon 1537, und bald darauf noch einmal, ge- diese Halbheit geschrieben; er hatte, mit strengen Worten, jene Personen Verstellung angeklagt und die Pflichtmäßigkeit ihres Vorgebens bestritten, Nicodemus dem Herrn im Verborgenen dienen zu wollen. Diese riften hatten, zumal zu Paris, große Bewegung hervorgebracht; bei den en hatte das erwachende Gewissen Zweifel über ihr Thun angeregt, Andre en sich über unbillige Strenge von Seiten des Reformators beklagt. Es de daher, im Frühling 1545, ein Abgeordneter nach der Schweiz, nach aßburg, nach Sachsen abgeschickt, um Gutachten über die Frage ein-len *). Er erhielt solche von Calvin, von Melanchthon, von Butzer, von r Martyr **). Sie stimmten Alle darin überein, daß die Theilnahme am olischen Cultus nicht zu gestatten sei; könne man im Vaterlande seinen uben nicht bekennen, so rathen sie, an einen Ort zu fliehen, wo Freiheit scht. Auch Peter Viret und Curione gaben in ähnlichem Sinne Schriften us ***).

Ueber die Flucht selbst hatten indessen Manche ihre eigenen Skrupel; es strengere Geister, die sie durchaus nicht billigen wollten. Ein Freund in

*) Bèze, Histoire ecclésiastique des églises réformées de France. Antwerpen, 1580. B. 1, S. 48.

**) Diese sämmtlichen Schriften finden sich in Calvin's Opuscula, Genf, 1552, f°.

***) Von Viret vorzüglich die: Traittez divers pour l'instruction des fidèles qui résident et conversent ès lieus et pais esquels il ne leur est permis de vivre en la pureté et liberté de l'Evangile. Größtentheils schon 1547 geschrieben. Genf, 1559. — Curione, Quatro lettere christiane, Bologna, 1552, der 2. und der 4. Brief.

Italien, von solchen schweren Bedenken gequält, wandte sich an Martyr, mit der Bitte, sie ihm zu lösen. Martyr antwortete ihm durch ein ausführliches Schreiben *). Zwei Theologen, sagt er, die hierüber befragt worden sind, geben zwar zu, die Flucht sei erlaubt, nur führen sie verschiedene Gründe an; der Eine will sie nur gelten lassen als ein geringeres Uebel im Vergleich mit dem Abfall vom Bekenntniß; der Andre meint, sie sei, nach den Umständen, zu tadeln oder zu rechtfertigen, man müsse daher die Umstände erwägen; nur das feige Fliehen, um Gut oder Bequemlichkeit zu wahren, sei eines Christen unwürdig. Martyr, um einen sichern Grundsatz zu finden, nach dem man sich richten solle, will zwei Punkte untersuchen, ob die Todesfurcht bei einem Christen eine Sünde sei, und ob die Aussprüche Christi, bei Matthäus 10, 5 und besonders 23, jetzt noch gelten dürfen. Die Todesfurcht ist an sich nicht Sünde, sie ist dem Menschen natürlich; zudem ist der Tod der Sünde Strafe, der König der Schrecken, der letzte Feind, und als solcher müsse er gefürchtet werden; selbst Christus hat diese Schrecken empfunden. Nur hat der natürliche Mensch nicht die rechte Furcht vor dem Tode, er fürchtet nur das leibliche Sterben, darum wird es bei ihm zur Sünde. Für den Christen verliert, durch Glauben und Hoffnung, der Tod seinen Schrecken; Christus hat ihn überwunden. Die natürliche Furcht vor demselben soll daher nicht so weit gehn, daß, um ihn zu vermeiden, man die Wahrheit verläugne und das irdische Leben höher achte als die Ehre Gottes. Die wahre Furcht ist die vor dem geistigen Tode; um diesem zu entgehn, kann es nöthig werden, sich der Gefahr zu entziehn, wenn man nicht stark genug ist, diese siegreich zu überwinden. „Aus dem Gesagten schließe ich, daß die Flucht keine Sünde ist, sobald sie für Gottes Ehre unternommen wird, in der Absicht, mit reinem Herzen ihm zu dienen, abgöttische und abergläubische Gebräuche zu vermeiden, von frommen und gelehrten Männern sich besser unterrichten zu lassen, in einer wohlgeordneten Gemeinde in Gemeinschaft mit Christen zu leben, und endlich sich so zu kräftigen, daß man tüchtig werde auch Andre zu erbauen, je nachdem man von Gott berufen und durch seinen Geist getrieben wird. Eine solche Flucht ist keine Sünde." Martyr billigt daher die Ansicht nicht, daß sie nur ein geringeres Uebel sei. Ebendarum sagt er auch, die angeführten Aussprüche Christi haben immer noch ihre Geltung, wie schon der Kirchenvater Tertullian es gelehrt, und wie auch Calvin und Melanchthon es bewiesen hatten. „Es ist also nicht unerlaubt, wenn Einer, in Zeiten der Verfolgung, sein Vaterland flieht, um nicht sich, sondern Gott zu leben; er vermeidet so Gott zu versuchen, was er thäte, wenn er sich unnöthig und unüberlegt der Gefahr aussetzte; die Flucht ist erlaubt, wenn Einer sich überzeugt hat, daß Gott selbst ihm den Weg dazu weist, wenn er bereit ist, sobald auch

*) De fuga in persecutione, aus dem Ital. lateinisch übersetzt von Taddeo Duno. Loci communes, S. 1073 u. f.

seine Stunde gekommen, den Feinden des Evangeliums zu widerstehn, wenn er weiß, daß er, gefangen und vor die Tyrannen geführt, nicht einmal, sondern tausendmal eher den Tod leiden könnte, als die Wahrheit zu verläugnen und seinem Erlöser untreu zu werden. Wahrlich, wer von solchem Geiste beseelt ist, der befolgt Christi Lehre, wenn er flieht; denn die, welche den Leib tödten, fürchtet er nicht, so daß er, von ihnen ergriffen, im Angesichte der Folter und des Scheiterhaufens seinen Glauben abschwören würde." So hat sich Christus selbst, so haben sich Paulus, Polycarp, Cyprian und viele Andre ihren Verfolgern entzogen, und haben doch zur rechten Zeit den Tod nicht gescheut. Ja eine solche Flucht ist stets ein Bekenntniß Christi. „Denn wer würde nicht lieber in seiner Heimath bleiben, seiner Güter und des Umgangs seiner Landsleute sich freuen, als arm und unbekannt in fremde Gegenden zu ziehen, wo er des Volkes Sprache nicht kennt, wo er Den und Jenen um des Lebens Nothdurft ansprechen muß, wo er häufig als lästiger Fremdling gering geschätzt und verstoßen wird, und so mancherlei Ungemach, wegen Veränderung des Klima's und der Lebensweise, zu dulden hat? Man glaube nicht, daß dieß kein Leiden sei, und daß es kein andres gebe als Folter und Tod. Wenn Jemand sich den Feinden der Wahrheit überliefert und die ihm angebotene Möglichkeit der Flucht verschmäht, so ist dieß allerdings etwas Großes und hoher Bewunderung werth, da es aus glühender Liebe kommt; es ist aber nicht eines Jeden Sache. Jeder soll der Führung des heiligen Geistes folgen, der uns innerlich zum Heile treibt, auf dem Wege, der unsern Kräften und Gaben am angemessensten ist, nicht nach unserm eigenen Willen, sondern nach dem weisen Urtheil Gottes. Wer daher mit dem Muthe begabt ist, das Märtyrthum zu leiden, der möge den nicht verdammen, der sich durch die Flucht der Gefahr der Verläugnung Christi entzieht; dieser gibt zwar sein Leben nicht, aber ein theures Vaterland; er duldet weder Gefängniß noch Tortur, aber manche andre Noth und Entbehrung; er vergießt sein Blut nicht, zeugt aber dennoch laut von der Wahrheit, und ist sicher bereit, sobald ihn der heilige Geist dazu treibt, auch das Aeußerste zu ertragen."

Dieser Ansicht suchen zwar die strengern Theologen, die die Flucht verwerfen, Stellen entgegenzusetzen wie 2. Tim. 1, 7: Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern den der Kraft; Matth. 10, 28: fürchtet euch nicht vor denen die den Leib tödten; 1. Joh. 3, 16: wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen. Eine solche Anwendung dieser Stellen will aber Martyr nicht gelten lassen; denn der Geist der Kraft äußert sich auf mancherlei Weise, nicht nur im Erdulden eines gewaltsamen Todes, sondern auch im Entsagen des irdischen Guts und Wohlseins; was Christus, Matth. 10, 28, gesagt, hebt das nicht auf, was er in der nemlichen Rede, V. 23, seinen Jüngern empfiehlt: wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andre; sonst könnte man ja auch sagen, durch diesen Ausspruch sei jener aufgehoben. Und was das Wort des Johannes betrifft, so soll man allerdings

nicht fliehen in Lebensgefahr, wenn man hoffen darf, durch standhaftes Bleiben einen Bruder aufrichten und trösten zu können, damit er nicht ewig verloren gehe. „Da aber unsrer Gegner Grausamkeit so weit geht, daß sie zu denen, die um des Evangeliums willen im Gefängniß sind, Niemanden zulassen als Mönche und Ketzerrichter, so vermag man nicht ihnen diesen Dienst zu leisten, um so weniger, da gerade die, die als Evangelische verdächtig sind, am strengsten von ihren Brüdern fern gehalten werden."

Andre wenden ein: wenn die Flucht gebilligt wird, so zerstreuen sich die Gemeinden in Italien, in Belgien, in Frankreich, die kaum aufkeimende Saat geht verloren für immer. Dieser Einwurf wäre allerdings sehr zu beherzigen, wenn die Glieder dieser Gemeinden sämmtlich die nöthige Standhaftigkeit hätten; da man aber so viele von ihnen abschwören sieht, so ist dieß doch sicher ein größerer Schaden, als wenn sie fliehen würden; denn die Flucht ist doch ein Zeugniß, daß sie an dem Papstthum keinen Theil haben wollen; fallen sie aber ab, so verderben sie nicht nur sich selbst, sondern bringen auch durch ihr Beispiel die Schwachen in große Gefahr.

Ferner hört man sagen: Jeder solle in dem Berufe bleiben, in den Gott ihn gesetzt hat; Keiner habe das Recht, ihn zu verlassen. So dürfte aber Niemand, in keinem Falle, aus seinem Vaterlande ziehen; da die Gesetze Keinem verbieten, sich in ein anderes Land zu begeben, warum sollte es bloß dem Christen verboten sein? Und was ist das für ein Ruf Gottes dem zum Beispiel die Mönche folgen sollen, wenn sie ihre Klöster nicht verlassen dürften, im Fall daß ihr Gewissen sich gegen die abergläubischen Gebräuche erhebt, denen sie täglich beiwohnen müssen?

Zuletzt nimmt Martyr noch auf einen Vorwand ganz andrer Art Rücksicht, der nicht von evangelischen Theologen, sondern von denjenigen erhoben wurde, die ihre Bequemlichkeit mit ihrem Glauben zu vereinigen suchten: warum denn fliehen? kann man nicht überall Gott anbeten, wenn auch nur im Stillen? Wer aber so spricht, meint er, der möge doch den von den Gegnern ausgeübten Druck bedenken; sie zwingen euch, ihren Cerimonien beizuwohnen, und äußerlich zu billigen was ihr im Herzen verwerft; da man übrigens, wie ihr sagt, überall Gott anbeten kann, warum geht ihr nicht lieber dahin, wo ihr dieß mit gutem Gewissen, ohne Heuchelei thun könnt? warum schließt ihr euch nicht Brüdern an, unter denen Gottes Wort rein gepredigt, die Sacramente in Christi Sinn verwaltet, eine christliche Zucht geübt, Gott nicht in einer fremden Sprache angerufen, und denen, die eine fromme Ehe suchen, diese gestattet wird? Daran schließt er die treffende Bemerkung: Viele von denen, die gegen die Flucht sich aussprechen, thun es nicht mit aufrichtigem Herzen, sondern, um einen Vorwand zu haben, ihr ruhiges Zuhausebleiben zu entschuldigen, denn sie hüten sich wohl Märtyrer zu werden; solche begehren nicht mehr, als daß die Reformatoren die Flucht verdammen. Nur wer sich selbst verläugnet, der vermag auch, um den Herrn nicht zu ver-

gnen, seinem Vaterland zu entsagen; und wer dieß kann, der ist auch im
nde, wenn es nöthig ist, sein Leben zum Opfer zu geben.

Wie schön spricht sich nicht in diesem Schreiben Martyr's ächt christliche
zugleich ächt humane Gesinnung aus! Ein solches klares und festes Be-
ßtsein von des Christen Pflicht ist richtiger und der Kirche nützlicher, als
schwärmerischer Enthusiasmus, der sich, ohne Noth, dem Tode entgegen-
zt. Oder hätte er bloß in schöner Rede Scheingründe zusammengestellt,
seine eigene Flucht zu entschuldigen, und war es ihm nicht ein Leichtes,
t da er frei war und nichts mehr zu fürchten hatte, zu sagen, wer für
Evangelium das Vaterland aufopfern kann, der könnte auch sterben für
! Wer aber mit so tiefem Gefühle von dem Leide spricht, das der empfin-
, der eine theure Heimath verlassen muß, um, wie Dante sagt, in frem-
n Lande das bittere Brod des Exils zu essen, der hat mehr gemacht als
nende Worte, er hat von der Wahrheit selbst ein Zeugniß abgelegt.

Drittes Kapitel.

Martyr's Vorlesungen.

Nach dem Tode Capito's, der, einer der ersten Hebraisten seiner Zeit,
Straßburg das Alte Testament erklärt hatte, sollten diese Vorlesungen
em jungen Gelehrten von Rheinzabern, Paul Fagius, übertragen wer-
, der sich bereits, durch seine Betheiligung an den Arbeiten des bairischen
den Elias Levita, als tüchtigen Kenner des Hebräischen bekannt ge-
ht hatte, und den die Schulherren deßhalb von Isny, in Schwaben, be-
en, wo er Prediger war. Da er jedoch, auf die Bitte der Constanzer, die-
noch für einige Zeit überlassen wurde, wäre die Auslegung der alttesta-
ntlichen Bücher unterbrochen gewesen, wenn nicht Butzer, außer seiner übri-
zahlreichen Beschäftigungen, sich derselben angenommen hätte. Erst in
rtyr fand man den Mann um Capito würdig zu ersetzen. Die exegeti-
n Vorlesungen, eigentlich die einzigen theologischen, die damals in Straß-
g gehalten wurden, wurden nun so eingerichtet, daß die eine Woche täg-
Butzer das Neue Testament, und die andre Martyr das Alte erklärte.
t der hebräischen Grammatik hatte sich Letzterer nicht zu befassen; sie wurde
längern Jahren schon durch Michael Delius, aus der Constanzer Diö-
, und nun auch durch Tremellio gelehrt; Beide bedienten sich dabei der zu-
von Sebastian Münster und 1542 zu Isny von Fagius herausgege-
en Grammatik des obengenannten Elias Levita. Martyr begann mit dem
en Buche Mosis; während der fünf Jahre seines ersten Aufenthaltes in
raßburg, erklärte er, nachdem er die Genesis vollendet, die zwei folgenden

mosaischen Bücher, die kleinen Propheten, und zuletzt die Klagelieder des Jeremias, letztere wegen der Analogie der Zeiten; dieses Buch, sagte er, paßt wunderbar auf unsre Tage, wo die Christenheit so viele Noth zu leiden hat.

Martyr besaß ein seltenes Lehrtalent; tiefe und ausgebreitete Kenntnisse trug er, in Folge seiner philosophischen und humanistischen Bildung, mit Klarheit und Ruhe und in schöner, gelegentlich zu wahrer Beredsamkeit sich erhebender Sprache vor. An Schärfe und Bestimmtheit der Gedanken übertraf er Butzer, der sich nicht selten in dunkeln, selbst zweideutigen Worten auszudrücken pflegte. An Gelehrsamkeit stand er vielleicht höher als Calvin, an Scharfsinn stand er ihm gleich; wenige Theologen des sechzehnten Jahrhunderts waren so vertraut wie er mit den Kirchenvätern und den Scholastikern; ich glaube, kein Einziger außer Fagius hat damals die Rabbinen des Mittelalters genauer gekannt.

In seinen Vorlesungen fing er gewöhnlich damit an, seinen Text grammatisch, bisweilen auch philologisch zu erklären; dann zeigte er dessen Sinn und Inhalt; dunklere Stellen suchte er durch Vergleichung mit andern aufzuhellen; die Ansichten der Väter so wie die der spätern kirchlichen Autoren erörterte und discutirte er mit bewundernswürdiger Genauigkeit. Je nach dem Zweck der erklärten Stelle, wandte er sie zuletzt entweder auf die dogmatischen Lehrstücke oder auf das christliche Leben an, wobei er auf die entgegengesetzten Lehren des Katholicismus Rücksicht nahm, bald diese widerlegend, bald die protestantische Ansicht gegen die Angriffe der Gegner vertheidigend; und dieß Alles in würdigem Ton, in klassischer Form, und, was damals nicht wenig Staunen erregte, in freier, extemporirter Rede. Auch wird an ihm gelobt, daß er nicht, wie Andre, Wochen und Monate lang an derselben Stelle kleben blieb, sondern rasch voranging, nur mit dem Nöthigen oder Wichtigen beschäftigt, das er mit erschöpfender Gründlichkeit hervorzuheben wußte *).

Man hat seinen Commentaren, die nichts sind als seine Vorlesungen, den Vorwurf gemacht, voll Abschweifungen auf fernliegende Gegenstände zu sein **); von dem Standpunkte späterer, besser geordneter Wissenschaft aus, ist dieser Vorwurf allerdings nicht ohne Grund. Allein, bedenkt man, daß damals die theologischen Disciplinen noch nicht systematisch von einander geschieden waren, daß namentlich Dogmatik und christliche Moral noch nicht als besondere Wissenschaften galten ***), so findet man es natürlich, daß die Lehre selbst, was man die Loci communes, die theologischen Gemeinplätze oder

*) (Benther), Bericht von der zu Straßburg anno 1598 ausgegangenen veränderten Kirchenordnung. Zweibrücken, 1603, 4°. S. 209. — Bullinger an Zanchi, 16. Dez. 1562. Zanchii epistolae, B. 2, S. 12.

**) Richard Simon, Histoire critique du vieux Testament. Amsterd., 1685, 4°. B. 1, S. 437.

***) Erst spät, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wurden zu Straßburg und anderswo Vorlesungen über die Loci communes gehalten.

Hauptartikel nannte, in den exegetischen Vorlesungen behandelt wurde. Als Gegensatz zur katholischen scholastischen Theologie war, im Reformations-Zeitalter, das Bibelstudium die Hauptsache; die Lehre sollte nur aus der Bibel entwickelt und auf sie begründet werden; darum begreift man auch das Einmischen der Polemik; die zu bildenden Prediger mußten nicht nur tüchtig sein die Gemeinden zu erbauen, sondern auch zum Kampfe ausgerüstet gegen die Gegner. Sämmtliche protestantische Bibelausleger des sechzehnten Jahrhunderts pflegten nach diesen Grundsätzen zu verfahren; Martyr ist aber auf diesem Wege viel weiter gegangen als die meisten Andern; bei Wenigen findet man so ausführliche Digressionen über so bunt neben einander gestellte Fragen. Aus seinen, stets durch irgend einen Locus unterbrochenen Erklärungen konnte man daher nicht leicht einen Gesammt-Eindruck von dem Geist und Sinn des behandelten biblischen Buches erhalten; allein die Zuhörer nahmen daraus eine Menge von Kenntnissen über alle möglichen theologischen Gegenstände mit, deren systematische Anordnung jedoch zuletzt ihrem eigenen Verstand und Geschick überlassen blieb.

Martyr's Vorlesungen waren demnach mehr der praktischen und dogmatischen Erklärung, als der eigentlich exegetischen, im neuern Sinne des Wortes, gewidmet. Die Worte, mit denen er seinen Curs über die Genesis eröffnete, sprechen am Besten seine Absicht aus: „die Dignität der heiligen Schriften besteht darin, daß sie ein Ausdruck, gleichsam ein Abbild der Weisheit sind, durch welche Gott in sich selbst weise und selig ist; es folgt daraus, daß die, welche dieselben befolgen, auch weise und selig werden. Es wird uns zwar nicht die ganze Weisheit Gottes darin dargestellt, sondern nur so viel, als wir in unsrer Schwachheit zu fassen vermögen. Der Urheber ist Gott selbst, der heilige Geist, nicht menschlicher Wille und Verstand; die Verfasser waren Menschen, aber von dem heiligen Geiste erleuchtet; sowohl durch ihr frommes Leben, als durch das was sie geschrieben haben, sind sie über die Gränzen der menschlichen Fähigkeiten hinausgegangen; sie sprechen nicht gewöhnliche Lehren aus, sondern überall die Kraft Gottes, dessen Wort lebendig und wirksam ist. Auch durch den Inhalt der heiligen Schrift wird die Weisheit Gottes bewiesen; denn Alles in derselben bezieht sich auf ein Doppeltes, auf das Denken und auf das Thun; auf jenes, das, was von den göttlichen Eigenschaften und Werken berichtet wird; auf dieses, die Vorschriften, die Ermahnungen, die Drohungen, die Verheißungen; ja Alles läßt sich auf das Thun beziehen, denn wir sollen Nachahmer werden der göttlichen Eigenschaften, seiner Werke uns mit Dank bedienen, uns durch seine Thaten erheben und trösten lassen, den Worten gemäß, die Paulus an Timotheus schreibt, 2. Tim. 3, 16. So ist die heilige Schrift das Rüsthaus, wo die Waffen genommen werden, um Satan zu bekämpfen; so hat Christus gehandelt, und so wird der Antichrist überwunden. Sie ist daher durchaus vollkommen. Vollkommen ist das, dem nichts fehlt. Alle andern Wissenschaften,

obgleich sie nicht zu verachtende Gaben Gottes sind, haben theils viel Eitles beigemischt, theils manche Lücken. In der heiligen Schrift aber ist Alles wie es sein soll, nichts mangelt, es ist reines Gold, das heller leuchtet, als die Gestirne des Himmels. Es sind ewige Wahrheiten, die keinem Wechsel unterworfen sind, wie die physischen. Ihre Gewißheit ist sicherer, als die der Mathematik, denn sie wird stets auf den Willen Gottes zurückgeführt, nicht auf menschlichen Verstand."

In der Erklärung nun der heiligen Schrift, befolgt Martyr folgende Grundsätze *): die Bibel allein ist Quell und Norm der Lehre; in ihr ist Christus Ausgangs- und Endpunkt, daher ist Alles auf ihn zu beziehen, woraus die typische Anwendung des Alten Testamentes folgt; das Wort: der Herr spricht, muß unbedingt gelten, und daher Alles geglaubt werden, was in der Bibel steht, aber auch nur das, nicht was Menschen gelehrt; die Kirchenväter haben keine bestimmende Auctorität, sie dienen bloß als Beispiele und Belege des Glaubens der ersten Jahrhunderte, da wo sie mit der Bibel zusammenstimmen. In letzterer selbst ist vor Allem der Wortsinn richtig aufzufassen; von diesem „gesunden Vornehmen" soll man sich durch die Schwärmer nicht abwendig machen lassen, welche das Wort anführen: der Buchstabe tödtet, der Geist ist es, der lebendig macht. Alles was von Christo ablenkt, tödtet; das Evangelium selbst kann ein tödtender Buchstabe werden, wenn es nicht mit Christi Geist gelesen wird. Wer es aber mit diesem Geiste erforscht, für den ist es kein todter Buchstabe, sondern ein lebendigmachendes Wort; es ist also eine verwegene Anmaßung, sich gegen die Wort-Erklärung zu erheben. Der christliche Geist, mit dem die Bibelauslegung getrieben werden soll, schließt die Anwendung von Sprach- und Geschichtkenntniß nicht aus; er erfordert sie vielmehr in hohem Grad. Nur durch diese Hülfsmittel kann die Bibel wahrhaft aus sich selbst erklärt werden. Auch die Uebereinstimmung der Lehre in der Kirche ist zu beachten, allein nicht, in katholischem Sinn, als absolut maßgebend, denn weder ein Einzelner noch ein Concil haben das Recht, die Schrift willkürlich auszulegen; es ist ein schwerer Irrthum zu behaupten, die Auctorität der Schrift fließe erst aus der der Kirche. Der Kirche Aufgabe, in Bezug auf die Bibel, ist sie zu bewahren als ihren Schatz, sie unter den Menschen zu verbreiten, sie rein zu lehren und zu predigen. Diese Grundsätze hat Martyr in seinen biblischen Vorlesungen streng befolgt; er ist dadurch einer der Gründer der protestantischen Exegese geworden.

Die Vorlesungen waren nicht das Einzige, das Martyr als Lehrer oblag. Um den Scharfsinn der Studirenden zu üben und sie zugleich an freies Sprechen zu gewöhnen, hatte der Rektor Sturm Disputationen und Rede-Uebungen eingeführt, in welche sämmtliche Professoren sich theilten. Martyr hielt Sprach-Uebungen, mit Zugrundlegung der Tusculanae Quaestiones

*) Comment. in Lamentationes, S. 4.

:s Cicero; daneben leitete er Disputationen über theologische Gegenstände; ach hier zeigten sich sein Sinn für Methode und sein ruhiger Charakter, denn e Digressionen, die er in seinen Vorlesungen sich erlaubte, ließ er hier, wo s sich um bestimmte, logisch zu entwickelnde Sätze handelte, nicht zu; eben so enig gestattete er leidenschaftliche Ausfälle. Die Thesen nahm er aus den blischen Büchern, die er gerade erklärte; nach Butzers, von Johann Sturm :wunderten Vorgang *), theilte er sie in nothwendige und wahrscheinliche, m die Studirenden zu gewöhnen, das Nothwendige von dem bloß Muth- aßlichen zu unterscheiden und, während sie jenes mit aller Macht vertheidi- en sollten, in diesem nachgiebig zu sein. Die Thesen waren von der manch- ichsten Art; Martyr nahm sie aus der Dogmatik, der Moral, der Politik, er Geschichte, der Physik im damaligen Sinn. Viele derselben sehn freilich och ziemlich scholastisch aus und konnten nur dazu dienen, den Verstand zu härfen, ohne direktes Interesse für die religiöse Erkenntniß **); indessen mö- en in einer Zeit, wo die Polemik allen Scharfsinn der Theologen in Anspruch ahm, solche Uebungen nicht ohne Nutzen geblieben sein.

Auf diese Weise gelangte Martyr bald zu großem Ansehn als ausge- ichneter Theologe und trefflicher Lehrer. Ein, den 19. Juni 1544 von den isitatoren der Straßburger Schule an die Scholarchen abgestatteter Bericht, zeugte seine große Gelehrsamkeit und drückte die Hoffnung aus, er werde er Schule sehr nützlich werden. Die Visitatoren schlugen vor, ihm auch phi- sophische Vorlesungen zu übertragen; auffallender Weise fanden sie einen ehler an ihm zu rügen, von dem man in seinen gedruckten Werken keine Spur antrifft: er sei „einigermaßen arrogant"; sie fügten bei, er habe diesen ehler aus Italien mitgebracht, wo die Lehrer die Gewohnheit hätten, sich or ihren Schülern zu loben; er werde ihn aber ablegen, je mehr er mit den Sitten unsrer Schule vertraut werde. Bei der Begeisterung für die neu er- achten Studien, und einer oft noch rohen, ungebildeten Jugend gegenüber, war es freilich nichts Seltenes, die Gelehrten sich ihres Wissens und der dar- us entstehenden geistigen Genüsse rühmen zu hören; auch Martyr mag es gethan haben, obgleich sein ganzes Leben beweist, daß Bescheidenheit einer der Grundzüge seines Charakters war. Wir dürfen daher annehmen, daß die, n dem Berichte der Schulvisitatoren ausgesprochene Hoffnung bald erfüllt worden ist. In dieser Hoffnung schlugen sie auch den Scholarchen vor, sei-

*) Sturm, Epistolae classicae, in dessen Opuscula de institutione scolastica, ed. Hallbauer. S. 217.

**) Z. B., aus Gen. 1, 29: vor der Sündfluth sei das Fleischessen nicht gestattet gewesen, entweder weil die Menschen kräftiger waren, oder weil die Erde bessere Früchte hervorbrachte, oder auch, um die Menschen mehr an Menschlichkeit zu gewöhnen; — oder, aus Exod. 19, 16: das Blitzen und Donnern und der Posaunenton auf dem Sinai sei das Werk der Engel gewesen u. s. w. Loci communes, S. 1000 u. f.

nen Gehalt zu erhöhen, um ihn der Schule zu erhalten. Bald darauf wurde er, auf Butzers Vorschlag, in das Kapitel von S. Thomä erwählt *), an die Stelle des bereits den 4. März 1544 verstorbenen geschichtskundigen Johann Huttich; das Jahr darauf wurde er Custos des Stifts. Schon vorher hatte ihm der Magistrat das Bürgerrecht ertheilt.

Viertes Kapitel.

Ausbildung von Martyr's theologischer Ueberzeugung. — Seine Berufung nach England.

In dieser Zeit, in der protestantischen Atmosphäre Straßburgs, bildeten sich Martyr's theologische Ueberzeugungen weiter und bestimmter aus. In Italien hatte er, von der Bibel ausgehend, und an den von der katholischen Kirche vergessenen Augustin sich anschließend, die Rechtfertigung durch den Glauben gepredigt, allein, wie es scheint, noch wenig von Prädestination und Erwählung gelehrt. In Straßburg nun trat er in einen Theologenkreis, der, so wie überhaupt sämmtliche Reformatoren der ersten Zeit, der Lehre vom unfreien Willen und von der göttlichen Gnadenwahl, unbedingt zugethan war. In dem, von Butzer und Capito verfaßten Bekenntniß, das die Straßburger, im Jahre 1530 und im Einverständniß mit Constanz, Memmingen und Lindau, dem Augsburger Reichstag vorgelegt hatten, hatten sie gelehrt, der Mensch könne durch eigenes Werk nichts zu seiner Seligkeit thun, er werde nur durch den Glauben gerechtfertigt, und dieser Glaube sei ein freies Geschenk Gottes; in der Apologie dieses Bekenntnisses hatten sie, diese Sätze weiter ausführend, gezeigt, wie Gott Alles in Allen thue, und beigefügt: „darum wer der Schrift glaubt, der wird einfach bekennen, daß Gott Alles thut nach seinem Gewissen, unfehlbaren Urtheil und gerechten Willen, daß Alles gehn und geschehn muß, wie es geht und geschieht; Gott ists, der lehrt und fromm macht, der irren läßt und verstockt, welche er will, wie er denn die Einen zu Gefäßen der Gnade, die Andern zu Gefäßen der Ungnade, ehe sie waren, verordnet hat. Dabei aber ist das auch wahr, daß der Mensch frei aus seinem eignen Willen handelt, bös und gut, wie dieß die Schrift allent-

*) Den 13. April 1544 schrieb Martyr an Butzer nach Speier: „dir habe ich Alles zu verdanken; du hast mich mit den Meinen zuerst aufs Liebevollste in deinem Hause beherbergt; du hast mir einen hinreichenden Gehalt verschafft und selbst dafür gesorgt, daß er vermehrt wurde; du hast mich in das Collegium von S. Thomä aufnehmen lassen und mir eine schöne bequeme Wohnung zugewiesen. Was ich von äußern Vortheilen habe, verdanke ich, zunächst Gott, deiner wohlwollenden Freundlichkeit.“ Ms.

lben anzeigt und uns darum, als die selbstwilligen, lehrt, ermahnt, lockt, reckt... Es dünket aber unsrer Vernunft gar seltsam, daß ein Mensch ver- mmt sein soll, so er nicht zu Christo kommt, und daß er doch nicht zu ihm mmen kann, wenn der Vater ihn nicht zieht. Hiegegen soll ein frommer hrist, alsobald ihm solche Gedanken einfallen, wider sich selbst sprechen, wie aulus wider diese Gedanken geschrieben hat: Wer bist du, o Mensch, daß mit Gott rechten willst? soll auch des Hafners Geschirr zum Hafner sa- n, warum hast du mich also gemacht? Wahrlich, wenn Paulus keine andre olution hat gegeben, so wird dir auch Niemand eine andre zu geben vermö- n. Darum lasse man Gott Gott bleiben, und bekenne, daß er Alles in len thue, bekenne aber auch dabei, daß er den Menschen mit Vernunft und jenem Willen begabt hat und ihn also führt, wie dieß alle Schrift beweist; ß dich dann Gott nicht unbillig um das Böse straft, welches du mit freiem illen thust, ob du wohl nicht anders kannst, wenn er in dir nicht Anderes rkt, dieß wird dir dein eigen Gewissen wohl bezeugen." Zwei zu Straß- rg, in den Jahren 1533 und 1539 gehaltene Synoden hatten, unter An- n auch diese Auffassung des Verhältnisses des Menschen zu Gott bestätigt.

Bei diesem Stande der Lehre, und unter dem Einfluß Butzers, der das gma von der Prädestination besonders in seinem Commentar über den merbrief entwickelt hatte *), so wie sicher auch durch das immer tiefere Ein- ngen in Calvin's Institution der christlichen Religion, die in Straßburg ermals, und gerade im Jahre 1543, in vollendeterer Form gedruckt wurde **), ßte Martyr's ernst religiöses Gemüth sich zur Annahme der Prädestination gedrängt fühlen, die er in Italien nur erst annäherungsweise aufgefaßt te. In der Folge erwies er sich als einen der entschiedensten Vertheidiger selben. Diese Lehre war nicht bloß, wie man behauptet hat, das Resul- eines logischen Systems, das, von einem einseitig erfaßten Begriffe von tt ausgehend und ihn mit unbeugsamer Strenge weiter entwickelnd, mit n Opfer des menschlichen Willens endigte; sie wurzelte im innersten Grunde evangelischen Frömmigkeit, deren Bedürfnisse freilich durch die Reflexion ter verarbeitet wurden. Der äußern Werkheiligkeit und dem oberflächlichen lagianismus der katholischen Kirche gegenüber, fühlten sich die Reformato- i gedrungen, den Menschen wieder zu demüthigen, ihn zum Bewußtsein Verdienstlosigkeit und Nichtigkeit seiner Werke zurückzuführen, auf daß ottes Werk allein die Ehre gegeben würde. Allerdings vermochte man da- nicht immer das unbesiegbare Gefühl von der innern Freiheit zum Schwei- n zu bringen; daher versuchte man es, wie in obiger Stelle der Apologie r Vierstädte-Confession, die Lehre von dem freien Thun des Menschen ne-

*) Metaphrasis et enarratio in epistolam ad Romanos. 1536. Auch Ba- sel, 1562, f°., S. 407 u. f.

**) Schon 1539 war in Straßburg die zweite, umgearbeitete Ausgabe dieses Werks erschienen. Die dritte, von 1543, ist abermals vermehrt.

ben die von dem absoluten Thun Gottes zu stellen; aber, obgleich man sich für beide auf Schrift und Gewissen berief, so blieben es doch, scheinbar wenigstens, unvermittelte Gegensätze. Weiter im Systeme gehend, opferte man die Freiheit vollends auf; man trieb den Widerspruch gegen die falsche katholische Theorie vom Verdienst der Werke auf die äußerste Spitze, man überschritt das richtige Maaß und stellte Sätze auf, die von den Gegnern mit Begierde aufgegriffen und zum Vorwurf gegen den Protestantismus verwendet wurden. Die römischen Theologen waren jedoch nicht im Stande, die Tiefe der reformatorischen Interessen zu erfassen; daher vermochten sie auch nicht die Wahrheit aus der oft widersprechend oder paradox scheinenden Form zu scheiden; noch weniger war es ihre Sache die Lehre weiter zu bilden und die Härte derselben zu mildern. Wenn die Auffassung der protestantischen Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts, in der damaligen Form nicht mehr haltbar ist, so sind es noch weit weniger die von den katholischen Gegnern dagegen vorgebrachten Einwendungen.

Eine Stelle aus einer, nach dem Regensburger Gespräch verfaßten Schrift Butzer's, auf die Alexander Schweizer, in seinem trefflichen Werke über die protestantischen Centraldogmen, zuerst wieder aufmerksam gemacht hat *), zeigt klar die fortschreitende Entwicklung und den innern Zusammenhang der reformatorischen Lehren; wir erlauben uns dieselbe, nach des genannten Theologen Uebersetzung, hier einzuschalten: „Um zwei Fragen handelt es sich, zuerst, auf welchem Wege, da wir Alle aus uns selbst verdammlich sind, die Vergebung der Sünden erlangt werde, das heißt, wie Gott versöhnt und wir seiner Gnade gewiß werden können; sodann, welches die rechte Verehrung Gottes und das ihm wohlgefällige Leben sei. Ueber diesen Hauptpunkt herrschte die größte Verwirrung, herstammend aus der Verdunklung der rechten Versöhnung. Endlich hat Gott sich des Jammers erbarmt, und zuerst den Erasmus auftreten lassen, der so einleuchtend gezeigt, daß unser Heil nicht durch Cerimonien erlangt werde, sondern durch wahres Vertrauen auf Christus. Ihm folgte Luther, dessen Schüler wir gerne uns nennen, mit kleinen Anfängen, indem er zuerst bloß dem schamlosen Ablaß sich widersetzte, dafür aber geächtet, die Vertheidigung der Wahrheit überhaupt auf sich nahm und die ganze Lehre von der Buße und Rechtfertigung ans Licht zog, den Mittelpunkt christlicher Heilslehre, wie und woher wir die Vergebung und Gnade erlangen. Da hierin nichts durch menschliche Kräfte und Werke bewirkt werden kann, so untersuchte man: welcherlei Vermögen im Menschen sei die Gnade zu erlangen, welcherlei theils im natürlichen Menschen, theils im bekehrten. Dann folgten hiemit verknüpft die Fragen über den Glauben,

*) De vera ecclesiarum in doctrina etc. reconciliatione et compositione. S. l. et a., 4°, f°. 1. — Schweizer, die protestantischen Centraldogmen in ihrer Entwicklung innerhalb der reformirten Kirche. Zürich, 1554, B. 1, S. 14.

ne Ursachen und Wirkungen, die er kraft unverdienter Wirksamkeit des hei-
len Geistes in den Erwählten hervorbringt, sowohl zur Erleuchtung des
erstandes und zum Ergreifen der Gerechtigkeit Christi, als auch zum Erzeu-
n eines neuen Lebens; ebenso die Frage über die guten Werke und welchen
Werth sie hätten vor Gott. Weiter kam man zu den Sacramenten, in deren
ißerer Verrichtung so Viele das Heil zu suchen pflegten, so daß sie mehr
esen als Christo Vertrauen schenkten. Da aber die Mißbräuche von der
irche geschützt wurden, so untersuchte man die Lehre von der Kirche und
radition. Allem liegt also zu Grunde die Frage, wie das Heil zu erlangen
, und jene beiden Hauptpunkte umfassen, da Trinität, Incarnation, Chri-
logie, Schöpfung u. s. w. unbetheiligt geblieben sind, Alles was zwischen
uther und der römischen Kirche verhandelt wird." Diese merkwürdige Stelle
zeichnet nicht nur den Gang der Reformation überhaupt, sondern auch die
nere Entwicklung der einzelnen reformatorischen Theologen; durch die an-
gebenen Phasen hindurch, vom persönlichen Heilsbedürfniß ausgehend, war
ich Martyr zur Verwerfung der römischen Kirche gekommen; dieser gegen-
er hatte er dann zunächst die Lehre von der Prädestination ausgebildet.

Eine andre Lehre, welche die reformirte Theologie besonders, im Wider-
ruch gegen den Katholicismus, entwickelt hat, ist bekanntlich die von dem
bendmahl. In diesem Punkte hatte Martyr schon aus Italien eine Ansicht
itgebracht, die der schweizerischen viel näher stand als der lutherischen. Hu-
anistisch gebildet, durch das von Luther mißbilligte Studium des Aristote-
s an klares Denken gewöhnt, hatte er das unmögliche Dogma von der
ranssubstantiation frühe verworfen und eine denkbarere Formel gesucht.
azu war er auch durch den, mit der äußerlichen Theilnahme an der Messe
triebenen Mißbrauch geführt worden; eine solche bloß äußerliche, scheinbare
emeinschaft mit Christo konnte ihm nicht genügen, er verlangte nach einer
nern, lebendigen. Aber Allem mystischen abgeneigt, sah er im Sacrament
zuerst nur ein sichtbares Zeichen, ein Symbol von etwas das im Gemüthe
urch den Glauben vorgeht. Seine Ansicht war indessen noch nicht vollkom-
en ausgebildet; den Unterschied zwischen der Lehre Zwingli's und derjenigen
alvin's hielt man damals nicht für tief genug, um sich deshalb zu trennen;
r Gegensatz war nur scharf zwischen lutherischer und schweizerischer Lehre.
iefer letztern ähnlich war auch ursprünglich Melanchthon's Ansicht gewesen;
atte er doch in seinen ersten Loci communes gesagt, das, was man Sacra-
ent nenne, sei ein äußerlich Zeichen, welches Gott an die Verheißung geses-
t hat, durch die er Gnade anbietet, und „man könne auch ohne das Zeichen
rechtfertigt werden, wenn man nur glaube" *).

In Straßburg war diese Meinung bei den Gelehrten noch vorherrschend;
ahe Verbindungen mit den Schweizern, stete Correspondenz Capito's mit

*) In der Ausgabe von 1521: Melanchth. Opera, B. 21, S. 210.

Zwingli zu Zürich und Decolampad zu Basel, hatten die Straßburger dem schweizerischen Lehrtypus näher gebracht als dem sächsischen. Dabei waren sie jedoch frühe bestrebt, zwischen beiden als Vermittler aufzutreten. Butzer namentlich that sich als solcher hervor; gelehrt, edel, friedliebend, überall das Christliche anerkennend und ehrend, schien er ganz für diesen Beruf geeignet. Zwar hat er manchmal mehr durch zweideutige Formeln, als durch wirkliche Vereinigung der in den beiden sich entgegenstehenden Lehren enthaltenen wahren Momente, zu vermitteln gesucht; allein es ist mit Recht gesagt worden, daß in seiner Ansicht die Keime einer rechten Union sich finden*); er erkannte sowohl das Wahre, als das Ungenügende beider Systeme; er wollte weder leere Symbole, noch ein sinnliches Genießen, sondern ein geistiges Aufnehmen des wahren Christus; seine bestimmte Meinung läßt sich so ausdrücken: Brod und Wein sind Zeichen, aber solche, mit denen zu gleicher Zeit, nicht in ihnen, Leib und Blut Christi wahrhaft und wesentlich gereicht werden. Dabei gebrach es aber Butzer an Kraft, sein Versöhnungswerk durchzusetzen; die imponirende Geistesgröße Luther's hatte auch auf ihn ihren Einfluß ausgeübt. Schon in dem Vierstädte-Bekenntniß hatte er sich bemüht, sich der Auffassung Luther's anzupassen, und sich über das Abendmahl auf eine Weise ausgedrückt, die zwischen der oberrheinischen Lehre und der der Wittenberger kaum eine sichtbare Differenz übrig ließ**). Seit dieser Zeit hatte er unablässig gestrebt, Luther's Ansicht seinem theologischen Gewissen näher zu bringen, und nach Formeln gesucht, in denen sie weniger anstößig und mehr schriftgemäß ausgedrückt werden könnte. Er hatte viel geschrieben und unterhandelt, selbst persönlich mit Luther und Melanchthon sich besprochen; im Jahre 1532 hatte man sogar zu Straßburg beschlossen „die fürstliche Augsburger Confession" neben der Straßburger anzunehmen; doch hatten, zwei Jahre darauf, in ihrem Bericht an die Kirche von Münster in Westphalen***), die Straßburger Prediger wieder nichts Anderes zu lehren vermocht, als daß „uns der Herr in seinem heiligen Abendmahl, mit dem Brod seinen wahren Leib, und mit dem Kelch sein wahres Blut gibt, und daß diese Speise, eigentlich zu reden, durch das glaubige Herz erfaßt wird." Daß dieß Luthern nicht genügte, begreift man leicht. Butzer gab jedoch die Unterhandlungen mit ihm

*) Ebrard, das Dogma vom h. Abendmahl und seine Geschichte. Frankf., 1846, B. 2, S. 361.

**) Im 10. Artikel der Augsb. Confession wird gesagt: „der wahre Leib und das wahre Blut Christi sind wahrhaft gegenwärtig unter Gestalt des Brods und Weins, und werden da ausgetheilt und genossen." Im 18. der Tetrapolitana: „Der Herr gibt seinen Jüngeren und Gläubigen seinen wahren Leib und wahres Blut wahrlich zu essen und zu trinken, zur Speise ihrer Seelen und ewigem Leben, daß sie in ihm und er in ihnen bleibe." Freilich war hier nur von Glaubigen die Rede.

***) Bericht aus der heyligen Geschrift von der . . . anstellung und haushaltung christlicher gemeyn. Straßb., 1534, 4⁰.

nd den Schweizern nicht auf. So entstand, im Mai 1536, auf der Zu-
mmenkunft zu Wittenberg, die sogenannte Wittemberger Concordie, nach
elcher gelehrt werden sollte, mit Brod und Wein seien Leib und Blut der
Substanz nach gegenwärtig. Beide Theile verstanden dieß freilich jeder in an-
erm Sinn; aber auf Luther's Drängen gab der widerstrebende Butzer selbst
u, daß auch die Unwürdigen den Herrn empfangen. Die Concordie wurde
u Straßburg angenommen, und somit war der lange Streit, für eine Zeit
venigstens, beigelegt. Von den Professoren der Schule wurde damals noch
kein anderes Zeugniß verlangt, als das, sich zum gereinigten Evangelium zu
bekennen; erst bei ihrer Aufnahme ins Kapitel von S. Thomä wurden sie zu
einer bestimmten Unterschrift verpflichtet; in diesem Collegium hielt man jedoch
lange Zeit hindurch an der Ansicht fest, unter dem Ausdruck „unsre Confes-
sion“ sei eher die der vier Städte zu verstehn, als die fürstlich Augsburgische.
Die Prediger der französischen Fremdengemeinde mußten sich, um an den Ver-
handlungen des Kirchen-Convents Theil nehmen zu können, zum Unterschrei-
ben der Augsburgischen Confession bequemen; allein in dieser Zeit drang man
noch nicht auf knechtisches Halten an dem Buchstaben, sondern gestattete der
Deutung einen gewissen freiern Spielraum, so daß selbst Calvin, während er
in Straßburg französischer Prediger war, ohne Zögern und ohne unehrliche
Zweideutigkeit seine Unterschrift gab *). Man hatte Frieden, und dabei noch
eine billige Lehrfreiheit. Selbst in den Kirchen hörte man noch eine Zeit lang,
ohne daß Jemand Anstoß daran nahm, Ausdrücke, die an die ältere Straß-
burger Lehre erinnerten; so wurde in den Communiongebeten noch geredet von
dem Leib des Herrn, den er zu einer Speise „der Seelen“ gegeben, und von
einem „geistlichen“ Empfangen desselben. Erst später wurden diese Stellen,
durch Auslassung der Worte Seele und geistlich, lutherisch-orthodox abgeändert.

Dieser Rückblick war nöthig, um zu zeigen, wie es zu Straßburg stand,
als Martyr ankam, und um die in der Folge ausbrechenden Zerwürfnisse zu
begreifen, in die er hineingezogen wurde. Bei seiner Ankunft hatte man noch
so viel Vertrauen in sein Bekenntniß, daß man weder die Unterschrift der
Augsburgischen Confession, noch die sonst einer Formel von ihm verlangte;
man begnügte sich mit seiner Erklärung, die Schrift auslegen zu wollen nach
der Glaubens-Analogie, bloß mit der Bedingung, was er lehre, nöthigen-
falls in öffentlicher Disputation zu vertheidigen **). Was das Abendmahl be-
trifft, so wollte Butzer anfänglich ihn bereden, sich gleichfalls unbestimmter
Ausdrücke zu bedienen, in der Meinung, es sei ein Mittel, Lutherische und
Zwinglianer leichter zu einigen; Martyr versuchte es, als er aber sah, daß
viele ihn mißverstanden, ließ er wieder davon ab ***); er erkannte, daß die

*) Calvin an Schalling, 25. März 1557. Calvini epistolae, S. 182.

**) Zanchii opera, B. 7, Th. 1, S. 2.

***) Simler, Narratio de vita Bullingeri. Zürich, 1575, 4°. f°. 25.

Anhänger der sich entgegenstehenden Formeln, durch das Verwischen der Gegensätze einander nicht näher gebracht wurden, während der einfache Laye, eher dadurch verwirrt als aufgeklärt, nicht mehr wußte was er glauben sollte. Seine eigene Ansicht bildete er, unter dem Einfluß von Calvins Schriften, so aus, daß er sich nicht mehr mit dem bloßen Symbol begnügte, sondern im Abendmahl immer mehr ein geistiges Genießen des dem Glauben gegenwärtigen Christus annahm.

Der Umstand, daß er sich, vor der bestimmtern Ausbildung seiner Ueberzeugung, der Butzer'schen Redeweise bedient hatte, brachte ihn selbst bei Bullinger für einen Augenblick in den Verdacht, als habe er sich der lutherischen Ansicht zugewandt. Als nemlich Luther, im Jahr 1544, in höchster Erbitterung über die auf Bullinger's Rath von Rudolph Gualther veranstaltete Ausgabe von Zwingli's Werken, sein „Kurzes Bekenntniß vom heiligen Sacrament wider die Schwärmer" geschrieben hatte, in welchem er Zwingli und Oecolampad als Ketzer und Seelenmörder bezeichnete, hatte Bullinger, im Namen der über diesen lieblosen Angriff empörten Schweizer, nicht minder heftig Luthern geantwortet *). Da nun Bullinger, dessen Schrift von Calvin nicht gebilligt wurde, während Melanchthon die Luther's getadelt hatte, eine Zeit lang von Martyr keine Briefe erhielt, meinte er, auch dieser habe sich in dieser Angelegenheit von seinen Zürcher Freunden getrennt. Den 7. Juli 1545 schrieb ihm aber Martyr: „ich liebe die Streitigkeiten nicht; ich will nicht, daß, wegen des neuen Zwiespalts über das Abendmahl, der christliche Friede unter uns gebrochen werde. So viel ich die Sache verstehe, seid ihr in dieser Lehre von der Wahrheit nicht fern. Ihr habt den unglücklichen Streit nicht wieder angefangen. Ich bitte Gott, daß er durch seinen heiligen Geist die erhitzten Gemüther besänftige und mit einander versöhne. Mit euch fühle ich mich im Geiste eins. Andre mögen noch so sehr aufbrausen, ich kann eine Fassung der Lehre nicht verdammen, die dem Worte Gottes nicht widerstreitet." Wenn indessen Martyr sich mit den Zürchern geistig verbunden fühlte und ihnen näher stand als den lutherischen Theologen, so geht doch aus der Art, wie er sich in diesem Schreiben ausdrückt, nicht hervor, daß er ein entschiedener Anhänger der Lehre Zwingli's war. Wie die Folge es noch deutlicher zeigen wird, hatte er sich die calvinische Auffassung angeeignet. Trotz der Verschiedenheiten war er aber der Ueberzeugung, der Friede und die Eintracht könnten in diesem Punkte unter den Evangelischen erhalten werden.

---

*) Wahrhaftes Bekenntniß der Diener der Kirche zu Zürich, was sie ... glauben und lehren, insonderheit aber von dem Nachtmahl unsres Herrn J. C., mit gebürlicher Antwort auf das unbegründet ärgerlich Schmähen, Verdammen und Schelten D. M. Luthers. Zürich, 1545, 4°. — Simler, Narratio de vita Bullingeri. f°. 20.

Selbst der neu nach Straßburg berufene, und nachmals für das Luther-
)um so thätige Johann Marbach, aus der befreundeten Stadt Lindau
ebürtig, schien damals noch zur Verträglichkeit mit Butzer und Martyr ge-
eigt. Nachdem Marbach zu Wittemberg unter Luther's Vorsitz Doctor ge-
worden, obgleich Melanchthon von seiner Gelehrsamkeit keine sehr günstige
Meinung hatte, war er als Prediger nach Isny abgegangen; von da wurde
r, 1545, als vierundzwanzigjähriger Jüngling nach Straßburg an die Ni-
klaikirche berufen. Butzer, der selbst ihn vorgeschlagen hatte, durchschaute
m bald; schon nach der ersten Predigt Marbach's, sagte er zu Martyr: „das
t ein übermüthiger Theologe; er wird der Kirche viel schaden; es wird nicht
nge dauern, so wird er das verwirren, was wir hier aufgebaut haben" *).
Dieß Urtheil wollen wir nicht unbedingt unterschreiben; denn an christlichem
Sinn und praktischem Verdienst hat es Marbach nicht gefehlt; aber auch so
iel ist gewiß, daß er durch sein strenges Verwerfen der reformirten Lehre und
in einseitiges Dringen auf die Augsburger Confession, so wie durch seinen
ierarchischen Geist in der Folge viel dazu beigetragen hat, in Straßburg die
Herrschaft einer unduldsamen Orthodoxie einzuführen, die weder dem Leben
och der Wissenschaft ersprießlich war. Nach seiner ersten Ankunft jedoch, hielt
r sich, den ältern, unter den Stürmen und Siegen der ersten Reformations-
it gereiften Männern gegenüber, in mäßiger Ruhe; er befreundete sich mit
en Predigern und den Professoren, unterhielt einen vertrauten Briefwechsel
it Melanchthon, selbst Butzer erkannte zuletzt seine Tüchtigkeit an.

Es ereignete sich eine Thatsache, die an sich von untergeordneter Wich-
igkeit war, aber doch beweist, wie unter Allen noch Eintracht herrschte, und
ie man, des hohen Werthes unbeschadet, den man aufs Abendmahl legte,
en rechten Genuß desselben noch nicht von der Annahme der oder jener For-
el abhängig machte **). In Marbach's Hause wohnten drei schweizerische
Studenten, ein Schafhauser und zwei Zürcher, Jacob Gesner, Sohn des
erühmten Naturforschers, und Ludwig Lavater, der zukünftige Zürcher
Antistes, Sohn des wackern Bürgermeisters Hans Rudolph. Am Oster-
feste 1546 weigerten sich diese Jünglinge mit den Straßburgern zum Abend-
mahl zu gehn; Marbach ermahnte sie, diesem Entschluß keine Folge zu geben,
ie könnten ja communiciren, sobald sie nur Glauben haben, sie brauchten sich
über die Art der Gegenwart Christi keine Skrupel zu machen. Der Schafhau-
er gab nach, die Zürcher nicht. Als hierauf, in der Johannismesse, Doctor
Konrad Gesner nach Straßburg kam, besprachen sich die Theologen mit
hm über den Vorfall; sie bemerkten, sie würden sich mit einem einfachen, all-
gemeinen Bekenntnisse von der Gegenwart und Wirksamkeit Christi begnügen,

*) Löscher, Unschuldige Nachrichten. Leipz., 1728, S. 1029.

**) Pappus, Warhaffte Widerlegung des unwarhafften Berichts . . wider die Straßburgische . . . Kirchenordnung. Straßb., 1611, 4°, S. 162 u. f.

sie begehrten nicht mehr, als daß die Schweizer nach dem Sinne der Basler Confession *) mit ihnen Abendmahl hielten. Gesner fand dieß natürlich, redete mit den Jünglingen und versprach auch in Zürich zu handeln, hoffend, die Sache werde sich leicht beilegen lassen. Man ging nicht weiter darauf ein. Bei der feierlichen Communion, die nach dem Ausbruch des schmalkaldischen Krieges gehalten wurde, blieben jedoch die drei Schweizer abermals weg. Dießmal brachte Marbach eine Klage vor den Kirchen-Convent; die drei wurden vor diese Versammlung berufen, und dringend ermahnt, kein Beispiel zu geben, das gefährliche Folgen haben könnte. Es verbreitete sich hierauf das falsche Gerücht, sie sollten von der Schule ausgeschlossen werden; so weit war es noch nicht in Straßburg gekommen; Butzer beschied sie vor sich, und erklärte ihnen, daß man sie bloß habe ermahnen wollen und keine andre Absicht gegen sie hege. Den 7. October schrieb dann Hedio, im Namen der Straßburger Theologen, an die Zürcher, sie mögen ihre jungen Leute aufmuntern, das Abendmahl nicht zu verschmähen, man verlange nichts von ihnen als das Bekenntniß, wie es Paulus im ersten Briefe an die Corinther ausdrückt, Kap. 10, V. 16. Man war daher nicht wenig erstaunt, als ein den 10. Januar 1547 geschriebener und vornehmlich an Butzer, Hedio und Martyr gerichteter Brief der Zürcher ankam, worin es hieß, die Jünglinge seien bei ihrem Abgange aufgefordert worden in ihrer Lehre zu beharren und mit denen nicht Abendmahl zu halten, die diese Lehre nicht bekennen; zu Zürich nöthige man keinen Fremden zur Communion, die Straßburger mögen es ebenso halten. Beiderseits wollte man also den Gewissen keinen Zwang anthun, zu Zürich, indem man von den Fremden weder Bekenntniß noch Theilnahme am Sacramente verlangte; zu Straßburg, indem man zwar meinte, es gezieme sich nicht einem jungen Theologen sich von der Gemeinde auszuschließen, aber weiter nichts begehrte als was jeder evangelische Christ bekennen konnte.

In dieser Lage und Wirksamkeit, von gleichgesinnten Freunden umgeben, hochgeachtet von den trefflichen Männern, deren es damals in Straßburg so viele gab, vornehmlich von dem edlen Stättmeister Jakob Sturm, und dem ehrwürdigen Alt-Ammeister Matthias Pfarrer, mußte sich Martyr wahrhaft glücklich fühlen. In dankbarer Erinnerung an diese schöne Zeit, schrieb er später, von Zürich aus, an die Straßburger Schulherren **): „Nachdem Gott, aus bloßer Gnade, nicht um meiner Tugenden oder Verdienste willen, für gut gefunden hatte, mich zum Dienste seines Sohnes, unsres Herrn, zu berufen, um auf alle Weise, die ihm gefallen würde, ihn zu verkündigen, hielt

*) Diese, im Januar 1534, unter Butzer's Einfluß angenommene Basler Confession, sprach sich vermittelnd über das Abendmahl aus: mit Brod und Wein werden der wahre Leib und das wahre Blut Christi angeboten; Brod und Wein bleiben was sie sind, Christus selbst ist die Speise der gläubigen Seelen.

**) Comment. in libr. Judicum. 1560.

ch es für meinen Beruf, nicht nur als Lehrer, sondern durch mein ganzes Leben und Denken das mir angewiesene Amt nach besten Kräften zu erfüllen.“ Dabei dankte er aufs Innigste für die Art, wie ihn die Straßburger dabei durch ihre Liebe und Achtung unterstützt hatten.

Bisher hatte er, allein, bloß mit seinem jungen Freunde Santerenziano, der ihm als Schreiber und Gehülfe diente, eines der geräumigen Häuser des Kapitels S. Thomä bewohnt. Der Wunsch nach einem Familienleben wie er es bei seinen Freunden sah, und das Zureden Butzer's bewogen ihn, im Jahre 1546, sich zu verehlichen mit Catharina Dammartin, von Metz, die der Religion wegen sich nach Straßburg geflüchtet hatte. Es war eine ehemalige Nonne, still und fromm wie ihr Gatte, und wegen ihrer Wohlthätigkeit allgemein verehrt. Um diese Zeit erhielt Martyr den Besuch Galeazzo Caraccioli's, auf welchen eine seiner Predigten zu Neapel einen so tiefen Eindruck gemacht hatte; das Amt, das er am Hofe des Kaisers bekleidete, hatte den jungen Grafen nach Deutschland geführt; er wandte sich nach Straßburg, um den Prediger zu besuchen, dem er seine erste Erweckung verdankte; Flaminio und Pole hatten ihm Glück gewünscht zur Aenderung seines Sinnes*), aber nicht vorausgesehn, daß er einst die römische Kirche verlassen würde; die Unterredungen, die er nun mit Martyr hatte, bewogen ihn vollends, sich der Reformation anzuschließen und für sie zu wirken**). Auch unter den Flüchtlingen, die sich dazumal in Straßburg aufhielten, fand Martyr manchen Freund, namentlich den Spanier Francisco Encinas, Dryander genannt, der die Bibel in die Sprache seines Landes übersetzte, und die Engländer Miles Coverdale und Edmund Grindall. Letztere boten der elsässischen Kirche ihre Dienste an; Coverdale, der deutschen Sprache mächtig, ward Pfarrer zu Bergzabern, Grindall hielt eine lateinische Schule zu Landau***). Diese drei Männer blieben mit Martyr, und überhaupt mit den Straßburgern, in der vertrautesten Verbindung.

Die friedliche Ruhe, die Martyr zu Straßburg genoß, wurde nur getrübt durch die von Außen kommenden Nachrichten; Ende 1545 wurde das Concil zu Trident eröffnet und unternahm alsobald die Verurtheilung der protestantischen Lehren; das neue Religionsgespräch, das zu Regensburg gehalten werden sollte, zerschlug sich unter den ungünstigsten Verhältnissen; alle friedlichen Mittel zur Vereinigung waren erschöpft, der schmalkaldische Krieg

*) Flaminii aliquot epistolae, ed. Camerarius.

**) Balbano, Vie de Galéas Caraciol, S. 52.

***) Es existiren im Archiv des Straßburger protest. Seminars, außer einem Briefe Grindalls an Conrad Hubert (Landau, 26. Juni, s. a.), mehrere die Coverdale, meist unter dem Namen Michael Anglus, aus Bergzabern, in den Jahren 1544 und 1545 gleichfalls an Hubert geschrieben; einer derselben ist deutsch. — Dryanders Bruder Juan wurde 1545 zu Rom als Ketzer verbrannt.

brach aus, die protestantische Sache schien verloren durch die Uneinigkeit der Stände und unter der siegreichen Macht des Kaisers. Es war für die deutschen Protestanten eine angstvolle Zeit. Tief ergriffen von der Ungewißheit der Zukunft für die evangelische Kirche, aber doch voll festen Vertrauens auf Gottes Hülfe, sprach Martyr, in diesen Tagen der Noth, seine Gefühle in den Gebeten aus, mit denen er, nach damaliger Sitte, jede seiner Vorlesungen anzufangen und zu beschließen pflegte. Wegen der Aehnlichkeit der Lage, nahm er diese Gebete damals aus den Psalmen; es sind kurze, in schöner Sprache gehaltene Anrufungen Gottes, um die Zuhörer zum Festhalten am Evangelium und zur Hoffnung auf das Erbarmen Gottes aufzumuntern*). Es ist der Mühe werth einige hier mitzutheilen, als Zeugnisse von Martyr's Gesinnung und als treffliche Muster: aus dem 55. Psalm: „Täglich fahren wir fort, o allmächtiger Gott, deine Barmherzigkeit anzuflehen, weil die Feinde deiner Kirche nie ruhen, auf alle Weise wider sie zu streiten, weil sie groß an Zahl sind und ihre Macht über die Maßen sich erhebt. Doch ängstigt uns nichts mehr als unsre eignen Sünden, durch die wir dich schwer beleidigen und uns deines Schutzes unwürdig machen. Groß ist aber deine Huld und Gnade; darum lassen wir nicht ab, auf dich zu hoffen, wir gedenken deiner Verheißungen, die wir loben und preisen und, so viel an uns ist, glaubig festhalten. Gieb daher, gnädiger Vater, daß wir nicht mehr uns fürchten als es sich geziemt. Wir wissen, daß die Feinde uns schmähen, daß sie alle ihre Gedanken gegen deine heilige Lehre richten, daß sie jede Gelegenheit ergreifen, deine Kirche zum Falle zu bringen. Du aber, o Gott, verwirf die Gebete und Seufzer deiner Glaubigen nicht, stärke und kräftige uns so, daß, was auch die Menschen uns anthun mögen, wir uns nicht dadurch beirren lassen. Bewahre unsre Seelen vor dem Untergang, damit wir jetzt und im zukünftigen Leben deines seligen Lichtes genießen, durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen." Und aus Psalm 121: „Mit angstvoller Sehnsucht harren wir, o allmächtiger Gott, in diesen schweren Zeiten deiner Hülfe; zu dir erheben wir unsre Augen, denn so wie wir wissen, daß deine Macht Himmel und Erde geschaffen, so glauben wir auch, daß sie uns aus den gegenwärtigen Gefahren erretten kann. Wir bekennen zwar, daß unsre Sünden es sind, die uns diese verdiente Züchtigung zugezogen haben; denn nachdem du uns zum Evangelium deines Sohnes berufen hast, haben wir dir den rechten Gehorsam nicht erwiesen, sondern nur das Unsre suchend, haben wir deine Ehre elend verschmäht. Doch sieh nicht, o Gott, auf unsern Undank, rechne uns unsre Missethat nicht zu; bewahre vielmehr, nach deinem Erbarmen, unsre Füße vor dem Fall, befestige sie auf dem Pfade deiner Gebote, damit sie nicht weichen davon. O zeige uns, daß du nicht schläfst, wenn es gilt über deiner schwer betrübten Kirche zu wachen. Du behütest die Deinen in der Hitze des

*) Diese Preces ex Psalmis wurden erst nach seinem Tode herausgegeben.

Tages und in den Schauern der Nacht; o so verlaß uns nicht, uns die wir o Großes leiden von dem Grimm deiner Feinde; behüte nicht nur unsre Seelen und unser Leben, sondern vornehmlich deine Kirche, die so hart bedränget wird, behüte unsern Ausgang und Eingang, damit wir bleiben auf den Wegen deines Worts und in ihm feststehn immerdar, durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen."

Die bedenkliche Lage des Protestantismus, nach der Auflösung des schmalkaldischen Bundes, hätte wahrscheinlich für Martyr persönliche Gefahr gebracht, wenn nicht im April 1547 Straßburg mit Karl V. Friede gemacht hätte. Als kurz vorher der siegreiche Kaiser Augsburg zur Uebergabe aufforderte, verlangte er nicht nur die Auslieferung des Heerführers Sebastian Schertlin von Burtenbach, sondern auch die Ochino's, der, nach mancherlei Wanderungen, seit 1545 einer kleinen italienischen Gemeinde zu Augsburg vorstand. Der ehemalige Kapuzinergeneral, dessen Predigten der Kaiser zu Neapel bewundert hatte, war der römischen Kirche um so verhaßter geworden, e größern Ruhm sie von seinen Diensten erwartet hatte. Die Augsburger ließen ihn aber heimlich entkommen; bald darauf traf er in Straßburg ein. Wer weiß ob nicht, in ähnlichen Verhältnissen, auch des nicht minder verhaßten Augustiner-Priors Vermigli Auslieferung verlangt worden wäre? Der Friede der Stadt mit dem Kaiser ließ ihn jedoch sicheres Bleiben hoffen. Inzwischen langte, im Namen des englischen Königs Eduard VI., ein Ruf von dem Erzbischof Cranmer an, der den wahrscheinlich von Grindall und Coverdale ihm empfohlenen Martyr für eine der englischen Universitäten begehrte. Auch Ochino war im Begriff nach England zu gehn; Curione hatte ihn an den Erzieher Eduards, den gelehrten John Cheke empfohlen *). Er redete Martyr zu, den Ruf anzunehmen; auch der Magistrat gab seine Einwilligung, aber nur für eine bestimmte Zeit, wie es, bei dem damaligen Mangel tüchtiger Theologen, Sitte war. Mit seiner Gattin und mit Santerenziano, und von Ochino begleitet, verließ Martyr Straßburg; Ende November 1547 kamen sie in England an.

*) 5. Sept. 1547. Curionis epistolae et orationes, Basel, 1553. S. 28.

Drittes Buch.

Oxford. 1547—1553.

Erstes Kapitel.

Zustand der englischen Kirche. — Martyr's Anstellung zu Oxford *). — Seine Reden an die Studenten.

Eduard VI., in dessen Namen Martyr nach England berufen wurde, hatte den 29. Januar 1547, als kaum zehnjähriges Kind den Thron bestiegen. Sein tyrannischer, auf sein theologisches Wissen eingebildeter Vater, Heinrich VIII., hatte durch gewaltsame Maßregeln und eigenwillige Verordnungen die Kirche reformiren wollen, je nach den Bedürfnissen seiner Politik oder seinem persönlichen Gelüst. Die wahre Kirchenverbesserung, die der Lehre und des Cultus, war nur langsam, Schritt für Schritt, vorangegangen, mit manchem Hemmniß und Rückfall, so wie es die Launen des gekrönten Oberhauptes mit sich brachten. Sie wurde von Außen her begonnen, nicht von Innen heraus; es war zuvörderst nur äußere Lossagung von Rom, nicht innere Befreiung durch die Predigt des Wortes von Christo. Indessen wurde ein Weg gebahnt für die Folgezeit. Durch die Akte vom 3. November 1534 war die Unabhängigkeit der englischen Kirche vom päpstlichen Stuhle festgestellt worden, obgleich Anfangs das Supremat des königlichen Papstes nicht besser war als die des Papstes zu Rom. Auch die, obschon beschränkte, Verbreitung der Bibel in der Landessprache, und die, vorerst nur theoretische,

*) Außer der bekannten Geschichte der englischen Reformation von Burnet, sind, besonders in Bezug auf Martyr, nachzusehn: Strype, Ecclesiastical memorials, und Annals of the reformation, neue Ausgaben, Oxford, 1822 und 1824; und Wood, Historia et antiquitates Universitatis Oxoniensis. Oxford, 1674, f°.

Anerkennung derselben, als einzige Norm der Lehre und des Gottesdienstes, waren Gewinnste die später zum Segen wurden. In die Tiefen des Volks war freilich die Reformation noch wenig eingedrungen; hohe und niedere Geistliche waren zum größten Theil noch starr katholisch; Gelehrsamkeit fehlte ganz und gar; auf den Universitäten herrschte noch das Unwesen mittelalterlicher Scholastik und Barbarei; es waren keine klassisch und theologisch gebildete Männer da, wie in Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich, in Italien; der Geist neu erwachter Wissenschaft hatte nur die Wenigsten ergriffen, und diese hatten bis jetzt nicht vermocht die träge Masse zu beleben.

Als Eduard VI., trefflich und fromm erzogen durch den Ritter John Cheke und Doctor Richard Coxe, seinem Vater nachfolgte, richtete sich die Hoffnung der Protestanten auf ihn und auf seinen Oheim, den Regenten, Eduard Seymour, Herzog von Somerset. Calvin sprach diese Hoffnung mit beredten Worten in dem Schreiben aus, durch welches er, den 24. Juni 1548, dem Regenten seinen Commentar über die Briefe an Thimotheus widmete, in denen, wie er sagte, sich ein lebendiges Gemälde der wahren Regierung der Kirche findet *). Es waren aber große und zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden. Mit der Regierung hatte Eduard VI. ein tief zerrüttetes Kirchenwesen geerbt. Es fand sich, daß die Kirchenpatronen nicht für die Gemeinden, sondern nur für ihre daraus zu ziehenden Einkünfte sorgten; daß mancher hohe Herr eine Pfarrei seinem Pächter oder Jäger überließ, der statt des tüchtigsten, den wohlfeilsten Vikar anstellte; daß der Gottesdienst auf unwürdige Weise gehalten wurde, daß Taufen und Hochzeiten nur Volksbelustigungen waren, ohne den Ernst einer kirchlichen Feier; daß das Abendmahl, obwohl in der Landessprache, doch immer noch die Bedeutung der Messe hatte; daß Seelsorge, Jugendunterricht, Kirchenzucht, Armenpflege an den meisten Orten verschwunden waren; daß unter der Menge Unwissenheit, Verachtung der Kirche, manchfacher Aberglaube herrschten, während die Großen, in Luxus und weltlicher Lust versunken, nur selten religiöses Interesse bewiesen. Schon oben ist auf den Zustand der beiden großen Landes-Universitäten, Oxford und Cambridge, hingedeutet worden; mit streng-römischen oder indifferenten Lehrern besetzt, wie konnten sie Geistliche liefern, die der Kirche aufgeholfen hätten? Manche Pfarreien hatten Jahre lang keine Predigt gehört; es ward Butzer versichert, es seien im ganzen Lande kaum zehn Pfarrer, die etwas zu leisten vermochten **). An der Spitze der reformatorischen Parthei stand

*) Den 22. Oct. 1548 richtete Calvin ein längeres Schreiben an den Regenten, über die Reformation der englischen Kirche. Lettres françaises de Calvin, publ. par Bonnet. Paris, 1554, B. 1, S. 261 u. f. 1551 widmete er dem Könige selbst seinen Commentar über die katholischen Briefe, so wie den über Jesaias.

**) Butzer an Hooper. In den von Conr. Hubert herausgegebenen Scripta anglicana Buceri. Basel, 1577, f°. S. 705. — Fagius an Marbach,

und Berather. Bald nach ihm kam sein Freund, Johann von Utenhoven, aus einer Genter Familie, deren Glieder sich theils in hohen Aemtern, theils durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet haben. Auch Utenhoven war viel gereist, hatte die Schweizer und Straßburger Theologen besucht, und brachte Cranmer den Beistand seiner Erfahrung und seines Raths. Er und Laski wurden Martyr's treue Freunde. Utenhoven empfahl ihm für die englische Kirche Valérand Poulain (Polanus), einen Edelmann von Lille, der sich der evangelischen Theologie gewidmet hatte; Martyr verwendete sich für ihn bei dem Kanzler der Oxforder Universität *); Poulain zog indessen vor, sich seinen geflüchteten Landsleuten zu widmen und sammelte eine französische Gemeinde zu Gladstonbury in Somersetshire. Ein andrer französischer Flüchtling, Peter Alexandre, von Arles, der seit 1547 bei Cranmer wohnte, wurde zu Canterbury angestellt und mit einer Präbende versehn. Von Melanchthon wurde Francisco Dryander empfohlen **), ein alter Freund der Straßburger, so wie Laski's und Calvin's. Martyr wollte ihm die Stelle als Erzieher des Sohnes der Herzogin von Norfolk verschaffen, welche in England als eine der treusten Bekennerinnen des Evangeliums galt. Der verheirathete Dryander zog vor, sich um eine Professur zu Cambridge zu bewerben; Martyr billigte es als seiner Lage angemessener ***). Er selbst hegte damals den Wunsch, nach Cambridge überzusiedlen; in Oxford stand er einsam; unter den Professoren hatte er Anfangs, statt eines Freundes, nur eifersüchtige oder fanatische Gegner gefunden. Zu Cambridge gab sein Landsmann und jahrelanger Gefährte Tremellio Unterricht im Hebräischen; an ihn und an Dryander hätte er sich anschließen mögen; auch seiner Gattin wegen hätte er es gewünscht, denn, der Landessprache unkundig, führte sie im fremden Lande ein freudloses Leben; an Frau Dryander hätte sie doch eine Freundin gehabt. Indessen glaubte Martyr in Oxford bleiben zu müssen; sein Weggang wäre ein Triumph für die Gegner gewesen; Niemand war noch da, um das ihm übertragene Amt zu übernehmen; Cranmer und der Kanzler der Universität, Richard Coxe, hatten ihr Vertrauen auf ihn gesetzt, um den theologischen Unterricht zu heben und mit neuem Geiste zu beseelen; dieß Vertrauen durfte er nicht täuschen, so schwer ihn auch die Last eines Berufes drückte, dem so große Hindernisse im Wege standen. Wäre es seinen und den Bemühungen andrer Freunde gelungen, so wäre er weniger vereinzelt geblieben, denn ausgezeichnete, zum Theil ihm befreundete Gelehrte hätten sich bewegen lassen nach England herüberzuziehen. Ochino, um den sich eine Anzahl der in alle Welt zerstreuten italienischen Flüchtlinge

*) An Utenhoven, 15. Jan. 1549. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 664.

**) An Cranmer, 12. Jan. 1548. Melanchth. epistolae, B. 6, S. 780.

***) Martyr an Dryander, 3. Jan. und 1. Febr. 1549. Ms. Dryander verließ England wieder 1550, lebte abwechselnd zu Straßburg und Augsburg, und starb 1552.

gesammelt hatte, suchte, in des Erzbischofs Auftrag, seinen ehemaligen Collegen zu Augsburg, Wolfgang Musculus, zur Reise nach England zu bestimmen; Laski wollte, außer Musculus, von Zürich Bibliander, von Basel Celio Secundo Curione und den Franzosen Sebastian Castalio berufen*). Keiner dieser Männer aber konnte den Ruf annehmen; daß Butzer und Fagius kommen würden, ahnte Martyr noch nicht. Da er den Grad als Doctor der Theologie noch nicht hatte, und derselbe, der Ordnung aller Universitäten gemäß, zu seiner Anstellung als öffentlicher Lehrer nöthig war, wurde er ihm in feierlicher Sitzung ertheilt **).

Zu Oxford entfaltete er seine gewohnte, rastlose Thätigkeit. Unermüdet setzte er seine eigenen Studien fort in den reichen Bibliotheken der alten Universitätsstadt, zumal in den Handschriften der Magdalenenkirche. Außer den öffentlichen Vorlesungen gab er Privat-Unterricht, und hielt in seinem Hause Versammlungen für italienische Flüchtlinge, denen er in der Landessprache erbauliche Vorträge hielt. Zuweilen predigte er auch lateinisch, in der Marienkirche, für die Studenten der Universität. Von diesen lateinischen Reden sind uns noch einige erhalten ***); es zeigen sich darin die innige Wärme, die logische Ordnung seiner die Schrift auslegenden und anwendenden Beredsamkeit, verbunden mit einer, an Bildern und Gegensätzen reichen, an Italien erinnernden, aber durch klassische Eleganz gemilderten Phantasie. In seltenem Ebenmaße ist das Erbauliche mit dem Dogmatischen verbunden; daß auch Polemik mit unterläuft, war eine Nothwendigkeit der Umstände, in denen er sich befand, und daß er dabei zuweilen in bittere Klagen ausbricht, begreift sich aus Allem was er gesehn und erlebt hatte. So unter Andern in einer an einem Charfreitage gehaltenen Predigt über Phil. 2, 5—11, wo er den Satz behandelt, wir sollen gesinnt sein wie Christus, das heißt gehorsam wie er; er stellt drei Fragen auf: erstens, wer ist der, dessen Gesinnung und Gehorsam wir uns aneignen sollen; zweitens, worin war er gehorsam; und drittens, was hat er durch diesen Gehorsam erlangt. In dem ersten Theile erörtert er dogmatisch die Natur Christi als Gott und als Mensch, im zweiten, mehr praktisch, die Ursachen seines Leidens und seines Sterbens. Hier findet er Veranlassung, eine polemische Anwendung zu machen auf die Stellung der Katholiken, dem Evangelium gegenüber: „ihr habt gehört von Christi Leiden, seinen bittern Schmerzen, seinem Tod; glaubt ihr, dieß Leiden habe aufgehört? O nein, denn heute leidet der Herr dieselbe Schmach und Pein in seinen Gliedern, in der Kirche. Der Glaube ist verdunkelt, die Liebe ist erkaltet, es stehn schwere Zeiten bevor, die Menschen denken nur an sich. In

*) Musculus an Bullinger, 12. März 1549. Ms. — Laski an Bullinger, 1551. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 470. 474.

**) Zanchi an Lavater, 23. Juni 1568. Zanchii epistolae, B. 2, S. 338.

***) Loci communes, S. 1038 u. f.

den Gliedern, die von Christo übrig geblieben sind, wird er Verführer und Ketzer gescholten, verfolgt, in den Bann gethan. Feinde umringen ihn, der Bösen Rotte hat sich um ihn gemacht, wie David im 22. Psalme klagt. Papst, Cardinäle, Bischöfe, Doctoren schmähen ihn, jeder auf seine Weise. Seine Glieder werden geplagt, das Blut wird vergossen wie Wasser, um die Seelen kümmert man sich nicht. Seine Zunge ist trocken wie eine Scherbe, denn nur wenige verkündigen sein Evangelium und lehren seine Wahrheit. Sein Haupt wird von Dornen verwundet, denn die Großen der Kirche, mit Reichthum und irdischer Sorge beladen, drücken schwer auf ihn. Ein Stab wird ihm in die Hand gesteckt, es ist der eitle Witz der Gelehrten, die von Aristoteles, und nicht von ihm durchdrungen sind. Zum Spott beugen sie die Knie vor ihm, in mit Bildern und Kerzen gefüllten Tempeln. Sie schlagen ihm ins Angesicht mit ihren Dekreten über Meßopfer, Ehelosigkeit und ähnlichen. Sie kreuzigen ihn zwischen Missethätern, indem sie seine Bekenner wie die niedrigsten Verbrecher behandeln. Sein Gewand, die heilige Schrift, zertheilen und zerlegen sie nach den verschiedenartigsten Sinnen, so daß nichts Ganzes, nichts Reines mehr übrig bleibt ... Herr, wann wirst du dein Volk erretten? wie lange willst du ihm zürnen? Siehe, wir sind die Schafe deiner Weide, das Werk deiner Hände; willst du, daß deine Kirche bis zum Ende der Welt in dieser Bedrängniß sei? o so gib ihr wenigstens standhaften Muth und verlaß die Deinen im Tode nicht!" Nachdem Martyr dann im dritten Theile von Christi Verherrlichung und Erhöhung gesprochen, und sein Kreuz mit einem Siegeswagen verglichen, auf dem er in das Capitol des Reiches Gottes eingezogen, wendet er sich zum Schlusse an seine Zuhörer mit der Ermahnung: „Niemand scheue sich daher gedemüthigt zu werden und Leiden zu dulden. Sterben wir nicht mit Christo, so werden wir mit Satan für ewig sterben. Es ist gut mit Christo zu leiden, denn was ist dieß Leiden im Vergleich mit dem Feuer, das nie erlischt? .. Leiden ist der Schlüssel des Himmels; ergreift ihr ihn nicht, wie wollt ihr einst Eingang finden? Drückt euch euer Kreuz, so blicket auf das des Herrn, und es wird euch eine süße Lust. Christi Kreuz, mit dem Glauben erfaßt, macht Alles leicht. Durch Christi Kreuz wird die Sünde vergeben, die böse Lust gebrochen, der Satan besiegt, die Erlösung von Verdammniß und Tod erlangt; durch es sind wir mit Gott versöhnt, wir erkennen wie werth er uns hielt, es entzündet sich in uns die Liebe zu ihm. Durch es ist der Gerechtigkeit Gottes Genüge gethan, sein Zorn ist besänftigt, wir sind aus Gnade gerechtfertigt vor ihm. Darum weigert euch nicht sein Kreuz auf euch zu nehmen; geht zu ihm, bereit zu leiden was er will und ihm in Allem nachzufolgen, und er wird euch erhöhen zu seiner Zeit."

Martyr benützte überhaupt solche Predigten, um gelegentlich römische Irrthümer zu widerlegen, für deren Bestreitung er in seinen Vorlesungen nicht gerade eine Stelle fand; so bewies er einmal, daß das Fegfeuer nichts sei als

: Züchtigung, die uns Gott schon in diesem Leben schickt; ein ander Mal, r Aschermittwoch 1549, sprach er vom Fasten, zeigte, in welchem Sinne es verstehn sei, daß die Fasten der Pharisäer und der Katholischen nur äuße- s Werk seien, daß Christi Lehre keinen Unterschied mache zwischen Tagen d Speisen *).

Sein wichtigster Beruf waren jedoch die biblischen Vorlesungen; durch hauptsächlich sollte er auf die Jugend einwirken und der englischen Kirche nen. Es war vielleicht bei Eröffnung derselben, daß er die treffliche Rede lt, die sich unter seinen Werken findet, und welche die Ermahnung zum udium der heiligen Schrift zum Gegenstand hat **). Er sprach von den hätzen von Weisheit und Frömmigkeit, welche die Bibel enthält; von den rtheilen, die der Christ durch deren gründliches Studium sich erwirbt; von Nothwendigkeit sie tiefer zu erforschen als alle Kirchenväter und Schola- er; „mit der Schrift vertraut, werdet ihr solche Werke vollbringen, daß , welche sie sehn, Gott preisen müssen; eure Worte werden mächtig wirken Blitze vom Himmel, kein Gegner, weder Bosheit noch Irrthum werden en widerstehn. Alle Kraft und Seligkeit, der ihr in diesem Leben theilhaf- werden könnt, kommt nur aus der Schrift"; daher forschet ohn Unterlaß derselben, sucht sie zu verstehn, bittet Gott, daß er euch seinen Geist dazu nke, denn ohne diesen heiligen Geist, bleibt euch die Bibel ein dunkles, ver- lossenes Buch.

Zum Gegenstande seiner Vorlesungen nahm er die paulinischen Briefe, Grundlagen der Reformation. Zunächst begann er mit dem ersten an die rinther; auf diesen ließ er den an die Römer folgen; beide waren ihm be- nders wichtig, wegen der Veranlassung die sie ihm boten, die Lehre vom endmahl und die von der Prädestination zu behandeln. Methode und ist dieser Vorlesungen waren die nemlichen wie bei denen über's Alte Testa- nt, die wir schon oben geschildert haben.

Zweites Kapitel.

lartyr's Vorlesungen über den ersten Brief an die Corinther. — Priesterehe — Abendmahl.

Seine ersten Vorlesungen zu Oxford waren, wie eben bemerkt worden, : über den ersten Corintherbrief. Sie hatten in mehrfacher Hinsicht, für den tgang der englischen Reformation bedeutende Folgen.

---

*) Strype, Ecclesiast. memorials, B. 2, Th. 1, S. 324.
**) Loci communes, S. 1048.

Es wurde damals in England die Frage von der Priesterehe vielfach verhandelt. Obgleich mehrere Geistliche sich bereits verheirathet hatten, so war doch noch kein Beschluß über die Gültigkeit solcher Ehen gefaßt. Martyr ergriff die sich ihm darbietende Gelegenheit des siebenten Kapitels des fraglichen Briefes, wo Paulus seine bekannten Vorschriften über den Ehestand gibt, um die Frage von reformatorischem Standpunkte zu beleuchten. Er behandelte den Cölibat überhaupt, und den der Geistlichen insbesondere, knüpfte auch allgemeine Betrachtungen daran über die Mönchsgelübde *). Den ganzen Gegenstand führte er auf die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben zurück: jegliches Gelübde ist äußeres Werk, das dem Menschen ein Verdienst vor Gott verschaffen soll, daher schriftwidrig und verwerflich. Näher auf die Ehelosigkeit der Geistlichen eingehend, wies er nach, daß durchaus kein Zeugniß vorhanden sei, aus dem man schließen könne, in der apostolischen Kirche sei den Dienern des Worts die Ehe verboten gewesen. Es sei sonderbar, sich für dieses Verbot auf 1. Cor. 7, 5 zu berufen; denn aus dieser Stelle folge durchaus nicht, daß die Ehe überhaupt von Paulus mißbilligt werde, also auch die Ehe der Kirchendiener nicht. Ferner beweise die Geschichte, durch zahlreiche Beispiele, daß in den ersten Jahrhunderten Bischöfe und Geistliche sich ohne Widerspruch verheirathen durften. Es haben zwar Concilien und Päpste sich frühe bemüht die Ehelosigkeit einzuführen, aber nur im Interesse der Hierarchie; die Sittlichkeit des Priesterstandes habe nichts dadurch gewonnen; Martyr erinnerte dabei an die oft wiederholten Maßregeln, die gegen das Concubinat ergriffen werden mußten, und an die eben so häufig ertheilten Licenzen, die der Kirche nicht zur Ehre gereichten. Uebrigens sei die Enthaltsamkeit an sich nicht zu verwerfen, sie sei aber eine besondere Gabe Gottes, die nicht Allen zu Theil wird; sie dürfe nicht als Gesetz aufgestellt werden; dieß sei gegen die göttliche Ordnung und eine gefährliche Versuchung zur Sünde. Das Christenthum habe allerdings auch das ehelose Leben achten gelehrt, während es im Heidenthum verachtet war; aber auch die Ehe hat es geheiligt, die in der heidnischen Welt nur irdische Zwecke hatte; die Ehe ist nicht nur eine körperliche Verbindung, sondern eine geistige Gemeinschaft, und wenn sie auch, der Bibel zufolge, nicht zu den Sacramenten zu rechnen ist, so hat sie doch einen heiligen und heiligenden Charakter, denn sie hat einen Zweck für die Ewigkeit. Es folge daher Jeder dem Triebe des Geistes, und die Kirche bewahre in diesem Stücke die evangelische Freiheit für Alle.

*) Es schien mir nicht nöthig, für diese so wie für die später folgenden Auszüge, die Belege anzugeben; die Stellen finden sich größtentheils in Martyr's Commentaren, bei den biblischen Kapiteln und Versen, deren Erklärung sie sind; wer die Commentare nicht zur Hand hat, findet das meiste Hiehergehörige zusammengetragen in den Loci communes, die mit einem trefflichen Inder versehn sind.

Diese Erörterung machte großen Eindruck; auf solche klare, erschöpfende, und zugleich leidenschaftslose Weise war der Gegenstand in England noch nicht öffentlich behandelt worden. Einer von Martyr's erbittertsten Gegnern, sein abgesetzter Vorgänger Richard Smith, hielt sich für berufen, diesem Eindruck entgegenzuarbeiten; er hatte den Vorlesungen beigewohnt und sie nachgeschrieben und machte sich an eine weitläufige Widerlegung derselben, von der weiter unten die Rede sein wird. Martyr's Auseinandersetzung der Gründe für die Aufhebung des Cölibats, mag dazu beigetragen haben, daß, im März 1549, das Parlament die Priesterehe gestattete, obgleich es noch meinte, die Erklärung beifügen zu müssen, das ehelose Leben sei den Geistlichen angemessener. Erst 1552 ward die Ehe dieser Letztern für völlig rechtmäßig erklärt.

Noch mehr Eindruck machten Martyr's Vorträge über die das Abendmahl betreffenden Stellen des Briefes den er erklärte. Als er mit der Auslegung des 11. Kapitels zu Ende gekommen war, faßte er die ganze Lehre vom Abendmahl zusammen und hielt eine besondere Vorlesung darüber. Bevor wir diese näher betrachten, ist es zweckmäßig, Martyr's Lehre von den Sacramenten überhaupt hier, so viel möglich mit seinen eigenen Worten, kurz zusammenzufassen.

Das Sacrament ist eine sichtbare Form, ein sichtbares Zeichen einer unsichtbaren Gnade. Es wird ein Zeichen genannt, weil es, unter der Gestalt unter der es sich unsern Sinnen darbietet, unserm Verständnisse etwas lehrt. Es ist nicht ein gewöhnliches Zeichen, sondern ein von Gott gewolltes und eingesetztes; es bezieht sich zugleich auf Vergangenes, den Tod Christi, auf Gegenwärtiges, die an diesen Tod geknüpften Verheißungen Gottes, und auf Zukünftiges, die Reinheit des Lebens, die wir, mit Christo sterbend, darstellen sollen. Nach Röm. 4, 11 ist es ein Siegel der Gerechtigkeit des Glaubens; es besiegelt die Verheißungen Gottes, durch die wir, wenn wir daran glauben, gerechtfertigt werden. Es besteht aus zwei Dingen: dem äußern Zeichen, was die Scholastiker die Materia des Sacramentes nannten, und der bezeichneten Sache, welche durch die, das Symbol begleitenden Worte ausgedrückt wird. Dieß ist jedoch nicht so zu verstehn, als wäre das Bezeichnete dergestalt mit dem Zeichen verbunden oder unter ihm verborgen, daß wer dieses erhält zugleich auch jenes empfängt. Bloß äußere Theilnahme reicht nicht hin; die Kraft liegt nicht im Zeichen als solchem allein. Es muß ferner zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten eine gewisse angemessene Analogie bestehn; sonst verliert jenes, da es keine Bedeutung hat, seinen Zweck; der Unterschied zwischen Zeichen und Bezeichnetem muß jedoch immer festgehalten werden.

Der Zweck der Einsetzung der Sacramente ist, daß unser Geist, durch die Sinne angeregt, sich durch den Glauben die Verheißungen Gottes zu eigen mache. Urheber derselben kann also nur Gott sein oder Christus, der wahrer Gott ist; mit andern Worten, sie müssen in der heiligen Schrift klar bezeugt

sein. Es gibt deren daher nur zwei, Taufe und Abendmahl; die andern, von den scholastischen Theologen aufgestellten, finden sich nicht in der Bibel. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß Ehe, Ordination und Beichte nicht beizubehalten seien, obschon wir die Ohrenbeichte verwerfen; auch mißfällt uns nicht, daß die Kinder ihren Glauben in der Kirche bezeugen und, bei der Confirmation, öffentlich bestätigen, was sie in der Taufe unbewußt geworden sind; es sind dieß aber keine Sacramente, noch viel weniger die letzte Oelung, ein alter Lokal-Gebrauch, dessen die Kirche nicht mehr bedarf; diese Handlungen haben darum keinen sacramentlichen Charakter, weil Christus sie nicht selber eingesetzt hat, weil in der heiligen Schrift weder äußere Zeichen davon, noch darauf bezügliche, deutlich ausgesprochene Verheißungen vorkommen.

Die Taufe ist das äußere Zeichen der Wiedergeburt durch Christum; im Zeichen des Wassers wird uns die Vergebung der Sünden und die Hülfe des heiligen Geistes angeboten, wodurch wir Christo und seiner Kirche einverleibt werden, das Recht zum Himmel zugesichert erhalten, und uns verpflichten, der Sünde abzusterben und Christo zu leben. Ohne spätern Glauben bleibt also die Taufe ohne Wirkung, durch sich allein nimmt sie die Sünde und ihre Folgen nicht weg; die Auserwählten könnten auch ohne Taufe selig werden. Es ist zwar Niemanden zu rathen nicht taufen zu lassen; die Ungetauften sind aber deßhalb nicht als verdammt anzusehn. Die Wirkung der Taufe ist nicht aus einem Glauben herzuleiten, der bei den Kindern durch eine Art Wunder entstände; von einem solchen Wunder wird in der heiligen Schrift nichts erwähnt, und es ist nicht anzunehmen, daß der heilige Geist in denen, die noch kein Bewußtsein haben, wirksam sei. Daher kann auch nicht behauptet werden, daß die Taufe schon die Vergebung der Sünden ertheile, und nicht bloß die Versicherung, daß diese künftig ertheilt werden solle. Auch wegen des Glaubens der Eltern oder der Taufzeugen werden die Kinder nicht gerechtfertigt, denn wie Paulus sagt, der Gerechte wird durch seinen Glauben leben.

Am weitläufigsten und häufigsten hat sich Martyr über das Abendmahl ausgesprochen. Es soll nun seine Lehre nach dem zu Oxford gehaltenen Vortrag zusammengestellt werden, da er sie hier am klarsten und kürzesten entwickelt hat; die vollständige Darstellung seiner Ansicht erfordert indessen, daß auch noch von anderswoher Einiges dazugenommen werde; nur das, was er durch spätere Streitigkeiten veranlaßt, noch beigefügt hat, um die Lehre nach andern Seiten hin zu entwickeln, wird erst am betreffenden Orte seine schickliche Stelle finden.

Es lag im Charakter der Zeit, daß er, in der Entwicklung der Abendmahlslehre, mit der positiven Darstellung dessen, was er für Wahrheit hielt, die Widerlegung der entgegenstehenden Ansichten verband. Diese stellte er voran, um nachher desto sicherer sein System durchzuführen. Er begann mit der katholischen Lehre von der Brodverwandlung, als dem Irrthum, in dessen Verwerfung sämmtliche protestantische Richtungen übereinstimmten. Nachdem

die aus Kirchenvätern und Scholastikern dafür angeführten Stellen aufge-
̣llt, widerlegt er dieselben, indem er zeigt, wie die Lehre sowohl der Natur
̣ der heiligen Schrift widerspreche und wie die ältesten kirchlichen Schrift-
ller sie nicht gekannt haben. Auf diesen Theil soll jedoch hier nicht weiter
gegangen werden, da das Wichtigste darüber in dem folgenden Kapitel
kommen wird. Die reformirte Ansicht entwickelt er hierauf folgender-
ßen:

„Es ist nöthig, sagt er, etwas weiter auszuholen. Gott wollte die Men-
en zu sich ziehen durch herrliche Verheißungen, durch das Versprechen sie
ig zu machen; unser unglaubiges Herz wollte er rühren durch unzählige
ohlthaten. Nicht nur hat er den Menschen zum Herrn aller Creatur ge-
cht, sondern zur Zeit der Sündfluth hat er nicht das ganze Geschlecht zu
unde gehn lassen. Dem Abraham hat er sich gnädig erwiesen; Isaac und
kob hat er beschützt, ihre Nachkommen aus Egypten geführt und ihnen ein
ches Land geschenkt. Und doch waren sie immer zu Unglauben geneigt, weß-
lb er sie zu verschiedenen Malen in Gefangenschaft gerathen ließ, aus der
sie, aus Gnade, stets wieder befreite. Zuletzt, damit Niemand mehr zwei-
n möge an seiner Güte, hat er die größte seiner Gaben geschenkt, er hat
nen eingebornen Sohn Mensch werden lassen, auf daß er, am Kreuze ster-
nd, uns das Heil erwerbe; diese Wohlthat ist so unermeßlich, daß Paulus
sruft: wie sollte uns Gott mit seinem Sohne nicht Alles schenken! (Röm.
32). Und damit das Andenken an dieselbe nicht verloren gehe, will er es
alten durch das Sacrament des Abendmahls, durch welches wir in dem Glau-
ı bewahrt werden, Christus sei für uns gestorben, und in diesem Glauben
nes Fleisches und Blutes theilhaftig werden. Daß dieß wirksamer geschehe,
t er die Zeichen des Brodes und Weines hinzugefügt, welche uns mächtiger
regen, als bloße Worte es vermöchten. Wenn daher Christus sagt: dieß ist
in Leib, so versteht er Nichts Anderes darunter als was er früher ge-
gt: ich bin das Brod des Lebens (Joh. 6, 35). Hier hat er von sich ge-
rochen, in so fern sein Leib in den Tod gegeben werden sollte, denn er hat
nzugefügt: das Brod das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich ge-
ı werde für das Leben der Welt (Joh. 6, 51). Er wollte, daß sein Leib
r uns eine Speise werde, zur Nahrung unsres Geistes, und durch ihn auch
sres Leibes, des ganzen Menschen. So wie er früher gesagt hat, sein Leib
das Brod, das er gebe, so sagt er bei seiner letzten Mahlzeit, auf das Brod
gend, dieß sei sein Leib, gleich als ob er gesagt hätte: mein durch den Glau-
ı empfangener Leib wird für euch ein Brod, eine Speise sein zu geistiger
hrung; ich gebe euch nun Brod und mit ihm meinen Leib, damit ihr ihn,
treuem Andenken und mit aufmerksamem Gemüthe, geistig genießet, und so
e ihr leiblich dieses Brod esset, geistig von meinem Fleische genährt werdet.
as ist einfacher und klarer als diese Auslegung? Ungereimtes wird dadurch
mieden, und keine Stelle der Schrift streitet wider die andre."

„Man sagt zwar, nimmt man die Worte in bildlichem Sinne, tropisch, so werden die Ketzer Alles verkehren. Ich sage dagegen, nehmen wir sie nicht tropisch, so haben die Ketzer den Sieg, denn sie werden auf den Wortsinn dringen, und zwar auf den der sich gerade zuerst darbietet." Martyr zeigt hierauf durch manchfache Beispiele, daß tropische Redensarten in der Bibel häufig sind, daß Christus selber sich deren nicht selten bedient und solche sogar auf sich anwendet, wenn er sich, zum Beispiel, den Weinstock nennt. Allein, so wird gefragt, ist denn auch beim Abendmahl ein Tropus anzunehmen? Martyr antwortet: „Zuerst ist zu bedenken, daß Christus, bei seinem letzten Mahle, leiblich gegenwärtig war; es war daher nicht nöthig, daß er den Jüngern seinen Leib im Brode zeigte, sie sahen ihn in der Wirklichkeit vor sich. Sodann hätte er sich ja selbst essen müssen, da er, wie aus Matth. 26, 29 zu schließen ist, mit den Jüngern an der Mahlzeit Theil genommen hat. Selbst die Gegner, die Katholiken, müssen übrigens einen Tropus annehmen, denn für sie bedeuten die Worte: dieß ist, nothwendigerweise so viel als: es wird verwandelt. Wirft man ein, Christus habe nicht gesagt: dieß bedeutet oder stellt vor, sondern dieß ist, so ist nicht zu vergessen, daß er ebensowenig gesagt hat, unter den Accidenzien des Brodes sei sein Leib verborgen, oder die Substanz des Brodes höre auf das zu sein was sie ist." Nachdem er dann noch mehrere andre Gründe angegeben, um die Einwürfe der Katholiken zu beseitigen, kommt er auf die, von der seinigen abweichenden protestantischen Lehren. Seine hierauf bezüglichen Worte sind wichtig, nicht nur weil sie deutlich seine eigene Stellung bezeichnen, sondern auch durch die Art, wie er sich über Luther und Zwingli ausdrückt.

„Es sind Einige, welche die Substanz des Brodes und Weines beibehalten, allein Leib und Blut mit den in ihrem Wesen unveränderten Symbolen so verbinden, daß Christus wirklich, körperlich und natürlich darin gegenwärtig sein soll. Andere vereinigen sie bloß bedeutungsweise, das heißt, sehn Brod und Wein durchaus nur als Symbole an. Die erstere Ansicht wird Luther zugeschrieben, obgleich ich von glaubwürdigen Leuten gehört habe, daß sich Luther nicht auf solche sinnliche Weise ausgedrückt hat; die andre wird als die Zwingli's ausgegeben, obgleich dieser nicht so gering von den Sacramenten gedacht hat. Von Luther erzählt man, er habe sich zu übertriebenen Aeußerungen, zu Hyperbeln, verleiten lassen, weil er meinte, Zwingli halte die Sacramente nur für nackte, leere Zeichen. Zwingli dagegen befürchtete, Luther möchte Sätze aufstellen, die gegen die Wahrheit der menschlichen Natur streiten und den Leib Christi in das Brod bannen, wodurch der alte Aberglaube fortbestehn würde; darum schien er so gering zu lehren. So ist der Streit heftiger geworden als es nöthig war, es ist großes Uebel entstanden, da es doch mehr nur ein Streit um Worte war, als um die Sache selbst. Wir wollen, bei Betrachtung dieser zwei Ansichten, von den Personen absehn und solche große, nie genug zu lobende Männer nicht angreifen. Ich weiß

wiß, daß Zwingli in seinen Büchern mehr von den Sacramenten hält, als
ß es bloße Zeichen seien; und von Allen, die mit Luther Umgang gehabt,
be ich gehört, daß er zwischen den Symbolen und dem Leib und Blut Christi
ne andre Vereinigung lehrt, als eine sacramentale, das heißt geistige.

„Was die Lehre von der realen, leiblichen Gegenwart betrifft, so kann
sie nicht billigen. Die heilige Schrift nöthigt nicht zu deren Annahme,
d es ist nicht theologisch, ohne biblisches Zeugniß, die Wunder vermehren
wollen. Auch ist eine solche Gegenwart für unser Heil nicht nothwendig.
h kann nicht glauben, daß auch die Gottlosen den Leib des Herrn genießen;
nn was der Herr gethan, das hat er gethan damit es uns zum Heile diene.
er leibliche Genuß wäre aber den Gottlosen nicht zum Heil; also hat Chri-
s ihn auch nicht gewollt. Sein Leib kann ferner nicht überall sein, weil
ß den Bedingungen der leiblichen Natur widerspricht. Auch ist kein Un-
schied zu machen zwischen einem geistigen Genusse, wovon im sechsten Ka-
el des Johannes die Rede wäre, und einem davon verschiedenen den Chri-
s beim Abendmahl eingesetzt hätte."

„Was die entgegengesetzte Ansicht betrifft, so mißfällt mir, daß sie so
ten der sacramentalen Vereinigung Erwähnung thut, welche doch sehr zu
chten ist. Die heilige Schrift ist ihr nicht entgegen; wenn Paulus sagt:
könnt nicht zugleich trinken des Herrn Kelch und der Teufel Kelch (1. Cor.
, 21), so sagt er nicht bloß: der Kelch, sondern des Herrn Kelch; und kurz
her (V. 16) spricht er von dem gesegneten Kelch, und von dem Brod, das
Gemeinschaft des Leibes Christi ist. Entgegnet man (von Seiten der rei-
n Zwinglianer), man müsse Alles vermeiden, was das Volk veranlassen
nnte, den Symbolen zu hohen Werth zuzuschreiben und somit in den Katho-
ismus zurückzufallen, so ist dieser Gefahr leicht durch Lehre und Predigt zu
gegnen; man muß den Christen sagen, daß der Herr sich im Abendmahl so
t uns vereinigt, daß er in uns bleibt und wir in ihm. Auch erkennt diese
sicht die Wirksamkeit des Sacraments nicht hinreichend an; die Wirksam-
t liegt allerdings nicht in den Elementen als solchen an und für sich, son-
rn sie liegt in denselben insofern sie durch Christum eingesetzt und durch das
ort begleitet sind und der heilige Geist seine Kraft dabei äußert. Daß Letz-
er dabei thätig ist, geht eben daraus hervor, daß es ein geistiges Geheim-
ß ist; er ist es durch den wir glauben, er bedient sich dabei des Organs des
orts und der Sacramente, welche so zu sagen sichtbare Worte Gottes sind.
ein und Brod sind demnach wirksame Zeichen des Bluts und Leibes
risti, das heißt solche, durch die der heilige Geist kräftig und nicht auf ge-
öhnliche Weise in uns wirkt, sobald wir Glauben haben. Ich nehme nicht
e Wirksamkeit an, die unser Heil an äußere Dinge bindet. Man wende
ht ein, daß, da der Genuß durch den Glauben geschieht, die Communion
erflüssig sei, da der Glaubige schon mit Christo verbunden ist. Er ist al-

lerdings vereinigt mit ihm, durch das Sacrament wird aber die Vereinigung inniger und lebendiger, je nach dem Grade des Glaubens.

„Durch das Abendmahl werden wir Christo einverleibt, zuerst geistig, dadurch aber auch körperlich; auch unser Leib wird durch ihn gereinigt und gestärkt; es ist ein den ganzen Menschen durchdringendes Lebensprinzip. Denn, obschon das Genießen durch den Glauben geschieht, so folgt doch, als Wirkung, eine wahre, nicht bloß eingebildete Vereinigung mit Christo; nach dem von Paulus gebrauchten Bilde, werden wir Glieder seines Körpers (Eph. 5, 30); Christus lebt in uns; dazu ist es nicht nöthig, daß wir ihn vom Himmel herabziehen oder seinen Leib an allerlei Orte zerstreuen, denn Alles ist geistiger Vorgang. Ich betheure also, daß durch die Symbole wahrhaft der Leib Christi sowohl bedeutet als angeboten wird, obgleich wir diesen Leib geistig, nicht mit dem Munde des Körpers genießen" *).

Hinsichtlich der äußern Form des Abendmahls legte Martyr nicht den ausschließlichen Werth, wie Andere, auf den oder jenen Gebrauch. Nicht nur meinte er, es sei einerlei ob man stehend, sitzend oder knieend communizire, ob man während der Handlung ein Stück aus der Bibel vorlese oder Psalmen singe, sondern da in England die reformirte Sitte des Brodbrechens noch nicht eingeführt war, nahm er auch keinen Anstand, vermittelst der Hostie zu communiziren; nur legte er jedes Mal zuvor ein öffentliches Zeugniß seines Glaubens ab, weil er glaubte, gegen die Idee protestiren zu müssen, die man häufig mit der Hostie verband **).

Nach Allem, was gesagt worden, wird man dem in Oxford studirenden Schweizer Johann Ulmer Recht geben, wenn er an Bullinger schreibt, Martyr lehre über das Abendmahl mit weiser Vorsicht ***). Man hat behauptet, er habe in England durchaus zwinglisch gelehrt; es ist aber leicht zu ersehn, daß er sich eben so wenig an Zwingli als an Luther anschloß. Im Ganzen stimmte er, wie schon oben bemerkt worden ist, am meisten mit Calvin überein; dieser unterschied sich von Luther dadurch, daß er die lokale Gegenwart der Substanz des Leibes Christi im Abendmahl verwarf, und von Zwingli dadurch, daß er eine reale, wirkliche Vereinigung mit dem in den Himmel erhobenen Christus annahm, der im Abendmahle, zwar wirksam,

*) Nic. Sander (De origine ac progressu schismatis anglicani, Köln, 1585, f°. 121) behauptet, aus Martyr's Vortrag übers Abendmahl gehe klar hervor, daß er ein Lutheraner gewesen, er habe erst den Calvinismus gelehrt, als er gesehn, daß dieser von obenher mehr begünstigt wurde, als die lutherische Ansicht. Entweder hat Sander, der als päpstlicher Nuntius in Irland starb, Martyr's Vortrag nicht gelesen, oder absichtlich die Wahrheit entstellt.

**) Zanchi an Otto von Grünrade, 13. Dez. 1577. Zanchii epistolae, B. I, S. 233.

***) 5. Mai 1548. Bei Fueslin, Epistolae Ecclesiae helveticae reformatorum. Zürich, 1742. S. 244.

er nicht als Substanz gegenwärtig ist. Um sich Luther zu nähern, lehrte , Christi verklärter Leib sei im Himmel, wo er die Kraft besitzt, auf die laubigen, wenn sie das Abendmahl genießen, auf wunderbare Weise einzu- rken; diese Wirkung werde durch den Glauben empfangen und empfunden; rch Christi Geist werden wir auch seines verklärten Leibes theilhaftig ge- acht und zum ewigen Leben gespeist. Es findet also eine wirkliche, aber cht äußerlich-sinnliche Mittheilung Christi statt; und da sie durch den Geist schieht, setzt sie den Glauben voraus; die Unglaubigen haben daher keinen heil daran. Es blieb freilich hier unerklärt, wie der verklärte Leib vom Him- el herabwirke; er kann, im Grunde, doch nur durch seine Kraft und Wirk- mkeit gegenwärtig, und diese kann immer nur wesentlich eine geistige sein. eber diesen Punkt war auch Martyr mit Calvin nicht völlig einverstanden; nahm eine mystische Einigung mit Christi Substanz an, durch den Glau- n, ohne äußern physischen Contact, aber doch so, daß auch unser Fleisch, ısre leibliche Natur dadurch gestärkt, oder, wie er sich ausdrückt, instaurirt rde und der ganze ungetheilte Mensch in die Gemeinschaft mit dem Herrn ıtrete; nur ließ er sich damals noch nicht in Bestimmungen ein, über das esen des verklärten Leibes Christi und dessen Wirksamkeit. Es wird später zeigt werden, wie Martyr und Calvin über die Vereinigung des Glaubigen t Christo dachten, und was Jener, durch die Ubiquitätsstreitigkeiten ange- zt, von dem in den Himmel aufgenommenen Christus hielt.

Drittes Kapitel.

Oxforder Disputation über das Abendmahl.

Schon zu Anfang seiner Vorlesungen über den ersten Corintherbrief, ıd Martyr vielfachen Widerstand, vorerst aber nur noch einen passiven; meisten Professoren waren dem ihnen aufgedrungenen ketzerischen Fremden geneigt; die Vorsteher mehrerer Collegien der Universität hinderten ihre glinge ihn zu hören; jedoch während der ersten Zeit blieb es bei dieser stil- Opposition, die nur auf eine Veranlassung wartete, um auszubrechen. artyr konnte in Ruhe den größten Theil des Briefes erklären; die Klarheit nes Vortrags, die Würde seiner persönlichen Erscheinung, seine freundliche ilde gewannen ihm die Herzen vieler Jünglinge, die sich bewundernd an ihn schlossen. Als er aber an die das Abendmahl betreffenden Stellen kam, d besonders nachdem er seinen die ganze Lehre zusammenfassenden Vortrag halten hatte, wurde ein Sturm gegen ihn bereitet. Der Doctor Richard mith, der keine der Vorlesungen verfehlte, ohne daß sich Martyr durch sen gehässige Gegenwart in seiner Ruhe stören ließ, begann nun das Ge-

rücht auszustreuen, der italienische Professor habe das Sacrament des Altars herabgewürdigt, es sei Zeit, ihm entgegenzutreten. Auf sein Betreiben wurden eines Morgens an die Kirchthüren Zettel angeheftet, besagend, daß den andern Tag Peter Martyr mit ihm, Doctor Smith, über die Gegenwart Christi im Abendmahl öffentlich disputiren werde. Als der andre Tag kam, rüstete sich Smith zum Kampf, auf eine seiner würdige Art. Katholische Studenten und Leute aus dem Volk wurden in dem Hörsaal so disponirt, daß sie, wenn Smith es für nöthig erachtete, Lärm erheben, um Martyr zu mißbilligen, oder durch Tumult dem Gespräch ein Ende machen könnten. Viele Geistliche fanden sich ein, auch Bürger der Stadt, begierig dem ungewohnten Schauspiel einer öffentlichen Discussion über die Messe beizuwohnen; selbst auf der Straße versammelte sich die Menge, von verschiedenen Gefühlen bewegt; denn auch Martyr's Freunde und Anhänger fanden sich ein. Martyr, der von Allem nichts wußte, bereitete sich vor, seine Vorlesung zu halten, als einige ihm ergebene Studenten in sein Zimmer traten, um ihn dringend zu bitten, sein Haus nicht zu verlassen; es sehe aus, sagten sie, als wollten seine Gegner ihn eher mit Gewalt als mit Gründen bekämpfen. Er aber antwortete, er habe bis jetzt keine Unruhe veranlaßt, würde er zu Hause bleiben, so müßte man ihm vorwerfen, er habe die ihm vom König aufgetragene Pflicht versäumt, er werde sie auch jetzt so erfüllen, daß seine Feinde keine Ursache zu Tumult finden sollen; man erwarte ihn im Hörsaal, er dürfe diese Erwartung nicht täuschen. Von den Freunden umringt verließ er sein Haus; erst auf der Straße wurde ihm ein Brief von Smith überreicht, der ihn zur Disputation aufforderte; seine Gefährten, das Schlimmste von einem solchen Gegner befürchtend, dringen von Neuem in ihn, sich der Gefahr zu entziehen; ruhig setzt er aber seinen Weg fort. Nur mit Mühe gelangt er durch die Menge in den Hörsaal; kaum hat er den Lehrstuhl bestiegen, so erhebt sich Lärm und Geschrei, wahrscheinlich um ihm zu zeigen, auf welche Weise Smith gesonnen war die Messe gegen ihn zu vertheidigen. Ohne sich stören zu lassen, richtet er an die Versammlung eine Ansprache, deren gemäßigter aber fester Ton die Schreier nach und nach zum Schweigen bringt; zuletzt erklärt er, er sei zu disputiren bereit, aber jetzt nicht, denn er sei gekommen seine Vorlesung zu halten. Seine unerschrockene Ruhe zwingt die Anwesenden zur Stille; erst nachdem er seinen Vortrag geendet, bricht der Lärm wieder los; man will ihn nöthigen, auf der Stelle mit Smith die Verhandlung zu beginnen; er erklärt aber, er werde es jetzt nicht thun, gegen alle Ordnung seien ihm die besprechenden Fragen nicht mitgetheilt worden; als man einwendet, dieß sei nicht nöthig, er habe so viel über das Abendmahl zusammengeschrieben, daß es ihm leicht sein müsse, auf Alles Antwort zu geben, erwiedert er, er werde sich in nichts einlassen, bevor er an den König berichtet, nur wenn die Discussion regelmäßig geordnet werde, sei er bereit, mit Jedem es aufzunehmen, anders aber nicht. Die Gegner umringen und drängen ihn; seine Anhänger

wollen ihn beschützen; schon beginnt ein bedenkliches Handgemeng, als der Vize-Kanzler der Universität, Doctor Wright, dazwischentritt. Er erklärt Smith's Vorhaben für ordnungswidrig; solle eine Disputation stattfinden, so mögen die Partheien zuvor bei ihm erscheinen, um Gegenstand und Tag zu bestimmen. Hierauf läßt er durch die Bedelle die Menge zerstreuen, und Martyr seinen Arm anbietend, begleitet er ihn in seine Wohnung zurück.

Einige Tage nachher trafen Smith und Martyr bei Doctor Wright zusammen, jeder von einigen Freunden begleitet; mit Martyr kamen die Kanoniker Magister Henry Sydall und Magister James Curthoppe, damals eifrige Bekenner, und unter der Königin Maria ebenso eifrige Bekämpfer der Reformation; Smith brachte drei Doctoren mit und die Magister Arthur Cole und Edwin Oglethorp aus dem Magdalenen-Collegium. Man kam überein über das Abendmahl zu disputiren, nur stritt man viel über die zu gebrauchende Methode. Die Katholiken behaupteten, Martyr befolge, in der Darstellung der Abendmahlslehre, die rechte dialektische Methode nicht; es sei nemlich zuerst zu fragen ob Christi Leib im Abendmahl gegenwärtig sei, und dann erst wie. Martyr dagegen vertheidigte sein, wesentlich analytisches Verfahren als das allein wahrhaft dialektische; er stützte sich auf Aristoteles, der am Besten wisse was Dialektik sei. Er erlangte, daß in der Disputation diese Methode befolgt würde, denn er erklärte er lehre ja auch, daß Christi Leib im Abendmahl sei, es handle sich nur um die Frage, wie er darin sei; er stellte daher drei Thesen auf, und zwar so, daß er sich bereit erklärte, zu beweisen, Christus sei nicht im Abendmahl vermittelst der Brodverwandlung, er sei auch nicht darin durch leibliche Verbindung mit den Elementen, sondern er sei nur sacramentalisch darin. Nachdem man sich über Methode und über Stellung der Fragen verständigt hatte, suchte man über die zu gebrauchenden Ausdrücke eins zu werden. Dieß war nicht leicht, in einer so wortstreitsüchtigen Zeit; Martyr wollte nur den Gebrauch der Worte fleischlich und leiblich zugeben, da in der Bibel nur von Fleisch und Leib Christi die Rede sei, nicht aber von den scholastischen Begriffen Materie und Substanz; Smith und seine subtilen Genossen befürchteten aber, er möchte fleischlich und körperlich in zweideutigem Sinne gebrauchen, sie bestanden daher auf den Worten wirklich und substantiell; um diesem unnützen vorläufigen Zanke ein Ende zu machen, willigte Martyr in die Anwendung der scholastischen Terminologie.

Der königliche Rath, von dem die Genehmigung des Gesprächs begehrt wurde, setzte es auf den 4. Mai (1549) fest; an diesem Tage sollten die, mit der Visitation und Reform der Universität beauftragten königlichen Commissare in Oxford eintreffen. Als der Tag kam, fehlte Niemand als der muthige Smith; aus unbekannter Ursache war er verschwunden; da mit Gelehrsamkeit statt mit Geschrei disputirt werden sollte, war er wohl seiner Sache weni-

ger gewiß. Nachdem Martyr, im Hörsaale, vor großer Versammlung, vergebens seinen Gegner erwartet hatte, vertagte Richard Coxe, der Kanzler der Universität, die Handlung auf spätere Zeit; unterbleiben konnte sie nicht; schlaue Gegner hätten behauptet, Martyr sei nicht im Stande seine Lehre zu vertheidigen; sie verbreiteten ja schon das Gerücht, Smith, der nach Belgien geflohen war, sei gewaltsam entfernt worden, um seinem Widerpart die Schmach einer Niederlage zu ersparen. Das Gespräch wurde auf den 28. Mai festgesetzt; den 17. ließ Martyr an den Thüren der Marienkirche folgenden Aufruf anschlagen: „Es ist hinreichend bekannt in dieser Universität, daß Doctor Smith mich öffentlich zum disputiren aufgefordert hat; nachdem ich mich dazu bereit erklärt hatte und wir über die Fragen übereingekommen waren und die Zeit erschien, hieß es, Doctor Smith sei abgereist. Da er aber vorgegeben hatte, es würde Vielen willkommen sein wenn ich ihm gestattete was er verlangte, bin ich entschlossen, im Interesse derer, die nach Frömmigkeit trachten, die Fragen über die ich mit ihm disputirt hätte wenn er dagewesen wäre, entweder mit ihm selbst, sofern er erscheint, oder mit jedem Andern, der seine Stelle einnehmen will, zu verhandeln; ich biete mich an, mit dem Beistande Gottes, sie zu beweisen und zu vertheidigen.“ Statt Smith's, meldeten sich nun Dr. William Tresham, Professor der Theologie und Canonicus der Christkirche; Dr. William Cheadsey, aus dem Collegium corporis Christi, und Magister Morgan Philipps, Vorsteher der Aula B. Mariae, wegen seiner scholastischen Gewandtheit unter dem Namen Morgan der Sophist bekannt. Den 28. Mai ging der Zug feierlich von der Marienkirche aus nach dem theologischen Hörsaal; voran schritten die Bedelle; dann folgten die königlichen Visitatoren der Universität, Holbech, Bischof von Lincoln, Heynes, Dekan von Exon, Nevenson, Doctor des bürgerlichen Rechts, der Ritter Morison, und an ihrer Spitze Richard Coxe, Kanzler von Oxford, Dekan der Christkirche und königlicher Almosenier; diesen nach gingen die Disputatoren, Tresham mit seinen zwei Gefährten, und Martyr mit den seinigen. Von beiden Seiten waren es gelehrte Leute; es wurden ihnen Bücher nachgetragen, Kirchenväter und Scholastiker, das ganze Rüsthaus der katholischen Theologie. Notare waren berufen, um das was gesagt werden würde aufzuschreiben. Das Gespräch sollte mit der größten Feierlichkeit gehalten werden; die reformatorisch gesinnten königlichen Commissarien setzten mit Recht ihre Hoffnung auf Martyr; sie erwarteten von seiner Gelehrsamkeit einen entscheidenden Sieg; was Smith in unbesonnener Leidenschaftlichkeit erdacht hatte, um Martyr zu stürzen, diente zur Confusion seiner eigenen Parthei.

Religionsgespräche sind außer Gebrauch gekommen; wir beklagen es nicht. Im sechzehnten Jahrhundert gehören sie zu den häufigern und merkwürdigsten Erscheinungen, wenn sie auch nur höchst selten einen Erfolg gehabt haben. Um ein Bild einer solchen, uns fremd gewordenen Verhandlung zu geben,

möge hier eine Darstellung der Oxforder Disputation folgen, nach den bald nachher veröffentlichten Akten, die äußerst selten geworden sind.

Dr. Richard Coxe eröffnete die Sitzung durch eine kurze Rede; er ermahnte die Disputatoren, ehrwürdige und gelehrte Männer, mit der gebührenden Ruhe zu verfahren, alle Zänkereien zu vermeiden, nur Gottes Ehre zu suchen; den Zuhörern, besonders der studirenden Jugend empfahl er Stille und Aufmerksamkeit, um aus dem, was gesagt werden würde, die Wahrheit zu erfassen. Nach dem Kanzler trat Martyr auf, mit einer Anrede an die königlichen Commissarien: da er wisse wie schwer es sei von solchen Verhandlungen Streit und Heftigkeit fern zu halten, hätte er die Disputation gerne vermieden, wenn ihm die Nothwendigkeit nicht geböte, seine Lehre öffentlich zu bekennen; er hoffe, durch den Widerstreit der Gedanken werde die Wahrheit ans Licht kommen; mit Weisheit geführt, können solche Gespräche von großem Nutzen sein; in diesem Bezuge flöße ihm die Gegenwart der Visitatoren das beste Vertrauen ein. Schließlich verkündigte er seine drei Thesen und sprach ein Gebet um Beistand des heiligen Geistes. Ihm folgte, mit gleichem Anstand, Dr. William Tresham: „hochgeehrte Männer, ich unternehme es, über die Sache der Wahrheit zu verhandeln; es ist ein großes Werk, um so schwerer für mich, je ausgezeichneter, gelehrter, scharfsinniger mein Gegner, je ernster der Gegenstand, je ehrenwerther diese Versammlung ist"; man möge ihn daher mit Nachsicht anhören; er fühle weder unnöthige Streitlust, noch Haß gegen den trefflichen Mann, der ihm gegenüber steht; er strebe nur nach der Wahrheit, vertrauend auf Gott, daß er ihm Weisheit schenken werde; er halte die drei Thesen für verwerflich, als gegen die heilige Schrift und die Väter streitend; doch wolle er nicht dafür angesehn werden, als sei er da, um Smith's Stelle zu vertreten, von dessen Vorsatz er nichts gewußt, er suche nur die Ehre Christi und der heiligen Mutter, der Kirche.

Martyr, nachdem er das ihm gespendete Lob abgelehnt, und für das ihm bezeugte Wohlwollen gedankt, eilt zur Sache. Die erste These ist: in dem Abendmahl hat keine Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi, keine Transsubstantiation statt. Martyr beginnt damit den Satz zu behaupten, in den Stellen vom Abendmahl rede die Bibel offenbar nur von Brod und Wein; in dem Sacrament sei also unter diesen beiden eben nichts anderes zu verstehn als Brod und Wein. Diesem Satze stellt Tresham den andern entgegen, viele Stellen in der Bibel müssen nothwendig in tropischem Sinne verstanden werden; woraus er voreilig den Schluß zieht: es sei also dem Sprachgebrauch der Bibel nicht zuwider, anzunehmen, daß Brod und Wein wirklich verwandelt werden. Von da geht alsobald die Unterredung in eine Discussion über Stellen aus den Kirchenvätern über, die damals von Wichtigkeit sein konnte, heutzutage aber geringes Interesse bieten würde. Martyr weist nach, daß die Transsubstantiation den alten Vätern unbekannt war; Tresham bemüht sich, sie in dieselben hineinzusubtilisiren, oder verwirft den

einen oder den andern Kirchenvater als nicht orthodox genug. Somit wird der Länge nach über die Patres selbst, über deren Orthodoxie und Ansehn überhaupt discutirt; Martyr beweist dabei weit gründlichere und ausgebreitetere Kenntnisse als sein Gegner; als er sich auf Theodoret beruft, sagt Tresham, er kenne diesen nicht; da Martyr ihm bemerkt, er sei ja unlängst in Rom gedruckt worden, meint der katholische Doctor, es sei nicht der Mühe werth nach Rom zu reisen, um ein solches Buch sich zu verschaffen.

Nach langem Hin- und Herreden über die Kirchenväter, sagt Martyr, den Hauptgrund ergreifend: die Transsubstantiation werde nicht durch die Bibel gelehrt, deßhalb sei sie zu verwerfen. — Tresham: „nicht doch; sie folgt aus den Worten Christi, dieß ist mein Leib; wie könnten diese Worte wahr sein, wenn nicht Verwandlung einträte? die Substanz des Brodes wird in den Leib Christi verwandelt, nur das Accidenz, die Form des Brodes bleibt." — Martyr: „ich begreife nicht, warum die Substanz nicht dieselbe bleiben soll, wenn die Form es bleibt." — Tresham läßt sich durch die Berufung auf die physische Unmöglichkeit nicht irre machen; nachdem er, zu Anfang des Gesprächs, den tropischen Sinn zu Hülfe genommen, nimmt er zum wörtlichen seine Zuflucht, läßt aber ein Wunder dazwischenkommen; sein Raisonnement ist: im Abendmahl ist Brod; Christus sagt, dieß Brod ist mein Leib; das Brod muß also der Leib Christi sein; da es aber immer nur wie Brod aussieht, so muß angenommen werden, daß nur die Form übrig bleibt, unter dieser aber nur der wirkliche Leib erscheint; dieß nun kann ohne wunderbare Verwandlung nicht geschehn. Da fehlt nun der Stoff nicht zu einer weitläufigen, scholastischen Discussion über Form, Accidenz, Substanz, und dergleichen; Tresham zeigt sich gewandt in der kirchlichen, an Spitzfindigkeiten reichen Dialektik; an Martyr findet er aber auch auf diesem Feld einen ihm gewachsenen Gegner. Martyr strebt indessen aus diesem Gewirre herauszukommen und die Verhandlung auf die Bibel zurückzuführen; er sagt, Christus habe seinen Jüngern wirkliches Brod, und nicht bloß die Form desselben gereicht; er war ja leiblich unter ihnen; wie hätte das Brod in seinen noch da seienden Körper verwandelt werden können? Tresham, um aus der Verlegenheit sich zu helfen, erinnert an den Grundsatz, die Bibel sei nicht nach Privat-Meinungen, sondern nach der allgemeinen Lehre der Kirche auszulegen. — Martyr: „allerdings, aber zuvor muß die Lehre der Kirche nach der Bibel geprüft werden."

Nach mehreren Reden über hierauf bezügliche Aussprüche des Chrysostomus, begehren die Visitatoren, daß zur zweiten These übergegangen werde; die erste war nicht erledigt, sollte indessen am folgenden Tag noch einmal vorgenommen werden. Die zweite ist: Leib und Blut Christi sind weder körperlich in Brod und Wein, noch wie Andre meinen, unter der Gestalt von Brod und Wein. Um sie zu beweisen, erinnert Martyr an Aussprüche Christi, wie Matth. 26, 11, Joh. 16, 5, und Andre, aus denen hervorgeht, daß Chri-

us nicht mehr leiblich auf der Erde ist; er ist in den Himmel aufgenommen, in Leib, als solcher, kann nicht an vielen Orten zugleich sein. Tresham setzt ntgegen, daß er dem Saulus erschienen, daß er also sichtbar auf der Erde ar; um so mehr kann er unsichtbar im Abendmahl sein. Die Berufung auf ie Erscheinung, die Saulus hatte, widerlegt Martyr dadurch, daß er sagt, er erschienene Christus sei der erhöhte gewesen, so wie es auch, Ap. Gesch. , 55, von Stephanus heißt, er habe den Himmel offen gesehn und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehn. Nach längerer Discussion über Stellen aus Augustin, beruft sich Tresham zuletzt, wie die lutherischen Ubiuisten, auf die Allmacht Gottes. — Martyr: „ich will die Allmacht nicht erkleinern, aber was der Wesenheit der Dinge widerspricht, das vermag selbst Gott nicht zu thun, weil er, der Schöpfer der Dinge, es nicht will; was ist ber der Natur widersprechender, als daß der nemliche Körper an vielen Oren zugleich sei?" — Ausweichend, und vergessend was er über den Sinn on, dieß ist mein Leib gesagt hatte, antwortet Tresham: „es ist nicht on dem irdischen Leibe die Rede, sondern von dem geistigen." — Martyr rängt ihn weiter: wenn ein geistiger Körper ein Körper ist, so ist er als soler den nemlichen Gesetzen wie ein leiblicher unterworfen; er kann nur einen estimmten Raum ausfüllen; Gott allein ist allgegenwärtig, Christi Leib ist ber nicht Gott, also ist er auch nicht überall. Was Tresham hierauf entegnet, zeigt seine steigende Verlegenheit: „ich sage nicht, daß er allgegenwärig sei, sondern nur an vielen Orten zugleich." Die Antwort Martyr's läßt ch voraussehn: „kann er an vielen Orten zugleich sein, so weiß ich nicht varum er nicht auch überall sein kann. Christus ist Gott und Mensch; als Gott ist er allgegenwärtig, als Mensch hatte er einen Körper und dieser ist icht überall; dadurch wird Christus nicht in zwei getheilt; sein Körper ist n den Himmel aufgenommen und befindet sich zur Rechten Gottes."

So verging der erste Tag; Martyr's dialektische Ueberlegenheit war ofenbar; jeder Unbefangene mußte anerkennen, daß, seinen Argumenten gegenber, die Vertheidigung des katholischen Dogma's eine schwierige, wenn nicht unmögliche Sache war. Den folgenden Tag, 29. Mai, trat jedoch ein frischer Kämpfer gegen ihn auf, Doctor William Cheadsey. Nach einem kurem Gebete Martyr's sprach auch Cheadsey eines, in dem er das Geständniß hat, er bedürfe um so mehr der Erleuchtung, da die Brodverwandlung nur unkel in der Bibel gelehrt werde. Man nahm die erste These wieder vor; Cheadsey kam auf mehrere Stellen der Kirchenväter zurück, die, seiner Meiung nach, in der ersten Verhandlung nicht hinreichend erörtert worden waen; auch über Substanz und Accidenz wußte er Vieles zu sagen, mit nicht eringem Aufwand scholastischer Sophistik. Martyr führt ihn auf die Erkläung der Einsetzungsworte zurück; diese müssen tropisch verstanden werden; ieß ist, heiße so viel als dieß bedeutet; Christus habe gesagt: thut dieß u meinem Gedächtniß; dieß setze voraus, daß er körperlich abwesend sein

werde; man könne nicht von Gedächtniß oder Erinnerung sprechen, wenn der Gegenstand davon noch gegenwärtig ist; ferner sage Paulus: das Brod das wir brechen, u. s. w.; er sage nicht: der Leib Christi den wir brechen; bei seinem letzten Mahle habe Christus seinen Jüngern wirkliches Brod und wirklichen Wein gegeben, er habe ihnen weder seinen eigenen noch dasitzenden Leib noch sein noch nicht vergossenes Blut reichen können; er sei also nicht leiblich im Sacrament. Da Cheadsey bemerkt, die Aussprüche der Bibel müssen bald wörtlich, bald bildlich erklärt werden, so folgt eine ziemlich confuse Discussion über Tropus und Wortsinn und über darauf bezügliche Stellen der Kirchenväter. Martyr schließt indem er an den einfachen logischen Satz erinnert, das Zeichen sei nicht das Nemliche wie das Bezeichnete; dieses Axiom schließe die leibliche Gegenwart Christi, und daher auch die Brodverwandlung aus. Hierauf bricht der Vorsitzer des Gesprächs, Dr. Coxe, die Discussion über die erste These ab, und läßt zur zweiten übergehn. Cheadsey will sich durch eine subtile Ausflucht helfen; er gibt zu, daß der in den Himmel aufgenommene Körper Christi nicht an verschiedenen Orten zugleich sein könne; dieß gelte aber nicht von dem im Sacrament gegenwärtigen, obgleich dieser, der Substanz nach, derselbe sei wie der im Himmel. Martyr sagt mit Recht, dieß heiße nichts, und es sei nicht nöthig, daß er weiter disputire, wenn nicht bessere Argumente vorgebracht werden. Einer seiner Assistenten, Dr. Carterovitus, bittet hierauf ums Wort und macht die Bemerkung: ist die Transsubstantiation wahr, so genießen auch die Gottlosen den Leib Christi; dieß sei aber nicht anzunehmen, also auch die Transsubstantiation nicht. Cheadsey hält des Paulus Ausspruch von unwürdigem Genuß entgegen, und schließt daraus, daß das Genossene dasselbe, und nur die Art des Genießens verschieden sei. Als weitern Grund führt Carterovitus das Wort Christi an: es ist euch gut, daß ich hingehe, Joh. 16, 7; daraus folge, daß, wenn er geblieben wäre, es nicht gut gewesen wäre; er sei also auch nicht im Abendmahl leiblich gegenwärtig; behaupte man diese Gegenwart, so lehre man etwas, das Christus, als seinen Schülern nicht nütze, nicht gewollt habe; das Volk, wenn es der Messe beiwohnt, sage: ich habe den Herrn gesehn, und begnüge sich damit. Cheadsey meint indessen, solche Irrthümer des Volks lassen sich leicht berichtigen, sie beweisen nichts gegen die Wahrheit. Hierüber wäre Manches zu sagen gewesen, das Cheadsey's Verlegenheit beträchtlich vermehrt hätte; Martyr nahm aber den aus dem Genießen der Unwürdigen gezogenen Einwurf wieder auf; da sein Gegner Stellen der Väter citirte, wo von einem Essen Christi die Rede ist, wies er nach, daß dieß einen bildlichen Sinn habe und nur von einem geistigen Aufnehmen des Herrn verstanden werden könne.

Die dritte Sitzung, den 30. Mai, sollte von Doctor Tresham eröffnet werden; da er aber seine Bücher noch nicht hatte, rief der Kanzler den Magister Morgan Philipps auf, unterdessen, um keine Zeit zu verlieren, das Wort zu ergreifen. Sicher war die Versammlung in hohem Grade gespannt

auf die Erscheinung dieses berühmten Sophisten; die Anhänger der alten Lehre mußten große Dinge von ihm erwarten. Mit kühnem Selbstvertrauen tritt er in die Schranken, Martyr zurufend: „welche Auctoritäten willst du zu Hülfe nehmen, die Bibel, oder die Kirchenväter und die Concilien"? Martyr kühlt diesen Eifer, indem er sagt: „laß uns doch zuerst das Gebet verrichten." Nachdem dieß geschehn, geht Martyr auf Morgan's Frage ein: um theologische Dinge zu beurtheilen, gebe es nur zwei Kriterien, den heiligen Geist und die Bibel; Alles aber müsse mit dieser übereinstimmen, als dem alleingültigen Zeugnisse von der Wahrheit; daß er die Väter nicht verachte, habe er genugsam gezeigt, nur müssen sie stets nach der Bibel geprüft werden. — Morgan der Sophist: „gut, nehmen wir also die Bibel zum Grund! in Bezug auf das Abendmahl ist sie aber unklar; man hat das Verschiedenartigste daraus gezogen, die Transsubstantiation, die Impanation, das bloße Symbol, das wirksame Symbol, und Andres mehr; was ist daher der wahre Sinn"? — Martyr: „er geht aus Joh. 6, 63 hervor: der Geist ist es der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze; aus Anwendung dieses Grundsatzes folgt, daß dieß ist den Sinn hat von dieß bedeutet." Morgan, der aus den Lehrdifferenzen der Protestanten Nutzen ziehen will, um Martyr zu verwirren, sucht ihn durch spitzfindige Fragen in die Enge zu treiben: „da Luther, Zwingli, und die Katholiken so verschiedenes lehren, so ist klar, daß die Bibel, wenn sie nicht durch ein andres Licht, nemlich durch die Kirchenväter erleuchtet wird, nicht genügt; doch bleiben wir einen Augenblick bei der biblischen Erzählung: was war es für Brod das Christus nahm und brach? in welchem Moment hat er es gesegnet? was war es nach dieser Handlung?" Martyr ließ sich durch solche und ähnliche Fragen nicht aus seiner ruhigen Fassung bringen; nur hat er ohne Zweifel gelächelt, als der Sophist sich auch als Grammatiker zeigen wollte und behauptete, Christus habe seinen Jüngern seinen Leib zu essen gegeben, weil Matth. 26, 26 das Wort Leib näher bei dem Wort essen steht als das Wort Brod. Das war doch gewiß ein gewaltiger, dem großen Rufe des Magisters entsprechender Grund! Indessen hatte Morgan noch einen weit schlagendern: wenn Paulus sagt, das Brod das wir brechen, so sei brechen metaphorisch zu nehmen, es bedeute Christi Leiden im Gemüth überlegen, denn im Englischen habe das Wort brechen einen ähnlichen Sinn. Martyr begnügte sich hierauf zu antworten: „da ich nicht englisch verstehe, weiß ich nichts hierüber zu sagen; ich meine indessen, es komme nicht auf den Sinn der englischen Ausdrücke an, sondern auf den der griechischen im Neuen Testament."

Es war gut für Morgan, daß Tresham unterdessen seine Bücher erhalten hatte und in die Discussion eintreten konnte. Nach einem Gebete sagte der Doctor, er wolle nun die Stellen aus den Vätern vorbringen, die die Brodverwandlung lehren; er begann mit einem schlechten Witze: „dem hier gegenwärtigen Martyr will ich einen andern Martyr entgegenstellen: Cyprian,

der Märtyrer, lehrt die Transsubstantiation, also soll Petrus Martyr sie nicht läugnen." — Martyr: „lassen wir solche Scherze, und gehn wir auf die Sache ein." Da ward nun abermals viel über Stellen der Kirchenväter hin- und hergeredet; Martyr machte mit Recht auf das noch unbestimmte, oft rhetorisch-hyperbolische und metaphorische ihrer Ausdrucksweise aufmerksam; man habe in der Folge viele ihrer Aussprüche benützt, um Lehren darauf zu gründen, an die sie, in dieser spätern bestimmtern Fassung, nie gedacht. Zuletzt sagte Tresham: „wenn du die Patres nicht annimmst, so will ich dir einen andern Doctor entgegenhalten, einen Landsmann von dir, den Thomas de Vio, Cardinal von Gaëta." Martyr lehnte ihn ab als einen Scholastiker, fügte aber, wieder mit Recht, hinzu: „du selbst würdest nicht Alles was er gelehrt hat annehmen," denn in seiner Bibelerklärung war dieser gelehrte Mann in vielen Punkten von der römischen Orthodoxie abgewichen. Tresham mochte sich daran erinnern, denn er bestand nicht darauf, den Cajetan zu benützen.

Der Sophist Morgan erhob sich von Neuem; er förderte eine Anzahl Spitzfindigkeiten an den Tag, über die Möglichkeit, daß Christi Körper an mehrern Orten zugleich sein könne. Tresham unterstützte ihn durch den, der scholastischen Logik entlehnten Satz: der Begriff Substanz gehe dem Begriff Quantität (räumliche Bestimmung) vorher, es sei also der göttlichen Allmacht möglich, die Substanz ohne Quantität bestehen zu lassen. — Martyr: „handelt es sich um abstracte Begriffe, so ist dieß wahr; in der Wirklichkeit aber kann eine körperliche Substanz nicht gedacht werden, ohne einen Raum, in dem sie sich befindet und über den sie nicht hinausgeht." — Als endlich Tresham einwirft: „euch zufolge könnte der Leib Christi auch ohne das Sacrament, durch den bloßen Glauben, empfangen werden," schließt Martyr die Verhandlung mit den Worten: „ja, wir werden des Herrn theilhaftig, wenn wir, mit oder ohne Symbol, seinen Tod uns lebendig vergegenwärtigen und an dessen Wirkung glauben; der heilige Geist bedient sich aber des Sacraments, um uns im Glauben fester zu machen."

Den folgenden Tag fand abermals eine Sitzung statt; Martyr eröffnete sie durch einen längern Vortrag, um im Zusammenhang seine Gründe, sowohl gegen das katholische Dogma, als für seine eigene Auslegung der Einsetzungsworte darzustellen. Aergerlich über die Wirkung, die diese Rede hervorbringen mußte, sagte Doctor Cheadsey: „du hast viel Zeit verloren, die man besser zum Disputiren verwendet hätte, und du willst die Rollen umkehren; statt dir zu opponiren, soll ich nun die Lehre der Kirche vertheidigen; so war's nicht gemeint; ich begehre daher noch einen weitern Tag zur Discussion." Da die königlichen Commissarien dieß nicht zugeben konnten, ward nun abermals, weitläufig und mit patristischen Stellen, über die zwei ersten Thesen disputirt, über die man nicht hinauskam.

Als es bereits spät geworden, erklärten die Commissarien die Disputa-

tion für beendigt. Der katholische Sander behauptet, man mußte sie schlie- ßen, weil Martyr, durch das Zischen und Gepolter der Zuhörer ins Gedränge gebracht, nicht mehr fortfahren konnte *). Wenn Lärm gemacht wurde, so bewies er nur die Verlegenheit der Gegner; keineswegs aber war er die Ur- sache der Beendigung des Gesprächs. In diesem Punkte, wie in vielen an- dern, ist Sanders Zeugniß nicht der Wahrheit gemäß. Wenn er, was kaum zu bezweifeln ist, als Oxforder Baccalaureus des kanonischen Rechts der Dis- putation beigewohnt und an dem von ihm erzählten Lärm Theil genommen hat, so mußte er auch wissen, daß nur der Mangel an Zeit die königlichen Kommissarien veranlaßte, den Verhandlungen ein Ende zu machen, und auf welch würdige Weise der Kanzler dieselben schloß. Dr. Richard Coxe entließ die Versammlung durch eine Rede, in der er die ruhige Haltung, die Gelehr- samkeit, den Scharfsinn der Disputatoren lobte; vor Allen aber lobte er Pe- ter Martyr; er habe sich als rechten Petrus gezeigt, durch seine ausdauernde Festigkeit, und als rechten Martyr, durch das treffliche Zeugniß von der Wahrheit, das er abgelegt; es gebühre ihm der Dank aller Frommen; mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit habe er den Kampf gegen seine drei Geg- ner ausgehalten; er habe so die Verläumdungen derer widerlegt, welche aus- gestreut hatten, er könne und wolle seine Lehre nicht vertheidigen. Coxe fügte bei: „diese Disputation wird zur Befestigung und Verbreitung der evangeli- schen Wahrheit dienen, obgleich wir, die Visitatoren, noch nicht den Auftrag haben, über die verhandelten Fragen ein Urtheil zu fällen; dieß wird ge- schehn, sobald es der König und das Parlament für gut finden werden; in- dessen bekenne ich, als Mensch und als Christ, meinen Glauben und rathe Allen, Gelehrten und Studirenden, sich an die heilige Schrift zu halten, sie über den Kirchenvätern und den Concilien nicht zu vernachlässigen; Himmel und Erde vergehn, des Herrn Wort aber bleibt in Ewigkeit; folget diesem Wort allein, entsagt dem Aberglauben und dem Irrthum, entsagt aber auch der zu nichts nützenden Streitsucht; betet zu Gott, mit stillem, ruhigem Ge- müthe, daß er euch über seine Wahrheit erleuchte und mit Liebe erfülle; es hat uns gefreut zu sehn, daß in dieser Universität Viele die Wahrheit suchen; macht unsre Freude vollkommen, indem ihr diese Wahrheit mit aufrichtigem Herzen annehmt und sie durch ein reines Leben vor den Menschen bezeugt."

So endete die Oxforder Disputation, wie viele andre Religionsgespräche des sechzehnten Jahrhunderts, ohne daß es zu einer abschließenden Entschei- dung über die besprochenen Fragen kam. Wie sehr sich auch Martyr seinen Gegnern überlegen gezeigt hatte, und wie schwach auch manche Gründe dieser letztern waren, so blieb doch für Viele, die auf ein Urtheil der Visitatoren ge- wartet hatten, um ihren Glauben darnach zu richten, die Sache im Zweifel; die katholische Parthei, des Kanzlers Schlußrede sich aus dem Sinn schlagend,

*) De origine et progressu schismatis anglicani, f°. 122.

benützte den Umstand, daß kein Urtheil gesprochen wurde, um das Gerücht zu verbreiten, Martyr sei im Kampfe erlegen; auf die Meisten jedoch war eine der Reformation günstige Wirkung hervorgebracht worden. Der fernere Erfolg wird weiter unten berichtet werden.

Einige Tage später wohnten die, mit der Inspection der Universität beauftragten Commissarien einer Predigt bei, die Martyr über Joh. 16, 23 hielt; er sprach darin von den Nothständen der Zeit und von der Nothwendigkeit einer allseitigen Wiederherstellung der Kirche und der Lehre; der Regierung sagte er Dank dafür, daß sie das Werk ergriffen hatte, und die Visitatoren ermahnte er, die Universität so zu reformiren, daß sie eine Pflanzstätte der Frömmigkeit und der Wissenschaft werde und Männer bilde, die das Volk sowohl im Worte Gottes als in nützlichen Wissenschaften unterrichten. Es lag aber nicht im Charakter derer, die damals die englische Reformation leiteten, tiefeingreifende Maßregeln zu nehmen; die scholastischen Professoren zu Oxford wurden in ihren Stellen gelassen, man vertraute auf die Macht der Wahrheit, die sich in Martyr's Vorlesungen kund geben sollte; die Visitatoren begnügten sich einige Studenten zu entfernen, die eine zu lärmende Opposition gemacht hatten, und Mehreres anzuordnen zur Herstellung einer bessern Zucht.

Viertes Kapitel.

Ankunft von Butzer und Fagius in England. — Herausgabe der Akten des Oxforder Gesprächs.

Den 15. Mai 1548 hatte der Kaiser, auf dem Reichstage zu Augsburg, das viel berüchtigte Interim zum Gesetze für Deutschland erhoben. Furcht vor kaiserlicher Gewalt hatte in vielen Gegenden, zumal Süddeutschlands, die Protestanten zur Annahme bewogen; an mehrern Orten waren die Prediger, die sich nicht unterwerfen wollten, vertrieben worden. Auch ins Elsaß wurden Truppen geschickt, um, nöthigenfalls, die Unterwerfung zu erzwingen. In Straßburg verbreitete sich große Bestürzung; man befürchtete für die Prediger das nemliche Loos wie anderswo. Den 2. October 1548 berichtete Butzer dem gelehrten, ihm befreundeten Alterthumskenner John Hales, über die durch das Interim in Straßburg herbeigeführte Stimmung *). Der Erzbischof von Canterbury hielt den Augenblick für günstig, um den bedrohten Straßburger Reformator für das Werk der englischen Kirchenverbesserung zu gewinnen. Butzer war in England nicht unbekannt.

---

*) Buceri scripta anglicana, S. 190.

Schon 1536 hatte er Cranmer seinen Commentar über den Brief an die Römer gewidmet *). Nachdem er dann, im Jahre 1544, in seinem Sendschreiben an den belgischen Gelehrten Bartholomaeus Latomus, den Coelibat bekämpft hatte **), und diese Schrift anfing, auch in England gelesen zu werden, hatte der Bischof von Winchester, Stephan Gardiner, ein ebenso thätiger Beförderer der Pläne Heinrichs VIII., als eifriger Anhänger der katholischen Dogmen, auf leidenschaftliche Weise gegen ihn geschrieben ***). Butzer wollte ihn widerlegen, und fragte deßhalb bei dem Könige an; dieser aber rieth ihm es zu unterlassen, er werde bei gelegener Zeit ihn berufen, um sich mit Gardiner und Andern über die Wiederherstellung und Versöhnung der Kirche zu besprechen. Butzer wartete vergebens; indessen diente er der englischen Reformation, indem er für ihre nach Straßburg geflüchteten Bekenner, mit seiner gewohnten Treue sorgte. Nach Heinrichs Tod, als er die erfreuliche Wendung sah, welche die kirchlichen Angelegenheiten in England nahmen, schrieb er einen Glückwunsch an die englische Kirche; er fügte demselben seine längst vollendete Antwort auf Gardiner bei, in der er auf völlige Reform der Lehre und des Cultus drang †).

So vorbereitet, und gleichsam vorherbestimmt für Englands Reformation mitzuwirken, erhielt Butzer Cranmer's Ruf ††). Er zögerte jedoch ihn anzunehmen; gewissenhaft wollte er, aller Gefahr ungeachtet, seinen Posten behaupten; es schien ihm eine Feigheit, die ihm so theure Straßburger Kirche, in der jetzigen Noth zu verlassen. Seine Skrupel theilte er seinem kaum in England angekommenen Freunde Martyr mit. Dieser aber schrieb ihm alsobald, er solle nicht länger zögern; setze er sich länger der Gefahr aus, so werde er sich nicht mehr retten können, ohne dadurch seiner Kirche zu nützen; in England dagegen könne er die größten Dienste leisten; er solle die Berufung dahin als einen Wink Gottes betrachten; wenn er auch nicht durch Predigten wirken könne, so thue sich ihm ein andrer, größerer Wirkungskreis auf als Lehrer und Schriftsteller; auch dieß gehöre zum Dienst der Kirche; die

*) Durch Zuschrift vom 25. März 1536.

**) Scripta duo adversaria B. Latomi et M. Buceri, de dispensatione sacramenti Eucharistiae, de invocatione divorum, de coelibatu clericorum, etc. Straßb., 1544, 4°.

***) Ad M. Bucerum, de impudenti ejusdem pseudologia conquestio. Löwen, 1544, 4°; — Ad M. Bucerum epistola, qua eum urget ad respondendum de impudentissima ejusdem pseudologia. Löwen, 1546, 4°.

†) Gratulatio ad Ecclesiam anglicanam de religionis christianae restitutione, et responsio ad duas Stephani, episcopi Wintoniensis, epistolas de coelibatu sacerdotum. S. l. Straßb., 1548, 4°. Englisch übersetzt durch Th. Holy, London, s. a., 8°. Schon 1545 hatte Coverdale die Antwort auf Gardiner übersetzen wollen. (An Hubert, 16. Febr. 1545. Ms.)

††) Cranmer an Butzer, 2. Oct. 1548. Ms.

benützte den Umstand, daß kein Urtheil gesprochen wurde, um das Gerücht zu verbreiten, Martyr sei im Kampfe erlegen; auf die Meisten jedoch war eine der Reformation günstige Wirkung hervorgebracht worden. Der fernere Erfolg wird weiter unten berichtet werden.

Einige Tage später wohnten die, mit der Inspection der Universität beauftragten Commissarien einer Predigt bei, die Martyr über Joh. 16, 23 hielt; er sprach darin von den Nothständen der Zeit und von der Nothwendigkeit einer allseitigen Wiederherstellung der Kirche und der Lehre; der Regierung sagte er Dank dafür, daß sie das Werk ergriffen hatte, und die Visitatoren ermahnte er, die Universität so zu reformiren, daß sie eine Pflanzstätte der Frömmigkeit und der Wissenschaft werde und Männer bilde, die das Volk sowohl im Worte Gottes als in nützlichen Wissenschaften unterrichten. Es lag aber nicht im Charakter derer, die damals die englische Reformation leiteten, tiefeingreifende Maßregeln zu nehmen; die scholastischen Professoren zu Oxford wurden in ihren Stellen gelassen, man vertraute auf die Macht der Wahrheit, die sich in Martyr's Vorlesungen kund geben sollte; die Visitatoren begnügten sich einige Studenten zu entfernen, die eine zu lärmende Opposition gemacht hatten, und Mehreres anzuordnen zur Herstellung einer bessern Zucht.

Viertes Kapitel.

Ankunft von Butzer und Fagius in England. — Herausgabe der Akten des Oxforder Gesprächs.

Den 15. Mai 1548 hatte der Kaiser, auf dem Reichstage zu Augsburg, das viel berüchtigte Interim zum Gesetze für Deutschland erhoben. Furcht vor kaiserlicher Gewalt hatte in vielen Gegenden, zumal Süddeutschlands, die Protestanten zur Annahme bewogen; an mehrern Orten waren die Prediger, die sich nicht unterwerfen wollten, vertrieben worden. Auch ins Elsaß wurden Truppen geschickt, um, nöthigenfalls, die Unterwerfung zu erzwingen. In Straßburg verbreitete sich große Bestürzung; man befürchtete für die Prediger das nemliche Loos wie anderswo. Den 2. October 1548 berichtete Butzer dem gelehrten, ihm befreundeten Alterthumskenner John Hales, über die durch das Interim in Straßburg herbeigeführte Stimmung *). Der Erzbischof von Canterbury hielt den Augenblick für günstig, um den bedrohten Straßburger Reformator für das Werk der englischen Kirchenverbesserung zu gewinnen. Butzer war in England nicht unbekannt.

*) Buceri scripta anglicana, S. 190.

Schon 1536 hatte er Cranmer seinen Commentar über den Brief an die Römer gewidmet *). Nachdem er dann, im Jahre 1544, in seinem Sendschreiben an den belgischen Gelehrten Bartholomaeus Latomus, den Coelibat bekämpft hatte **), und diese Schrift anfing, auch in England gelesen zu werden, hatte der Bischof von Winchester, Stephan Gardiner, ein ebenso thätiger Beförderer der Pläne Heinrichs VIII., als eifriger Anhänger der katholischen Dogmen, auf leidenschaftliche Weise gegen ihn geschrieben ***). Butzer wollte ihn widerlegen, und fragte deßhalb bei dem Könige an; dieser aber rieth ihm es zu unterlassen, er werde bei gelegener Zeit ihn berufen, um sich mit Gardiner und Andern über die Wiederherstellung und Versöhnung der Kirche zu besprechen. Butzer wartete vergebens; indessen diente er der englischen Reformation, indem er für ihre nach Straßburg geflüchteten Bekenner, mit seiner gewohnten Treue sorgte. Nach Heinrichs Tod, als er die erfreuliche Wendung sah, welche die kirchlichen Angelegenheiten in England nahmen, schrieb er einen Glückwunsch an die englische Kirche; er fügte demselben seine längst vollendete Antwort auf Gardiner bei, in der er auf völlige Reform der Lehre und des Cultus drang †).

So vorbereitet, und gleichsam vorherbestimmt für Englands Reformation mitzuwirken, erhielt Butzer Cranmer's Ruf ††). Er zögerte jedoch ihn anzunehmen; gewissenhaft wollte er, aller Gefahr ungeachtet, seinen Posten behaupten; es schien ihm eine Feigheit, die ihm so theure Straßburger Kirche, in der jetzigen Noth zu verlassen. Seine Skrupel theilte er seinem kaum in England angekommenen Freunde Martyr mit. Dieser aber schrieb ihm alsobald, er solle nicht länger zögern; setze er sich länger der Gefahr aus, so werde er sich nicht mehr retten können, ohne dadurch seiner Kirche zu nützen; in England dagegen könne er die größten Dienste leisten; er solle die Berufung dahin als einen Wink Gottes betrachten; wenn er auch nicht durch Predigten wirken könne, so thue sich ihm ein andrer, größerer Wirkungskreis auf als Lehrer und Schriftsteller; auch dieß gehöre zum Dienst der Kirche; die

*) Durch Zuschrift vom 25. März 1536.

**) Scripta duo adversaria B. Latomi et M. Buceri, de dispensatione sacramenti Eucharistiae, de invocatione divorum, de coelibatu clericorum, etc. Straßb., 1544, 4°.

***) Ad M. Bucerum, de impudenti ejusdem pseudologia conquestio. Löwen, 1544, 4°; — Ad M. Bucerum epistola, qua eum urget ad respondendum de impudentissima ejusdem pseudologia. Löwen, 1546, 4°.

†) Gratulatio ad Ecclesiam anglicanam de religionis christianae restitutione, et responsio ad duas Stephani, episcopi Wintoniensis, epistolas de coelibatu sacerdotum. S. l. Straßb., 1548, 4°. Englisch übersetzt durch Th. Holy, London, s. a., 8°. Schon 1545 hatte Coverdale die Antwort auf Gardiner übersetzen wollen. (An Hubert, 16. Febr. 1545. Ms.)

††) Cranmer an Butzer, 2. Oct. 1548. Ms.

Ernte sei groß, aber der Arbeiter nur wenige*)! Und als Martyr immer betrübendere Nachrichten aus Straßburg erhielt, und Butzer ihn bat ihn zu trösten in seinem Schmerz, schrieb er ihm, einen Monat später: „wie soll ich dich trösten? bei Pflanzung der Straßburger Kirche hat der Herr mehr durch dich gethan als durch alle andern; wer sollte nicht mit dir klagen, daß dieß schöne Werk jetzt zerrüttet ist? Bisher hat Straßburg geblüht unter allen Städten, durch seine Kirche und seine Schule; jetzt soll es aus einem Ort der Treue ein Ort des Abfalls werden! Gott möge seines Volkes schonen; wir haben zwar schwereres verdient, der Herr aber möge nur auf die Ehre seines Namens sehn" **). Er drang wiederholt in Butzer seine Abreise nach England nicht zu verzögern. Auch Paul Fagius hatte von Cranmer eine Einladung erhalten; Martyr sehnte sich nach Beiden; in seiner Einsamkeit bedurfte er ihrer Freundschaft, er hielt aber auch beide unentbehrlich für die Hebung des theologischen Unterrichts auf den englischen Universitäten.

Obgleich Butzer sich mit dem Gedanken Straßburg zu verlassen vertraut gemacht, und an Martyr geschrieben hatte, ob er nicht auch noch für drei andre Freunde ein Unterkommen finden könne, so hoffte er immer noch die Gefahr würde vorübergehn; in Straßburg war das Interim noch nicht eingeführt, der Kaiser hatte selbst den Straßburger Gesandten in Gnaden gesagt, er wolle sich mit ihrem Versprechen begnügen, jedem Bürger die Wahl zu lassen, diejenige Religion zu befolgen, die er für die rechte halte. Allein der durch die harte Behandlung der Stadt Constanz verbreitete Schrecken, und manche andre politische Noth bewogen zuletzt den Magistrat, durch ein Schreiben vom 12. Februar 1549, dem Kaiser zu erklären, daß sich Straßburg dem Interim unterwerfe. Die Prediger protestirten, die Bürgerschaft murrte; der bedrängte Rath ersuchte jene dringend in diesen schwierigen Verhältnissen „mit aller Moderation" sich zu benehmen. „Es erwartet uns, schrieb Butzer den 20. an Calvin, eine schwere Verfolgung; allein die Bitten und Thränen der Frommen, deren Zahl hier sehr groß ist, halten uns zurück; wir werden nicht weichen, bis man uns zwingt" ***). Wenige Tage später trat dieser Zwang schon ein. Butzer und Fagius, ersterer dem Kaiser besonders verhaßt wegen seines Antheils an der Cöllner Reformation, wurden, auf ausdrückliches Begehren Karls V. und des Straßburger Bischofs, durch Beschluß vom ersten März, entlassen „ihnen selbst zu Gutem, mit freundlichen, guten Worten, mit einem Zehrgeld und einer Pension, bis Gott Gnad gebe daß es besser würde, daß man sie wieder an der Hand haben möchte." Man gestattete ihnen den 3. März noch einmal zu predigen, um von ihren Gemeinden Abschied zu nehmen. Rührend war es zu hören, wie Fagius in seiner

*) 26. December 1548. Ms.
**) 22. Januar 1549. Ms.
***) Calvini epistolae, S. 372.

letzten Predigt in der Kirche zum jungen S. Peter sagte, die Obrigkeit sei nicht anzuklagen wegen dessen das geschehe, sie habe Alles versucht, um das Evangelium aufrecht zu erhalten; es sei eine schwere Schickung Gottes, die man mit Ruhe ertragen müsse. Den 23. hielten hierauf Beide ihre letzten Vorlesungen. Genf, Basel, Wittenberg, Kopenhagen boten ihnen Unterkommen an; sie zogen England vor; es war hier, wie Martyr gesagt hatte, die Ernte groß und der Arbeiter viel weniger als in Deutschland und der Schweiz. Ein Brief, den Peter Alexandre, den 24. März, an sie schrieb, um sie nochmals, im Namen Cranmer's, zum Kommen zu bewegen, traf sie nicht mehr. Den 5. April reisten sie, um den kaiserlichen Soldaten nicht in die Hände zu fallen, heimlich von Straßburg ab. Sie fuhren die Breusch hinauf, bis an einen Ort, wo sie bestellte Pferde trafen. Sie waren begleitet von dem jungen Matthäus Negelin, der später in Straßburg Pfarrer zu S. Wilhelm wurde, von Valérand Poulain, der auf der Reise den Dolmetscher und Wegweiser machte, und von einem Diener des englischen Agenten Christoph Mount. So zogen sie nach Heiligenstein am Fuße der Vogesen, und von da über einsame Gebirgspfade nach Lothringen; erst in Frankreich angekommen, hielten sie sich für außer Gefahr. Den 25. April trafen sie in London ein; einige Tage nachher stellte sie Cranmer, der sie beherbergte, dem Könige vor; dieser, so wie der Regent und mehrere Große nahmen sie ehrenvoll auf. Der Erzbischof wünschte Fagius in Oxford, Butzer in Cambridge anzustellen; sie erhielten aber, auf ihre Bitte und zu Martyr's Betrübniß, nicht getrennt zu werden und gingen Beide nach Cambridge.

Butzer's erstes Auftreten in dieser Universität fiel mit Martyr's Disputation zu Oxford zusammen. Viel beschäftigt zu dieser Zeit, konnten Beide, die nun auf demselben fremden Boden vereinigt waren, sich noch nicht näher kommen. Nach Beendigung des Oxforder Gesprächs, schickte Martyr dem Freunde, durch Santerenziano, die nach den Nachschriften der Notare von ihm verfaßten Akten. Es waren nemlich, über die Disputation und deren Erfolg, von den Katholiken allerlei Gerüchte ausgestreut worden: Martyr habe sich nicht zu vertheidigen wissen, er sei besiegt worden, er habe Gott und Christum gelästert, und Aehnliches mehr. Cranmer und die Visitatoren der Universität beschlossen daher die Akten drucken zu lassen, als bestes Mittel, daß Jeder sein Urtheil unpartheiisch bilden könne. Zuvor aber wollte Martyr Butzer's Ansicht über die drei Thesen wissen; er befürchtete, nicht ganz mit ihm übereinzustimmen, denn was er zu Oxford gelehrt, war nicht mehr der zu Straßburg geltenden, so mühsam erlangten Wittenberger Concordie gemäß *). In der That billigte Butzer die Thesen nicht unbedingt **); er drückte sogar sein Bedauern aus, daß das Gespräch stattgefunden hatte, bevor er

*) Martyr an Butzer, 15. Juni 1549. Buceri scripta anglicana. S. 545.
**) Butzer an Martyr, 20. Juni. Ebendas., S. 545.

sich mit Martyr über die aufzustellenden Sätze hatte verständigen können. Gegen die erste These, welche die Transsubstantiation verwarf, hatte er natürlich nichts einzuwenden; die zweite aber, die man zum Theil auch als gegen Luther gerichtet ansehn konnte, hätte er lieber so ausgedrückt: Leib und Blut Christi sind nicht lokal in Brod und Wein enthalten, noch den Elementen auf irgend eine Art angehängt oder beigemischt; zu der dritten endlich hätte er den Zusatz gewünscht: so daß den Glaubigen Christus wahrhaft dargeboten wird, doch nur durch den Glauben, nicht auf sinnliche Weise. Der stets versöhnliche und ängstliche Butzer befürchtete nemlich, Martyr und mit ihm die Straßburger würden wegen dieser Thesen in Deutschland verdächtig gemacht werden; nicht weniger war er wegen des Effektes auf die Katholiken besorgt; ein so entschiedenes Auftreten, eine so unbedingte Verwerfung von Ausdrücken, die doch immer noch einen Anknüpfungspunkt bieten konnten, schien ihm unklug und gefährlich; „wir müssen uns bestreben, schrieb er an seinen Freund, zu erbauen, und nicht zu zerstören, Niemanden, selbst den Gegnern nicht, unnöthige Ursache geben uns anzuklagen; was den Ausdruck leibliche oder substanzielle Gegenwart betrifft, so können auch Richtigdenkende sich dessen bedienen und sagen, sie empfangen nicht bloß leere Symbole, sondern die Substanz Christi; es genügt ferner nicht, zu sagen, daß Brod und Wein nur Zeichen sind, es muß hinzugefügt werden, daß Christus zugleich dargeboten wird; würde man behaupten, Christus sei auf eine Weise im Himmel, daß er nicht wirklich im Sacrament gegenwärtig sein könne, so wäre dieß eine unchristliche Ansicht." Hätte Butzer Martyr's Vorlesungen über das Abendmahl beigewohnt, so wäre er über diese Punkte beruhigt gewesen; er wurde es jedoch bald durch das was Martyr ihm mittheilte. Er war billig genug anzuerkennen, daß, so wie in England die Dinge standen, Martyr seine Sätze so fassen konnte, wie er es gethan hatte. Er schrieb deßhalb besänftigend an die Straßburger*): da in England die Opposition gegen die Transsubstantiation bei Vielen so heftig ist, daß man von irgend einer Gegenwart des Leibes und Blutes Christi durchaus nichts wissen will, so begreife es sich, daß Martyr, um vorerst nur die katholische Lehre zu bekämpfen, nicht weiter gegangen ist; er wisse übrigens, daß Martyr an die Gegenwart des Herrn glaube, denn er rede nie von einem bloßen Symbol, sondern von einem, das Wirksamkeit hat.

In Bezug auf die Veröffentlichung der Oxforder Akten, wünschte Butzer, Martyr möchte sie zuvor den Gegnern mittheilen, damit sie noch ihre anderweitigen Gründe und Einwendungen beifügen könnten, und überhaupt das Ganze unpartheiischer erscheine. Ob dieß geschehn ist, wissen wir nicht. Einem fernern Wunsche Butzer's gemäß, schrieb Martyr eine, an Cranmer gerichtete Vorrede, in der er sich besonders über die dritte These aussprach, über die

*) An den Prediger Diebold Schwartz, 15. April und 15. Mai 1550. Scripta anglicana, S. 862; — Pappus, Warhaffter Bericht rc., S. 346.

t disputirt worden war. Gerade dieser Umstand, daß der dritte Satz
t zur Sprache kam, hatte einerseits die Katholiken veranlaßt, zu behaup-
, er entwürdige das Sacrament, da er nur ein äußeres Symbol darin sehe,
rend andrerseits manche Protestanten ihn eben deßhalb für einen bloßen
nglianer ausgaben.

Er erklärte sich nun folgendermaßen: „Wein und Brod sind zwar
mbole; durch die Einsetzung Christi werden sie aber zum Sacrament, das
it, sie werden zu Organen, durch welche der heilige Geist den Glauben er-
kt, auf daß wir durch diesen Glauben geistig, aber doch wahrhaft, mit
Leib und Blut Christi genährt werden. Durch solchen Genuß werden
mit Christo vereint, wir bleiben in ihm und er in uns; welcher Christ
nte daher gering vom Abendmahl denken, statt das höchste Gnadenmittel
in zu sehn, durch das wir der Wohlthat des Todes des Herrn wahrhaft
lhaftig werden? Christi Leib und Blut sind gegenwärtig, aber auf gei-
e Weise, ohne daß ein physischer Contact nöthig wäre; so wie die Glaubi-
geistig unter einander vereinigt sind, so sind es auch die Glieder mit dem
upt; zu einer solchen Vereinigung bedarf die Kirche der leiblichen oder
stanziellen Gegenwart nicht; die Gegenwart Christi wird durch den Glau-
erfaßt, der sich zum Himmel erhebt und dort den Erlöser in seiner Herr-
keit sieht. Wenn ich daher den Gebrauch der scholastischen Ausdrücke:
lich, leiblich, substanziell, verwerfe, so darf nicht der Schluß daraus ge-
en werden, als lehre ich nur einen scheinbaren Genuß. Der Leib Christi
d wahrhaft genossen, aber durch den Glauben; die Ausdrücke: leiblich
s. w. setzen einen sinnlichen Genuß, ein Empfangen, dessen man sich durch
Sinne bewußt wird, voraus, und dieß ist bei dem Abendmahl nicht
Fall.“

Mit dieser Vorrede versehn wurden nun die Akten des Gesprächs zu
don gedruckt, nebst einer Erklärung der Visitatoren über die Ursachen der
blication. Voran stellte Martyr seinen zu Oxford gehaltenen Vortrag über
Abendmahlslehre *). Butzer hoffte, die Vorrede werde die Straßburger,
Fall sie über Martyr ungehalten sein sollten, befriedigen; übrigens fügte
in dem deßhalb an den Prediger Diebold Schwartz geschriebenen

*) Tractatio de sacramento Eucharistiae, habita in celeberrima Universitate Oxoniensi. Ad haec: Disputatio de eodem sacramento, in eadem Universitate habita. Londini, ad aeneum serpentem, 1549, 4°. Auch: Zürich, 1552, mit einer Vorrede von Johann Wolf und 1557; London, 1562, f°. Englisch übersetzt, London, 1583, f°. In den Loci comm. findet sich die Tractatio S. 841 u. f. Sie wurde französisch übersetzt von Claude Ravot, Lyon, 1562, 16°. — Auch Tresham gab die Akten des Gesprächs heraus, London, 1549, 4°, und englisch, London, 1568, f°. Ich konnte mir weder diese Relation verschaffen, noch Tresham's Epistola de hac disputatione contra P. Martyrem ad regios consiliarios. S. Tanner, Bibliotheca britannica, London, 1748, f°., S. 720.

Brief, das schöne Wort bei: „wir können hier nicht Alles erlangen was wir wünschen; was aber erlangt ist, soll zur Ehre Christi gewendet werden, zumal wenn es von so frommen und gelehrten Männern kommt, wie Doctor Martyr"*).

Im Juni, kurz nach dem Oxforder Gespräch, disputirte auch Butzer, zu Cambridge, über das Abendmahl. Diese Disputationen hatten zur Folge, daß geboten ward: um unnütze Streitigkeiten zu vermeiden, solle man in der Lehre vom Abendmahl nicht weiter gehn als die heilige Schrift, und sich keiner andern Ausdrücke bedienen als biblischer; zugleich solle nicht behauptet werden, Brod und Wein bedeuten bloß Leib und Blut, sondern daß Christus wahrhaft gegenwärtig sei und genossen werde, nur solle über die Art der Gegenwart nicht gestritten werden. Die Transsubstantiation und die ihr schroff gegenüber stehende Ansicht vom bloßen Symbol, waren aufgegeben; Martyr dankte Gott für dieses Resultat. Ueberhaupt gewannen in England, durch den Einfluß der herbeigerufenen fremden Theologen und einiger, aus früherer Verbannung heimgekehrter Engländer, die reformatorischen Grundsätze immer größern Einfluß; das Evangelium, immer reiner gelehrt, wurde eifriger aufgenommen; und wenn auch von dem ausgestreuten Samen vieles auf Steine und Dornen fiel, oder unter den bald folgenden Stürmen wieder zu Grunde ging, so fiel doch auch Manches auf guten Boden, wo es in der Folge, zum Wohle der englischen Kirche, herrlich reifte.

Fünftes Kapitel.

Martyr's Vorlesungen über den Römerbrief. — Prädestinationslehre. — Widerlegung des Albert Pighius.

Nachdem Martyr die Erklärung des ersten Corintherbriefes zu Ende gebracht, nahm er, im Jahre 1550, den Brief an die Römer vor; so wie ihm jener zur Darstellung der Abendmahlslehre gedient hatte, so nützte er diesen, um seine Ansicht über die Prädestination, den Hauptpunkt der reformirten Dogmatik, zu entwickeln. Da Martyr, neben Calvin, am meisten zur Feststellung dieser Lehre beigetragen hat, so ist es wichtig, seiner Entwicklung derselben nachzugehn. Er hat sie folgendermaßen begründet:

Der Mensch ist ursprünglich gut geschaffen, nach dem Bilde Gottes. Ueber letzteres hat Martyr eine Ansicht, die sich später wieder bei den Sozinianern findet; während sie bei ihnen, nicht mit Unrecht, getadelt worden ist,

*) 15. April 1550. Scripta anglicana, S. 862.

ieß man sie bei Martyr noch unbedenklich vorübergehn; nach ihm, lag das Bild Gottes im Geiste des Menschen, in welchem die wahre Erkenntniß Gottes leuchtete, und im Willen, in dem sich der wahre Gehorsam aussprach. Von dem Geiste erstreckte es sich auch nach Außen, und zeigte sich als Herrschaft über die Natur; „daher ist das Weib nicht ebenso wie der Mann nach dem Bilde Gottes geschaffen; nur Mann und Weib vereint stellen das völlige Bild Gottes dar; im Vergleich mit dem Manne, ist aber das Weib, da es nicht zur Herrschaft berufen ist, nicht Gottes Ebenbild." In der weitern Entwicklung nahm indessen Martyr auf diesen seltsamen Gedanken keine besondere Rücksicht mehr.

Die Bestimmung des Menschen ist dieses Bild darzustellen; darin liegt die Seligkeit. Durch die Sünde ist es aber entstellt worden. Hier tritt die Frage ein: wie ist die Sünde in die Welt gekommen? Diese Frage ist schwierig, denn Gott hat Adam rein und frei geschaffen; allein er hat ihn nicht so geschaffen, daß er nicht fallen oder irren konnte; dieß wäre allerdings Gott möglich gewesen, er hat es aber nicht gewollt; es ist nicht zu zweifeln, daß er den Fall Adams zuließ, nicht um der Sünde willen, sondern um den Reichthum seiner Gnade zu offenbaren und um zu zeigen, daß er nicht nur den Menschen rein erschaffen, sondern auch den Gefallenen wiederherstellen konnte. Mehr läßt sich darüber nicht sagen, da wir uns den Zustand vor dem Falle nicht vollkommen vorstellen können.

Die Folge von Adam's Fall ist die Erbsünde*), das heißt die Zerrüttung der ganzen menschlichen Natur. Zwar lehrt Martyr, übereinstimmend mit Calvin und Beza, daß für jeden neu gezeugten Körper von Gott eine Seele erschaffen wird; er erklärt sich aber nicht über die Art, wie diese nothwendig rein geschaffene Seele unter den Fluch der Erbsünde kommt; letztere nimmt er als eine unläugbare Thatsache an, und begnügt sich zu sagen, daß die Sünde Adams nicht sowohl durch die Zeugung auf dessen Nachkommen übergehe, als weil Gottes Strafgerechtigkeit es so gewollt**). Sämmtliche geistige Kräfte wurden durch die Erbsünde verderbt, die Vernunft sowohl als der Wille; die wahre Erkenntniß Gottes und der wahre Gehorsam gingen verlo-

*) Die in die Loci comm. aufgenommenen loci de libero arbitrio, de providentia et praedestinatione, und an Deus sit causa et auctor peccati, S. 989 u. f., sind nicht von Martyr, sondern von Bullinger im Jahr 1553 verfaßt. Da in der Abschrift davon, die der Herausgeber der Loci communes unter Martyr's Papieren fand, wahrscheinlich der Name des Verfassers nicht genannt war, so konnte er die Stücke leicht für Martyr's Werk halten.

**) Die lutherische Theologie nahm dagegen an, daß die Seele mit dem Körper geschaffen, daß sie durch Zeugung auf den neuen Menschen fortgepflanzt wird. Diese Ansicht (Traducianismus) schien zur Begründung der Erbsünde besser geeignet als die der Reformirten (Creatianismus). Doch hielt man die Frage nicht für wichtig genug, um viel darüber zu grübeln.

ren; die Natur blieb zurück, aber verstümmelt und entstellt. Man darf indessen nicht sagen, daß gar nichts Gutes im Menschen zurückgeblieben ist; „wir sagen nur so viel, daß, wenn Gott nicht in den Wiedergebornen Hülfe durch Christum brächte, die Erbsünde nach und nach Alles zerstören würde; allein auch in denen, die noch nicht wiedergeboren sind, ist Gott zuweilen thätig, er weiß sie mit herrlichen und heroischen Tugenden zu erfüllen, auf daß die Folgen der Erbsünde aufgehalten und die menschliche Gesellschaft wenigstens in einer gewissen bürgerlichen Ordnung erhalten werde. Socrates wollte nicht aus dem Kerker fliehen, da er es doch vermocht hätte; Aristides, ins Exil vertrieben, wünschte, daß seine Mitbürger nie nöthig haben möchten, sich seiner zu erinnern; der sterbende Phocion, befragt, ob er seinem Sohne nichts zu melden hätte, antwortete: er möge des mir angethanen Unrechts nie gedenken. Die römische Republik hatte ihre Curtius, ihre Scipio, ihre Cato, Männer, welche Recht und Geradheit liebten. Obgleich solche Thaten und Gesinnungen bei Menschen, die Gott entfremdet waren, als Sünden betrachtet werden müssen, so waren sie doch gewissermaßen ein Zaum, um die Erbsünde zurückzuhalten, damit nicht Alles zu Grunde ginge, die Gesetze vernichtet und das natürliche Licht ganz ausgelöscht würden."

Daß die Tugenden der Heiden nur Sünden gewesen, war die harte Meinung einiger Kirchenväter, und eine Folge der im strengsten Sinne genommenen Lehre von der Erbsünde; man sieht aber, wie Martyr's richtiges Gefühl sie zu mildern strebte; seiner christlichen Weltanschauung war es nicht zuwider, in den edlern Thaten der großen Heiden mehr als nur glänzende Laster zu sehn; er erkannte in denselben eine Wirkung des Geistes Gottes. Doch fahren wir in der Entwicklung seiner Lehre fort.

Die Schuld pflanzt sich, vermittelst der Zeugung, durch den Körper auf die Seele fort; diese, unmittelbar von Gott geschaffen, geht rein und sündlos in den, den Keim der Uebertretung tragenden Leib über. Dieß scheint dem menschlichen Verstande ungerecht: warum, frägt er, mußte eine solche Vereinigung stattfinden? warum ein so kostbares Wesen wie die Seele in ein so unreines Gefäß einschließen? Es ist dieß allerdings ein dunkles Gebiet, wo dem Verstande nicht genügt werden kann; keine Erklärung ist befriedigend; es ist nichts zu thun als sich an die Barmherzigkeit Gottes zu halten, welche durch die Erlösung durch Christum alle Widersprüche auflöst und die Ordnung wiederherstellt. Die Kinder, die ungetauft sterben, dürfen wir nicht für unbedingt verdammt halten, eben so wenig können wir ihnen sicheres Heil versprechen, aber doch gute Hoffnung für sie haben, da Gott dem Abraham verheißen hat, er wolle nicht nur sein Gott, sondern auch der seines Samens sein.

Bei dieser Verderbniß der menschlichen Natur, kann von freiem Willen keine Rede mehr sein. Auch über diesen Punkt ist Martyr's Lehre ganz dem System Augustins gemäß; zugleich beruft er sich auch auf seine Uebereinstim-

mung mit Zwingli, Luther, Melanchthon. Die Philosophie, sagt er, hat in diesem Stücke die reine Lehre der Kirche verdorben; denn wenn wir unsre innern und äußern Handlungen in Beziehung auf die Vorsehung betrachten, so müssen wir erkennen, daß Alles so erfolgt, wie es bestimmt war. Nehmen wir sie aber bloß im Verhältniß zu unserm Willen, so gibt es wohl eine Freiheit des Menschen; nur vermögen wir das Gute, das vor Gott gilt, nicht zu erreichen, da wir durch unsre Kraft die Leidenschaften und Begierden nicht bändigen können. Freiheit ist ihm die Fähigkeit, das Vernünftige zu wählen. Diese Freiheit hat der Mensch vor dem Sündenfalle besessen, durch diesen aber verloren, in Folge der Verdunklung des Verstandes und des Willens; die Gott entfremdeten Menschen, die Nicht-christen, sind daher nicht im Stande, aus eigner Kraft das Gute zu wählen. „Wir sind gegenwärtig dem Drange der Natur unterworfen, Krankheiten befallen uns, mögen wir leben wie wir wollen, und am Ende ist der Tod unvermeidlich. So sehr dieß unsre Freiheit stört, so bleibt uns doch noch etwas von derselben, zur Erfüllung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Pflichten zurück. Diese nämlich sind Gegenstände unsrer natürlichen Erkenntniß, und durch die Kraft des Willens erreichbar, weil sie ein irdisches Ziel haben; obgleich auch sie nicht ohne Schwierigkeit erfüllt werden, weil die Begierden jedem Dinge, das dem Rechte verwandt ist, widerstreben. In Hinsicht der göttlichen Gesetze verwirrt aber die Versuchung zu sehr unsre Sinne, als daß wir uns je von selbst entschließen könnten. Daß dieß bei bürgerlichen Dingen nicht sei, beweisen die vielen guten Gesetze die Numa, Lycurg, Solon gegeben haben.“ Obgleich nun der menschliche Wille, in Bezug auf das göttliche Gesetz, nicht mehr frei ist, weil die verdunkelte Vernunft ihn nicht mehr auf dieses hinleitet, so bleibt ihm doch das freiwillige, das spontane Entschließen übrig. Der Wille kann nie gezwungen werden das zu wollen, was er entschieden nicht will. Auch ist keine absolute Unmöglichkeit vorhanden, daß man das Gute wähle, weil man ja die Freiheit der Wahl behalten hat; nur ist diese Freiheit durch die Erbsünde in gebundenem Zustande. An und für sich könnte der Sünder auch wohl nicht sündigen, denn obgleich der Wille aufs Böse gerichtet ist, so könnte er doch das mehr oder minder Böse wählen.

Es ist bereits gesagt worden, daß diese, für Erkenntniß und Willen so schweren Folgen der Erbsünde, nur durch die Vermittlung Christi aufgehoben werden können. Haben aber alle Menschen die Gnade dieser Vermittlung zu hoffen? Hier tritt nun die Lehre von der Prädestination ein. Für Martyr war diese nicht etwa das bloße logische Ergebniß einer Speculation über metaphysische Prinzipien; er fand sie zunächst im Briefe an die Römer, und seinen Grundsätzen zufolge über die Auslegung der Bibel, unterwarf er unbedingt sein Denken einer Lehre, die ihm das sicherste Mittel schien, den selbstgerechten Stolz des Menschen zu demüthigen, um Gottes freie Gnade allein zu verherrlichen. Stellen wie Röm. 9, 18: „so erbarmet er sich nun, welches

er will, und verstocket, wen er will", und ähnliche, hatten ihn tief ergriffen; jeder Versuch, sie durch Zusammenstellung mit andern zu mildern, oder durch psychologisches Eindringen in den innern Lebensgang des Apostels zu erklären, hätte ihm als ein Hinausgehn über den Boden der heiligen Schrift, als eine Verkleinerung ihres göttlichen Ansehns erscheinen müssen. Er kannte wohl das Schwierige der Lehre von der Gnadenwahl und die Einwendungen, die sich dagegen erheben ließen; diese hielt er jedoch nicht für unwiderlegbar; die unsittlichen Folgerungen, die die Gegner aus dem reformirten Systeme zogen, um sie den Protestanten vorzuwerfen, wies er entschieden ab.

Als er die Darstellung des Lehrstückes begann, sagte er, es sei oft, und schon in der alten Kirche behauptet worden, man solle diesen geheimnißvollen Gegenstand nicht berühren; auch haben die ältesten Kirchenväter darüber geschwiegen. Allein Christus und seine Apostel haben sich an vielen Stellen bestimmt darüber ausgedrückt. Es ist nöthig davon zu reden, denn, recht verstanden, ist diese Lehre der innerste Mittelpunkt des evangelischen Christenthums. Für die Auserwählten ist es nützlich, darüber belehrt zu werden, daß sie alles Gute nicht sich, sondern Gott verdanken; den Verworfenen ist es nicht schädlich, weil keiner weiß, ob er unter diese gehöre und der eine früher, der andre später von der Gnade erleuchtet werde.

Alle Menschen sind, nach einem unabänderlichen Rathschluß Gottes, entweder zur Seligkeit oder zur Verdammniß bestimmt; das erste ist die eigentliche Prädestination, das andre die Reprobation oder Verwerfung. Letztere darf nicht als Ungerechtigkeit angesehn werden; Gott hat eine Anzahl Menschen darum verworfen, um eben an ihnen ein Beispiel seiner strafenden Gerechtigkeit zu geben. Sein Rathschluß ist unbedingt, das heißt die Erwählung der Einen gründet sich nicht auf ihre Tugenden, die Verwerfung der Andern nicht auf ihre Sünden, obwohl die Erklärung der Verdammniß am jüngsten Tag sich auf die begangenen Sünden berufen wird. Gott hat den Menschen gut geschaffen; nachdem aber durch den Fall sein Wille verdorben worden, ist er nur noch ein Werkzeug in Gottes Hand, das dieser gebraucht wie er will. Gewöhnlich werden es die Verworfenen nicht inne, daß sie verworfen seien; zuweilen läßt aber auch Gott schreckliche Beispiele des Gegentheils zu. Martyr erinnert hier an den italienischen Doctor Francesco Spiera, der in Venedig den protestantischen Glauben abschwor, diesen Schritt jedoch so tief bereute, daß der Gedanke in ihm aufstand, er gehöre zu den Verworfenen, und daß er, alles Trostes ungeachtet, in schwerer Verzweiflung starb.

Wenn zuweilen die Verworfenen gute, und die Auserwählten schlechte Handlungen verrichten, so werden die letztern, deren Inneres gut bleibt, deßhalb der Seligkeit nicht verlustig, während die erstern sich dieselbe nicht zu erwerben vermögen. Die Auserwählten können sich durch ihre Sünden wohl eine Zeit lang vom Genusse der Gnade ausschließen, die Verworfenen können

den Beifall der Menschen erlangen, beide aber den göttlichen Rathschluß nicht ändern.

Diesem nach könnte also Mancher behaupten, Gott sei der Urheber der Sünde. Martyr sagt, es gebe hierüber vorzüglich drei Meinungen, die der Prädestinationstheorie gegenüberstehn und die Räthsel zu lösen suchen. Die erste ist der Irrthum der Libertiner*), welche behaupten, Gott sei durchaus der Urheber von Allem, auch von dem was wir Sünde nennen; als Werk Gottes sei daher die Sünde nicht zu tadeln; sofern eine Schuld da ist, sei sie auf Gott zu werfen. Wer eine schlechte That für Sünde hält, den nennen diese Menschen unvollkommen, da er die Werke Gottes nicht begreife; sie streben einzig darnach den Sinn, das Bewußtsein der Sünde zu zerstören. Die andre Ansicht ist die mehrerer gelehrter Männer, welche sagen, Gott strafe die Sünde durch Sünden, und sei so Urheber derselben; diejenigen Handlungen, welche aus der Schlechtigkeit der Menschen selber stammen, haben insofern einen Grund von Gerechtigkeit in sich, als sie von Gott gewollt sind als Strafen; nichtsdestoweniger sind die Menschen strafbar, die Schuld liegt nicht in Gott; er handelt gerecht, wenn auch wir ungerecht handeln. Eine dritte Meinung endlich nimmt an, die Bibelstellen, auf welche die ebenangeführte sich zu stützen vorgiebt, seien nicht wörtlich zu nehmen, sondern bedeuten nur, Gott habe dieß oder jenes zugelassen oder geduldet, der Mensch allein habe die wirkliche und volle Verantwortlichkeit.

Die erste dieser drei Ansichten griff zu offen die Sittlichkeit an, als daß es nicht leicht gewesen wäre sie zu widerlegen. In den beiden andern sah Martyr nur vergebliche Versuche, den Schwierigkeiten auszuweichen, die sich dem, über den Ursprung der Sünde nachdenkenden Geiste entgegenstellen. Er selbst war überzeugt, Gott, als der absolut Gute, könne nicht durch sich selber der Urheber des Bösen sein; „aber nichts in der Welt, selbst die Sünde nicht, geschieht ohne seinen Willen; gewissermaßen kann er daher als die erste Ursache des Uebels angesehn werden, aber nur in dem Sinne, in welchem die Philosophen von einer entfernenden und verhindernden Ursache reden, das heißt, insofern er da, wo eine Ursache fehlt, die entsprechende Wirkung nicht eintreten läßt, so wie er zum Beispiel Finsterniß hervorbringt da wo die Sonne nicht leuchtet, oder ein baufälliges Haus einstürzen läßt, wenn die es haltende Stütze entfernt wird. Gott ist demnach seinem Wesen nach gut; wenn er aber, seiner Gerechtigkeit zufolge, strafen will, zieht er seine Gnade zurück, und kann in diesem Sinne als die Ursache des dann geschehenden Bösen angesehn werden; das Gute ist nur durch die Gnade möglich; sobald diese

*) Die Libertiner, die sich auch Spirituale nannten, waren eine schwärmerische, der alten Sekte des freien Geistes verwandte Partei, die namentlich in Genf und den Niederlanden Anhänger zählte. Calvin hatte viel gegen dieselbe zu kämpfen.

fehlt, kann nur Sünde erfolgen; wirkliche, nächste, bewirkende Ursache des Bösen ist Gott nicht; diese liegt in dem Menschen selbst, in seinem verderbten Willen.

Die Gnade nun wird nur den Auserwählten geschenkt. Es scheint zwar zuweilen, daß auch solche, die zu den Verworfenen gehören, der Gnade theilhaftig sind; dieß ist aber nur ein Schein, es ist eine unwirksame Gnade; wirksam ist sie nur in den Auserwählten. Sie hat mit den natürlichen Kräften des Menschen nichts gemein, sie wird von ihnen nicht unterstützt, sie wirkt ohne Unterlaß fort, ohne daß es von uns abhinge sie anzunehmen oder abzuweisen. Sie ist zwar allen angeboten; da sie aber nicht wie ein Gewand ist, das einem Jeden passen würde, der es anziehen wollte, so heißt das Angebotensein nur so viel, daß wir nicht unterscheiden können, wem sie zu Theil wird. Martyr sagt, er lehre in diesem Stücke ganz wie Luther; die folgende Stelle scheint selbst dem Menschen noch mehr einzuräumen, als der deutsche Reformator ihm zugestehn wollte; nachdem er nemlich die Bibelstellen, die von der Gnade handeln, erklärt hat, fügt Martyr hinzu: „Man darf hieraus nichts bestimmen über das was unsre Kräfte vermögen, denn Gott wirkt nicht auf den Menschen wie auf einen todten Stamm. Steine werden ohne Empfindung und Willen bewegt; wirkt Gott aber auf Menschen, so reinigt und erneut er sie so, daß sie selbst einsehn, was sie thun und das Gute wollen und begehren, nachdem sie einmal an die Stelle des steinernen Herzens ein fleischernes erhalten haben.“ Die Gnade ist zuvorkommend oder nachfolgend, je nach den verschiednen Zeiten und Graden der Besserung. Zuerst wird der Wille gebessert, dann fängt der gebesserte Wille an, das Gute in der Vorstellung zu ergreifen, dann, das was er gewollt und erkannt hat, auch auszuführen, und endlich beharrt er in der Ausführung. Die zuvorkommende Gnade ist also nicht die allen Menschen angebotene, welche sie annehmen können oder nicht, es ist die Wirkung Gottes auf die Auserwählten, die sie zuerst zum Guten treibt, und hernach darin stärkt; die nachfolgende ist nicht ein außerordentliches Geschenk, welches etwa denen zu Theil wird, die das erste angenommen haben, sondern die nemliche Gnade, nur insofern sie uns im Guten verharren läßt und so das Werk krönt; nach dem Beispiel der Sonne, die den Boden erwärmt, daß er im Stande sei den Samen aufzunehmen, und dann durch ihren milden Einfluß das Wachsthum der Pflanze befördert.

Das erste und höchste, was die Gnade dem Auserwählten schenkt, ist der Glaube an Christum, als den einzigen Erlöser. Ohne diesen Glauben wird kein Mensch selig; nur durch ihn wird man von der Sünde befreit und gerechtfertigt. Die Rechtfertigung kommt nicht durch die Werke, so gut diese auch scheinen mögen, denn Keiner ist im Stande dem Gesetze volle Genüge zu leisten. Selbst der Glaube, insofern er als menschliches Werk betrachtet werden kann, wie der allgemeine religiöse Glaube der Heiden und der Philosophen, rechtfertigt nicht, denn er ist lückenhaft und unvollkommen. Nur der

htfertigt, der die Verheißungen Gottes und das Verdienst Christi
) sich aneignet. Diese Lehre ist Anfang, Quelle und Stütze aller
it." Der Glaube ist nie ohne gute Werke; die vor der Wiederge-
nen Werke können nicht unbedingt gut genannt werden; nachher
e es, und solche Werke sind unzertrennlich von dem gerechtmachen-
:n, sie fließen aus ihm und bethätigen ihn.
war ursprünglich die Grundrichtung der reformatorischen Theolo-
pt; später ist es nur die der speziell reformirt genannten geblieben.
auf absolute Abhängigkeit von Gott zurückgeführt; und wenn auch
chwer zu lösende Widersprüche enthält, so ist doch das Streben
zu verkennen, dem tiefen Bedürfnisse einer ernsten, glaubens- und
len Frömmigkeit zu genügen. Dieß haben die katholischen Theo-
m sechzehnten Jahrhundert die Prädestination bekämpft haben, nie
Auch in England, als Martyr seine Lehre vortrug, haben sie
widersprochen. In ihrem Eifer wußten sie jedoch, um seinen Ein-
impfen, nichts Besseres zu thun, als ihm die Schriften eines Man-
:nzustellen, der den entschiedensten Pelagianismus gelehrt hatte,
elchem deßhalb später klügere Katholiken selber warnen mußten.
eitete, wie es scheint, zu Oxford zwei Bücher des, im Jahre 1542
ı, auch als Mathematiker und Astronom berühmten Utrechter
Albert Pighius von Campen*). Dieser hatte erkannt, daß die
unfreien Willen des Menschen und von der rechtfertigenden Gnade
Grundlehre des Protestantismus bilde, und hatte dieselbe ausführ-
zt. Selbst die Protestanten gaben seine Gelehrsamkeit, seine metho-
hführung der Lehre, seinen Scharfsinn zu; Butzer sagte, Wenige
chickt wie Pighius, solche Gegenstände zu behandeln. Alle diese
en hatten ihn jedoch nicht verhindert die reformatorischen Lehren
vorsätzlich zu entstellen, und denselben Manches vorzuwerfen, was
) war; von seinem römisch-pelagianischen Standpunkte aus, begriff
re Interesse dieser Lehren nicht, und hielt sich für berechtigt, Fol-
araus zu ziehen, die von den Reformatoren mit Entrüstung abge-
den. In seine Fußtapfen tretend, schrieb auch der, nach Löwen
Doctor Richard Smith, eine Abhandlung über die Rechtfertigung,
tyr, dessen Namen der edle Mann auf gehässige Weise verdrehte**).
yr sah sich daher veranlaßt, diese Gegner zu bekämpfen. Des
chriften kannte er schon von Straßburg her; 1542 hatte sie Butzer,

ibero hominis arbitrio et divina gratia libri 10. Cölln, 1542, f°.;
:xplicatio controversiarum praecipuarum in comitiis Ratisponen-
s tractatarum. Zuerst Venedig, 1541, 4°. Diese Bücher wurden von
panischen Inquisition auf ihren Index gesetzt.
riba de hominis justificatione adversus P. Martyrem Vermelinum.
:n, 1550.

und ein Jahr später Calvin, gründlich und übereinstimmend widerlegt*). In seinen Vorlesungen über den Römerbrief, in der Entwicklung der Prädestinationslehre, nahm nun Martyr beständig Rücksicht auf Pighius, den er, nicht mit Unrecht, den Achilles der Gegner nannte, und zuweilen auch auf Smith „den Theseus dieses Hercules." Er discutirte Schritt für Schritt die Argumente des Pighius, um auch seinerseits die, weder mit der heiligen Schrift noch mit den alten Vätern übereinstimmende pelagianische Lehre desselben, von den mit freiem Willen gethanen guten und verdienstlichen Werken, aufzudecken. Er hob namentlich drei Punkte hervor, über welche, den Gegnern zufolge, Pighius „in die innersten Geheimnisse der Wahrheit" eingedrungen war, die Erbsünde, die Gnadenwahl und die Rechtfertigung. Martyr's eigne Lehre soll hier nicht wiederholt werden; es soll nur in Kürze aufmerksam gemacht werden auf des Pighius Haupt-Argumente, und auf die vorzüglichsten dagegen vorgebrachten Bemerkungen.

Ueber die Erbsünde lehrte Pighius, an den berühmten Scholastiker Petrus Lombardus sich anschließend, daß sie nicht eigentlich in der Sünde bestehe, da sie keine That des Willens, keine bewußte Uebertretung der göttlichen Gebote sei. Zu dieser Annahme konnte ihn der Ausdruck veranlassen, mit dem in der lateinischen Kirchensprache die Erbsünde bezeichnet wurde; denn in dem Worte peccatum originale, ursprüngliche Sünde, mußte nicht nothwendig auch der Sinn einer sich forterbenden Sünde liegen. Pighius meinte daher, es bedeute nichts als die Sünde Adams, obgleich wir, als dessen Nachkommen, wegen dieser Sünde dem Tod und der Verdammniß unterworfen sind. Adam sei so geschaffen worden, daß er einer übernatürlichen Seligkeit fähig war; da er aber Gottes Gebot übertrat, wurde ihm, zur Strafe, diese Fähigkeit entzogen; in diesem Zustande der Privation zeugte er seine Kinder; die Fähigkeit, die er verloren, konnte nicht auf sie übergehn; sie tragen daher dieselbe Strafe wie er, so wie ein Sklave der, unter gewissen Bedingungen frei gelassen, wenn er diese nicht hält, wieder in Knechtschaft verfällt und nichts als Sklaven zeugt, ohne daß letztere eine Schuld daran hätten. Der leibliche Tod, so wie die Leiden und Anfechtungen der Welt, sind Folgen der Natur, sie sind von Gott geordnet; die Lust des Fleisches selbst ist etwas naturgemäßes, das nicht auf die Erbsünde zurückzuführen ist. Zum Begriff der Sünde gehört, daß sie gewollt werde; sie setzt die Kenntniß des göttlichen Gesetzes

*) Butzer, De vera ecclesiarum in doctrina, caerimoniis et disciplina reconciliatione et compositione. S. l. et a., 4°. Daß das zu Straßburg gedruckte Buch 1542 geschrieben wurde, geht aus der Vorrede hervor. — Calvin, Defensio sanae et orthodoxae doctrinae de servitute et liberatione humani arbitrii adversus calumnias Alb. Pighii. Genf, 1543, 4°. — Gegen Butzer, der Pighius auch noch in andern Schriften bekämpfte, schrieb dieser: Apologia adversus Buceri calumnias, quas et solidis argumentis et clarissimis rationibus confutat. Paris, 1543.

voraus, das man übertreten kann oder nicht, je nach der Neigung des freien Willens; da die Kenntniß nun bei den kleinen Kindern noch nicht existirt, so ist bei ihnen von keiner Sünde die Rede, obgleich sie, als Nachkommen Adams, der Strafe, das heißt der Unfähigkeit übernatürlich selig zu werden, unterworfen sind. Uebrigens wird in diesem Leben für die Erbsünde weder Reue noch Buße gefordert, sondern nur für die eigene Sünde.

Dieser nüchternen, den sogenannten gesunden Menschenverstand leicht ansprechenden Theorie, setzte Martyr, auf Bibelstellen sich stützend, zunächst zweierlei entgegen: erstens das Wort des Paulus: der Tod ist der Sünden Sold, Röm. 6, 23; wie könnte dieß wahr sein, wenn der Tod auch für solche einträte, die als ohne Sünde dargestellt werden, nemlich für die Kinder? Gott straft keinen Unschuldigen; der Tod setzt nothwendig Sünde voraus, deren Strafe er ist; er erfolgt nicht naturgemäß, als zur Bestimmung des geschaffenen Menschen gehörend; nur wenn man annimmt, was aber Pighius nicht thut, daß unsre Natur durch die Sünde verdorben ist, kann man sagen, der Tod sei das nothwendige Ende des irdischen Daseins. — Zweitens ein andres Wort des Paulus: gleichwie durch Eines Menschen Ungehorsam Viele Sünder geworden sind, also auch durch Eines Gehorsam werden Viele gerecht, Röm. 5, 19. Martyr schließt hieraus, daß in den Nachkommen Adams ein Mangel (vitium) sein müsse, wegen dessen sie Sünder zu nennen seien. Pighius sagt zwar, sie heißen Sünder wegen der Erbschuld; wie könnte aber Gott Jemanden für schuldig erklären, ohne irgend eine Sünde desselben? Nach dem katholischen Theologen hat sich bloß die Schuld, ohne die Sünde, fortgeerbt; nach dem protestantischen, die Sünde zuerst, und mit ihr erst die Schuld. Durch Adams Fall ist, nach Letzterm, nichts übrig geblieben im Menschen als die Kräfte und Thätigkeiten der Seele, allein verderbt und geschwächt; Pighius hat Unrecht anzunehmen, Gott habe dem ersten Menschen nur die übernatürlichen Gaben entzogen und ihm die natürliche Reinheit (integritas) gelassen; gerade letztere ist es, die durch die Sünde verloren ging, so daß Adam's Nachkommen nicht anders können als sündigen.

In Bezug auf die Prädestination führte Pighius einige bekannte Bibelstellen an, aus denen sich folgern läßt, daß sie nicht absolut sei, und daß Gott auch die Werke ansehe. Statt sich hiemit zu begnügen, obschon auch dieß eine Einseitigkeit gewesen wäre, zog er aus der Lehre selber allerlei Schlüsse, die er den Protestanten zuschrieb, wie sehr sie sich auch dagegen verwahrten. So warf er ihnen vor, die Menschen irre zu führen und sie zu verleiten die Ursache ihrer Verdammniß nicht in ihren Sünden, sondern in Gott zu suchen; sie läugnen die Güte Gottes, die sie einer falsch verstandenen Gerechtigkeit opfern; sie unterwerfen die Menschen einer blinden Nothwendigkeit, einem eisernen Schicksal, und entfernen allen Grund der Schuld und Zurechnung; sie machen Gott zu einem willkürlichen Tyrannen, der, nach seinen Launen, die Einen vorziehe und die Andern verstoße, während es doch heiße, es gelte

vor ihm kein Ansehn der Person; sie zerstören endlich alle Motive, sich eines rechtschaffenen, frommen Lebens zu befleißigen.

Diese, auch sonst häufig vorgebrachten Einwendungen, denen ein Schein von Gründlichkeit nicht mangelt, müssen auf Solche besonders einen Eindruck machen, die auf irgend eine Weise auf die Rettung des Verdienstes der eigenen Werke bedacht sind. Martyr konnte aber darauf entgegnen: wir lehren keineswegs, daß die Ursache der Verwerfung nicht in der Sünde liege; im Gegentheil, wir behaupten fester als irgend Jemand, daß alle Menschen Sünder sind und deßhalb verdienen verdammt zu werden. Die Güte Gottes ist nicht herbeizuziehen, denn Gott theilt seine Wohlthaten Allen aus, Guten und Bösen; nur gibt er den Einen mehr, den Andern weniger, und dieß ist nicht ungerecht, er allein ist Herr darüber, es steht uns nicht zu mit ihm zu rechten, Christus hat gesagt: habe ich nicht Macht zu thun, was ich will, mit dem Meinen? Matth. 20, 15. Es ist falsch von Nothwendigkeit zu reden, sobald man einen Zwang darunter versteht; wir läugnen nicht, daß das Sündigen freiwillig geschehe, nur glauben wir, daß durch die Erbsünde der Wille zum Guten untüchtig geworden sei. Es ist endlich geradezu eine Verläumdung, wenn behauptet wird, wir öffnen die Thüre aller Sittenlosigkeit; die Prädestination, so wie wir sie lehren, ist ja nicht bloß eine Vorherbestimmung zum Zweck, das heißt zur Seligkeit, sondern auch zu den Mitteln, nemlich zum Glauben und den daraus folgenden guten Werken; die Frommen streben darnach, ihre Berufung sicher zu machen durch ein heiliges Leben; der Glaube an die Prädestination bewegt sie zu Demuth vor Gott, zu Geduld im Leiden, zu Dank gegen den der sie ohne ihr Verdienst, aus freier Gnade erwählt hat, zu Liebe gegen ihre Mitbrüder, unter denen nicht sie, sondern Gott allein die Auserwählten und die Verworfenen zu unterscheiden vermag.

Gegen die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben brachte Pighius, aus der Erfahrung und aus der Bibel, Gründe vor, die den Katholiken selber unhaltbar schienen; so sagte er unter Anderm: man sehe viele Glaubige ein schlechtes Leben führen, sie können daher nicht für gerechtfertigt gehalten werden, und der Glaube sei daher nicht die erste Ursache der Rechtfertigung; er berief sich dabei auf 1. Cor. 13, 2. Ferner führte er den Ausspruch Christi an, wenn er sagt, Matth. 7, 22. 23, er werde Viele nicht anerkennen, die zu ihm sagen werden, sie haben in seinem Namen diese und jene wunderbare Thaten verrichtet; solche Thaten nun können nicht ohne Glauben geschehn, da aber die, die sie thun, dennoch verworfen werden, so folge daraus, daß der Glaube zur Rechtfertigung nicht hinreichend sei. Dagegen erinnerte Martyr, es komme auf den rechten Begriff von dem Glauben an; der Glaube sei nicht von den guten Werken, als seinen nothwendigen Wirkungen zu trennen; dann verstehe es sich von selbst, daß er rechtfertige; des Pighius Vorgeben, aus des Paulus Wort: „hätte ich allen Glauben", gehe hervor, daß man nicht zwischen mehrern Arten von Glauben unterscheiden dürfe, sei

eine schlechte, sophistische Ausflucht, denn aus dem ganzen Neuen Testamente erkenne man klar, daß es auch einen todten Glauben gibt, und daß der, welcher rechtfertigt, eben dieser todte nicht ist. Was die Matth. 7, 22 angeführten Zeichen betreffe, so können Wunder auch ohne Glauben geschehn; Gott habe zuweilen solche zugelassen, nicht um des Glaubens dessen willen, durch den sie verrichtet wurden, sondern um seine eigene Ehre zu verherrlichen oder um die Wahrheit zu offenbaren. Wenn Pighius sagt, es gebe Menschen, die an alle Artikel des Symbolum glauben und doch schlecht leben, so beweise dieß nichts als daß sie Lügner sind, nach 1. Joh. 2, 4; sie haben den wahren innern, lebendigmachenden Glauben nicht. Wenn Pighius zur Rechtfertigung, außer dem Glauben, auch Verabscheuung der Sünde und reine Liebe zu Gott rechnet, so folge daraus, daß der Mensch vollkommen werden müsse, ehe er gerechtfertigt werden könne; dieß heiße das rechte Verhältniß umkehren, denn erst wenn der Mensch wiedergeboren und gerechtfertigt ist und seinen Glauben durch gute Werke zeigt, vermehre ihm Gott seine Gnadengeschenke und führe ihn zu weiterer Heiligung und Liebe. Wenn Pighius endlich über die Protestanten sich wundert, daß sie sagen der Glaube komme durch den heiligen Geist, während dieser erst sich einstellen könne wenn man glaube, so sei dieß einer der stärksten Beweise, daß er den offensten Pelagianismus lehre, denn er behaupte, der Glaube sei unser eigenes Werk, die natürlichen Kräfte unsres Verstandes und Willens genügen dazu.

So konnten, Martyr's Scharfsinn und Bibelkenntniß gegenüber, weder die Schriften des Utrechter Propstes, noch die des tief unter ihm stehenden Doctor Smith, für die Feststellung und Verbreitung der reformatorischen Lehren wirksame Hindernisse sein. In das, von der Londoner Synode im Jahre 1552 abgefaßte Glaubensbekenntniß der englischen Kirche, wurden die Lehre von der Erbsünde, der Prädestination und der Rechtfertigung aufgenommen, so wie Martyr, und mit ihm alle gleichzeitigen protestantischen Theologen in England sie aufgestellt hatten.

Sechstes Kapitel.

Martyr's und Butzer's weitere Arbeiten. — Die englische Liturgie.

Außer den täglichen Vorlesungen über den Römerbrief, die, wie Martyr sagt, den ganzen Menschen in Anspruch nehmen, wenn man ihnen nach Würde genügen will, wurde ihm, durch königlichen Beschluß, im Frühling 1550, noch eine neue Pflicht aufgelegt; es wurden nemlich öffentliche Disputationen verordnet die, eine Woche um die andre, unter seinem Vorsitze gehalten wer-

den sollten. Ueberdieß leitete er, in dem Collegium das er bewohnte, wöchentliche Disputationen, die gleichfalls öffentliche genannt werden konnten, da Jedem der Zutritt dazu gestattet war*). Zu Cambridge erklärte Butzer gleichfalls die paulinischen Briefe**), mit so großem Beifall, daß, wie einer seiner Zuhörer, ein spanischer Flüchtling, an Dryander schrieb, selbst Papisten ihm ihre Achtung bezeugten***). Der König und Cranmer wünschten, Butzer und Fagius möchten die Bibel aus der Ursprache ins Lateinische übersetzen, und mit kurzen Erklärungen und Summarien begleiten; diese Arbeit sollte dann ins Englische übertragen werden, zum Nutzen der Prediger und des Volks; das Werk scheint aber nicht unternommen worden zu sein †). Dagegen verfaßte Butzer für den jungen König seine treffliche Schrift über das Reich Christi, in der er, klar und methodisch, die Grundsätze der Reformatoren über Lehre, Gottesdienst, Einrichtung und Regierung der Kirche entwickelte. Bevor er dieses Werk an den Ritter Cheke abschickte, theilte er es Martyr mit, der es billigte und Butzer's Wunsch theilte, es möchte der englischen Kirche nützen ††).

Im Jahre 1550 kam auch Johann Laski nach England zurück, nachdem er, durch das Interim von Emden vertrieben, sich eine Zeit lang in Bremen und Hamburg aufgehalten hatte. Auf sein und Utenhovens Ansuchen, überließ der König, durch Beschluß vom 24. Juli, den französischen, belgischen und deutschen Flüchtlingen, die bisher ihre Versammlungen zu London in Privathäusern gehalten hatten, die Augustinerkirche †††); es bildete sich eine regelmäßige Fremdengemeinde; Laski ward ihr Vorsteher und verfaßte für sie eine Kirchenordnung; er schrieb ein Bekenntniß über das Abendmahl und gab zu London Bullinger's Schrift über dieses Dogma heraus. Im Jahre 1551 erhielten auch die italienischen Flüchtlinge eine Kirche und einen Prediger; dieser war ohne Zweifel Ochino, der gleichfalls in London einige Schriften herausgab. Man hat mit Recht auf den Einfluß aufmerksam gemacht, den diese Fremdengemeinden auf die englische Reformation ausgeübt haben. Während die Kirche dieses Landes, durch schwere Hindernisse hindurch, sich mühsam entwickelte, boten die Fremdengemeinden das Bild wohlgeregelter Ordnung dar; sie hatten entschieden die reformirte Lehre angenommen, mit strenger Disciplin und einfachem Gottesdienst. Indessen übten sie vorerst

*) Martyr an Bullinger, 1550, 1. Juni. Ms.

**) In den Jahren 1550 und 1551 den Brief an die Epheser. Tremellius gab diese Praelectiones heraus, 1562, Basel, f°.

***) Petrus de Pizarro an Dryander, 2. Febr. 1550. Ms.

†) Fagius an Conr. Hubert, 7. Mai 1549. Ms.

††) Butzer an Cheke, 20. Oct. 1550. Rog. Ashami epistolae, Oxford, 1703, S. 434. — De regno Christi libri 2. Es erschien erst nach Butzer's Tod, Basel, Oporin, 1557, f°. Es wurde auch ins Französische (Genf, 1558) und ins Deutsche (Straßb., 1563, 4°.) übersetzt.

†††) Bei Gerdesius, Historia Evangelii renovati, B. 3, S. 227.

en Einfluß doch nur auf Einzelne aus. Im Ganzen ging das Werk der
eformation langsamer voran, als Martyr es wünschte; zu Oxford, sagte er
ch im Juli 1553 in einer daselbst gehaltenen öffentlichen Rede, ist das
olk so unwissend, daß das Evangelium ihm wie eine Fabel erscheint; seit
stern bis heute ist nicht gepredigt worden; die Quellen der Lehre sind aus-
trocknet; „Alles ist so voll Aberglauben und Irrthum, daß, wenn wir es
ich verschweigen möchten, es dennoch Jedem in die Augen fiele"*). Aber
cht nur zu Oxford, wo die neben ihm lehrenden scholastischen Theologen
m persönlich entgegenarbeiteten, sondern überhaupt in England waren die
chwierigkeiten immer noch bedeutend groß. Martyr und Butzer klagten über
e Zahl und Macht der Gegner und den Mangel an Predigern, über die
nsittlichkeit Vieler, die doch behaupteten, das Evangelium angenommen zu
iben, und die feigen Rücksichten der Politiker, die die Nothwendigkeit einer
irchenverbesserung zugaben, aber aus Furcht vor Empörung nur wenig än-
rn wollten. Doch hatten sie Vertrauen zu dem jugendlichen König, dessen
ömmigkeit und frühe Einsicht sie in Erstaunen setzten, in den Eifer vieler
roßen des Reichs, in die Thätigkeit des Erzbischofs von Canterbury und
ehrerer Geistlicher, besonders derer, die, unter Heinrich VIII. verbannt, im
uslande, zumal in Straßburg und in Zürich, die nach den reformatorischen
rundsätzen geordneten Kirchen kennen gelernt hatten**). Zu diesen gehörten
rzugsweise der Professor der Theologie, John Rogers, der Bischof von
xon, Miles Coverdale, Edmund Grindall, einer der Kapläne des Königs,
ohn Hooper, der in Zürich Bullinger's Freund geworden war und nun in
ndon mit mächtiger Beredsamkeit das Evangelium predigte. So wie diese
Männer, so schloß sich auch der junge Baccalaureus der Theologie, John
ewel, in der Folge eine der Hauptstützen der englischen Kirche, an Martyr
d Butzer, als an die vorzüglichsten Repräsentanten der Reformation in
ngland an. Aus protestantischen Ländern, besonders der Schweiz, kamen
inglinge, um der beiden gefeierten Lehrer Vorlesungen zu hören. Den
). Januar 1550 wurde Martyr zum Canonicus zu Oxford ernannt.

Bei der Achtung in der er stand, bei dem Vertrauen Cranmer's und
r Freundschaft Butzer's, war es Martyr nicht schwer über die Schmähungen
nwegzusehn, denen er nicht selten ausgesetzt war. Von den Oxforder Stifts-
rren waren nur zwei ihm befreundet, Bernard und Bankes; mit den
ebrigen, zumal mit Doctor Tresham, vermochte er nie sich auszusöhnen; es
aren strenge Katholiken und starre Engländer, die in ihm nur den Ketzer
id den Fremden sahen. Aufgehetzte Studenten verfolgten ihn durch grobe

*) Oratio de utilitate sacri ministerii. Loci communes, S. 1037.

**) Martyr an Bullinger, 1. Juni 1550. Ms. — Butzer an Calvin, 25. Mai 1550. Bei Hundeshagen Epistolae aliquot ineditae ad historiam eccles. Magnae Britanniae pertinentes. Bern, 1840, 4°. S. 19.

den sollten. Ueberdieß leitete er, in dem Collegium das er bewohnte, wöchentliche Disputationen, die gleichfalls öffentliche genannt werden konnten, da Jedem der Zutritt dazu gestattet war*). Zu Cambridge erklärte Butzer gleichfalls die paulinischen Briefe**), mit so großem Beifall, daß, wie einer seiner Zuhörer, ein spanischer Flüchtling, an Dryander schrieb, selbst Papisten ihm ihre Achtung bezeugten***). Der König und Cranmer wünschten, Butzer und Fagius möchten die Bibel aus der Ursprache ins Lateinische übersetzen, und mit kurzen Erklärungen und Summarien begleiten; diese Arbeit sollte dann ins Englische übertragen werden, zum Nutzen der Prediger und des Volks; das Werk scheint aber nicht unternommen worden zu sein †). Dagegen verfaßte Butzer für den jungen König seine treffliche Schrift über das Reich Christi, in der er, klar und methodisch, die Grundsätze der Reformatoren über Lehre, Gottesdienst, Einrichtung und Regierung der Kirche entwickelte. Bevor er dieses Werk an den Ritter Cheke abschickte, theilte er es Martyr mit, der es billigte und Butzer's Wunsch theilte, es möchte der englischen Kirche nützen ††).

Im Jahre 1550 kam auch Johann Laski nach England zurück, nachdem er, durch das Interim von Emden vertrieben, sich eine Zeit lang in Bremen und Hamburg aufgehalten hatte. Auf sein und Utenhovens Ansuchen, überließ der König, durch Beschluß vom 24. Juli, den französischen, belgischen und deutschen Flüchtlingen, die bisher ihre Versammlungen zu London in Privathäusern gehalten hatten, die Augustinerkirche †††); es bildete sich eine regelmäßige Fremdengemeinde; Laski ward ihr Vorsteher und verfaßte für sie eine Kirchenordnung; er schrieb ein Bekenntniß über das Abendmahl und gab zu London Bullinger's Schrift über dieses Dogma heraus. Im Jahre 1551 erhielten auch die italienischen Flüchtlinge eine Kirche und einen Prediger; dieser war ohne Zweifel Ochino, der gleichfalls in London einige Schriften herausgab. Man hat mit Recht auf den Einfluß aufmerksam gemacht, den diese Fremdengemeinden auf die englische Reformation ausgeübt haben. Während die Kirche dieses Landes, durch schwere Hindernisse hindurch, sich mühsam entwickelte, boten die Fremdengemeinden das Bild wohlgeregelter Ordnung dar; sie hatten entschieden die reformirte Lehre angenommen, mit strenger Disciplin und einfachem Gottesdienst. Indessen übten sie vorerst

*) Martyr an Bullinger, 1550, 1. Juni. Ms.

**) In den Jahren 1550 und 1551 den Brief an die Epheser. Tremellius gab diese Praelectiones heraus, 1562, Basel, f°.

***) Petrus de Pizarro an Dryander, 2. Febr. 1550. Ms.

†) Fagius an Conr. Hubert, 7. Mai 1549. Ms.

††) Butzer an Cheke, 20. Oct. 1550. Rog. Ashami epistolae, Oxford, 1703, S. 434. — De regno Christi libri 2. Es erschien erst nach Butzer's Tod, Basel, Oporin, 1557, f°. Es wurde auch ins Französische (Genf, 1558) und ins Deutsche (Straßb., 1563, 4°.) übersetzt.

†††) Bei Gerdesius, Historia Evangelii renovati, B. 3, S. 227.

ren Einfluß doch nur auf Einzelne aus. Im Ganzen ging das Werk der Reformation langsamer voran, als Martyr es wünschte; zu Oxford, sagte er noch im Juli 1553 in einer daselbst gehaltenen öffentlichen Rede, ist das Volk so unwissend, daß das Evangelium ihm wie eine Fabel erscheint; seit Ostern bis heute ist nicht gepredigt worden; die Quellen der Lehre sind ausgetrocknet; „Alles ist so voll Aberglauben und Irrthum, daß, wenn wir es auch verschweigen möchten, es dennoch Jedem in die Augen fiele"*). Aber nicht nur zu Oxford, wo die neben ihm lehrenden scholastischen Theologen ihm persönlich entgegenarbeiteten, sondern überhaupt in England waren die Schwierigkeiten immer noch bedeutend groß. Martyr und Butzer klagten über die Zahl und Macht der Gegner und den Mangel an Predigern, über die Unsittlichkeit Vieler, die doch behaupteten, das Evangelium angenommen zu haben, und die feigen Rücksichten der Politiker, die die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung zugaben, aber aus Furcht vor Empörung nur wenig ändern wollten. Doch hatten sie Vertrauen zu dem jugendlichen König, dessen Frömmigkeit und frühe Einsicht sie in Erstaunen setzten, in den Eifer vieler Großen des Reichs, in die Thätigkeit des Erzbischofs von Canterbury und mehrerer Geistlicher, besonders derer, die, unter Heinrich VIII. verbannt, im Auslande, zumal in Straßburg und in Zürich, die nach den reformatorischen Grundsätzen geordneten Kirchen kennen gelernt hatten**). Zu diesen gehörten vorzugsweise der Professor der Theologie, John Rogers, der Bischof von Exon, Miles Coverdale, Edmund Grindall, einer der Kapläne des Königs, John Hooper, der in Zürich Bullinger's Freund geworden war und nun in London mit mächtiger Beredsamkeit das Evangelium predigte. So wie diese Männer, so schloß sich auch der junge Baccalaureus der Theologie, John Jewel, in der Folge eine der Hauptstützen der englischen Kirche, an Martyr und Butzer, als an die vorzüglichsten Repräsentanten der Reformation in England an. Aus protestantischen Ländern, besonders der Schweiz, kamen Jünglinge, um der beiden gefeierten Lehrer Vorlesungen zu hören. Den 10. Januar 1550 wurde Martyr zum Canonicus zu Oxford ernannt.

Bei der Achtung in der er stand, bei dem Vertrauen Cranmer's und der Freundschaft Butzer's, war es Martyr nicht schwer über die Schmähungen hinwegzusehn, denen er nicht selten ausgesetzt war. Von den Oxforder Stiftsherren waren nur zwei ihm befreundet, Bernard und Bankes; mit den Uebrigen, zumal mit Doctor Tresham, vermochte er nie sich auszusöhnen; es waren strenge Katholiken und starre Engländer, die in ihm nur den Ketzer und den Fremden sahen. Aufgehetzte Studenten verfolgten ihn durch grobe

*) Oratio de utilitate sacri ministerii. Loci communes, S. 1037.

**) Martyr an Bullinger, 1. Juni 1550. Ms. — Butzer an Calvin, 25. Mai 1550. Bei Hundeshagen Epistolae aliquot ineditae ad historiam eccles. Magnae Britanniae pertinentes. Bern, 1840, 4°. S. 19.

Beleidigungen, warfen die Fenster seiner Zimmer ein, machten des Nachts Lärm vor seinem Hause, um ihn im Arbeiten zu hindern; er sah sich genöthigt sein Stifthaus zu verlassen und eines der Gebäude des Priorats der heiligen Frideswida zu beziehen; im Garten dieses Klosters baute er sich eine kleine stille Wohnung, wo er nicht mehr gestört werden konnte*). Auch an Schriften von Gegnern fehlte es nicht. Ein gewisser White von Winchester verfaßte ein Schmählibell in Versen, über Martyr's Lehre vom Abendmahl, über seine Vorlesungen, über seine vorgebliche Weigerung mit Doctor Smith zu disputiren**). Letzterer gab zu Löwen, und bald nachher ein zweites Mal zu Paris, einen Traktat über den Cölibat heraus, den er schon seit längerer Zeit gegen Luther in Bereitschaft hatte, und nun auf Martyr anwandte, aus dem er einen ehemaligen Karthäuser machte***). Zugleich wollte er über's Abendmahl etwas gegen ihn veröffentlichen †). Die Schrift über den Cölibat erhielt Martyr, als er im Begriff war seine Vorlesungen über den ersten Corintherbrief in den Druck zu geben; er wollte daher noch Einiges beifügen, um Smith zu widerlegen, so sehr es ihm auch zuwider war mit einem solchen Gegner zu thun zu haben; allein da man in ihn drang, die Herausgabe des Commentars nicht zu verzögern, verschob er die Antwort auf den ihn hassenden Doctor auf gelegenere Zeit. Als er später sah, daß in der englischen Kirche die Frage nur noch von untergeordnetem Interesse war, weil im Jahre 1552 das Parlament die Priesterehe als völlig gültig erklärt hatte, ließ er die Arbeit liegen; erst unter der Regierung Maria's nahm er sie wieder auf. Richard Smith zeigte sich übrigens selber bereit sich zu widerlegen; er war von Löwen nach Paris, und von da nach Schottland gegangen; allein der Ruf seiner mehrfachen Religionswechsel war ihm nirgends günstig gewesen; der Doctor Proteus, wie ihn die Oxforder Studenten nannten ††), flößte Niemanden Vertrauen ein. Dieses Lebens überdrüssig, beschloß er eine neue Schwenkung zu machen; von Schottland aus schrieb er an Cranmer, er sei bereit von nun an recht ernstlich der protestantischen Kirche zu dienen, und um davon einen Beweis zu geben, biete er sich an gegen sein eigenes Buch

---

*) Wood, Hist. Univ. Oxon., Th. 2, S. 257.

**) Diacosio-Martyrion contra P. Martyrem. White wurde deßhalb gefangen gesetzt. Die Schrift sollte zu Löwen gedruckt werden, wurde es aber erst 1553 zu London.

***) Defensio coelibatus sacerdotum. Confutatio quorundam articulorum de votis monasticis Petri Martyris. Löwen, 1550. — 2. Ausgabe: Defensio sacri Episcoporum et sacerdotum coelibatus, contra impias et indoctas P. M. nugas et calumnias, quas ille Oxonii in Anglia duobus retro annis in sacerdotalium nuptiarum assertionem temere effutivit. Paris, 1550.

†) Martyr an Butzer, 10. Jan. 1551. Rog. Ashami Epistolae, S. 438.

††) Martyr, De votis, S. 612.

riesterehe zu vertheidigen. Es ist nicht nöthig zu sagen, daß ein solches ieten nach Verdienst abgewiesen wurde*).

Auf Martyr warteten wichtigere Arbeiten als die Widerlegung eines hen wie Smith. Ein großes Werk war noch zu vollbringen, die Festig der englischen Liturgie. Zur Wiederherstellung der Kirche, gehörte der Reinigung der Lehre, auch die der gottesdienstlichen Formen; in ind wurde jedoch diese, dem Gesammt-Charakter der englischen Reforn gemäß, nicht so völlig durchgeführt wie anderswo. Schon im Anfang Jahres 1548 hatte Cranmer einige katholische Gebräuche abgeschafft ie Bilder aus den Kirchen entfernen lassen; bald darauf hatte er, mit n Bischöfen, eine Liturgie vorbereitet, in der noch mancherlei Katholibeibehalten war: das Abendmahl nach dem Ritual der Messe, die Ohrent, die Fürbitten für die Verstorbenen, das Kreuzschlagen bei den Gebedie Priesterkleidung, bestehend in einem, über ein weißes Kleid angezogehorrock, und einer Mütze, deren vier Ecken die vier Enden der Welt llen sollten. Anfangs 1549 war diese, noch sehr katholische Gottesdienstung, von dem Parlament als allgemeines Gebetbuch (Common prayer) gutgeheißen und eingeführt worden. So viel Römisches auch noch war, so fand sie doch an verschiedenen Orten einen Widerstand, der katholische Priester und Edle genährt, in Empörung ausbrach; so in olk, in Devonshire, und selbst in der Nähe von Oxford. Aus ihren ern vertriebene Mönche stellten sich an die Spitze fanatisirter Bauern, drangen gegen die Universitätsstadt vor; Martyr hielt eine Rede an die enten, um die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen; jedoch der Heron Norfolk, der die Empörer zurücktreiben sollte, unterhandelte mit ihnen ließ sie in Oxford ein. Martyr, als Hauptbegründer der reformatori-Lehre und als Freund Cranmer's verhaßt, mußte fliehen; er hatte kaum seiner Gattin bei einer befreundeten Familie ein Unterkommen zu verfen. Er begab sich an den Hof, und stellte das Bedenkliche der Unruhen die man geneigt gewesen war als unbedeutend zu betrachten**). Lord y wurde mit Truppen ausgesandt; da er nicht, wie Norfolk, dem Kathomus anhing, vertrieb er die Empörer aus Oxford, und Martyr konnte Amt wieder übernehmen.

Allein auch unter den Protestanten selbst stieß die neue Liturgie auf wohlundeten Widerwillen. John Hooper, der besonders zu Zürich die Einit der reformirten Cultus- und Kirchenordnung kennen gelernt hatte,

*) Ebendas.

**) Sein Bericht über den Aufstand, so wie seine Rede an die Oxforder Studenten, sollen noch handschriftlich zu Cambridge existiren. Tanner, Bibl. britannica, S. 516.

Beleidigungen, warfen die Fenster seiner Zimmer ein, machten des Nachts Lärm vor seinem Hause, um ihn im Arbeiten zu hindern; er sah sich genöthigt sein Stifthaus zu verlassen und eines der Gebäude des Priorats der heiligen Frideswida zu beziehen; im Garten dieses Klosters baute er sich eine kleine stille Wohnung, wo er nicht mehr gestört werden konnte*). Auch an Schriften von Gegnern fehlte es nicht. Ein gewisser White von Winchester verfaßte ein Schmählibell in Versen, über Martyr's Lehre vom Abendmahl, über seine Vorlesungen, über seine vorgebliche Weigerung mit Doctor Smith zu disputiren**). Letzterer gab zu Löwen, und bald nachher ein zweites Mal zu Paris, einen Traktat über den Cölibat heraus, den er schon seit längerer Zeit gegen Luther in Bereitschaft hatte, und nun auf Martyr anwandte, aus dem er einen ehemaligen Karthäuser machte***). Zugleich wollte er über's Abendmahl etwas gegen ihn veröffentlichen †). Die Schrift über den Cölibat erhielt Martyr, als er im Begriff war seine Vorlesungen über den ersten Corintherbrief in den Druck zu geben; er wollte daher noch Einiges beifügen, um Smith zu widerlegen, so sehr es ihm auch zuwider war mit einem solchen Gegner zu thun zu haben; allein da man in ihn drang, die Herausgabe des Commentars nicht zu verzögern, verschob er die Antwort auf den ihn hassenden Doctor auf gelegenere Zeit. Als er später sah, daß in der englischen Kirche die Frage nur noch von untergeordnetem Interesse war, weil im Jahre 1552 das Parlament die Priesterehe als völlig gültig erklärt hatte, ließ er die Arbeit liegen; erst unter der Regierung Maria's nahm er sie wieder auf. Richard Smith zeigte sich übrigens selber bereit sich zu widerlegen; er war von Löwen nach Paris, und von da nach Schottland gegangen; allein der Ruf seiner mehrfachen Religionswechsel war ihm nirgends günstig gewesen; der Doctor Proteus, wie ihn die Oxforder Studenten nannten ††), flößte Niemanden Vertrauen ein. Dieses Lebens überdrüssig, beschloß er eine neue Schwenkung zu machen; von Schottland aus schrieb er an Cranmer, er sei bereit von nun an recht ernstlich der protestantischen Kirche zu dienen, und um davon einen Beweis zu geben, biete er sich an gegen sein eigenes Buch

*) Wood, Hist. Univ. Oxon., Th. 2, S. 257.

**) Diacosio-Martyrion contra P. Martyrem. White wurde deßhalb gefangen gesetzt. Die Schrift sollte zu Löwen gedruckt werden, wurde es aber erst 1553 zu London.

***) Defensio coelibatus sacerdotum. Confutatio quorundam articulorum de votis monasticis Petri Martyris. Löwen, 1550. — 2. Ausgabe: Defensio sacri Episcoporum et sacerdotum coelibatus, contra impias et indoctas P. M. nugas et calumnias, quas ille Oxonii in Anglia duobus retro annis in sacerdotalium nuptiarum assertionem temere effutivit. Paris, 1550.

†) Martyr an Butzer, 10. Jan. 1551. Rog. Ashami Epistolae, S. 438.

††) Martyr, De votis, S. 612.

Priesterehe zu vertheidigen. Es ist nicht nöthig zu sagen, daß ein solches
ıerbieten nach Verdienst abgewiesen wurde*).

Auf Martyr warteten wichtigere Arbeiten als die Widerlegung eines
enschen wie Smith. Ein großes Werk war noch zu vollbringen, die Fest-
lung der englischen Liturgie. Zur Wiederherstellung der Kirche, gehörte
ßer der Reinigung der Lehre, auch die der gottesdienstlichen Formen; in
ıgland wurde jedoch diese, dem Gesammt-Charakter der englischen Refor-
ıtion gemäß, nicht so völlig durchgeführt wie anderswo. Schon im Anfang
s Jahres 1548 hatte Cranmer einige katholische Gebräuche abgeschafft
d die Bilder aus den Kirchen entfernen lassen; bald darauf hatte er, mit
igen Bischöfen, eine Liturgie vorbereitet, in der noch mancherlei Katholi-
es beibehalten war: das Abendmahl nach dem Ritual der Messe, die Ohren-
chte, die Fürbitten für die Verstorbenen, das Kreuzschlagen bei den Gebe-
t, die Priesterkleidung, bestehend in einem, über ein weißes Kleid angezoge-
n Chorrock, und einer Mütze, deren vier Ecken die vier Enden der Welt
rstellen sollten. Anfangs 1549 war diese, noch sehr katholische Gottesdienst-
dnung, von dem Parlament als allgemeines Gebetbuch (Common prayer
ok) gutgeheißen und eingeführt worden. So viel Römisches auch noch
rin war, so fand sie doch an verschiedenen Orten einen Widerstand, der
rch katholische Priester und Edle genährt, in Empörung ausbrach; so in
rfolk, in Devonshire, und selbst in der Nähe von Oxford. Aus ihren
östern vertriebene Mönche stellten sich an die Spitze fanatisirter Bauern,
d drangen gegen die Universitätsstadt vor; Martyr hielt eine Rede an die
tudenten, um die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen; jedoch der Her-
g von Norfolk, der die Empörer zurücktreiben sollte, unterhandelte mit ihnen
d ließ sie in Oxford ein. Martyr, als Hauptbegründer der reformatori-
en Lehre und als Freund Cranmer's verhaßt, mußte fliehen; er hatte kaum
it seiner Gattin bei einer befreundeten Familie ein Unterkommen zu ver-
affen. Er begab sich an den Hof, und stellte das Bedenkliche der Unruhen
r, die man geneigt gewesen war als unbedeutend zu betrachten**). Lord
rey wurde mit Truppen ausgesandt; da er nicht, wie Norfolk, dem Katho-
ismus anhing, vertrieb er die Empörer aus Oxford, und Martyr konnte
n Amt wieder übernehmen.

Allein auch unter den Protestanten selbst stieß die neue Liturgie auf wohl-
gründeten Widerwillen. John Hooper, der besonders zu Zürich die Ein-
chheit der reformirten Cultus- und Kirchenordnung kennen gelernt hatte,

*) Ebendas.

**) Sein Bericht über den Aufstand, so wie seine Rede an die Oxforder Stu-
denten, sollen noch handschriftlich zu Cambridge existiren. Tanner, Bibl.
britannica, S. 516.

wurde 1550 zum Bischof von Gloucester ernannt*); er weigerte sich die bischöfliche Kleidung anzulegen und dem Erzbischof den Eid des Gehorsams zu leisten; er wurde dafür mit Gefängniß bestraft. Obgleich mißvergnügt, wurde Cranmer durch diesen Widerstand doch schwankend gemacht; er verlangte Martyr's und Butzer's Meinung darüber; auch Hooper wandte sich an sie. Martyr, der als Oxforder Canonicus, im Chore der Stiftskirche nie im Chorrock erschien**), schrieb schon im Juli 1550 an Hooper***), er theile seine Ansicht, solche Aeußerlichkeiten sollten abgeschafft werden, da der christliche Gottesdienst die größte Einfachheit verlange; das Volk gewöhne sich dadurch nur auf das Aeußere zu sehn; es gebe zu viele Geistliche, denen nichts geistliches übrig bleibe, wenn man ihnen Rock und Mütze nehme; indessen seien dieß im Grunde doch nur indifferente Sachen, der Mensch werde dadurch nicht mehr, nicht weniger heilig; so lange die Landesgesetze verlangen, daß ein Bischof nur so sein Amt verwalte, solle man sich fügen, um nicht zu größerm Streit Anlaß zu geben. Noch ausführlicher sprach er sich in einem Briefe vom 4. November aus, nachdem er sich mit Butzer über die Frage besprochen hatte†); im Bewußtsein der Nothwendigkeit, Alles abzuweisen, was der protestantischen Kirche den Schein geben könnte, als halte sie noch an römischen Traditionen und Gebräuchen fest, aber auch von der Gefahr überzeugt, unter so schwierigen Verhältnissen wie die englischen waren, bei einem noch so wenig vorbereiteten Volke, zu rasch und radikal in äußern Dingen Aenderungen zu machen, schrieb er an Hooper: „ich wünschte zwar, daß die Einfachheit, von der ich in Straßburg Zeuge gewesen, überall herrschte, und daß die Sitten der apostolischen Zeit wiederhergestellt würden; ich wünschte es um so mehr, je fester die Katholiken an dem Aeußern hängen“; indessen seien die Priesterkleider an sich indifferent; wenn es auch besser wäre, sie könnten aufgegeben werden, so sei doch der Gebrauch derselben an sich der Frömmigkeit nicht schädlich, und, die sich derselben bedienen, deßhalb nicht zu verdammen; wäre er, Martyr, dieser Ansicht, so hätte er nie Gemeinschaft mit der englischen Kirche gehabt. Wären die wesentlichen Grundlehren der Reformation in England reiner gelehrt worden und tiefer eingedrungen, so wäre es nicht schwer auch diese Aeußerlichkeiten zu entfernen; da aber die Verbreitung der evangelischen Grundsätze nur so langsam und schwierig vor sich geht, so sei zu befürchten, die Gemüther werden uns abwendig gemacht, wenn wir behaupten, die gleichgültigen Dinge seien gottlose Dinge; in England dürfe

*) Er kam 1547 mit seiner Gattin und seiner Tochter nach Zürich, und verließ diese Stadt erst den 25. März 1549.

**) Martyr an Sampson, 4. Nov. 1559. Loci communes, S. 1127. — Auch Laski hatte sich in seiner Liturgie für die Londoner Fremdengemeinde, gegen den Chorrock ausgesprochen.

***) Loci communes, S. 1085.

†) Ebendas. — S. auch seinen Brief an Bullinger, 28. Jan. 1551. Ms.

nan nicht zu rasch verfahren; man müsse zwar mit Kraft und Ernst dem Irrthum widerstehn, aber in dem Unbedeutenden Nachsicht haben, damit die Hindernisse nicht vergrößert werden. Da Hooper behauptet hatte, die Priesterkleidung gehöre dem mosaischen Cultus an, dieser sei aber, nebst dem von ihm unzertrennlichen Priesterstande, von Christus aufgehoben worden, und erst das Papstthum habe Priester und Kleider wieder eingeführt: so bewies ihm Martyr, um ihn zu einem seiner Wirksamkeit allein dienlichen Nachgeben zu bewegen, die Kirche habe schon in frühester Zeit manches aus dem mosaischen Cultus beibehalten, der Grund, die Kleider stammen aus letzterm, sei daher nicht genügend; was das Papstthum betreffe, so dürfe man nicht unbedingt Alles wegwerfen, was aus den Zeiten des Mittelalters komme, es wäre dieß eine andre Art von Knechtschaft statt der rechten evangelischen Freiheit, die Alles prüft, um das gut befundene zur Ehre Gottes zu verwenden; hat ja doch die alte Kirche selbst heidnische Tempel benützt, um sie in christliche zu verwandeln. Ferner führt Martyr Beispiele aus den Kirchenvätern an, um zu zeigen, daß damals schon die Geistlichen eine besondere Kleidung hatten, und wiederholt den richtigen Grundsatz, es sei zu weit gegangen, wenn man behaupte, Alles, was dem Papstthum gedient, sei darum schlecht und müsse aus diesem einzigen Grunde verworfen werden, gleich als ob man es nicht zu reinen Zwecken gebrauchen und der evangelischen Kirche dienstbar machen könne. Der Chorrock möge menschliche Erfindung sein und zur Erbauung an sich nichts beitragen; zur Zeit möge er aber beibehalten werden, um unnütze, gefährliche Streitigkeiten über Nebendinge zu vermeiden und nicht von Seiten derer selbst, die an dem so schwierigen Baue der Kirche arbeiten, diesem Baue Hindernisse zu schaffen; Alles, was nicht aus dem Glauben kommt, ist zwar Sünde, dagegen ist aber jedes von Gott geschaffene Ding gut und kann zu seinem Dienste verwendet werden.

Ganz ähnlich faßten Laski und Butzer die Sache auf; Letzterer schrieb darüber an Hooper und an Cranmer*); so sehr er wünschte, daß die Priesterkleidung nicht beibehalten worden wäre, wegen des Aberglaubens, zu dem sie Anlaß gibt, so meinte er doch, es sei jetzt nicht der rechte Zeitpunkt, um darüber zu streiten; vor Allem sei die Lehre und die Zucht der Kirche zu reinigen, dann werden solche äußere Dinge entweder von selbst verschwinden, oder doch keinen Schaden mehr thun. Hooper und die Regierung gaben beiderseits nach; Hooper willigte ein, im Chorrock in sein Bisthum Gloucester eingeführt zu werden, und Cranmer gestattete ihm, denselben nachher nicht wieder zu tragen**).

Durch diese Angelegenheit wurde man auf die Nothwendigkeit aufmerk-

*) 8. Dec. 1550. Scripta anglicana, S. 681. 705. — Laski's Briefe, bei Gerdesius, Scrinium, B. 2, Th. 1, S. 656.

**) Neal, History of the puritans. London, 1754, 4°. B. 1, S. 47.

sam gemacht, die Liturgie einer neuen Revision zu unterwerfen. Martyr und Butzer, als die Haupt-Repräsentanten der reformatorischen Theologie in England, wurden aufgefordert, ihre Gutachten darüber abzugeben; auch Calvin und Andre wurden im Allgemeinen zu Rathe gezogen. Für Martyr und Butzer übersetzte John Cheke die Gottesdienstordnung von 1549 ins Lateinische. Beide wechselten mehrere Briefe darüber, bis, Anfangs Jänner 1551, Butzer, in Uebereinstimmung mit Martyr, seine, an Cranmer gerichtete, Censur der englischen Liturgie verfaßte*). Er wies darin die Reste katholischer Gebräuche nach und drang auf größere evangelische Einfachheit; doch gingen weder er, noch Martyr, so weit wie die Genfer; in mehrern Punkten gestatteten sie den liturgischen Bedürfnissen eine größere Befriedigung; auch die von den Genfern mißbilligte Kranken-Communion gaben sie zu; in einem, mehrere Jahre später geschriebenen Traktate, sagte Beza: „unsre Kranken begehren die Privat-Communion nicht; sie wissen, daß ihre Seligkeit nicht von dem Sacramente abhängt, weil nicht die Ermangelung, sondern nur die Verachtung desselben für das Heil gefährlich ist; die Feier des Sacraments soll in einer öffentlichen Handlung bestehn; das Abendmahl ist eine Gemeinschaft, die Privat-Communion ist dieß nicht"**). Martyr und Butzer waren nicht dieser Ansicht; sie sahen in dem Abendmahl allerdings ein Zeugniß der Gemeinschaft, welche die Glieder der Kirche unter einander verbindet, aber auch ein Zeugniß und Mittel der Gemeinschaft des Einzelnen mit Christo; daher konnten sie es den Kranken nicht versagen. Nur billigte Martyr die Art nicht, wie nach der englischen Liturgie die Kranken-Communion angeordnet war; der Geistliche sollte nemlich, an einem Tage, wo das Abendmahl auch öffentlich in der Kirche gefeiert wird, dem Kranken die Elemente ins Haus bringen und sie ihm reichen, ohne die dazugehörenden Worte zu sprechen. Da das Wort von dem Zeichen nicht getrennt werden soll, wollte Martyr, daß bei dem Kranken die Handlung in ihrer Vollständigkeit verrichtet werde; er wunderte sich, daß Butzer in seiner Censur nicht hierauf aufmerksam gemacht hatte; Butzer that es hierauf in der Anweisung, die er über die Kranken-Communion schrieb***).

Dieses Gutachten, so wie die von Laski ausgearbeitete Liturgie für die Fremden-Gemeinde, wurden einer vom König ernannten Commission übergeben. Mehreres, das in dem allgemeinen Gebetbuch von 1549 noch dem

---

*) Censura super libro sacrorum; in den Scripta anglicana Buceri, S. 456 u. f.

**) De coena Domini plena et perspicua tractatio. Genf, 1559. — Calvin theilte nicht ganz die Meinung Beza's. An Olevian, 1. Dez. 1563. Epistolae, S. 330.

***) Martyr an Butzer, 10. Jan. 1551; Rog. Ashami epistolae, S. 437. — Butzer's Anweisung über die Kranken-Communion, Scripta anglicana, S. 356 u. f.

Katholicismus angehörte, die Ohrenbeichte, die Gebete für die Verstorbenen, das Kreuzschlagen, der Exorcismus, der Gebrauch des heiligen Oels, und besonders die so anstößige Priesterkleidung, wurde nun abgeschafft. Den 6. April 1552 wurde diese revidirte, dem einfachen reformirten Typus näher gebrachte Liturgie von dem Parlamente angenommen. Sie war ein bedeutender Fortschritt in dem Werke der englischen Reformation, und ein neuer Beweis von dem Einflusse, den Martyr und Butzer auf diese ausübten.

Siebentes Kapitel.

Butzer's Tod. — Martyr's literarische und kirchliche Thätigkeit. — Tod seiner Gattin.

Die Arbeit Butzer's über die Liturgie war eines seiner letzten Werke. Sein Freund und College Fagius war schon den 13. November 1549, kaum sieben Monate nach seiner Ankunft in England, dem ihm schädlichen Clima erlegen. Tremellio war ihm als königlicher Professor des Hebräischen nachgefolgt, und hatte seitdem mit Butzer für Bibel-Erklärung mit Treue und Erfolg gewirkt. Bereits im August desselben Jahres hatte auch Letzterer angefangen kränklich zu werden; achtundfünfzigjährig, nach einem Leben voll rastloser Thätigkeit und ermüdender Arbeit, begann er die Last des Alters zu fühlen; seit dem August 1549 bis zum Mai 1550 konnte er kaum drei Monate lang sein Amt versehn. Ohne den Gedanken an das hohe Werk, das ihm vom Herrn aufgetragen war, wäre dieß wohl eine schwere Zeit für ihn gewesen; obgleich von den Häuptern der englischen Kirche und von der nach Besserm strebenden Jugend als ein Vater verehrt, stand er doch einsam in dem fremden Lande; die Sprache nicht verstehend, war er auf den Umgang mit Gelehrten beschränkt, er entbehrte des freien, lebendigen Verkehrs mit einer Gemeinde, wie er ihn so lange als Prediger zu Straßburg gehabt hatte; schon bald nach seiner Ankunft in England war es ihm und Fagius unheimlich geworden, sie hätten einen Ruf nach Deutschland vorgezogen, nur das Bewußtsein, dem Willen des Herrn zu folgen, hielt sie zurück*). Jetzt da Fagius gestorben war, und Butzer nur selten mehr als Lehrer auftreten konnte, mußte sich bei ihm zum körperlichen Leiden noch öfter als vorher das Gefühl der Einsamkeit gesellen und der Wunsch in ihm erwachen nach der fernen Heimath. Von Straßburg, das auch für Martyr eine Heimath war, unterhielt er sich mit diesem in allen Briefen, die sie einander schrieben; persönlich konn-

*) Fagius an Marbach, 29. Juli 1549. Bei Fecht, S. 12.

ten sie sich nur selten sehn; im Sommer 1550 verblieb Butzer einmal eilf Tage in Martyr's Hause zu Oxford; bald darauf wurde er krank. Auf Ostern 1551 wollte Martyr den Freund zu Cambridge besuchen; Beide freuten sich auf diese lang ersehnte Zusammenkunft; sie fand aber nicht mehr statt: Butzer starb schon den letzten Februar. Der Ritter John Cheke, der in Cambridge anwesend war, schrieb über diesen Verlust, an Martyr, einen Brief voll innigen Gefühls *); Butzer, dem treuen Kämpfer für das Evangelium, sagte er das schönste Lob durch die an den Freund gerichteten Worte: „du weißt, wie er nicht für sich gelebt, sondern sich ganz dem Dienste seines Erlösers ergeben hatte." Cheke berichtete ferner von der öffentlichen Trauer, von dem Leichenbegängnisse, dem bei drei Tausend Menschen, geführt von dem Vize-Kanzler der Universität und dem Stadtmagistrate, beigewohnt, von den Reden, die Walter Haddon, Mathew Parker und der als Theologe ausgezeichnete Redner der Universität Doctor John Redman gehalten, und die dießmal keine eitle Lobeserhebungen, sondern tief empfundene Zeugnisse von dem Wirken eines edlen Mannes und frommen Christen waren. Wie hätte Martyr nicht von Schmerz ergriffen sein sollen, als er diese Nachrichten erhielt? Er schrieb an Butzer's Wittwe, um sie zu trösten **); sein Brief zeigt aber nur wie sehr er selbst des Trostes bedurfte: „ich vermag meine Thränen nicht zurückzuhalten, wenn ich daran denke, daß der Kirche ein so treuer Hirte, der Schule ein so trefflicher Lehrer, dir ein so frommer Gatte, und mir ein so unvergleichlicher Freund entrissen ist. In den Zeiten der Noth hat er mir geholfen und mich aufgerichtet; ich werde es nie vergessen, wie ich bei ihm, in jedweder Bedrängniß, den sichersten Rath gefunden habe. Was mich am meisten aber betrübt, ist daß ich den Sterbenden nicht mehr gesehn, daß ich seine letzten Worte, in welchen sich gewiß die höchste Frömmigkeit aussprach, nicht gehört, daß ich, so lange sein innigster Freund, ihm die letzte Ehre nicht habe erzeigen können. Mein Butzer ist in den Himmel aufgenommen, ohne von seinem Martyr Abschied genommen zu haben! Was soll ich thun? Wohin mich wenden? Ohne ihn, einsam und verlassen, vermag ich nicht zu leben; ich bitte dich, o Herr, erbarme dich, nach deiner Gnade, meines Schmerzes, laß mich nicht lange mehr getrennt von ihm. Jetzt erst fühle ich das Elend der Verbannung, das mir, so lange er lebte, erträglich war; jetzt weiß ich, daß ich kein Vaterland habe." In ähnlicher Stimmung schrieb er an Conrad Hubert zu Straßburg, den treuen Gehülfen Butzer's, so lange er in dieser Stadt gewirkt hatte"***): In Frieden hat ihn Gott zu sich gerufen, er hat nicht geduldet, daß er in die Hände der Feinde fiel. Er ist glücklich, wir allein sind zu beklagen, die wir den schwersten Unfällen noch ausgesetzt sind.

---

*) 2. März 1551. Scripta anglicana, S. 864.

**) Loci communes, S. 1089.

***) 8. März 1551. Scripta anglicana, S. 900.

So lange Butzer in England gelebt, so lange ich mit ihm in Straßburg verunden gewesen, hat es mir nie geschienen als sei ich im Exil. Jetzt aber omme ich mir ganz und gar als verlassen vor. Bisher hatte ich einen treuen enossen auf dem Wege, auf dem wir vereint vorangingen; jetzt aber bin ich on dem getrennt, der gleichsam meine zweite Seele war. Wahrlich, Gottes and hat mich schwer getroffen. Als Butzer voriges Jahr mich besuchte, da nterhielten wir uns von den Freunden in Straßburg, glaubten uns in ihre Mitte versetzt, sprachen von unsrer Rückkehr; jetzt ist er mir vorausgegangen, ber nicht nach unserm Straßburg, sondern in die glorreiche Gemeinde des immels; da ist ihm nun eine ewige, selige Heimath angewiesen, aus der er icht vertrieben werden wird und die er selber nicht wünschen wird zu verssen. Ich flehe zu Gott, daß, so wie er mich ihm hienieden vereint hatte, : mich nicht zu lange von ihm getrennt lassen möge."

Man hat sich zuweilen die Theologen des sechzehnten Jahrhunderts, und esonders die der reformirten Kirche, vorgestellt als strenge, unbeugsame Männer, allen Interessen fremd, außer denen des Dogma's und der Kirche; ie wenig entspricht diesem düstern, unhistorischen Bild, das, welches aus en obigen Briefen Martyr's uns entgegentritt! Wie ergreifend und zugleich ie ansprechend ist nicht dieser rein-menschliche und doch so christlich ausgesproene Schmerz eines Mannes, der, nach einem an Mühseligkeiten reichen Leben, as ein halbes Jahrhundert gedauert hatte, noch so tief den Verlust des Vaerlandes und des Freundes empfand! Sein Glaube war die Kraft, durch ie er das Herbe dieser Verluste überwand; er demüthigte sich unter die Hand Gottes, bereit Alles zu ertragen was ihm auferlegt würde; es wäre aber weer Demuth noch Ergebung gewesen, wenn er sich mit kaltem Gleichmuthe ber die ihn treffenden Schläge hinausgesetzt hätte. So auch jetzt; das Anenken an den Freund blieb lebendig in seinem Gemüthe, aber er wußte, daß in Tod eine That Gottes war; das Bild seiner zwiefachen Heimath verochte er nie zu verwischen, aber er war sich bewußt, die eine wie die andre erlassen zu haben, um dem Rufe seines Herrn zu folgen. In diesem Beußtsein ließ er sich durch keinen Schmerz in der Ausübung seines Amtes beirren.

Um diese Zeit baten ihn seine Freunde, John Cheke und Richard Coxe, um Nutzen der englischen Kirche seine Vorlesungen über den ersten Brief an ie Corinther herauszugeben. Er überarbeitete sie, und schrieb eine Vorrede azu, die er an König Eduard VI. richtete, und in der er ihm das Studium er heiligen Schrift empfahl, als das sicherste Mittel die rechten Grundsätze u finden zum Schutze und zur Regierung der Kirche. Die Handschrift schickte : Anfangs 1551 nach Zürich, wo Rudolph Gualther und Johann Wolf ie Besorgung des Druckes übernahmen*). Anfangs 1552 war dieser voll-

*) Martyr an Bullinger, 28. Jan. 1551. Ms. — Commentarii in epistolam priorem Pauli ad Corinthios. Zürich, Christ. Froschauer, 1551,

endet; den 6. März schrieb Martyr an Gualther, er habe erst dreißig Exemplare erhalten, er möge doch sorgen, daß bald mehr geschickt würden, da das Werk in England vielen Anklang finde*).

In der That zeigte sich immer deutlicher in England der Einfluß der Theologie, welche Martyr und seine Freunde lehrten. Obgleich er nicht unmittelbar an den Berathungen über die Abfassung des englischen Glaubensbekenntnisses Theil nahm, so ist dieses doch ganz von seinem Geiste durchdrungen. Schon 1548 hatte Cranmer den von Justus Jonas verfaßten Katechismus fast unverändert in's Englische übersetzen lassen; bei der immer entschiedenern Hinneigung zum Calvinismus, konnte dieß Buch nicht mehr genügen, so wenig als die frühern zehn Artikel der englischen Kirche. Cranmer faßte daher einen weitaussehenden, großartigen Plan: er wollte die bedeutendsten Theologen des Auslands, Melanchthon, Calvin, Bullinger, berufen, um mit ihrer Hülfe und mit der Martyr's und der gelehrtesten unter den englischen Bischöfen, ein gemeinsames, alle protestantischen Richtungen einigendes Glaubensbekenntniß abzufassen. Da dieses, für jene Zeit unerreichbare Vorhaben nicht in Ausführung kam, mußte er sich begnügen, die Confession durch die Theologen des Landes berathen zu lassen; als Synode zu London versammelt, nahmen diese, im Mai 1552, zweiundvierzig Artikel an als Symbol der englischen Kirche. Wir haben schon oben Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die reformirten Grunddogmen in der Fassung darin aufgenommen wurden, in der sie Martyr in seinen Vorlesungen vorgetragen hatte; auch die Abendmahlslehre wurde so festgestellt, wie sie von ihm zu Oxford vertheidigt worden war.

Gegen Ende des Jahres wurde Martyr freudig überrascht durch die Nachricht, daß er nach Straßburg zurückgerufen sei. Nach dem Tode des Doctor Caspar Hedio, eines der Straßburger Reformatoren, der den 17. October 1552 starb, trug der Scholarch und Städtmeister Jacob Sturm darauf an, sich wieder an Martyr zu wenden. Der Magistrat schrieb deshalb an Eduard VI., er möge dessen Rückkehr gestatten, die Straßburger Schule könne seiner nicht länger entbehren. Diesem Begehren fügte Martyr seine persönlichen, dringenden Bitten bei. „Wie lieb wäre es mir gewesen, sagte er später, nach Straßburg zurückzukehren! allein Gott, in dessen Gewalt ich bin, hat es anders gewollt.“ Auf Cranmer's Wunsch bewilligte Eduard die Abreise nicht; er meinte, man sollte eher noch mehr solcher gelehrter Männer aus Deutschland berufen, statt die wenigen, die man besitze, zu entlassen. Der englische Agent in Deutschland, Christoph Mount, wurde beauftragt,

1567, 1572, 1579, f°. — Das Werk wurde sogleich nach seinem Erscheinen von der Sorbonne auf das Verzeichniß der von ihr verbotenen Bücher gesetzt. D'Argentré, Collectio judiciorum de novis erroribus, B. 2, S. 171.

*) 6. März 1552. Loci communes, S. 1091.

dem Straßburger Magistrat diesen Entschluß mitzutheilen, in den ehrenvollsten Ausdrücken für Martyr, der für England unentbehrlich sei.*) Er war gerade zur Theilnahme an einem höchst wichtigen Werke berufen worden, das ein letzter Schritt sein sollte zur Befestigung und Erbauung der englischen Kirche. Das erste Parlament nach Eduard's Regierungsantritt hatte eine Commission von zweiunddreißig Mitgliedern erwählt, um die alten Kirchengesetze, das canonische Recht, so wie es in England gültig gewesen, mit der neuen Ordnung der Dinge in Einklang zu bringen. Zwei Jahre waren verstrichen ohne Erfolg; andere Angelegenheiten hatten die Geister beschäftigt; auch waren der berathenden Mitglieder zu viel. Da' ernannte der König, durch Beschluß vom 11. November 1552, nur acht Commissäre, worunter Martyr; Cranmer führte den Vorsitz; er und Martyr thaten das Meiste bei der Arbeit, die, merkwürdig rasch beendigt, schon im Februar 1553 einer Revisions-Commission übergeben wurde, zu der auch Laski gehörte. Die Einführung der neuen Gesetzgebung wurde jedoch durch den Tod des Königs verhindert. — Bevor dieses für die englische Reformation so verhängnißvolle Ereigniß eintrat, hatte Martyr einen andern Schmerz zu überwinden: den 15. Februar starb ihm die Gattin, tief betrauert von den wenigen Freunden, die er hatte, und nicht minder von den Armen Oxford's, welche die sanfte, wohlthätige Frau gleich einer Mutter verehrt hatten. Drückender als je empfand der vielgeprüfte Mann das Gefühl seiner Einsamkeit: „sie beklage ich nicht, schrieb er an Conrad Hubert,**) ich freue mich ihrer Seligkeit, mich aber beklage ich, der ich in meinem Alter von ihr verlassen bin"; es blieb ihm Niemand mehr, als der treue Santerenziano. Freunde riethen ihm zwar, im Gedanken an seine Verlassenheit, sich wieder zu verheirathen;***) da er aber mit seiner Gattin durch wirkliche Liebe verbunden gewesen, und da er bejahrt und kinderlos war, ging er auf diese jedenfalls verfrühte Zumuthung nicht ein. Bald verfiel er selbst in eine bedenkliche Krankheit, von der er nur langsam genas. So brachte er in mancherlei Bekümmerniß das Frühjahr von 1553 zu, das letzte, das er in England verlebte.

*) Strype, Ecclesiast. memorials, B. 2, Th. 2, S. 18. — Martyr, Oratio Argentinae habita; Loci communes, S. 1057.

**) 22. April 1553. Historia de vita, obitu etc. Buceri. Straßb., 1582, f°. 194.

***) Martyr an Utenhoven, 9. Mai 1553. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 667.

Achtes Kapitel.

Thronbesteigung der Königin Maria. — Martyr's Flucht aus England.

Den 6. Juli 1553 starb der vielversprechende Eduard VI.; mit ihm schien die englische Reformation in's Grab zu sinken; so wenig aber des jugendlichen Fürsten Namen untergegangen ist, so wenig ging das schöne Werk unter, das er begründet hatte, denn es war Gottes Werk. Als die Kunde seines Todes sich verbreitete, sprachen Viele von Gift; die Einen klagten die Katholiken an, die Andern den ehrgeizigen Herzog von Northumberland, an dessen Sohn die fromme und gelehrte Johanna Gray verheirathet war; Eduard VI. hatte diese letztere als seine Nachfolgerin bezeichnet. Ein Sturm, der am Todestage mit ungewohnter Heftigkeit über London brauste, schien Vielen ein Vorbote der Uebel, deren Hereinbrechen sie befürchteten.*)

Der Herzog von Northumberland rief Johanna Gray als Königin aus; allein Maria, Eduard's Schwester, der nach dem Erbrechte der Thron zukommen sollte, begab sich nach Suffolk, fand eine mächtige Parthei, verdrängte ihre Gegner und erhielt das Reich. Unter ihres Bruders Regierung hatte sie immer die Messe für sich halten lassen und die Katholiken beschützt. Sie gab nun zwar, durch ein Edikt vom 18. August, das feierliche Versprechen ab, in Sachen der Religion keinen Zwang anwenden zu wollen; der Kaiser selbst hatte sie zu Vorsicht und Schonung ermahnt. Dies Versprechen wurde jedoch nicht lange gehalten; die Reaction brach aus, und bald wüthete sie heftig und zerstörend, wie jener Sturm am Todestage des Königs. Gardiner, der Rathgeber Heinrichs VIII., wurde aus dem Gefängniß befreit, zu dem er unter Eduard, wegen seiner leidenschaftlichen Opposition, verurtheilt worden war; er ward Kanzler des Reichs, und einer der ärgsten Verfolger der Protestanten. Der Papst ernannte den Cardinal Reginald Pole zum Legaten in England; die Zeit war gekommen, dieß Königreich zum Gehorsam unter Rom zurückzuführen; doch konnte Pole sein Amt nicht so bald, als er es wünschte, antreten; auf Gardiner's Rath wollte Maria noch eine Zeitlang das kirchliche Supremat ausüben, um desto wirksamer die Wiederherstellung des Katholicismus vorzubereiten; sie ließ dem Legaten melden, sich noch zu gedulden, sein Erscheinen würde vielen ihrer Unterthanen verdächtig und zuwider sein; so brachte er beinahe ein ganzes Jahr zu Brüssel zu; erst im November 1554 ging er nach London hinüber. Es ward ihm auf diese Weise wenigstens die Schmach erspart, gegen Martyr, dem er früher so nahe gestanden, persönlich etwas zu unternehmen; Gardiner hatte bereits das Seine gethan.

Wenige Tage nach Eduard's Tode, als man noch hoffen konnte, es würde

*) S. den sogleich anzuführenden Brief Santerenziano's.

an der neuen Ordnung nichts geändert werden, hielt Martyr zu Oxford, bei Gelegenheit einer Vertheilung von Geldern an arme Studenten,*) eine Rede über den Nutzen und die Würde des kirchlichen Amts: nur Wenige, sagte er, suchen in dieser Zeit der Kirche zu dienen, sie halten das Amt für nicht einträglich genug und schätzen es gering wegen der vielen Mühen, die damit verbunden sind; es hat aber eine hohe Würde in sich selbst, es ist das schönste, trotz seiner Beschwerden, denn es vermag einen Nutzen zu bringen, wie kein Anderes; schlecht verwaltet durch unwissende und unsittliche Geistliche, ist es zwar für Viele ein Gegenstand der Verachtung geworden; wer es aber mit Glauben und Liebe übernimmt und durch ein frommes Leben der Gemeinde vorleuchtet, der wird fühlen, welch' eine herrliche Sache es ist, der Kirche Christi zu dienen und die Seelen zu weiden. Dieß war die letzte Rede, die Martyr in England hielt; sie endete auf würdige Weise seine Wirksamkeit in Oxford; gleich als hätte er die kommenden Ereignisse vorausgesehen, hatte er in derselben ausgerufen: es sind viele Collegien in dieser Stadt, aber wie wenige Prediger des Evangeliums gehn aus ihnen hervor! im Verborgenen werden Feinde der Wahrheit erzogen; Viele, statt zur Verbreitung dieser beizutragen, behaupten kühn ihre Weigerung und ihren Widerstand; wenn Gott nicht wunderbar hilft, ist nichts zu hoffen. Das Benehmen der Königin ließ diese Befürchtung im weitesten Maße in Erfüllung gehn; die Hoffnung schien verloren für lange; es mußte für die englische Reformation eine Zeit der Prüfung kommen, bevor Gott mit seiner Hülfe eintrat.

Martyr, der verhaßte Lehrer der Ketzerei, war einer der ersten, gegen welche die Reaction sich wandte. Zuerst erhob sich das lärmende Geschrei der gemeinen Verläumder; die Schmähverse White's wurden zu London gedruckt, Dr. Tresham entschädigte sich für die Höflichkeit, die er während des Oxforder Gesprächs Martyr hatte erzeigen müssen, indem er ihn nun einen verruchten Alten, einen schamlosen Irrlehrer nannte;**) es wurde die Sage verbreitet, als Martyr nach Oxford gekommen, sei er noch Katholik gewesen, habe sich aber, um dem Könige zu gefallen, der Ketzerei zugewandt; man habe ihm und Butzer, die als Lutheraner an nichts glaubten, befohlen, irgend eine Religion zum Scheine zu lehren; und Aehnliches mehr.***) Solches hätte Martyr auch jetzt verachten können, wie er es längst gethan hatte; es drohte ihm aber ernstlichere Gefahr. Die neue Regierung fürchtete in ihm den treuen und eifrigen Beförderer des Protestantismus; Gardiner besonders drang auf seine Entfernung. Es ward eine Commission nach Oxford gesandt, um die Universität „zu reinigen". Martyr erhielt den Befehl, ohne Vorwissen der Regierung sich weder aus seiner Wohnung zu entfernen, noch irgend etwas aus

*) Loci communes, S. 1035.
**) Strype, Annals of the reform., B. 1, Th. 1, S. 431.
***) Strype, Ecclesiast. memorials, B. 2, Th. 1, S. 190.

derselben wegtragen zu lassen; man wollte seine Flucht verhindern, doch wagte man es noch nicht, härtere Maßregeln zu ergreifen.*) Sechs Wochen blieb Martyr in sein Haus gebannt. Als keine neuen Befehle kamen, begab sich Santerenziano nach London, um sich mit den Freunden zu berathen; allein schon war deren Zahl vermindert und die treugebliebenen selbst in Gefahr. Mit dem Prediger William Wittingham beschloß er eine Bittschrift an die Königin zu richten; sie sagten darin, Martyr sei von dem verstorbenen König regelmäßig berufen worden; als im verflossenen Jahr der Straßburger Magistrat ihn wieder zurückbegehrte, habe der König es verweigert und Martyr habe sich dem Befehle zu bleiben gefügt; in den Archiven müssen sich die hierauf bezüglichen Acten befinden, mehrere der Räthe Maria's werden es übrigens selber bezeugen können; dabei habe Martyr nichts weder gegen die Königin, noch gegen die bestehenden Gesetze verbrochen; gegen etwaige Anklagen sei er bereit, sich zu rechtfertigen; da er sehe, daß die Königin sich seiner nicht mehr bedienen wolle, möge sie ihm gestatten, das Land zu verlassen. Ordentlich berufen, sollte Martyr auch ordentlich entlassen werden. Mit dieser Bittschrift eilten Santerenziano und Wittingham an den Hof nach Richmond; sie baten vergebens um Gehör. Wittingham ging nach Oxford, um Martyr persönlich zu schützen, da die Meisten bereits seinen Umgang flohen; Santerenziano blieb in London, umsonst sich nach Solchen umsehend, die sich für den bisher so geachteten Fremden verwenden möchten. Die Sonderung der treuen und der feigen Gemüther hatte sich schnell gemacht; jene waren nun ohne Einfluß und mußten an eigne Rettung denken; diese, nur auf die Erhaltung ihrer Stellung bedacht, kannten nicht mehr den verlassenen Mann. Nach langem Warten ward endlich Martyr gestattet, nach London zu kommen, um seine Sache vor den königlichen Räthen zu vertheidigen; er erhielt auch die Erlaubniß, seine Habseligkeiten mit fortzunehmen. Doch mußte er sich mit solcher Schnelligkeit entfernen, daß ihm viele Bücher und wichtige Schriften verloren gingen.**) Als er, die Universitätsstadt verlassend, die Glocke zum letzten Mal hörte, die früher die Studenten zu seinen Vorlesungen gerufen hatte, jetzt aber nur noch für scholastische Lehrer läutete, soll er seufzend ausgerufen haben: mit diesem Klange verweht aller Erfolg meiner Lehre.***) In London angekommen, eilte er zu Cranmer, der sich angeboten hatte, mit all seinem Gute dafür zu bürgen, daß er nicht heimlich entfliehen werde. Allein Cranmer's Ansehn war dahin. Auch er war auf eigenthümliche Weise verläumdet worden; man hatte behauptet, bei der Todtenfeier des Königs und der Thronbesteigung Maria's hätte er die Messe gesungen, um sich bei Letzterer einen guten Namen zu machen. Entrüstet sagte er nun

*) Ueber das Folgende s. den, wahrscheinlich an Laski gerichteten Brief Santerenziano's, 20. Nov. 1553. Fueslin, Epistolae reform. helvet., S. 304 u. f.

**) Martyr an den Straßburger Magistrat, 8. Juni 1557. Ms.

***) Wood, Historia Universit. Oxon., T. 1 S. 276.

Martyr, er habe, den 5. September, eine Erklärung öffentlich verkündigen lassen,*) in der er diese perfiden Gerüchte widerlegt und, in Bezug auf seinen Freund, folgendes beigefügt hatte: „wenn auch von Unwissenden und Böswilligen des Doctor Peter Martyr's Gelehrsamkeit herabgesetzt wird, so erkläre ich doch, in seinem und meinem Namen, daß, wenn uns Ihre Majestät die Königin gestattet, in einer freien Disputation aufzutreten, wir Beide es auf uns nehmen, mit vier oder fünf Andern, die ich mir auswählen werde, gegen Jedermann zu beweisen, daß nicht nur die Kirchengebete und die Gottesdienstordnung, sondern auch die Lehre und die gesammte Einrichtung der Kirche, so wie sie unter König Eduard eingeführt worden, reiner und dem Worte Gottes angemessener waren, als was seit mehr als tausend Jahren in England bestanden hatte; nur müsse Alles nach der einzigen heiligen Schrift beurtheilt werden." Martyr billigte vollkommen diesen Schritt; hätte Cranmer ihn nicht gethan, so hätte er ihn vorgeschlagen. In der Hoffnung, das Begehren würde ihnen gestattet werden, bereiteten sie sich auf die Disputation vor. Die mit neuem Eifer erfüllten katholischen Theologen, als sie sahen, daß viele protestantische Geistliche theils schon im Kerker waren, theils die Flucht ergriffen hatten, redeten zuerst viel von ihrem Verlangen, mit Martyr und Cranmer zu disputiren; bald aber besannen sie sich anders und „sangen das alte Lied": mit Ketzern sei nicht zu verhandeln, man müsse sich der Kirche unterwerfen, dazu bedürfe es des Glaubens und keiner Beweise. Man fand Mittel, Cranmer des Hochverraths anzuklagen; nachdem er zum letzten Mal mit Martyr gespeist, verließ er ihn mit den Worten: „meine Richter erwarten mich, ich werde Dich nicht mehr sehen; bestehe darauf, daß Du freien Abzug erhaltest; wo nicht, so fliehe; von unsern Gegnern steht Dir nur Schlimmes bevor." So trennten sich die Freunde, um sich in der That nie mehr auf Erden zu sehn.

Fünf Tage nachdem Cramner in den Tower abgeführt worden, erhielt Martyr den königlichen Geleitsbrief, der ihm gestattete, das von nun an allen Gräueln der Verfolgung geweihte Land zu verlassen. Es war zwar von Einigen darauf gedrungen worden, auch ihn in's Gefängniß zu werfen; allein ein letzter Rest von Achtung vor der gesetzlichen Ordnung ließ diese Willkür nicht zu; er war unter dem Schutze der Gesetze berufen worden; man wollte sich den Schein nicht geben, als verweigere man ihm jetzt diesen Schutz. Gardiner selbst soll ihm Mittel zur Reise verschafft haben, sei es, wie der Geschichtschreiber der Oxforder Universität sich ausdrückt, daß er die Verdienste des Mannes nicht mißkennen konnte, oder daß er sich beeilen wollte, die katholischen Theologen von einem so gelehrten und rüstigen Gegner zu befreien.**)

Einige Freunde riethen ihm, der ihm erwiesenen Gnade nicht zu trauen; man hatte erfahren, daß Engländer, die mit Geleitsbriefen versehen an der

*) Bei Gerdesius, Historia Evang. renovati, B. 4, S. 234.
**) Wood, Hist. Univ. Oxon., T. 1, S. 277.

belgischen Küste gelandet waren, der Inquisition überliefert worden waren. Um daher seine Abreise geheim zu halten, kündigte Martyr an, er werde nach Hamburg überfahren; während vierzehn Tagen blieb er im Hause eines befreundeten Schiffscapitäns verborgen; hierauf ging er nach Antwerpen ab. Den nämlichen Tag als er landete, kam auch Santerenziano mit einem andern Schiffe an. Von da reisten sie heimlich, in der folgenden Nacht, in einem Wagen ab, bis Cöln; hier bestiegen sie ein Fahrzeug, das sie nach mancherlei Gefahren, durch die damals herrschende Pest und durch die, die Ufer besetzenden kaiserlichen Soldaten hindurch, nach Straßburg brachte. Zum zweiten Mal ward die freie, gastliche Stadt sein Asyl; aber nur für wenige Jahre, denn auch in Straßburg traten Verhältnisse ein, die ihn zu neuer Auswanderung nöthigten.

Viertes Buch.

Zweiter Aufenthalt in Straßburg. 1553—1556.

Erstes Kapitel.

Martyr's Wiederankunft in Straßburg. — Straßburger Zustände. — Girolamo Zanchi *).

Es fügte sich seltsam, daß am Tage, wo Martyr wieder in Straßburg eintraf, den 30. October 1553, einer seiner edelsten Freunde die Erde verließ, abgerufen von dem Herrn, dem auch er ein treuer Diener gewesen war. Es war der Sterbetag Jacob Sturm's, den man einen großen Mann nennen würde, wenn er auf größerem Schauplatze gewirkt hätte; nicht Alle, denen die Nachwelt diesen Namen beigelegt hat, haben ein Herz gehabt wie er, voll hoher Gedanken für Recht und Vaterland und voll frommer Demuth gegen Gott. Johann Marbach, der ihm in seinen letzten Stunden beigestanden war, schrieb, tief ergriffen, in sein Tagebuch: „es ist gemeiner Stadt durch das Absterben dieses theuern und werthen Mannes großer Schaden widerfahren, denn er war hoch verdient, nicht nur um die Republik, sondern um Kirche und Schule; Gott möge helfen, denn das Regiment dieser Stadt hat an Leuten, die des Vaterlands Liebhaber und Beförderer sind, gar abgenommen." Den andern Tag wurde Sturm begraben; Marbach hielt die Leichenpredigt, vor zahlloser Versammlung; sämmtliche Mitglieder der Regierung, die Geistlichen, die Professoren, die Studenten, Adelige und Bürger in langem Zuge, begleiteten die Reste des verehrten Mannes an ihren letzten Ort. Auch Martyr

*) Quellen für dieses und das folgende Kapitel sind hauptsächlich die Protokolle der Straßburger Scholarchen und das handschriftliche Tagebuch (Diarium) Johann Marbach's von 1552 bis 1556.

schloß sich diesem Zuge an, um dem die letzte Ehre zu erweisen, mit dem er durch gegenseitige Achtung und Liebe so innig verbunden gewesen war*). Jakob Sturm hatte in ihm eine der festesten Stützen der neu zu erbauenden Kirche erkannt; als der Augsburger Reichstag von 1551 den Protestanten gestattet hatte Abgesandte nach dem Concil von Trident zu schicken, und die Straßburger Prediger in einem Gutachten an den Rath, den Wunsch ausgesprochen hatten, „man möge versuchen, ob Herr Dr. Peter Martyr aus England als Gesandter Straßburgs könne aufgebracht werden", hatte Jakob Sturm zu dem Rector Johann Sturm seufzend gesagt: „o daß wir diesen Mann noch hätten! er wäre vor Allen geeignet zu Trident den Katholiken entgegengestellt zu werden"**)! Als Hedio gestorben war, war Jakob Sturm es gewesen, der auf Martyr's Rückberufung gedrungen hatte; und zuletzt als er den Umschwung der Dinge in England vernommen, hatte er mit Sehnsucht die Wiederkunft des Freundes erwartet. Gott wollte aber nicht, daß sie, in diesem Leben, sich noch einmal begrüßen sollten.

Wie tief sich auch Martyr ergriffen fühlte von dem Zusammentreffen seiner Rückkehr mit dem Tode Sturms, so empfand er doch nicht minder den Trost der freundlichen Aufnahme, die ihm zu Theil ward; seine alten Freunde, die noch die Erinnerungen und Ansichten aus der schönen Zeit Butzer's bewahrten, der Rector Johann Sturm, Sleidan, der Schulvisitator Herlin, die Professoren Dasypodius und Sapidus, Conrad Hubert, Diaconus zu S. Thomae, empfingen ihn mit einer Herzlichkeit, die ihn, nach dem langen einsamen Leben in Oxford, mit dem wärmsten Dank erfüllte. Er fühlte sich doppelt glücklich, wie er an Calvin schrieb, aus dem Rachen des Löwen gerettet zu sein; die Art, wie er der Verfolgung entgangen war und in Straßburg abermals eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, erschien ihm so merkwürdig, daß ihm Alles wie ein Traum vorkam***).

Noch eine andre Freude wartete sein; er traf einen seiner ehemaligen Schüler aus Lucca, Girolamo Zanchi, als Professor der Theologie angestellt. Im Jahre 1551 hatte dieser, kurz nach dem Grafen Celso Martinengo, mit mehrern andern evangelisch gesinnten Freunden, meist alten Schülern Martyr's, Italien verlassen. Martinengo hatte zu Mailand reformatorisch gepredigt, von dem Volke mit Theilnahme gehört und von dem Statthalter, Ferdinand Gonzaga, beschützt. Allein von Girolamo Muzio der Inquisition angegeben, hatte er sich durch die Flucht der drohenden Gefahr entzogen†). Zanchi, gleichfalls verdächtig geworden, war ihm gefolgt. Beide hatten sich, nachdem sie sich eine Zeit lang in Graubünden aufgehalten, in Genf nieder-

*) Zanchii narratio, 1561. Zanchii opera, B. 7, Th. 2, S. 244.

**) Joh. Sturm, Antipappi tres. S. l., 1579, 4⁰. S. 116.

***) 3. Nov. 1553. Loci communes, S. 1091.

†) Giaxich, Vita di G. Muzio, S. 123.

gelassen. Martinengo wurde von Martyr eingeladen nach England zu kommen*), die Genfer Gemeinde italienischer Flüchtlinge wählte ihn aber zu ihrem Prediger. Als im Herbste 1552 zu Straßburg ein Nachfolger für den verstorbenen Hedio gesucht wurde, und Martyr den Ruf nicht annehmen durfte, wünschte Marbach, man möchte sich an David Chytraeus zu Rostock wenden, Jakob Sturm beschloß aber mit den übrigen Schulherren, „wieder einen gelehrten Italiener zu berufen, der Martyr ähnlich wäre." Sturm berieth sich deßhalb mit dem in Basel angestellten Curione, welcher Martinengo vorschlug; da dieser seinem Predigtamt in Genf nicht entsagen wollte, wandte man sich an Zanchi, der eben, auf Martyr's Betreiben, einen Ruf nach England erhalten hatte. Er war unterwegs um letzterm zu folgen, als er Jakob Sturm's Brief erhielt, der ihm seine Ernennung als Professor der Theologie zu Straßburg meldete; er nahm sie mit Freuden an. Als Martyr zurückkam, nahm ihn Zanchi für die erste Zeit in seinem Hause auf; hier traf Martyr auch Ochino, der, schon früher aus England entronnen, bei dem Landsmann Herberge gefunden hatte; ebenso fand sich auch Tremellio wieder bei ihnen ein.

Martyr war nach Straßburg zurückgekehrt „mit freudigem Gemüthe", weil er in der Stadt das Bürgerrecht hatte, und hoffte in sein altes Amt wieder eintreten zu können; Straßburg hielt er für sein zweites Vaterland**). Allein Manches hatte sich während seiner Abwesenheit geändert; der Geist war nicht mehr derselbe wie zu Butzer's und Capito's Zeit***). Einerseits dauerte noch das Interim fort, obgleich es für die Straßburger Bevölkerung, die für den römischen Gottesdienst durchaus keine Sympathien mehr hatte, weniger gefährlich als lästig war; in den leeren Räumen dreier Kirchen ward von, ihrer Einsamkeit überdrüssigen Priestern Messe gehalten, vor seltenen und meist gleichgültigen Zuschauern. Das einzige Drückende war, daß die Reformation in ihrem Fortschreiten gehemmt werden sollte, durch das Verweisen auf die ungewissen Beschlüsse eines zukünftigen allgemeinen Concils. Auf den protestantischen Kanzeln ward eifrig gegen diese Zustände gepredigt, der Magistrat ward mit Beschwerden und Bitten überhäuft, aber trotz der dauernden Aufregung der Gemüther, wagte er es nicht den Kaiser durch offenen Widerstand zu beleidigen. Andrerseits war mit Butzer, mit Hedio, mit Jakob Sturm der frühere versöhnlichere und freiere Geist zu Grabe gegangen; was bisher Straßburgs Ehre gewesen war, das Streben nach Vermittlung und Einigkeit im Geiste, das fingen Manche bereits an als Schmach zu deuten. Besonders seit Doctor Marbach an Hedio's Stelle, Präsident des Kirchenconvents geworden, ward immer strenger von der Nothwendigkeit geredet, über

*) Martyr an Bullinger, 4. Oct. 1552. Ms.

**) Oratio Tiguri habita. Loci communes, S. 1063.

***) Martyr an Bullinger, 29. Oct. 1553. Ms. — S. auch Martyr an Calvin, 24. Sept. 1554. Calvini epistolae, S. 147; — an Utenhoven, 7. Juni 1556. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 670.

die Reinheit des lutherischen Bekenntnisses zu wachen; Marbach, von jüngern leidenschaftlichen Predigern unterstützt, arbeitete darauf hin, die Vier-Städte-Confession durch die Augsburgische zu verdrängen und diese letztere als allein gültige Staatsreligion in Straßburg einzuführen.

Schon bei Zanchi's Ankunft hatte dieser neue Geist sich geäußert. Zanchi, gelehrt und scharfsinnig, streng systematisch in der Lehre, obschon nachgiebig in den Formeln, den Streit nicht liebend, aber heftig und zäh in der Vertheidigung, bewies in vielen Stücken den freiern Sinn seines Lehrers Martyr, und wußte sich, wie er, über manche beschränkte Vorurtheile der Zeit zu erheben. Obgleich Flüchtling wegen seines Glaubens, obgleich Italiener, der das päpstliche Wesen und das Treiben der Ketzerrichter in der Nähe gesehn hatte, war er doch nicht so absolut wie die Straßburger Prediger im Verdammen des Katholicismus. Am Tag nach seiner Ankunft, den 16. März 1553, wurde er von dem gleichgesinnten Rector Johann Sturm zu Tische geladen, nebst Marbach, Herlin, Dasypodius und Sapidus. Die Rede kam auf den Papst; Marbach meinte, sobald Einer zu dieser Stellung gelange, sei keine Hoffnung mehr, daß er jemals die Wahrheit erkenne, es sei daher nicht nöthig für den Papst zu beten. Zanchi sagte dagegen, es sei nur für die nicht zu beten, die die Sünde gegen den heiligen Geist begehn, es könne aber nicht von vornherein behauptet werden, daß ein Papst, bloß weil er Papst sei, diese Sünde begehe; so lange man nicht sicher wisse, daß er es thue, sei es Christenpflicht auch für ihn zu beten. Dieß war für Marbach, der es gleichsam für einen Glaubensartikel hielt, den Papst als den Sohn des Verderbens, den Antichrist zu betrachten, eine bedenkliche Rede. Noch viel bedenklicher erschien ihm aber was Zanchi in seiner ersten Vorlesung sagte. Den 5. April hielt dieser seine Antrittsrede; er sprach von dem Amte eines Lehrers der Theologie und der Pflicht seiner Zuhörer; manches auch jetzt noch beherzigenswerthe Wort richtete er an die Versammlung, die aus Studenten, Predigern und Professoren bestand; er sagte unter Anderm: da der Beruf eines Lehrers der Theologie darin bestehe, das Wort Gottes auszulegen, so mögen seine Zuhörer nichts anderes von ihm erwarten, als eine reine, gewissenhafte und zugleich freie Erklärung dieses Worts; unter frei verstehe er aber nur so viel, daß er nicht abhängig sein wolle von dem Ansehn dieses oder jenes Doctors; daraus, daß man in der Kirche zu viel auf Menschen-Auctorität gehalten, seien die Sekten und Spaltungen entstanden, sowohl in den ersten Jahrhunderten und im Mittelalter, als jetzt, wo der Eine Zwinglianer, ein Andrer Lutheraner, ein Dritter Calvinist genannt werde; Alle seien nach der heiligen Schrift, der höchsten Richtschnur des Glaubens, zu prüfen; ist Calvin ihr gemäßer als Luther, so müsse Luther schweigen; ist dieser es mehr als Zwingli, so müsse Zwingli schweigen*).

*) Diese Rede findet sich in Zanchi's Werken, B. 8, Th. 2, S. 219 u. f.

Durch diese Worte fühlte sich Marbach schwer verletzt; er begriff den freien Standpunkt nicht, auf den sich Zanchi stellte; es schien ihm beinah gefährlich die Bibel allein als Norm aufzustellen; er befürchtete Abfall von der reinen Lehre, das heißt von der Augsburgischen Confession, und Störung des Friedens in der Straßburger Kirche. Indessen durfte Zanchi das ganze Jahr hindurch lehren, ohne genöthigt zu sein irgend eine Formel zu unterschreiben. Als jedoch Martyr, der seit dem Oxforder Gespräch und trotz der wiederholten Betheuerungen Butzer's an die Straßburger, im Rufe stand ein Zwinglianer zu sein, sich wieder unter ihnen niederzulassen gedachte, da schien dem neuen Präsidenten des Kirchenconvents der Augenblick gekommen Maßregeln zu ergreifen, zum Schutze der lutherischen Orthodoxie.

Martyr erkannte bald, daß, unter diesen Verhältnissen, seine Rückkehr für Marbach, mit dem er bisher in freundlichem Verkehr geblieben war*), keine angenehme Erscheinung sein mußte. Da er, in seinem Alter und nach Allem was er erlebt hatte, sich nach Frieden und ruhiger Wirksamkeit sehnte, dachte er daran sich anderswo ein Unterkommen zu suchen; er wäre gern nach Genf gegangen, allein der bevorstehende Winter und der Gedanke an die kaum erst überstandenen Mühseligkeiten einer langen, gefahrvollen Reise, bewogen ihn, die nicht minder beschwerliche Reise nach Genf auf spätere Zeit zu verschieben**). Er schrieb an Bullinger er möge ihm irgendwo eine Anstellung verschaffen; man bemühte sich dafür in Zürich, und unterdessen bot ihm Ludwig Lavater seine Gastfreundschaft an***). Johann Sturm wollte ihn durch Laski dem Könige von Dänemark, für die Universität Kopenhagen empfehlen lassen†). Obgleich Sturm damals nicht ahnte, daß man in diesem, den Reformirten abgeneigten Lande, nicht einmal Laski aufnehmen würde, so that er doch zugleich Alles, um Martyr in Straßburg festzuhalten, nicht nur aus persönlicher Freundschaft und aus Uebereinstimmung der religiösen Ansichten, sondern um den gelehrten Mann für die Schule wieder zu gewinnen, an der, seit dem Tode der Reformatoren, der wissenschaftlichen Theologen nur wenige waren.

---

*) Er hatte ihn mehrmals, von England aus, aufs Herzlichste grüßen lassen.

**) An Calvin, 3. Nov. 1553. Loci communes, S. 1091.

***) Martyr an Bullinger, 15. Dez. 1553. Ms.; — an Lavater, 30. Dez. Loci communes, S. 1092.

†) 27. Juli 1554: „Superiore anno Majestati vestrae P. Martyrem commendans . . .“ Schumacher, Gelehrter Männer Briefe an die Könige von Dänemark. Kopenh., 1758, B. 2, S. 315.

Zweites Kapitel.

Bedingungen der Wiederaufnahme Martyr's.

Der Rector und die Schulvisitatoren stellten, Anfangs Dezember, an die Scholarchen das Begehren, Martyr wieder als Professor der Theologie anzunehmen. Dieß konnte nur mit vieler Mühe, nach vielem Reden erlangt werden. In den deßhalb gepflogenen Unterhandlungen kommt Manches vor, das an sich geringe Bedeutung zu haben scheint; es gehört aber zur Charakteristik der Zeit. Die ängstlichen Bedenken die man erhob, die Schwierigkeiten die man einem Manne entgegenstellte, den man eilf Jahre früher mit offenen Armen aufgenommen hatte, die Garantien, die man dießmal glaubte von ihm verlangen zu müssen, bezeichnen zu Straßburg die Uebergangsepoche aus der freiern, reformatorischen Periode in die der Herrschaft confessioneller Formen. Marbach mochte letztere für nothwendig halten zum äußern Bestande der Kirche; sie lag im ganzen Geiste der Zeit; der innern Entwicklung der Lehre und des Lebens hat sie aber wenig genützt.

Zugleich mit dem Begehren des Rectors kam an die Schulherren die Nachricht, Martyr habe in seinen, in England herausgegebenen Schriften sich über die Abendmahlslehre mehr im Sinne der Züricher, als in dem der Straßburger ausgedrückt. Marbach und die Prediger befürchteten, er möchte die „Irrlehre" auch in Straßburg einführen, und „Neuerungen" sich erlauben, die der Wittenberger Concordie zuwider wären. Um Streitigkeiten vorzubeugen, wollten daher die Scholarchen, ehe sie einen Beschluß faßten, die Sache auf's Genaueste untersuchen. Den 14. Dezember ließen sie Marbach rufen und fragten ihn um seine Meinung; er erklärte, er wisse gegen Martyr's Person nichts einzuwenden, er sei vordem sein lieber Freund gewesen, er habe ihn nie anders gekannt, denn als einen friedliebenden Mann, mit dem freundlich und gut zu leben sei; was seine Erudition belange, sei er ein fürtrefflicher, gelehrter Theologus, der die Patres fleißig gelesen habe und eine herrliche Gabe besitze, öffentlich zu lehren; mit seiner Ansicht vom heiligen Abendmahl stehe es aber, wie es den Herren Scholarchen berichtet worden; sie mögen sich daher wohl vorsehn, damit ihre Entscheidung nicht zum Anstoß der Schule und Kirche gereiche und Straßburg nicht in den Verdacht des Zwinglianismus verfalle; „wolle sich jedoch Martyr öffentlich erklären und unsre Confession (das heißt die Augsburgische, nicht die tetrapolitana) unterschreiben, so möchte ich ihn wohl in unserer Schule wissen."

Die Schulherren ließen hierauf durch einen Freund mit Martyr reden, seiner in England erschienenen Schriften wegen; er sagte, was er öffentlich gelehrt und behauptet habe, sei nicht gegen die Ansicht der Straßburger, sondern nur gegen das katholische Dogma von der Brodverwandlung gerichtet;

er sei von jeher Feind des Streitens gewesen, habe sich stets friedlich mit den Straßburgern gehalten, und sei bereit, es auch ferner zu thun. Er sah zwar voraus, wie er später an Bullinger schrieb, daß dieß eine schwere Sache sein würde; er wollte aber die angebotene Stellung nicht von sich weisen; nicht nur war ihm Straßburg theuer, sondern er hätte auch eine Weigerung für Undank gehalten, nach den früher ihm erwiesenen Wohlthaten. Jedenfalls war er der Mann nicht, der unangegriffen jemals den Streit angefangen hätte.

Da jedoch den Schulherren dieser Streit als unvermeidlich in Aussicht gestellt und ihnen deshalb viel Angst gemacht wurde von Predigern, die weniger gut von Martyr dachten als der Präsident des Kirchenconvents, wollten sie die Verantwortlichkeit nicht allein übernehmen, sondern berichteten an den Magistrat. Dieser ordnete ihnen drei seiner Mitglieder bei; den 21. Dezember wurde Martyr vor diese Commission beschieden und ihm erklärt: man habe den besten Willen ihn zu befördern, sofern es zu Frieden und Ruhe in Kirche und Schule gereichen könne; es werde aber behauptet, er stimme nicht mehr mit der Augsburger Confession überein; er möge sich deshalb aussprechen, „wie es dieses Orts bei ihm beschaffen". Martyr antwortete, wie oben schon dem zu ihm geschickten Freunde; er fügte bei, nicht nur verwerfe er die Augsburger Confession nicht, sondern nehme sie an und sei bereit, sie zu vertheidigen, insofern der Artikel vom Abendmahl richtig verstanden werde; auch möge man ihn nicht wegen der Art der Gegenwart Christi im Sacrament anfechten; er sei immer Liebhaber eines aufrichtigen und ehrbaren Friedens gewesen und werde einen solchen nie brechen, sobald man ihm gestatte, im Fall, daß der Gegenstand seiner Vorlesungen es mit sich bringe, seine Meinung einfach und ruhig, ohne bittere Worte und Angriffe gegen Andere, vorzutragen; nur sei es nöthig, wenn man Frieden wolle, auch die, welche etwa anders denken, als er, zur Mäßigung zu ermahnen, sonst könnte ihm sein Gewissen nicht erlauben, die Wahrheit unvertheidigt zu lassen.*) Den folgenden Tag ließen die sechs Rathsherren, die sich auch noch den eben so gewandten Diplomaten, als versöhnlich gesinnten Christen Sleidan beigesellten, Marbach und mehrere Prediger vor sich kommen, hielten ihnen Martyr's Erklärung vor und fragten sie um ihre etwaigen weiteren Bedenken. Nachdem die Prediger abgetreten, um sich zu berathen, erschienen sie wieder und in ihrem Namen ergriff Marbach das Wort: Zuerst dankte er den Herren, daß sie sich der Kirche so fleißig annehmen und die Einigkeit erhalten wollen; dann wiederholte er, Martyr sei ihnen ein lieber Mann, der sich immer friedlich gegen sie gehalten habe; sie würden ihn gerne neben sich leiden, wenn nur der Gespan (Streit) wegen des Abendmahls nicht wäre; da sich Martyr auf die Seite der Zwinglianer gewandt, besorgten sie künftigen „Unrath", im Fall daß er feierlich wieder angestellt würde; die Schweizer würden sagen, wir halten zu ihnen, und die

*) **Oratio Tiguri habita. Loci communes, S. 1063.**

Sachsen, wir seien von ihnen abgefallen; zwar gefalle ihnen, daß Martyr bereit sei, die Augsburgische Confession zu unterschreiben, allein „die Red sei sehr schlüpfrig", daß er vom Artikel des Abendmahls gesagt: wenn er richtig verstanden würde; sie könnten keine Deutung dieses Artikels zulassen; ihre Meinung sei daher, man solle von ihm verlangen, daß er nicht nur die Augsburgische Confession, sondern auch die Wittenberger Concordie unterschreibe, oder daß er seine Ansicht vom Abendmahl schriftlich abgebe so daß er die Augsburgische Confession approbire; dies wäre nöthig, um seine Wiederaufnahme entschuldigen zu können.

Auf dieses hin ließen sich die Herren, die mit den Differenzpunkten weniger vertraut waren, als die Prediger, von diesen den Text der Wittenberger Concordie zustellen. Den 26. Dezember ward diese durch Sleidan Martyr vorgelesen und das Begehren an ihn gestellt, sie zu unterschreiben und außerdem noch ein schriftliches Bekenntniß abzugeben. Martyr erklärte aber, die Concordie könne er nicht so geradezu annehmen, wegen der darin ausgesprochenen Lehre, daß auch die Gottlosen den Leib Christi genießen; er werde indessen Sleidan seine Ansicht schriftlich zustellen. Dieß that er gleich den andern Tag in Form eines an die Schulherren gerichteten Schreibens, dessen Inhalt folgender ist:*) „Da Bedenklichkeiten wegen der Abendmahlslehre erhoben worden sind, und die Prediger dieser Kirche befürchten, ich möchte Streit darüber veranlassen, so will ich, was ich vor einigen Tagen euch mündlich sagte, hier schriftlich wiederholen: daß ich nemlich die Augsburgische Confession, und jede andere, die nicht von ihr abweicht, insofern sie richtig erklärt werden, gern annehme und bekenne; daß ich nie Zank oder Streit veranlassen werde, sondern daß, wenn ich eine Stelle der Schrift zu erklären habe, die sich auf's Abendmahl bezieht, oder wenn eine andre Gelegenheit es erfordert, daß ich meine Meinung über diese Lehre sage, ich dieß mit aller Bescheidenheit und Mäßigung thun werde, ohne irgend Jemand mit Bitterkeit deßhalb zu behandeln. Meine Meinung kann man übrigens aus meinen, über den Gegenstand herausgegebenen Büchern ersehn; an ihr soll durch dieses mein schriftliches Versprechen nichts verändert oder vermindert sein, bis daß ich durch die heilige Schrift oder die Belehrung des heiligen Geistes es anders erkennen werde. Die Uebereinkunft Luthers und seiner Brüder im Lehramt mit Martin Butzer habe ich aber darum nicht unterschreiben wollen, weil ich nach Gottes Wort und mit gutem Gewissen nie zugeben kann, daß auch die, welche ohne wahren Glauben sind, im Sacrament den Leib Christi empfangen. Dieß darf aber Niemanden auffallen, da Butzer selbst in hiesiger Schule, in meiner Gegenwart, als er die Apostelgeschichte erklärte, anders gelehrt, und in England, wie ich aus verschiedenen seiner Schriften beweisen kann, anders geschrieben hat. Ganz richtig hat er da geurtheilt, daß, da der Glaube das einzige Mittel ist, wodurch

---

*) Loci communes, S. 1068.

b und Blut Christi empfangen werden, wenn dieser Glaube fehlt, der leib-
ie Mund nichts als die Zeichen des Leibes und Blutes, das heißt nur Wein
d Brod, vom Prediger gesegnet, empfängt. So wie wir sagen, daß ein
vachsener Mensch, wenn er ohne Glauben zur Taufe träte, nichts als das
chen, das heißt das Wasser, empfangen würde, da er durch den Glauben
h mit dem Zeichen die Gnade der Wiedergeburt erhielte, so kann auch Nie-
nd ohne Glauben Theil haben am Leibe Jesu. Dann fürchtete ich endlich
h durch das Unterschreiben der mir vorgelegten Wittenberger Concordie
Zürcher, Basler, Berner, Genfer, Engländer und alle durch Frankreich
d Italien zerstreuten Brüder zu verdammen. Dieß, glaube ich, verbietet
r Gottes Wort; so wie ich die sächsischen Kirchen liebe und achte, so ehre
d umfasse ich im Herzen auch jene Andern, die ich erwähnt habe. Gott ist
geber des Friedens; möchte er doch geben, daß wir Alle einmal gleich däch-
und redeten. Euch aber, hochgeehrte Herren, danke ich für die Gnade und
ite, die ihr mir beweiset, auf's Innigste, weil ich sie sonst nicht zu vergelten
iß, und bete zu Gott, daß er euch durch unsern Herrn Jesum Christum im-
r gnädig beschützen möge."

Diese freimüthige Erklärung, in der sich das Bewußtsein der Einigkeit
Geiste mit allen Evangelischen, trotz der Meinungsverschiedenheit, so leben-
g aussprach, schien den sechs Straßburger Rathsherren vollkommen genü-
id. Den 29. Dezember ließen sie abermals Doctor Marbach vor sich kom-
n; der Scholarch Peter Sturm, des verstorbenen Jakobs trefflicher Bruder,
ig ihm Martyrs Bekenntniß vor und fügte bei, es achten die Herren, die
ediger können sich damit begnügen, da sie ja selbst gesagt hätten, sie halten
artyr für einen friedliebenden und rechtschaffenen Mann; sie, die Scholar-
n und Rathsherren seien entschlossen, mit Letzterm zu handeln, und hoffen,
Prediger werden sich freundlich gegen ihn erzeigen und allen Hader mei-
n; Doctor Marbach möge dieß dem Kirchenconvente melden, auch könne
hinzusetzen, daß die Herren den Frieden handhaben und auf Vertheidigung
r Augsburgischen Confession wachen werden. Marbach brachte hierauf
artyrs Bekenntniß vor dem Kirchenconvente vor; dieser wollte es sich nicht
fallen lassen; er beschloß abermals die Schulherren anzugehn mit dem Be-
hren, sie möchten sowohl Martyr als die Prediger berufen, damit diese sich
gen jenen über seine Meinung erklärten. Die Schulherren gingen nicht
rauf ein; sie hatten des Redens genug; eine Disputation zwischen Martyr
d den Skrupel-erfüllten Predigern schien ihnen eine unnütze Sache; sie er-
nnten Martyr zum Professor der Theologie. Den 30. Dezember wurde er
m Kapitel St. Thomä, in dem eben eine Pfründe erledigt war, zum Cano-
us erwählt; bei seiner Installation, die den 22. Januar 1554 statt fand,
pflichtete er sich, mit den Straßburgern übereinstimmend zu lehren und in
n Dogmen nichts zu ändern; er erbot sich zugleich, außer der Theologie auch
hilosophie zu doziren, je nach den Bedürfnissen der Schule.

Im Ausland wurde Martyrs Versprechen, die Augsburgische Confession anzunehmen, von strengen Lutheranern für eitel und zweideutig erklärt;*) und im Jahre 1611 schrieb der Präsident des Straßburger Kirchenconvents, der starre Doctor Johann Pappus, Martyr habe geradezu durch sein Bekenntniß die Schulherren und die Prediger betrogen**). Nach den langen Verhandlungen, die sie mit ihm hatten, ist indessen nicht zu glauben, daß die Schulherren und ein Mann wie Sleidan sich hätten betrügen lassen; nur waren sie freisinniger als die Theologen, und hatten besseres Vertrauen in die Rechtlichkeit eines edlen Mannes. Was übrigens die Prediger anbetrifft, so scheint es, daß sie, obgleich anfangs Martyr's Erklärung ihnen nicht genügte, sich doch zuletzt zufrieden stellten; wenigstens schrieb Marbach, als er die Erwählung Martyrs in's Thomasstift in sein Tagebuch eintrug, die Worte dazu: „dem Herrn sei Lob, daß diese Sache zuletzt so weit gebracht worden, er verleihe fürder Gnad dieß steif zu handhaben zu seiner Ehre. Amen."

Auch Martyr selber darf man zum Zeugen nehmen, daß er es ehrlich gemeint hat. Er hatte von Melanchthon einen Brief empfangen, um ihm Glück zu wünschen, der englischen Verfolgung entronnen und „in der trefflichen Stadt Straßburg" wieder gastlich aufgenommen worden zu sein; Melanchthon hatte die einfachen Worte beigefügt: „ich bitte dich mit den Straßburger Lehrern und Predigern die Eintracht zu bewahren."***) Martyr antwortete ihm †): „Ich war stets von Natur zum Frieden geneigt und habe die Ruhe geliebt; je älter ich werde, desto mehr hoffe ich hievon nicht abzuweichen. Als ich hier ankam, haben mich die Professoren der Literatur und der Philosophie mit großer Liebe empfangen; auch ich liebe sie sehr. Ebenso verhält es sich mit den Predigern, obgleich ich sehe, daß einige von ihnen mir ferne bleiben; ich will jedoch nicht aufhören, sie so zu achten, wie ihr heiliges Amt es verdient. Den Frieden werde ich zu bewahren streben, doch so, daß ich über den Gegenstand, in dem sie nicht mit mir übereinstimmen, was ich für wahr halte lehren werde, wenn es die Gelegenheit mit sich bringt; eine solche werde ich aber nicht absichtlich herbeiziehen; bietet sie sich ungesucht dar, so werde ich mich mit so viel Mäßigkeit aussprechen, daß ich Niemanden angreifen oder mit bittern Worten tadeln werde. Dagegen werde ich aber nie zugeben, daß

*) Martin Frecht, von Ulm, an den Straßburger Prediger Matthias Negelin. 30. April 1554. Ms.

**) Warhaffter Bericht u. s. w., S. 354.

***) 29. Mai 1554. Ms. Dieser Brief ist noch ungedruckt. Den nemlichen Tag schrieb Melanchthon auch an Marbach: „ich bitte Dich, nimm die englischen Flüchtlinge und insbesondre Doctor Martyr liebevoll auf; ich habe an diesen geschrieben, um ihn zu ermahnen, den Frieden in eurer Kirche zu erhalten." Melanchth. epp., B. 8, S. 297.

†) 26. Juni 1554. Loci communes, S. 1093. Der Name dessen, an den dieser Brief gerichtet ist, wird hier nicht genannt; aus dem zu Zürich aufbewahrten Ms. geht aber hervor, daß es Melanchthon war.

ian mir Stillschweigen auferlege oder mich zu irgend einem Widerruf nöthige; enn dieß halte ich für das Unwürdigste, das einem frommen Manne, der öfntlich die heilige Schrift erklärt, widerfahren könnte."

Was mit Martyr gelungen war, wurde nun auch von Zanchi verlangt; an forderte ihm eine Erklärung ab über die Augsburgische Confession; er nterschrieb sie mit Martyrs Worten: insofern sie richtig verstanden wird; ier das Abendmahl reichte er ein Bekenntniß ein, das mit dem seines Freun-s übereinstimmte und gleichfalls von den Schulherren angenommen wurde. remellio wurde als Lehrer der hebräischen Grammatik angestellt, verließ jech bald darauf Straßburg wieder.*)

So schien zu Straßburg der dogmatische Friede gesichert; bei dem trome der Zeit, der die lutherischen Theologen zu immer schrofferem Gegenß gegen die Reformirten drängte, konnte er jedoch nicht von langer Dauer n. Eine Zeit lang lebte man indessen in Ruhe neben einander; einzelne rübergehende Verstimmungen abgerechnet, zeigte sich Marbach als freundlich sinnten Collegen Doctor Peter's, wie er Martyr nannte; jeder that das eine, um Bruch und Spaltung zu vermeiden.

Drittes Kapitel.

Martyr's biblische und philosophische Vorlesungen.

Martyr glaubte in die alte Lehrordnung, wie sie vor seiner Abreise nach igland bestanden hatte, wieder eintreten zu können; er kam daher mit Zanchi erein, wochenweise in den theologischen Vorlesungen mit ihm abzuwechseln. nchi, der bei seiner Anstellung den Auftrag erhalten hatte, die Propheten erklären, war gerade mit Jesaias beschäftigt; Martyr beschloß die historien Bücher, und zunächst das der Richter, vorzunehmen. Marbach und der ünsterprediger Ludwig Rabus, von Memmingen, erklärten das Neue stament.

Den 3. Februar kündigte Zanchi in seinem Collegium den Studenten , Martyr sei wieder angestellt und werde in nächster Woche sein Amt anten; er drückte seine Freude aus über das Wiederauftreten des gelehrten annes, der von Neuem eine Zierde der Straßburger Schule werden würde. ieß ward Marbach hinterbracht und gab zu einer ersten, wenn auch unbeutenden Reibung Anlaß. Es war nicht gerade das Martyr gezollte Lob,

* 1555 hielt er sich zu Amberg auf; 1557 wurde er Erzieher des ältesten Sohnes des Herzogs von Zweibrücken, und 1559 Professor an der Schule von Hornbach. Von da ging er nach Heidelberg.

worüber Marbach sich glaubte beklagen zu müssen; es war die Uebereinkunft wegen der Einrichtung der Vorlesungen. Marbach meinte, einer seit mehrern Jahren bestehenden Ordnung zufolge, wäre es an ihm, die nächste Woche Vorlesung zu halten; ohne sein Vorwissen sollte nichts verändert werden. Es hing dieß mit Zwistigkeiten zusammen zwischen den Theologen und den andern Professoren, zwischen dem Kirchenconvent und dem Schulconvent; hinter einem Streit über kleinliche Aeußerlichkeiten verbarg sich der gegenseitige Verdacht des Präsidenten Marbach und der Prediger, und des Rectors Sturm und der Professoren, der eine Theil möchte den andern wegen dogmatischer Meinungen belästigen. Als sich nun Marbach, unter dem Schein, als wisse er nichts von Martyr's Uebereinkunft mit Zanchi, den 5. Februar nach dem Hörsaal begab, kam ihm unterwegs Martyr entgegen; er hatte das Collegium geschlossen gefunden, weil der Bedell Fastnacht hielt. Mit ihm gingen einige Freunde, der Professor Sapidus, der Diaconus Conrad Hubert, Magister Nicolaus Florus, Pfarrer zu St. Aurelien; sie hatten seiner ersten Vorlesung beiwohnen wollen. Sapidus frug Marbach, ob er auch auf dem Wege gewesen, um Doctor Peter zu hören? Wie, entgegnete Marbach, scheinbar erstaunt, hat denn Doctor Peter heute lesen wollen? Als dieser bejahte, wandte sich der Präsident um und ging heim, ohne ein Wort weiter zu sagen. Nach Tisch brachte er aber sogleich seine Klage bei den Scholarchen vor; diese erklärten, Martyr solle nicht anfangen, bis die Sache geregelt sei; Marbach jedoch, sich noch zurückhaltend, schob die Schuld auf den Rector, und um zu keinem Streit mit den theologischen Professoren Anlaß zu geben, wolle er selber warten; die Scholarchen ließen sich dieß gefallen. Auf Sturms Vorschlag wurden dann die Vorlesungen folgendermaßen geordnet: die eine Woche blieb Marbach, die andre wurde für Martyr und Zanchi bestimmt, die abwechselnd, einen Tag um den andern, Vormittags das Alte Testament erklären sollten; Nachmittags alternirten sie mit philosophischen Collegien; Martyr hatte sich bereit erklärt, die Ethik zu doziren, da sie damals zu Straßburg keinen besondern Professor hatte; Zanchi lehrte die Physik. Seit dem Abgang Martyrs, Butzers und Fagius' nach England hatte der theologische Unterricht zu Straßburg Noth gelitten; „dieß gut Werk hatte angefangen still zu stehn"; jetzt nahm es wieder einen erfreulichen Fortgang.

Den 7. Februar 1554 begann Martyr seine theologischen Vorlesungen, den 12. die ethischen. Jene eröffnete er durch eine der schöngeschriebenen, inhaltreichen Reden, die er so meisterhaft auszuarbeiten wußte.*) Er sprach über das Studium der Theologie; nachdem er zuerst den Straßburgern Dank gesagt und seine stete Anhänglichkeit an ihre Stadt bezeugt, redete er von der Würde der Theologie; diese gehe hervor nicht nur aus dem hohen Alter dieser Wissenschaft, die mit den ersten göttlichen Offenbarungen an die Menschen

*) Loci communes, S. 1056 u. f.

begonnen habe, sondern auch aus deren nicht zu berechnendem Nutzen für den Einzelnen wie für die Kirche, einem Nutzen, den die weltliche Weisheit nicht zu bringen vermöge; zwar habe dieß Studium große Schwierigkeiten, besonders erscheine Vielen die Dunkelheit der heiligen Schrift als ein unüberwindliches Hinderniß; für den aber, der ernstlich forscht und Gott um Erleuchtung bittet, sei diese Dunkelheit nicht vorhanden. Nur durch das Studium der Theologie, das heißt des Wortes Gottes, könne der Kirche geholfen werden; denn es entdecke die Irrthümer in der Lehre und in den Gebräuchen, es führe auf den Weg zum wahren Glauben, der allein den Menschen rechtfertigt vor Gott. „Ihr, so schloß er seine Rede, ihr, theure Brüder, ihr habt weislich gehandelt und könnt nicht genug deßhalb gerühmt werden, daß ihr das Wort Gottes bisher bewahrtet wie euren besten Schatz, und es eingeschrieben habt auf die Tafel eures Herzens. Die Bewahrung desselben, obwohl sie Pflicht aller Christen ist, bleibt doch vor Allen denjenigen anvertraut, die entweder durch Lehren und Predigen der Kirche dienen, oder sich erst zu diesem heiligen Amte vorbereiten. Wenn auch Manche, Sklaven des Fleisches und der Welt, dieses Amt als ein geringes und ärmliches verachten, so ist es doch der höchsten Ehre werth. Die Weisen der alten Zeit hielten dafür, ein Richter, weil er der Ausleger des Willens und des Sinnes des Gesetzes ist, sei das lebendige, redende Gesetz selbst; wenn dieß richtig ist, um wie viel mehr dürfen wir nicht sagen, der wahre und gewissenhafte Theologe sei gewissermaßen der unter den Menschen redende Gott, sobald er keine menschliche Erfindung, sondern nur die göttliche Wahrheit lehrt. Theure Amtsgenossen, diese Reinheit der Lehre anzustreben, dazu ermahne ich euch mit allem Ernst und in christlicher, inniger Liebe. Euch Alle möchte ich daran erinnern, daß die wahre Schule der Weisheit der Himmel ist; die, die am Boden kleben und ihren Wandel nicht im Himmel haben, sie laufen Gefahr, bei allem Fleiße ihre Mühe umsonst zu verwenden. Vergesset nicht, daß der Lehrer der Weisheit der heilige Geist selber ist; möget ihr noch so viel Doctoren, Prediger, Erzieher haben, wenn der heilige Geist euer Herz nicht neu belebt, so wird alle Arbeit vergebens sein. Die heilige Geschichte zeigt uns genugsam, wer von Anfang an die Boten des Wortes Gottes waren: einfache, ungelehrte Leute, Fischer, Zöllner, Handwerker. Durch diese niedrige Abkunft der Verkündiger wurde Gottes Offenbarung weder verunreinigt noch entwürdigt; denn sie hatten ihre Fähigkeit erhalten durch den heiligen Geist. Seht daher nicht auf das, was sie waren, sondern auf das, was sie uns gelehrt haben und wozu sie uns führen wollen. Sie verheißen uns nicht irdische Kronen und Siegeskränze, marmorne oder eherne Bildsäulen, glänzende Freudenfeste, sondern daß wir Kinder Gottes und Miterben Christi werden sollen. Dahin blicket, wenn ihr von Liebe erfüllt seid für die Kirche, für den in unsern Tagen so sehr zerrissenen und zerstreuten Körper Christi. Nicht durch Reichthümer, nicht durch äußere Gebräuche und prunkende Cerimonien wird sie wiederhergestellt werden, sondern durch das

einzige Heilmittel des Wortes Gottes. Wenn die Wundergabe noch bestände, wie in den ersten Zeiten, so würden vielleicht Manche in der Lehre des Heils befestigt werden; sie hat aber aufgehört, und würden wir auch Alle insgesammt unsere dringendsten Gebete zu Gott richten, so würden wir doch nicht so viel ausrichten, als einst der Gürtel des Paulus. Es geht klar hieraus hervor, wie großer Eifer auf das Studium der heiligen Schrift zu verwenden ist, da sie allein heutzutage der Schutz ist für die Kirche Gottes... Wir haben nicht, wie der Apostel sagt (Eph. 6, 12), mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nemlich mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß herrschen; es ist dieß kein leichter Krieg, er wird auf manchfache Weise und heftig geführt, daher sehn wir zu, daß wir aus dem Rüsthause der heiligen Schrift stets unsre Waffen in Bereitschaft haben. Nach allen Seiten hin müssen wir gerüstet sein, damit wir nicht unvermuthet überfallen werden und mit Schanden bestehn... Was würde es aber nützen, wenn wir uns begnügen wollten, die Reinheit der Lehre zu schützen, und dabei die Heiligung des Lebens, die Besserung der Sitten vergäßen? Steht daher Alle zusammen, und wenn die Stadt Gottes von Feinden angegriffen wird, umringt sie mit der Mauer des göttlichen Wortes, das ihr prediget durch Lehre und Leben... Allein es ist Zeit, meine Rede zu schließen und mein Gebet zu Gott zu richten, daß er mir seinen Beistand schenke. So wie Moses, nachdem er vierzig Jahre lang sein Volk regiert hatte, betete: „meine Lehre triefe wie der Regen und meine Rede fließe wie der Thau" (5 Mos. 32, 2), so bitte ich dich, dreimal heiliger Gott, gib daß das, was ich deine Diener lehren werde, nicht ein wilder Sturm von Irrthümern sei, sondern ein ersehnter und fruchtbarer Regen der Wahrheit; daß meine Auslegung deines Wortes die Kirche nicht zerstöre und die Gewissen niederschlage, sondern wie ein Thau sei, der die Seelen tröstet und erquickt; gib auch daß die mich hören, weder dem rauhen Wege, noch den Dornen oder dem steinigen Acker gleichen, sondern einem guten, von deinem Geiste bereiteten Boden, in dessen Furchen die Keime deines Worts zu hundertfältiger Saat aufgehn mögen."

Es ist schon oben bemerkt worden, daß das Buch, dessen Erklärung Martyr sich vornahm, das Buch der Richter war. Einerseits erging er sich auch hier in mehr oder weniger langen und unnöthigen Digressionen über Gegenstände, die bald mit dem auszulegenden Texte in natürlicher Beziehung standen, aber nur kurzer Abfertigung bedurft hätten, bald künstlich herbeigezogen wurden im Interesse der Polemik. So flocht er ausführliche Abhandlungen ein, bald über die, die Ehe hindernden Verwandtschaftsgrade, bald über die Riesen, in welcher letztern er Alles zusammenstellte, was er in Profan-Scribenten und Kirchenvätern darüber gelesen hatte; so behandelte er, durch den Ausdruck Tribut veranlaßt, weitläufig die katholische Messe. Andrerseits mußten ihm diese Vorlesungen zu einem speziellen, näherliegenden Zwecke dienen. So wie man sich nemlich damals, um alte Geschichte zu leh-

ren, großentheils auf die Erklärung der klassischen Historiker beschränkte, so wurde auch meist die jüdische Geschichte nicht auf zusammenhängende Weise vorgetragen, sondern nur bei Gelegenheit der historischen Bücher des Alten Testaments; auch Martyr befolgte diese Methode und benützte seine exegetischen Vorlesungen zur Darstellung der Geschichte. Daneben mußte ihm letztere durchgängig zu praktischer, erbaulicher Anwendung dienen. In der Zeit der Kämpfe, in der er lebte, wo Manchem der Muth so leicht sinken konnte, hielt er die Betrachtung der Schicksale des jüdischen Volkes für ganz besonders lehrreich und erhebend. „Bald wenden sich die Juden von dem rechten Wege ab, bald kehren sie zurück, bereuen ihre Sünden und bessern sich. Sind sie abgefallen, so sucht sie Gott mit Strafen und Unglück heim; treten sie wieder zu ihm, rufen sie seine Hülfe an, so unterstützt er sie mächtig gegen ihre Feinde. Wollen wir nicht blind sein, so erkennen wir hier ein lebendiges Bild der Güte Gottes gegen die Frommen und seiner Strenge gegen die Sünder. Wir verwundern uns nicht mehr, daß sein Volk so oft schwer getroffen wurde und doch nicht unterlag; wir erkennen, daß Alles nach Gottes weisem Willen geschah. Das Ungemach, das er schickt, ist bestimmt, die er sich auserwählt hat, zu läutern, so wie das Feuer die edlen Metalle reinigt. Die Erzählung der Geschichte des jüdischen Volkes stärkt daher unser Vertrauen auf die Verheißungen Gottes, sie regt uns an ihm zu danken und ihn zu preisen, seiner Alles regierenden Vorsehung uns zu unterwerfen, und festzustehn in der Hoffnung, daß sein Reich nicht untergehn werde." Als er mit der Erklärung des Buchs der Richter zu Ende gekommen war, faßte Martyr die Betrachtungen, zu welchen sie ihn veranlaßt hatte, in folgende Worte zusammen: „Es ist nun unsre Pflicht, diese Geschichte wie ein lebendiges Gemälde vor Augen zu behalten; wir sehn darin, wie Gott die Kirche und das Reich der Seinen schützt und regiert. Die Sünden bestraft er mit gerechter Strenge, durch seine unendliche Güte richtet er aber stets die irrenden und fehlenden Menschen wieder auf. In diesem Allem erkennen wir ein Bild unsrer Zeiten; denn wir leiden an derselben Schwachheit wie die Väter, und Satan und seine Diener verfolgen die Gemeinde der Frommen nicht weniger als ehmals. Laßt uns daher Gott bitten, im Namen seines Sohnes, er möge, so wie er von Anfang seine Kirche geschützt hat, auch jetzt ihr Bewahrer und Vertheidiger sein; er möge, so wie er den Israeliten die Richter gab, um ihre Freiheit wieder herzustellen, und wie er in unsren Tagen, zum Schutze der evangelischen Wahrheit, Helden und hohe herrliche Männer erweckte, Luther, Melanchthon, Zwingli, Oecolampad, so fortfahren und stets zur rechten Zeit erleuchtete Lehrer aufstehn lassen, durch welche seine Auserwählten angetrieben werden, die Kirche zu erhalten und zu mehren, auf daß er sie endlich, ohne Makel, im Himmel versammeln könne."

Neben diesen anregenden, theologischen Vorlesungen, in denen er die nemliche bewundernswürdige Gelehrsamkeit bewies, wie in allen frühern,

trug Martyr die Sittenlehre vor. Obgleich Melanchthon das erste Beispiel gegeben hatte, eine christliche Begründung dieser Wissenschaft zu versuchen, so wurde sie doch noch ziemlich allgemein nur nach der Ethik des Aristoteles gelehrt. Martyr ging gleichfalls von letzterer aus; seine ethischen Collegien waren nichts als eine Erklärung der bekannten Bücher an den Nicomachus; er befolgte dabei dieselbe analytische Methode wie bei seiner Auslegung biblischer Schriften; er erklärte zuerst den Wortsinn, dann entwickelte er die Sätze des Aristoteles, gab die Beweise dafür oder dagegen, führte Beispiele aus der Geschichte an, discutirte die Ansichten der Commentatoren und der lateinischen Uebersetzer; er zeigte sich hier als einen der gelehrtesten Kenner der alten Philosophie, der seine in Italien gemachten aristotelischen Studien auf eine Weise benützte, die ihn über die Meisten derjenigen erhob, welche sich damals in Deutschland mit solchen Gegenständen beschäftigten. Er ließ es nicht bei bloßer Erklärung bewenden, sondern verglich durchgehends die ethischen Lehren des Stagyriten mit denen Plato's, der Stoiker und Andrer, so daß seine Vorlesungen gewissermaßen zu einer Darstellung der gesammten antiken Sittenlehre wurden. Da er zugleich fühlte, daß für die christlichen Verhältnisse und den christlichen Staat, Aristoteles nicht hinreichend war, so verglich er auch dessen Grundsätze mit denen des Christenthums, zeigend, in welchen Stücken beide übereinstimmen und wie, da wo die Uebereinstimmung fehlt, der evangelischen Ethik der Vorzug gebührt, weil sie erst das Wahre lehre über höchstes Gut, Glückseligkeit und Tugend. Zuweilen bemühte er sich nachzuweisen, wie Manches bei Aristoteles mit dem Christenthum in Einklang gebracht werden könne, insofern es christlich verstanden, in christlichem Sinne genommen wird; daß bei solchem Verfahren dem heidnischen Philosophen manchmal Gewalt angethan werden mußte, war freilich nicht zu vermeiden, begreift sich aber aus dem Umstande, daß noch keine christliche Ethik vorhanden war, und aus dem Bewußtsein des tiefen Unterschieds zwischen den Grundprinzipien der antiken Gesellschaft und der durch das Evangelium umgebildeten. Dieses Bewußtsein führte Martyr zur Nothwendigkeit, die Sätze eines Philosophen, der ihm wegen der Klarheit seiner Methode theuer war, christlich zu deuten und anzuwenden, um seine Vorlesungen nicht zu einer fortlaufenden, bloß negativen Widerlegung werden zu lassen. Dazu kam bei ihm noch ein andrer Gedanke, der nemlich, daß die alte Philosophie, wenn auch verhüllt und vielfach mit Irrthum vermischt, nicht nur ein Zeugniß war von der dem Menschen übrig gebliebenen Geisteskraft, sondern bereits eine vorbereitende Offenbarung des Geistes Gottes. Da die Reaction gegen die verdorbene Scholastik bei vielen Protestanten Mißtrauen gegen die Philosophie überhaupt hervorgebracht hatte, so begann Martyr seine Erklärung des Aristoteles mit einer Rechtfertigung dieses für den Theologen unentbehrlichen Studiums. Die Gegner dieses Studiums, sagte er, pflegen sich auf die Worte des Paulus zu stützen: „sehet zu, daß euch Niemand beraube durch

die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre" (Col. 2, 8); dieser Ausspruch sei aber nur von einer falschen Weisheit zu verstehn; die wahre, welche aus der Kenntniß der Creaturen geschöpft wird und Schlüsse zieht aus den Begriffen von Recht und Billigkeit, die Gott natürlich dem menschlichen Geiste eingepflanzt hat, diese verdiene nicht angeklagt zu werden; denn sie sei ein Werk Gottes, und die, die sie besitzen, haben sie als ein besonderes Geschenk von ihm. So lange sie in ihren Grenzen bleibe und sich nur über das ausspreche, was mit sichern Gründen aus der Kenntniß der Schöpfung über Gott und die Natur gefolgert werden kann, sei nicht zu befürchten, daß sie sich verirre. Die philosophischen Irrthümer entstehn nicht aus den Dingen an sich, sondern aus der Art, wie der menschliche Geist sie auffasse; nicht die sinnlichen Geschöpfe, sondern der Mensch habe gelehrt, daß die Welt ewig sei; ebenso verhalte es sich mit dem Fatum der Stoiker, dem Skepticismus der Akademiker, der falschen Glückseligkeitslehre der Epikuräer. Es ist also, meint Martyr, der sich somit auf einen höhern Standpunkt stellte als viele Theologen seiner und späterer Zeit, es ist also nicht von vornherein anzunehmen, daß die Philosophie an und für sich nothwendig mit der Frömmigkeit im Widerspruch sei; sie ist es so wenig als die andern freien Wissenschaften und Künste. Wie sollten die Logik und die Dialektik, diese Bildungsmittel des Geistes, diese Waffen zur Vertheidigung der Wahrheit, der Frömmigkeit widerstreben, sobald sie recht angewendet werden? Auch die Metaphysik ist ihr nicht entgegen; wie herrlich hat sich nicht zum Beispiel Plato über Gott ausgesprochen! er hat erkannt, daß Gott nur Einer ist, die letzte Ursache der Dinge, daß die menschliche Sprache keine Worte habe, um die unendlichen Eigenschaften des göttlichen Wesens genügend auszudrücken, daß dieses Wesen Alles in sich umfasse, doch so, daß es Alles überschreite; daß in der Welt kein so kleines Gute sei, das nicht in Gott bestehe, und kein so großes, daß Gott nicht unendlich erhabener sei; daß Gott Alles durchdringe, allenthalben aber nur in sich selber sei, von der Welt verschieden; daß er Alles hervorgebracht habe, durch keine andre Ursache bewogen, als durch seine eigene Güte, die sich herrlich in der ganzen Schöpfung offenbare, und die nicht, wie bei den Menschen, eine mühsam angestrebte und errungene sei, sondern wesentlich in der göttlichen Natur selber liege. Endlich ist die Ethik nicht mit der Frömmigkeit im Widerspruch; denn sie ist die praktische Philosophie, sie lehrt was zur Gerechtigkeit gehört, sie gibt die Regeln über die gesellschaftlichen Verhältnisse in dieser Welt, sie leitet dieselben aus der Vernunft ab, aus den unserm Geiste inwohnenden Begriffen von Recht und Unrecht, sie will den Menschen zu derjenigen Glückseligkeit führen, die hienieden durch die natürlichen Kräfte erreicht werden kann. Sie geht zwar nicht über das irdische Leben hinaus, kennt nur Zwecke irdischer Ordnung und bürgerlichen Wohlstandes, und ist daher manchen Irrthümern ausgesetzt; das Christenthum kommt aber dazu mit seinen höhern Grundsätzen und reinern Beweg-

gründen; so entsteht eine christliche Ethik. Statt aber diese systematisch aus den Lehren Christi und der Apostel abzuleiten, sucht, wie oben bemerkt worden ist, Martyr sie gelegentlich auf den Boden der aristotelischen Ethik zu pflanzen, diese entweder christlich deutend oder sie bald vervollständigend, bald berichtigend. Es lag dieß im Charakter der Wissenschaft des sechzehnten Jahrhunderts; erst später hat Melanchthon Nachfolger gefunden, die den von ihm angedeuteten Weg weiter verfolgend, die Sittenlehre von dem Alterthum unabhängig gemacht und rein theologisch behandelt haben.

Viertes Kapitel.

Englische Flüchtlinge und Zustände.

So glücklich sich auch Martyr fühlte, in Straßburg Ruhe gefunden zu haben und in einer wohlgeregelten Kirche seine Thätigkeit entfalten zu können, so tief schmerzten ihn die Nachrichten, die von Tag zu Tag betrübender aus England herüberkamen. Er hatte diesem Lande während mehrerer Jahre seine besten Kräfte gewidmet, hatte das Seine dazu beigetragen die englische Kirche wieder aufzubauen, und als der Sturm der Verfolgung ihn vertrieb, Freunde dort zurückgelassen, die nun Schweres zu erdulden hatten; wie ein Vater sich inniger an ein leidendes Kind anschließt, so empfand er um so innigere Liebe zur englischen protestantischen Kirche, je düsterer die Zukunft war, die ihr die blutige Maria verhieß. „Ich müßte von Stein und von Blei sein, schrieb er an einen befreundeten Engländer*), wenn ich nicht, nachdem ich Antheil genommen habe an dem Werke der Reformation in deinem Vaterland, täglich Thränen vergösse beim Gedanken an das traurige Schicksal meiner Brüder und an die Gefahren, die ihren Leib und ihre Seele bedrohen. Wie sollte ich meinen Schmerz mäßigen, wenn ich mir vorstelle wie sie hart bedrängt, von Schmähungen verfolgt, von Versuchungen aller Art umgeben sind, wie eure Kirche niedergeworfen ist und ihre Glieder mißhandelt werden! Als ich bei euch lehrte, da war ich von einer Anzahl frommer Zöglinge umgeben, auf die eine große Ernte wartete; diese muß ich nun entweder als Flüchtlinge unsicher umherirren, oder, wenn sie in ihrem Lande bleiben, dem kläglichsten Elende Preis gegeben sehn. Es waren da gelehrte und fromme Bischöfe, diese schmachten nun im Kerker, den Augenblick erwartend, wo sie, wie Räuber und Mörder, dem Henker überliefert werden. Es war da ein reicher evangelischer Same ausgestreut und der Grund einer schönen Kirche gelegt, nach mehrjähriger Arbeit war der Bau so weit vorangerückt, daß man auf dessen

---

*) 26. Juni 1554. Loci communes, S. 1093.

baldige Vollendung hoffen durfte: jetzt, wenn nicht Gott auf wunderbare Weise hilft, ist zu befürchten, daß auch keine Spur davon übrig bleibt. Wenn ich dieß Alles überlege, wie könnte mein Gemüth ruhig sein? Ich bitte daher Gott von ganzer Seele, er möge seinem Gerichte Einhalt thun, und um Jesu Christi willen seinen Zorn besänftigen, damit wir nicht unter der Last des Unglücks zu Grunde gehn."

Das hier von Martyr entworfene Bild war nicht übertrieben; jeder einzelne Zug desselben war thatsächliche Wahrheit. Die Königin Maria, von rachsüchtigen, fanatischen Räthen umgeben, hatte nicht gewartet, bis erst die Verbindung mit Rom wieder angeknüpft war, um die Protestanten zu verfolgen; zwar wurde die Verfolgung noch grausamer und blutiger, als sie sich, im Juli 1554, mit Philipp II. von Spanien vermählt hatte, so daß selbst der Legat Cardinal Reginald Pole ihr Verfahren mißbilligen mußte; allein schon lange vorher hatte die „Säuberung" der Kirche begonnen. Wer Zeit dazu fand, der wanderte aus nach Deutschland und der Schweiz, wo sich in Kurzem zahlreiche Gemeinden englischer Flüchtlinge bildeten. Die Gelehrten unter ihnen gingen meist nach Straßburg, Basel, Zürich, Genf, um des Umgangs der berühmten Theologen und Professoren dieser Städte zu genießen. Bereits den 13. Februar kamen vierzehn junge Engländer in Straßburg an, die in Oxford Martyrs Schüler gewesen waren; bald folgten ihnen Andere, sowohl von Oxford als von Cambridge, um ihre Studien fortzusetzen;*) sie waren überzeugt, und theilten diese Ueberzeugung auch Martyr mit, daß diese Verfolgung nur eine vorübergehende Prüfung sei. Im Mai trafen die Ritter Morison und John Cheke in Straßburg ein**), und wahrscheinlich zur nemlichen Zeit Hugh Hillary***), Thomas Lever, Vorsteher des St. Johns-College in Cambridge, Edmund Grindall, schon früher der Straßburger Gastfreund, Walter Haddon und der Bischof von Winchester, John Poynet, der wahrscheinliche Verfasser des englischen, in calvinischem Sinne geschriebenen Katechismus, dessen Bestätigung (20. Mai 1553) einer der letzten Acte des Königs gewesen war†). Auch Sir Antony Cook hielt sich eine Zeit

*) Martyr an Bullinger, 24. Febr. 1554. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 669. — Marbach's Diarium, Ms.

**) Martyr an Calvin, 8. Mai 1554. Loci communes, S. 1092.

***) Gab zu Straßburg eine Schrift gegen die katholische Reaction in England heraus: Resurrectio Missae. 1554.

†) Poynet (Ponetus) starb zu Straßburg den 2. August 1556. Seine Wittwe verkaufte seine Bücher an Cook. Als sie erfuhr, daß auch einige darunter gewesen die Martyr gehörten, entschuldigte sie sich bei diesem und sandte ihm andre Exemplare dafür. (Maria Poneta an Martyr, 15. Juli 1557, Straßburg. Ms.) Poynet hatte diese Werke von Martyr geliehen für die Schrift, die er in Straßburg ausarbeitete über das Abendmahl, und die nach seinem Tode von Joh. Sturm herausgegeben wurde: Diallacticon de veritate, natura atque substantia corporis et sanguinis Christi in

lang in Straßburg auf. Den Aermern unter den Flüchtlingen ließ der edle Christoph von Würtemberg, dessen lutherische Gesinnung ihn nie abhielt, den bedrängten Reformirten ein Helfer zu sein, Unterstützung an Geld zukommen. In Straßburg wurden einmal 200 Gulden in seinem Namen an sie vertheilt.*) Martyr, der der Mittelpunkt war, um den sich die nach Straßburg geflüchteten Engländer sammelten, trat auch mit denen von Zürich in Rapport; im September 1554 richtete er an sie ein Trost- und Ermunterungsschreiben**). Ebenso setzte er sich mit der englischen Gemeinde in Verbindung, die unter eigenthümlichen Verhältnissen zu Frankfurt entstand, in welcher Stadt schon längst reiche englische Kaufleute ansässig waren. Es hatten sich nemlich, während der Verfolgungen in den Niederlanden, seit 1547 viele wallonische Familien nach England zurückgezogen, wo Valérand Poulain ihr Prediger ward; unter Maria vertrieben und auf dem Continente an vielen Orten wegen ihres reformirten Bekenntnisses hart abgewiesen, hatten sie endlich theils in der Reichsstadt Wesel, theils zu Straßburg und zu Frankfurt Aufnahme gefunden. Im März 1554 kam Poulain selbst mit englischen Flüchtlingen in letztere Stadt; im Juni folgten Andre mit dem Prediger William Wittingham. Sie vereinigten sich mit den Franzosen und Wallonen und nahmen die streng reformirte Kirchen- und Cult-Ordnung an, die Poulain für diese verfaßt hatte. Sie entsagten hiermit der englischen Liturgie und gaben das erste Beispiel einer puritanischen Gemeinde. Um gelehrte Prediger zu erhalten, wandten sie sich an ihre Landsleute zu Straßburg und in der Schweiz***). Es kam aber Niemand als John Knox, der nach Genf geflüchtete schottische Reformator; alle Andern weigerten sich, weil sie nicht von ihrem gesetzlich eingerichteten Kirchenwesen ablassen wollten. Vergebens suchten Grindall und die andern in Straßburg anwesenden englischen Theologen die Frankfurter zur Conformität zurückzuführen; von Calvin gebilligt†) und von Knox geleitet, beschlossen Letztere bei ihrer vereinfachten Liturgie zu bleiben und in schwierigen Dingen nicht mehr bei ihren Landsleuten, sondern bei Calvin, Martyr, Bullinger, Musculus, Viret, als den Hauptvertretern der reformirten Theologie, sich Rath zu holen††). Ihre Gemeinde erhielt einen neuen Zuwachs durch die, 1555, angekommenen englischen und flamändischen Gefährten Johann Laski's.

Eucharistia. Straßb., 1557; und öfter. Poynet schrieb zu Straßburg auch einen merkwürdigen, demokratischen Traktat gegen die Tyrannen, in Bezug auf Maria: A short treatise of political power, erst 1558 gedruckt.

*) Vergerio an Herzog Christoph, 3. Febr. 1555. Lebret, Magazin für Staaten- und Kirchengeschichte. Frankf., 1772; B. 2, S. 243.

**) Strype, Ecclesiastical memorials, B. 3, Th. 1, S. VIII.

***) 2. August 1554. Neal, History of the puritans. B. 1, S. 72.

†) An die Engländer zu Frankfurt, 18. Jan. An Knox, 12. Juni 1555. Calvini epistolae, S. 158.

††) Neal, o. c., S. 74.

Diese hatten bereits im September 1553 England verlassen; es waren 175 Personen, von Laski und seinem Freunde Utenhoven geführt; sie hatten in Dänemark und den norddeutschen Städten vergebens um Aufnahme gebeten; die Lutheraner wollten nichts mit ihnen gemein haben; der Prediger Joachim Westphal nannte sie Märtyrer des Teufels. Zuletzt, nach langen, mühseligen Wanderungen kamen die Meisten mit Laski nach Frankfurt, die Andern mit Utenhoven nach Emden. Calvin dankte dem Frankfurter Magistrat für die Wohlthaten, die er den Vertriebenen erwies, indem er ihm seinen Commentar über die Evangelien widmete*): von beiden Seiten ein schönes Zeugniß des einigenden christlichen Geistes.

Als aber im März 1555 Doctor Richard Coxe, der ehemalige Kanzler von Oxford, nebst Andern, die unter Eduard VI. an dem englischen Reformationswerke thätigen Antheil genommen hatten, nach Frankfurt kam, da ward die Spaltung zwischen den Anhängern der englischen Liturgie und denen der calvinischen noch offenbarer. Zu jenen gehörten, außer Coxe, Edwin Sands, Vize-Kanzler von Cambridge, John Jewel, Thomas Becon, Cranmers Kaplan, John Hales, der gelehrte, von Zürich gekommene Londoner Prediger Robert Horn und der von Straßburg gekommene Edmund Grindall, nebst mehrern Männern aus den ersten Familien des Reichs. Mit Knox, der sich ihnen heftig widersetzte, hielt namentlich John Fox, der Geschichtschreiber der englischen Märtyrer**). Der Streit zwischen beiden Parteien hinderte sie jedoch nicht, auf das Interesse der Reformation ihres Vaterlandes gemeinschaftlich bedacht zu sein. In der Hoffnung, es würden wieder bessere Tage kommen für ihre Kirche, beschlossen sie eine Schule einzurichten, um zukünftige Prediger zu bilden. Robert Horn übernahm den Unterricht im Hebräischen; für das Neue Testament kam man überein Martyr zu begehren, für welchen Bischöfliche und Puritaner die gleiche Achtung hatten. Der Frankfurter Magistrat billigte die Wahl; es wurde ein geziemender Gehalt für ihn zusammengebracht, zu dem auch die in der Stadt ansässigen englischen Kaufleute beitrugen. Im October 1555 sandte man einen Boten an ihn ab mit einem dringenden, von Fox im Namen der Gemeinde verfaßten Schreiben***): „Wir Alle, hieß es darin, halten dich ganz vorzüglich für unsern Apostel; du gehörst allen Engländern an, nicht bloß einigen deiner Freunde; es ist nicht Recht, daß nur die Wenigen, die in Straßburg sind, deiner Lehre genießen,

*) 1. August 1555.

**) Diese Geschichte bildet einen Theil seiner Commentarii rerum in Ecclesia gestarum, deren erstes Buch er 1554 zu Straßburg drucken ließ, mit einer Nachschrift an die Studenten von Oxford, in welcher er Martyr neben Wicleffe stellte, als die größten Zierden dieser Universität. Die Geschichte der Märtyrer unter Maria fügte Fox später hinzu, 2. und 3. Buch, Basel 1559 und 1563, f°.

***) 12. Oct. 1555. Strype, Ecclesiastical memorials, B. 3, Th. 1, S. 311.

während unsre große Gemeinde hier dich entbehrt; bedenke, mit welcher Verehrung wir dich umfassen und dein Alter pflegen werden; bedenke auch, was du unsrer Kirche nützen wirst, denn alle in der Zerstreuung lebenden Engländer werden sich um dich sammeln.“ Martyr konnte diesem Rufe nicht folgen, so ehrenvoll er auch schien und so groß auch die Erwartungen waren, die seine englischen Freunde daran knüpften. Er durfte Straßburg nicht verlassen, wo man ihn zum zweiten Mal mit Liebe aufgenommen hatte, obschon diese Liebe nicht mehr so allgemein war wie das erste Mal; er mußte sich begnügen, durch Briefe seinen Engländern Lehre und Rath zu senden. Uebrigens löste sich die Frankfurter englische Gemeinde bald nachher großentheils auf; schon im März 1556 trennten sich die Calvinisten förmlich von den Bischöflichen; Knox, der wegen einiger Aeußerungen über den Kaiser die Weisung erhielt, die Stadt zu verlassen, begab sich mit mehrern Freunden nach Genf, Fox mit Andern nach Basel. Die zurückgebliebene Gemeinde war für die lutherischen Geistlichen ein Stein des Anstoßes, den sie auf alle Weise wegzuräumen suchten; sie erhoben Schwierigkeiten und Bedenken gegen die Feier des reformirten Gottesdienstes; Laski suchte zu vermitteln, allein seine Mühe war vergebens. Mehrere der angesehnsten Engländer suchten daher Zuflucht an andern Orten; Edwin Sands, Robert Horn und Andre gingen nach Zürich, Grindall und John Jewel nach Straßburg; dieser wurde Martyrs Hausgenosse, jener ließ sich in der kleinen Stadt Waßlenheim, am Fuße der Vogesen, nieder und lernte das Deutsche so gründlich, daß er im Stande gewesen wäre, in dieser Sprache zu predigen. Laski selbst ging 1556 nach Polen zurück.

Unterdessen hatte Martyr aus England immer schrecklichere und für ihn persönlich ergreifendere Nachrichten erhalten; den 9. Februar 1555 war sein Freund, der Bischof John Hooper*), und den 16. October die Bischöfe Hugh Latimer und Nicolas Ridley auf dem Scheiterhaufen als Märtyrer gestorben. Thomas Cranmer erwartete ein ähnliches Loos; aus seinem Kerker schrieb er an Martyr jenen herrlichen Brief, der zu Zürich als rührendes Denkmal der Freundschaft der beiden Männer aufbewahrt wird: „ich habe durch Erfahrung gelernt, daß Gott die Strahlen seiner Gnade, seines Trostes, seiner Kraft nie reichlicher in die Herzen der Seinen gießt, als in der größten geistigen und leiblichen Noth und Angst; wann es scheint, als habe er sie ganz und gar verlassen, da zeigt er erst, daß er ihr Gott ist; wann er sie niedergeworfen, gedemüthigt, zerschlagen hat, da richtet er sie auf, verklärt sie, belebt sie wieder; es ist mir vergönnt, mit Paulus zu sagen: wenn ich schwach bin, so bin ich stark; und wenn ich mich rühmen soll, so rühme ich mich meiner Schwachheit,

*) Hooper's Wittwe schickte an Martyr einige Schriften, die ihr Gatte im Gefängniß verfaßt hatte. Da Martyr sie, wegen der unvollendeten Form, für den Druck nicht geeignet hielt, theilte er sie Bullinger mit, um dessen Rath darüber zu erfahren. (16. April 1555, Ms.) Sie erschienen erst 1559 und 1562 zu London.

in Gefangenschaft, in Schmach, in Nöthen, in Verfolgungen, in Aengsten um Christi willen. Er möge nur geben, daß wir bis ans Ende standhaft bleiben." Bald erfuhr zwar Martyr, daß diese Standhaftigkeit gebrochen schien; es dauerte aber nicht lange, so erfuhr er auch, zu seinem Schmerz und seinem Trost, daß den 21. März 1556 der Freund im Angesichte der Flammen, die seinen Leib verzehren sollten, eine erzwungene Verleugnung heldenmüthig widerrufen und sterbend von dem Glauben gezeugt hatte, durch den er sich mit seinem Erlöser verbunden fühlte. Zu dem Schaudererregenden*) gesellte sich das niedrig Häßliche, das Martyr ebenso schmerzen als entrüsten mußte. Im Jahre 1556 nahm der zum Erzbischof von Canterbury ernannte Legat, Cardinal Pole, die „Reformation" der Universität Cambridge vor; er schickte eine Commission dahin ab, bestehend aus dem Bischof von Lincoln, Watson, dem von Chester, Scot, und dem von Chichester, dem nicht ungelehrten John Christopherson; diese Namen müssen der Nachwelt aufbewahrt werden**). Sie hatten den Auftrag, eine genaue Inquisition anzustellen und alle Reste der Ketzerei auszurotten; protestantische Professoren waren aber längst keine mehr da; was von evangelisch gesinnten Studenten sich hatte flüchten können, war im Ausland zerstreut; der allgemeine Schrecken zwang die im Lande gebliebenen zu düsterm Schweigen. Was waren also die Reste der Ketzerei? es waren die vermodernden Leichname der Fremden Butzer und Fagius, jener in der Marienkirche beigesetzt, dieser in der Michaelskirche. Diese Kirchen werden sofort, als entheiligt, mit dem Interdikte belegt; den beiden Ketzern wird förmlich ein Prozeß gemacht, Zeugen werden verhört, und wer sie etwa vertheidigen will, aufgefordert zu erscheinen; das Verdammungsurtheil wird öffentlich und feierlich verkündigt, die Gebeine werden ausgegraben und verbrannt, vor einer über dies empörende Schauspiel theils zürnenden, theils spottenden Menge. Aehnlich wurde zu Oxford verfahren; auch hieher kam, in Pole's Auftrag, eine Commission speziell beordert „aus den Gemüthern der Studenten die letzten Wurzeln von Martyr's verderblicher Lehre zu entfernen." Dafür war aber bereits durch die Verfolgung und durch Jesuiten, die Martyr ersetzt hatten, gesorgt. In Oxford, in der Kirche des Klosters zur heiligen Frideswida, lag aber Martyrs Gattin begraben***); dieses Grab einer stillen, frommen Frau erschien den neuen Ketzerrichtern als ein gefährliches Denkmal; es zeugte von der Zeit, wo der Protestantismus in Oxford geherrscht hatte. Um jedoch nach allen Formen des Rechts zu verfahren, machten die gewissenhaften Commissäre auch diesem Leichnam den Prozeß; die gerufenen Zeugen hatten indessen nichts zu sagen als sie wüßten nicht, zu welcher Religion sich diese Frau

*) Unter Maria's fünfjähriger Regierung wurden 288 protestantische Märtyrer in England verbrannt.

**) Wood, Historia Universit. Oxon., Th. 2, S. 278 u. f.

***) Historia de exhumatione Catharinae nuper uxoris P. Martyris; in der Historia vera de vita, obitu etc. Buceri. Straßb., 1582.

bekannt habe, da wegen der Verschiedenheit der Sprache Niemand mit ihr hatte reden können. Dieß wurde an den Legaten berichtet; wie es scheint, waren die Herren ängstlich darauf bedacht, Niemanden ungerecht zu verdammen; Pole half ihnen aus der Verlegenheit, indem er an Dr. Marshal, Dekan des Christ-College, schrieb, Martyrs Frau habe nicht in rechtmäßiger Ehe gelebt, da ihr Gatte ein Mönch gewesen, übrigens entweihe ihr Grab das der Heiligen, über dem die Kirche erbaut war; Marshal ließ sie daher ausgraben und an einem ungeweihten, verachteten Orte verscharren.

Dieß Verfahren gegen Todte ist und bleibt eine Schmach, nicht nur für die, welche es angeordnet und ausgeführt haben, sondern für die Kirche selbst, deren ganzem Geiste es angemessen war; es ging nicht bloß aus persönlichem leidenschaftlichem Hasse hervor, es war die kaltblütige Anwendung der Ketzer-Prozedur, wie sie schon Innocenz III., im Jahre 1207, festgesetzt hatte, und wie sie auch jetzt noch befolgt würde, wenn das Papstthum weniger ohnmächtig wäre.

Welche Gefühle diese Nachrichten in Martyr's Herzen anregten, wird man sich leicht vorstellen; nicht wenig mußte es ihn auch schmerzen den Antheil zu erfahren, den Reginald Pole bei den Vorgängen zu Oxford und Cambridge hatte, Pole, der einst in Italien für die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und für Verbesserung der Kirche so begeistert schien. Hoffte etwa der vornehme und stets zwischen seinem bessern Gefühl und den Interessen seines Standes schwankende Cardinal, daß man zu Rom die Freiheit seiner frühern Ansichten über der Strenge, die er jetzt in England entfaltete, vergessen würde? Wenn er etwa diese Meinung hegte, so sollte er bald überzeugt werden, daß es nur eine Täuschung war. Im Jahre 1557, nach kaum vollendetem Prozeß gegen die todten Ketzer, wurde er von dem unbeugsamen und nichts vergessenden Paul IV. von seiner Legation zurückberufen, als alter Hinneigung zum Protestantismus verdächtig; er kam mit seinem Freunde Priuli, der ihn nach England begleitet hatte, in Untersuchung und entging nur mit Mühe dem Schicksal, das den Cardinal Morone traf. Wie ganz anders stehn Martyr da und seine in England verbrannten Freunde und alle die Männer jener Zeit, die statt mit dem Glauben mystisch zu spielen, ihn mit besonnener Treue festhielten und in ihm den Muth fanden, der Welt zu entsagen, deren Reizen Pole und so manche Andere nicht zu widerstehn vermochten!

Von der Gewalt dieser Reize erfuhr Martyr, um eben diese Zeit, traurige Beispiele aus Italien, aus seinem theuern Lucca.

Fünftes Kapitel.

rfolgung der Evangelischen zu Lucca. Martyr's Schreiben an dieselben.

Nachdem Celio Secundo Curione, der seit Martyrs Abgang einige Zeit Lucca gewirkt hatte, durch schnelle Flucht sich vor der Inquisition hatte ret- i müssen*), war eine kleine Gemeinde Evangelischgesinnter im Verborgenen rückgeblieben. Bis 1545 entging sie der Verfolgung; in diesem Jahre irde aber ihr Bestehn durch die Späher des heiligen Officium entdeckt, und i 12. Mai erließ der Senat ein strenges Edikt gegen „die Verwegenen", lche sich erlaubten von religiösen Dingen zu reden, kleine namenlose Bücher lesen und ketzerische Meinungen zu verbreiten; Geldstrafen, Güter-Confis- tion, Feuertod wurden angedroht, je nach der Größe des Verbrechens, das s Hochverrath bezeichnet wurde; ganz besonders noch wurde verboten, Briefe zunehmen von den öffentlich anerkannten Ketzern Fra Bernardino Ochino d Don Pietro Martyre, und deren Schriften zu besitzen**). Es scheint je- ch nicht, daß dieses Edikt zu strenger Ausführung kam. Das Jahr darauf :ief sogar der Senat einen bereits verdächtigen Mann, Aonio Paleario, den :rfasser des Büchleins von der Wohlthat des Todes Christi, als Professor r Beredsamkeit. Was Paleario wirkte ist unbekannt; daß von Martyr in :ser Zeit an die Lucenser Briefe kamen, ist unwahrscheinlich; nur so viel ist wiß, daß die kleine Gemeinde fortbestand. Den 24. September 1549 wurde s Edikt von 1545 erneuert und verschärft, und allen Einwohnern die Be- igung des römischen Gottesdienstes streng befohlen. Das folgende Jahr lagte sich der Bischof bei dem römischen Hofe, daß fortwährend protestan- che Bücher aus Deutschland nach Lucca kämen, und daß der Senat eine eideutige Nachsicht gegen die Ketzer beweise; er schilderte diese als so zahl-

*) Curione ging nach Lausanne, wo er einige Jahre als Lehrer lebte; 1546 begab er sich nach Basel, wurde Professor der Beredsamkeit, und starb 1569. Er ist Verfasser zahlreicher Schriften über theologische, literarische, philologische, historische Gegenstände.

**) Archivio storico italiano, B. 10, Documenti, S. 165. Dem Dekret ist ein Verzeichniß verbotener Bücher beigefügt, aus dem man ersieht, wie viel reformatorische Schriften aus Deutschland und der Schweiz damals nach Italien kamen. Von Ochino und Martyr wird folgendes darin angeführt: „Ochinus, de confessione; vita nuova. Quaedam simplex declaratio Petri Martiris Vermili Flor. Et libri dicti Petri Martiris et Bernardi Ochini de Senis, post eorum lapsum ab unitate sanctae matris Ecclesiae." Die zwei genannten Schriften Ochino's sind mir nicht bekannt; es sind solche, die er ohne Zweifel noch in Italien veröffentlichte und gehören wohl zu denen, die der Marchese del Vasto 1543 zu Venedig verbrennen ließ. Die simplex declaratio Martyr's ist seine auf der Flucht geschriebene Erklärung des apostolischen Glaubensbekenntnisses.

reich, daß sie, ohne ein energisches Auftreten des Papstes, nicht ausgerottet werden konnten*). Allein erst, nachdem Caraffa Papst geworden war, im Jahre 1555, fing die Inquisition, deren Einführung der Senat von Lucca bisher hatte vermeiden wollen, auch in dieser Stadt zu wüthen an. Viele des Protestantismus Verdächtige wurden ins Gefängniß geworfen; Andre wanderten aus nach der Schweiz; unter den Ersten, die sich nach Genf zurückzogen, war auch jener Freund Martyrs, Christoforo Trenta, dem er, als er Italien verließ, seine Bücher anvertraut hatte**). Paleario flüchtete sich nach Mailand und wurde fünfzehn Jahre später zu Rom verbrannt. Dagegen gab es aber auch Manche, die, von Schrecken ergriffen, ihrem Glauben untreu wurden; die einen schworen ab, während die andern sich damit trösteten, daß sie meinten, äußere Theilnahme am Katholicismus bringe keine Gefahr, wenn man nur im Innern die reine Lehre bewahre. Tief betrübt durch diese Nachrichten, schrieb Martyr an Bullinger die wahren, prophetischen Worte: „ich bitte dich, bete auch du für mein unglückliches Italien, denn so lang es nicht zu Christo bekehrt wird, wird es das Ende seines Elends nicht sehn"***). An die Lucenser selbst richtete er ein Schreiben, das sie zur Festigkeit im Bekenntnisse aufmuntern sollte†). Was er, so begann ihr alter Lehrer, was er seither von ihrer Treue und ihren Fortschritten im Glauben gehört, hatte ihn innig gefreut; er hatte es für überflüssig gehalten, sie durch Briefe noch besonders anzuspornen; im Vertrauen auf ihre Beharrlichkeit, dachte er, mit Dank gegen Gott, an die Zeit zurück, wo er, obgleich in Schwachheit, die ersten Keime des evangelischen Bekenntnisses unter ihnen pflanzen konnte. Jetzt aber, da er die Verfolgung vernommen hat, und die schwere Prüfung, die der Herr ihnen geschickt und in welcher Viele nicht bestanden sind, empfinde er einen tiefen Schmerz. „Wie kann ich mich der Thränen und der Klagen enthalten, wenn ich sehe, wie der freundliche Garten der Gemeinde meiner Lucenser Brüder, plötzlich von einem so heftigen Sturme verheert worden ist, daß es scheint, als sei nie ein guter Same unter euch aufgegangen, als habe der himmlische Regen des heiligen Geistes eure Pflanzung nie begossen! O meine theure Brüder in Christo, wer hat euer Gemüth so getrübt, wer euer

*) Tommasi, Sommario di storia Lucchese, B. 10 des Archivio storico, S. 438.

**) Archivio storico, B. 10, S. 442; 450. Den 27. Sept. 1558 wurde Trenta, nebst Andern, als Ketzer verdammt.

***) 3. Juli 1555. Ms.

†) Es wurde später von Taddeo Duno lateinisch übersetzt, und findet sich in den Loci communes, S. 1100 u. f. Teissier (Eloges des hommes savans, tirés de l'Histoire de M. de Thou, Leyden, 1715. B. 2, S. 88) führt, als von Martyr, an: Epitre à quelques fidèles, touchant leur abjuration et renoncement à la vérité; dieß kann nur die Uebersetzung des obigen Sendschreibens an die Lucenser sein; nur ist die angegebene Jahrzahl, 1534, unrichtig.

Herzen so umgewandelt? O wäre ich doch unter euch, könnte ich mit euch weinen und wehklagen über das schwere Unglück, das euch getroffen hat. Jetzt da man, in der Verfolgung, einen tapfern Kampf und einen rühmlichen Sieg erwarten sollte, hat das Gegentheil bei euch statt gefunden: euer Muth ist gesunken, ihr seid überwunden und mit Schmach bedeckt. Als die Gefahr euch nahte, habt ihr nicht einmal jenes Hülfsmittel der Schwachen, wie Einige es nennen, das ich aber für eine weise Vorsicht halte, die Flucht ergriffen. Mancher mochte sich daher sagen: seht die Lucenser, sie verschmähten die Flucht, sie sind also bewährte Streiter Christi, sie wollen durch ihr Blut dem Evangelium den Weg durch Italien bahnen, angeregt durch das täglich sich wiederholende Beispiel ihrer Brüder in Frankreich, in Belgien, in England. Wie sehr ist aber diese Hoffnung getäuscht worden!.. Der Herr forderte von euch die Früchte der lange euch vergönnten Ruhe, er wollte ein Bekenntniß von euch: ihr habt ihn aber nicht bekannt, ihr habt ihn verläugnet, ihr seid von ihm abgefallen; auch er wird sich nun eurer schämen und euch verläugnen vor seinem himmlischen Vater... Ihr sagt vielleicht, es schmerze euch was geschehn ist, ihr bereuet euern Fall; was nützt aber das Weinen ohne Buße, die Reue ohne Rückkehr? was nützt es zu klagen, wenn ihr in dem Verläugnen des Evangeliums beharrt? Steht vielmehr auf, meine Brüder, wenn nicht durch die Verfolgung das himmlische Licht ganz in euch ausgelöscht ist! Vergleicht euern jetzigen Zustand mit euerm frühern: ihr schienet stark genug, um für die christliche Wahrheit Alles zu dulden; bei dem ersten Drohen aber einer Gefahr, seid ihr elend gefallen. Hätten die Schrecken und Qualen der Folter euch dazu genöthigt, so hättet ihr, wenn auch nicht einen rechten Entschuldigungsgrund, doch wenigstens den Vorwand, der Schwachheit des Fleisches unterlegen zu sein. Da ihr aber weder Folter noch Gefängniß noch Verbannung erduldet, da ihr in Nichts Schaden gelitten habt, so seht selber was ihr von euch halten müßt. Ich vermag nicht mit süßen Worten euch zu schmeicheln, ich muß reden was wahr ist, nach der Pflicht meines Amts;... doch schreibe ich euch solches nicht, geliebte Brüder in Christo, um eure Schuld zu vergrößern; Gott ist mir Zeuge, daß ich nichts suche als ein lebendiges Bewußtsein dieser Schuld in euch zu erwecken, damit ihr aus dem Abgrund wieder aufsteigen möchtet." Zweierlei will er ihnen nun vorhalten, die Ursache ihres Falls, und das Mittel sich wieder zu erheben. Als Ursache weiß er keine andre anzugeben, als das Hängen an dem irdischen Gut, den Wunsch in Ruhe das Leben zu genießen, den Reiz der Welt. „Wenn ihr aber von euerm Gut euch nicht trennen wolltet, so war es nicht nöthig euch von euerm Glauben zu trennen; konntet ihr nicht auswandern, wie so Viele eurer Brüder es gethan? es fehlten euch weder Zeit noch Gelegenheit dazu. Gerade darum hat euch Gott eine Zeit lang Ruhe geschenkt, um euch zu prüfen was ihr zu tragen vermöchtet wenn die Drangsal kommen würde;.. euer Unglück kommt daher, daß ihr euch für sicher hieltet; in der Prüfung konntet

ihr nicht bestehn." Als Mittel der Rettung bleibt ihnen jetzt nichts als Buße und Gebet. Die Erwählten, wenn sie fallen, gehn in sich, trauern über ihre Sünde, wenden sich betend zu Gott, er möge sie nicht verlassen, sondern sein Werk in ihnen fortsetzen. Die Verworfenen dagegen werden sich ihrer Sünde nie bewußt. An die Auserwählten ergeht also die Aufforderung zur Buße, die aus dem Glauben kommt; das einmal Geschehne macht die Buße zwar nicht ungeschehn, aber auf die Sünde läßt sie Besserung folgen, auf das Verläugnen ein desto festeres Bekenntniß. „Durch euer Zeugniß müßt ihr nun bejahen was ihr verneint habt, entweder, indem ihr unerschrocken auftretet und bekennet ihr habt gefehlt als ihr abgeschworen habt, — dazu gehört aber ein seltener Heldenmuth, denn es ist der sicherste Weg zum Märtyrertod, — oder indem ihr euch durch die Flucht der Gefahr entzieht, um euch anderswo einer evangelischen Gemeinde anzuschließen. So könnt ihr nicht fortfahren; denn wie vermögt ihr ruhig zu sein in euerm Innern, mit welchem Vertrauen könnt ihr beten, welche Reden unter euch führen? — ich weiß es nicht. Denkt an den Herrn, der aus seiner Herrlichkeit herniederstieg um Schmach und Tod für uns zu leiden; denkt an seine Jünger, an die Märtyrer der alten Zeit, an so viele eurer Brüder aus Italien selbst; auch sie hätten vorgezogen im Vaterlande zu bleiben, mit Freunden und Mitbürgern friedlich zu verkehren, sich ihres Erbes zu freuen; Christus aber hat sie durch seine Gnade getrieben der Welt zu entsagen, sie haben sich selbst überwunden, sind ihm nachgefolgt, nur um die Ruhe ihres Gewissens zu bewahren, um von dem Herrn nicht getrennt zu werden, und so von der Wahrheit seines Evangeliums ein herrliches Zeugniß abzulegen!"

Wir wissen nicht, ob dieses Schreiben in die Hände derer kam, für die es bestimmt war. Eine Thatsache ist jedoch bekannt, nemlich, daß während einer Reihe von Jahren immer mehr Lucenser nach der Schweiz auswanderten. Die angesehnsten Familien, die Calandrini, die Minutoli, die Saladini, die Diodati, die Turretini, die Burlamacchi, ließen sich sämmtlich zu Genf nieder, wo ihre Namen theilweise noch jetzt mit Ehren bestehn. Andre gingen nach Lyon, wo in den Jahren 1561 bis 1563 sich eine italienische Flüchtlingsgemeinde bildete. Zu Lucca selber gab es noch längere Zeit hindurch Protestanten; gegen Ende des Jahrhunderts verliert sich jedoch ihre letzte Spur*).

*) 1558 und 1561 wurden zu Lucca Verbote gegen die Ketzer erlassen; 1562 wurde den im Ausland Handel treibenden Lucensern strenge Beobachtung des Katholicismus empfohlen. Auch in spätern Jahren kommen noch ähnliche Dekrete vor. Archivio storico italiano, B. 10, Documenti, S. 172 u. f. Noch im Jahre 1679 suchte der Cardinal Spinola, Bischof von Lucca, die in Genf angesiedelten Lucenser Familien zur Rückkehr in ihr Vaterland und in den Schooß der römischen Kirche zu bewegen. Der Professor der Theologie, Franz Turretini, antwortete ihm aber durch eine Schrift, in der er die, ein Jahrhundert vorher stattgefundene Auswanderung auf würdige Weise rechtfertigte. (Genf, 1680).

Sechstes Kapitel.

Martyr's Wirksamkeit für die Reformation in Posen. — Osiander und Stancaro.

Durch seine theologischen Werke, die, obgleich erst in geringer Zahl, zu dem Gehaltreichsten gehörten, das die Wissenschaft des sechzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hatte; durch seinen Antheil an der englischen Reformation, durch seine Vorlesungen an der Straßburger Schule, wohin schon Zöglinge aus allen Ländern kamen, hatte sich Martyr's Ruf durch das ganze protestantische Europa verbreitet. Er galt für einen der gelehrtesten Theologen der reformirten Kirche; überall wurde sein Name mit hoher Achtung genannt, und von nun an wurde beinah keine Frage aufgestellt, keine Schwierigkeit erhoben in der Entwicklung und Bestimmung der Lehre, zu deren Lösung nicht seine Gelehrsamkeit und sein Ansehn in Anspruch genommen wurden. So sehn wir ihn um diese Zeit zunächst für Polen thätig.

Die reformatorischen Grundsätze hatten frühe in diesem Lande vielfachen Anklang gefunden; König Sigismund August, seit 1548, war dem Protestantismus nicht abgeneigt; Calvin, dessen Institution tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, hatte ihm seinen Commentar zum Hebräerbrief gewidmet, mit kräftiger Ermahnung die Kirche zu reinigen*). Auch ein großer Theil des polnischen Adels war bereits für die Reformation gewonnen. Allein eben so frühe hatte sich die, dem polnischen Volke eigenthümliche Neigung zu endlosem Discutiren, auf die dogmatischen Fragen geworfen, die Einen in leidenschaftliche Streitigkeiten verwickelt und die Andern zur Annahme von Lehren geneigt gemacht, die dem Verstande zugänglicher schienen als diejenigen der reformatorischen Theologie. Seit 1551 hielt sich zu Königsberg, als Lehrer des Hebräischen, ein ehemaliger italienischer Priester auf, Francesco Stancaro, aus Mantua, ein der Reformation eifrig zugethaner**), aber unruhiger, hartnäckiger Mann, der sich bereits an theologischen Händeln unter seinen flüchtigen Landsleuten zu Chiavenna betheiligt hatte. Zu Königsberg wurde gerade viel gestritten über die, von dem dortigen Professor der Theologie, Andreas Osiander***), aufgestellte Idee von der Rechtferti-

*) Den 23. Mai 1549.

**) 1547 hatte er einen, an den Senat von Venedig gerichteten reformatorischen Traktat herausgegeben (Basel), und 1552 Canones reformationis ecclesiarum Polonicarum, mit einer Widmung an König Sigismund (Frankfurt an der Oder).

***) Gestorben 17. Oct. 1552. Seine hiehergehörigen Hauptschriften sind: Disputationes duae, una de lege et Evangelio, altera de justificatione. Königsberg, 1550, 4°; — An filius Dei fuerit incarnandus, si peccatum non introivisset in mundum? Ebendas., 1550, 4°.

gung. Osiander behauptete nemlich, der Mensch werde nur dadurch gerechtfertigt, daß durch den Glauben eine Einwohnung Christi in ihm vermittelt werde, und zwar Christi als Gott, nicht als Mensch. Gegen die von manchen Protestanten ziemlich äußerlich betrachtete Rechtfertigungslehre, wonach der Mensch schon wegen der bloßen Sündenvergebung für gerecht zu erklären wäre, und die Osiander eine fleischliche Auffassung nannte*), hob er das innerliche, mystische Element hervor, indem er sagte, Christus habe uns durch sein Leiden und Sterben zwar erlöst, gerechtfertigt werden wir aber, nicht durch äußerliche Zurechnung seines Verdienstes, sondern erst durch Vereinigung mit ihm, dadurch, daß er eine Gestalt gewinnt in uns und wir eins mit ihm werden; Christus sei nun die wesentliche Gerechtigkeit Gottes selbst; nehmen wir ihn als solchen durch den Glauben in uns auf, so seien wir gerechtfertigt, wir haben die wesentliche Gerechtigkeit Gottes in uns, und durch sie handeln wir gerecht. Daraus folgte, daß Christus nur nach seiner göttlichen Natur unsre Gerechtigkeit ist, und daß das Werk, das er als Mensch gethan hat, hintangesetzt wird und von seiner Bedeutung verliert. Das Richtige in Osiander's Auffassung war, daß er, einem zu äußerlich gehaltenen Rechtfertigungsbegriff gegenüber, von dem wahren protestantischen Gedanken ausging, der Glaube sei ein den ganzen Menschen umgestaltendes Lebensprinzip; darin aber fehlte er, daß er diesen Gedanken mystisch weiter ausdeutete und die geschichtliche Thatsache der Erlösung, als der Vergangenheit angehörend, in den Hintergrund rückte, während er zugleich in seinen phantastischen Speculationen über die Person Christi so weit ging, daß er, das wahrhaft Menschliche vernachlässigend und in die Fußtapfen des alten Häretikers Eutyches tretend, den Menschen Jesus vergötterte.

Gegen diese Lehre nun hatte Stancaro**), nicht minder einseitig und mit den katholischen Dogmatikern übereinstimmend, behauptet, die Versöhnung komme bloß von dem Strafleiden Christi, das er bloß in seiner menschlichen Natur getragen. Er urtheilte folgendermaßen: der Mittler muß ein Andrer sein als die Beiden zwischen denen er vermitteln soll; sagt man nun, Christus sei Mittler nach seiner göttlichen Natur, so folge daraus, er habe sich entweder mit sich selber vermittelt, was gegen den Begriff eines Mittlers stritte, oder er sei Gott untergeordnet gewesen, was arianische Irrlehre wäre; er kann also nur nach seiner menschlichen aber sündlosen Natur Mittler gewesen sein. Man sieht hieraus, daß Stancaro die Gottheit Christi nicht aufgeben wollte; auch stellte er sich entschieden den Vertheidigern des Antitrinitarismus entgegen; er schloß die göttliche Natur nicht von der Person Christi aus, sondern

*) Osiander an Besold, s. d., bei Hummel, Epistolae historico-ecclesiasticae, Halle, 1780, Th. 2, S. 84.

**) S. Schlüsselburg, Catalogus haereticorum. Frankf., 1599. Lib. 9, de Stancarismo.

ur von der Theilnahme an dem Mittleramt und dem Versöhnungswerk. Trotz seiner Betheuerungen zu Gunsten der Gottheit Christi, mußte daher eine Meinung als unvereinbar scheinen mit der Kirchenlehre von der Gott- nenschheit des Erlösers; und so wie Osiander an Eutyches erinnerte, so er- euerte Stancaro die Ansicht des Nestorius, durch welche die Einheit der Person Christi verloren ging. Zwischen Beiden war nun ein heftiger Streit ntstanden, in den bald die vorzüglichsten auswärtigen Theologen hineingezo- en wurden; es war ein Streit über Grübeleien und Spitzfindigkeiten des rennenden Verstandes, der der Entwicklung des frommen Lebens, die des usammenfassenden Glaubens bedarf, nur geringen Nutzen brachte. Schon n den ersten Zeiten der Reformation hatte Melanchthon gesagt, die Lehre on den beiden Naturen in Christo gehöre zu den „zänkischen Fragstücken, die, eil keine gründliche rechte Antwort zu finden ist, nur die Herzen irre machen, nd nichts bauen noch bessern"*). Es war nöthig, den Standpunkt der bei- en Gegner hier etwas genauer zu bezeichnen, da Martyr zu wiederholten Malen aufgefordert wurde, sein Gutachten in dem Conflikt dieser Meinungen bzugeben.

Im Jahre 1553 schrieb Melanchthon zugleich gegen Osiander und gegen Stancaro, ohne weder den einen noch den andern von der Einseitigkeit ihrer Extreme zu überzeugen. Osiander schalt ihn einen Zwinglianer, Stancaro annte ihn geradezu einen Ketzer. In dem nemlichen Jahre brachte Letzterer eine Lehre, und in ihrem Gefolge den Streit auch nach Polen. Anfänglich urden hier seine Behauptungen ziemlich allgemein mißbilligt, allein sie brach- en doch eine gewisse Aufregung hervor, man war in Verlegenheit wie man sie iderlegen sollte, an Osiander wollte man sich nicht anschließen, ebensowenig chien man schon geneigt, das Problem gewaltsam zu lösen durch Bestreitung er Trinität; indessen waren doch bereits hie und da über diesen letztern Punkt Zweifel geäußert worden, die Hinrichtung Servet's hatte großes Auf- ehn erregt, man wußte nicht was man überhaupt von diesem Allem denken ollte. Die erste, am 1. Mai 1555 zu Pinczow versammelte polnische Synode eschloß daher, sich an auswärtige Theologen zu wenden, um bei ihnen Rath u holen. Der Pfarrer von Pinczow, Alexander Vitrelinus**), wurde eauftragt, an den im Auslande reisenden, längst zur Reformation sich hin- eigenden, Beichtvater der polnischen Königin, jetzt aber wegen seiner Verhei- athung in Genf, verbannten Francesco Lismanini***) zu schreiben, so-

*) Loci communes, verdeutscht durch Justus Jonas. Wittenb., 1538, 4°; f°. 3.

**) Wurde später ein Antitrinitarier.

***) Lismanini, von der Insel Corfu gebürtig, war Franziskaner-Provinzial in Polen und Beichtvater der Mutter des Königs Sigismund August. Vor mehrern Jahren schon hatte er diesen letztern der Reformation geneigt gemacht; 1553 hatte ihn der König, mit dem geheimen Auftrage ausgesandt,

wohl um ihn zur Rückkehr zu bewegen, als auch um ihm eine Reihe von Fragen mitzutheilen, über die er von schweizerischen und deutschen Theologen Aufschluß begehren sollte. Diese Fragen waren folgende: ob Christus auch nach seiner göttlichen Natur gelitten habe; ob er Mittler sei nach seiner menschlichen oder nach seiner göttlichen Natur; in wie fern er zugleich Sohn Gottes und des Menschen Sohn zu nennen sei; wie es sich endlich mit Osiander's Ansicht von der wesentlichen Gerechtigkeit Christi verhalte.

Lismanini hielt sich damals in der Schweiz auf; in Genf erhielt er ein Gutachten von Calvin, in Lausanne von Beza, in Bern von Musculus, in Zürich von Bullinger. Anfangs Februar 1556 kam er über Basel nach Straßburg, von Simon Sulzer an Marbach empfohlen. Ob dieser Letztere gleichfalls die vorgelegten Fragen beantwortete, wissen wir nicht; allein Sturm, Zanchi*) und Martyr thaten es, auf eine Weise, die mit den Ansichten der schweizer Theologen großentheils übereinstimmte. Martyr sprach sich, wenn auch nicht sehr ausführlich, doch in bestimmten Sätzen in einem vom 14. Februar datirten und an die polnischen Protestanten gerichteten Schreiben aus**). Auf die erste Frage antwortete er, der richtigen Kirchenlehre gemäß, verneinend: „ich könnte zwar zugeben, daß Gott geboren worden, gelitten habe und gestorben sei, weil Christus, so wie er eine untheilbare Person ist, so auch beide Naturen, obgleich unvermischt, in sich vereinigt hatte; derjenige Christus also, der wahrer Gott und Mensch ist, hat gelitten, ist gekreuzigt worden und gestorben. Frägt man aber, welcher Natur dabei das Verdienst zukommt, so muß geantwortet werden, der menschlichen; denn wie könnte die göttliche, nach der heiligen Schrift unveränderliche Natur, ohne in sich eine Veränderung zu erfahren, leiden und sterben? Hätte Gott übrigens in seiner Natur leiden wollen, so hätte er nicht nöthig gehabt eine menschliche anzunehmen; und hätte Christus nach seiner göttlichen Natur gelitten, so wäre die Sünde nicht im Fleische verdammt worden, nach Röm. 8, 3.

---

die protestantischen Gegenden zu besuchen, um ihm über deren Lehre und kirchliche Einrichtungen Bericht zu erstatten. Nach längern Reisen hatte er sich zu Genf durch Calvin bewegen lassen, öffentlich zum Protestantismus überzutreten und sich zu verheirathen. Calvin, der mehrmals an den König von Polen geschrieben hatte, hielt diesen für protestantischer, als er damals schon scheinen wollte. Der Entschluß Lismanini's schien dem König übereilt und seinen Planen hinderlich. Er wurde deßhalb in die Acht erklärt.

*) Regenwolscius (Wengierski), Systema historico-chronologicum ecclesiarum slavonicarum. Utrecht, 1652, 4°; S. 217; — Beza an Bullinger, 1. Jan. 1556; Baum, Leben Beza's; Leipz., 1843. B. 1, S. 450; — Bullinger an Alexander Vitrelinus, Jan. 1556; Fueslin, Epistolae reformatorum Ecclesiae helveticae, S. 359; — Zanchi an die Polen, 18. Febr. 1556. Epistolae, B. 1, S. 13.

**) Loci communes, S. 1109 u. f.

„Was die zweite Frage betrifft, so ist Christus Mittler nach seiner doppelten Natur. Wäre er es nur als Mensch, so sehe ich nicht ein, warum ein gewöhnlicher Mensch es nicht auch hätte leisten können; es ist aber unmöglich, daß ein Mensch wie ein andrer, das Mittleramt hätte übernehmen können. Auch weiß man dann nicht, warum sich in Christo die göttliche Natur mit der menschlichen hätte vereinigen müssen. Der Mittler mußte die Eigenschaften der beiden zu versöhnenden Partheien an sich haben.

„Der dritte Punkt erklärt sich so: Christus ist Sohn Gottes und des Menschen Sohn, Beides von Natur; das eine ist er wegen seiner Gottheit, das andre wegen seiner Menschheit. Dieß heißt nicht Christum zertheilen, denn wir bekennen ihn als wahrhaft Einen; wenn wir ihm aber verschiedene Eigenschaften zuschreiben, so suchen wir die Ursachen, warum sie ihm zukommen; da er nun Sohn Gottes ist, so fragen wir uns woher; aus der menschlichen Natur kann es nicht sein, da diese mit dem göttlichen Wesen (Substanz) nichts gemein hat. Wollen wir nicht Ungereimtes behaupten, so ist vor Allem zu vermeiden, daß beide Naturen vermengt werden; sobald wir dieß thun, ist es nicht schwer, die Ursachen der Eigenschaften Christi zu erkennen.

„Endlich ist die von Osiander gelehrte wesentliche Gerechtigkeit, eine der Schrift fremde Meinung. Aus der Schrift geht nur hervor, daß unsre Gerechtigkeit durch den Glauben kommt, indem diejenige Christi uns imputirt, angerechnet wird; hätten wir die wesentliche, so würde uns zur vollkommenen gar nichts fehlen. Darüber wäre noch Manches zu sagen; da ich jedoch nicht an Unerfahrene schreibe, so möge das Gesagte genügen."

Da Lismanini, im Namen der Polen, auch Martyr's Meinung über Servet's Hinrichtung wissen wollte, fügte er sie, in kurzen Worten bei: „Ueber Servet habe ich nichts zu sagen, als daß er ein Sohn Satans war, und daß seine verabscheuungswürdige Lehre überall abzuweisen ist; der Magistrat, der ihn bestraft hat, ist nicht zu tadeln, denn es war kein Zeichen der Besserung an ihm wahrzunehmen, und seine Gotteslästerungen waren schlechterdings unerträglich." Man wundere sich nicht über dieses harte Urtheil; haben ja doch nicht nur Beza und Bullinger Calvin's und der Genfer Verfahren gebilligt, selbst der milde, humane, in manchen Stücken so hoch über seiner Zeit stehende Melanchthon hat ein eigenes Bedenken verfaßt, um die Prozedur gegen den spanischen Arzt zu rechtfertigen. Wir wollen die Reformatoren deßhalb nicht vertheidigen; was sie in dieser Sache gethan und geschrieben haben, war ein schwerer Irrthum ihrer Zeit; er läßt sich erklären von ihrem theocratischen Standpunkte aus, er war eine Folge ihrer Begriffe von der Pflicht einer christlichen Obrigkeit; wenn wir heutzutage besser hierüber aufgeklärt sind, so wollen wir deßhalb nicht zu scharfen Tadel über sie aussprechen, noch weniger aber dürfen wir dulden, daß die, mit den Gräueln der Inquisition belastete katholische Kirche der Reformation daraus einen Vorwurf mache. Wir werden Gelegenheit haben, noch einmal hierauf zurückzukommen.

Kehren wir zu Martyr's Schreiben an die Polen zurück. Er begnügte sich darin nicht ihre Fragen und Zweifel zu lösen; er gab ihnen auch seinen Rath über die völlige Durchführung der Reformation und über die Einrichtung ihres Kirchenwesens. Seiner Meinung nach ging man in Polen nicht rasch genug zu Werk; während er in England, wo er von den Schwierigkeiten ein Land von oben her zu reformiren, Zeuge gewesen, das langsame aber doch meist besonnene Wirken der Regierung gebilligt hatte, meinte er nun bei den protestantischen Polen auf entschiedeneres Vorangehn dringen zu müssen; er kannte die Verhältnisse des Landes, die schwankende Gesinnung des Königs, die Macht der Bischöfe nicht genug, um sie aus der Ferne völlig richtig beurtheilen zu können. Er wußte zwar, daß ein großer Theil des Adels sich zur Reformation hinneigte, und daß auf dem Landtage von 1555 ein Nationalconcilium verlangt worden war, um die Religionsstreitigkeiten zu schlichten und die Mißbräuche abzuschaffen; allein die Mittel, die der römische Hof anwandte, um Polen dem Katholicismus zu erhalten, und der Zustand der meist ungebildeten untern Klassen des Volks waren ihm unbekannt. Man begreift daher leicht den dringenden Ton seines Schreibens. Vor Allem ermahnte er die Polen zu offenem Bekenntniß der evangelischen Lehren „von der Gnadenwahl, der Rechtfertigung, den guten Werken, den Sacramenten, der Kirche"; weder Fürsten noch Päpste und Bischöfe, noch Gelehrte sollen ihre Auctoritäten sein, der heiligen Schrift allein sollen sie Glauben schenken, ihr allein gebühre das höchste Ansehn in der Lehre; sie haben die Schrift, warum daher zögern und auf die Bestimmungen eines Concils oder die Entschließungen einer Reichsversammlung warten? die Apostel haben auf nichts der Art gewartet, als es darauf ankam von Christo zu zeugen; an sich seien solche Mittel nicht zu verwerfen, ihretwegen sei aber keine Zeit zu verlieren. „Zögert nicht die Wurzeln des Aberglaubens und des Irrthums zu zerstören; reinigt namentlich die Lehre vom Abendmahl; verachtet dieses nicht, gleich als wäre es nur ein leeres, unfruchtbares Symbol, schreibt ihm aber auch nicht mehr zu, als dessen Einsetzung durch Christum gestattet. Feiert euern Gottesdienst mit der größten Einfachheit, ohne papistische Cärimonien; die Seelen sollen nicht durch äußere Formen verirret, sondern durch das Wort Gottes erleuchtet und durch die Sacramente genährt werden. Auch steht nicht an, so lange der Eifer noch lebendig ist, eine rechte Disciplin einzuführen; denn fängt der Eifer an zu erkalten, so ist man nicht mehr geneigt sich einer Kirchenzucht zu unterwerfen. Ich weiß wohl, daß Manche sich der Aufstellung einer solchen widersetzen, unter dem Vorwande, es sei zu befürchten, daß die Geistlichen sich derselben bedienen, um Willkür und Tyrannei auszuüben, und eine Disciplin sei nicht nöthig da wo christliche Obrigkeiten regieren. Solche ängstliche Menschen bedenken aber nicht, daß da, wo die evangelische Regel der brüderlichen Zurechtweisung gilt, Niemand sich irgend eine Herrschaft anmaßen kann; nicht einem Einzelnen ist ja das Amt der Zucht anzu-

:trauen, es bedarf der Zustimmung der Gemeinde, wenn einer, der sich
ht bessern will, ausgeschlossen werden soll. Und was die Obrigkeiten be-
fft, so sind sie wohl christlich, aber meist noch dem Papste unterthänig,
ihrend die, welche sich von Rom getrennt haben, nur nach dem bürgerlichen
setze urtheilen können, das viele Sünden übersieht, die es mit seinen Stra-
1 nicht zu erreichen vermag.

„Um rechte christliche Ordnung und Lehre einzuführen, ist es aber nö-
g theologische Schulen zu errichten, wo die zum Verständniß der Bibel un-
tbehrlichen alten Sprachen gelehrt, wo die heiligen Schriften ausgelegt, wo
gleich die spitzfindigen Fragen vermieden werden müssen, die nur zu un-
ichtbarem Streite Anlaß geben. Aus den in solchen Schulen gebildeten
inglingen sind die Pfarrer zu wählen, welche freimüthig lehren, warnen,
afen, trösten sollen, mit den Waffen des Geistes gegen Sünde und Irr-
im kämpfend und die Menschen zur Gerechtigkeit in Gott und zu allem gu-
1 Werk hinleitend."

Zuletzt empfahl Martyr den protestantischen Polen den Ueberbringer des
riefes, Lismanini, als einen frommen, gelehrten, rechtgläubigen, eifrigen
lann, der ihnen von großem Nutzen sein werde. Lismanini kehrte heimlich
ch Polen zurück*). Die von ihm mitgebrachten Bedenken wurden der, im
pril 1556, zu Pinczow gehaltenen Synode vorgelegt; sie trugen viel zur
efestigung der evangelischen Lehre bei; Calvin, Bullinger, Zanchi, Martyr
inden von dieser Zeit an in hohem Ansehn bei den polnischen Protestanten.
es Letztern Lebensgeschichte führt uns in der Folge noch einmal nach Polen
rück.

Siebentes Kapitel.

lartyr's Verhältniß zu Marbach. — Straßburger Fremdengemeinde. —
lartyr's Briefwechsel mit Calvin über die Gemeinschaft mit Christo im
Abendmahl. — Sein Werk gegen Gardiner.

Obgleich Martyr seine reformirten Ansichten nirgends verleugnete, wie
auch aus seinem Schreiben an die Polen ersichtlich ist, so vermied er es doch
Straßburg selbst, seiner eingegangenen Verpflichtung gemäß, die streitigen
ragen ohne Noth öffentlich zu behandeln. Es herrschte demnach zwischen ihm
id Doctor Marbach, und überhaupt zwischen den calvinisch gesinnten Pro-
ssoren und den lutherischen Predigern, noch ziemlicher Friede. So weit es

*) Auf Verwenden vieler polnischer Magnaten, wurde der Bann aufgehoben, und er durfte wieder im Lande bleiben.

die Umstände zuließen, in einer Stadt, deren Regierung immer mehr zur Annahme des Lutherthums als Staatsreligion hingetrieben wurde, suchte der Rector Johann Sturm in der Schule noch eine gewisse theologische Lehrfreiheit zu erhalten. Dagegen bemühte sich der Präsident des Kirchenconvents, in seinem Bereiche, Alles an reformirte Lehre und Einrichtung erinnernde nach und nach zu entfernen. Sein Eifer war besonders gegen die Gemeinde der französischen Flüchtlinge gerichtet, die früher von Calvin selbst geordnet worden war; es gehörten zu derselben auch einige Italiener, welchen Zanchi zuweilen predigte, und unter denen besonders jener gelehrte Venezianer Giovanni Angelo Odone, der schon 1534 mit Butzer in Briefwechsel gestanden war, erwähnt zu werden verdient. Als Martyr aus England zurückkehrte, sah er mit Bedauern, daß diese Fremdengemeinde nur ungern geduldet war; sowohl die in derselben gepredigte Lehre, als die eingeführte reformirte Kirchenzucht waren Dinge, die Marbach nicht glaubte dulden zu dürfen. Er drang zwar selber sein Leben lang auf Errichtung einer Disciplin, allein er wollte sie in hierarchischerm Sinn als in der reformirten Kirche; das Recht der Censur und der Excommunication sollte, nach ihm, nur in den Händen der Geistlichen sein. Schon kurz vor Martyrs Rückkehr war ein Streit ausgebrochen zwischen Marbach und dem französischen Prediger Johann Garnier; es war im Kirchenconvent angezeigt worden, Letzterer hätte behauptet, Adam habe nicht freiwillig, sondern nothwendig gesündigt, und die äußere Kirche mit ihren Anstalten und Sacramenten sei nicht unerläßlich zum Heil; auch hätte er die Ansicht der Zürcher über das Abendmahl gelehrt. Er hatte darauf eine schriftliche Erklärung eingereicht, und in einer mündlichen Besprechung mit den Predigern das Absolute seiner Thesen zu mildern gesucht. Als bei der im Frühjahr 1554 vorgenommenen Kirchenvisitation die Reihe auch an die Andreaskirche kam, die der französischen Gemeinde überlassen war, hielt Marbach eine lateinische „Vermahnung", welche Garnier französisch wiederholte und der er die Erklärung beifügte, er werde in der Lehre vom Abendmahl nicht über die Art der Gegenwart Christi disputiren, sondern sich einfach an die Augsburgische Confession halten. Marbach, hiemit zufrieden, erkannte selbst „es sei nun Alles wohl und ordentlich abgegangen." Somit schienen auch hier der Friede und die Ruhe gesichert. Allein neben der Abendmahlsdifferenz war auch Streit über die Kirchenzucht gewesen, welche Garnier mit calvinischer Strenge ausüben wollte, und wegen der er mit einigen Mitgliedern und Aeltesten seiner Gemeinde zerfallen war. Diese hatten ihn deshalb bei dem Kirchenconvente verklagt; es erfolgten lange, unerquickliche Verhandlungen; Martyr, Sturm, selbst Calvin verwandten sich bei Marbach für Garnier; die Sache verwickelte sich jedoch so, daß dieser zuletzt vom Magistrat entlassen wurde (März 1555)*).

Martyr befürchtete man möchte diese Gelegenheit benutzen, um die Frem-

*) Garnier wurde in der Folge als Professor zu Marburg angestellt.

-engemeinde aufzulösen; dazu ließ sich indessen der Magistrat diesmal noch nicht verleiten; an Garnier's Stelle wurde Peter Alexandre berufen, dessen Tüchtigkeit Martyr in England erkannt hatte. Alexandre hatte sich kurz vorher in der Grafschaft Mümpelgard aufgehalten, war aber, wegen der in dieser Gegend ausgebrochenen Bewegungen gegen die Augsburgische Confession, genöthigt worden sich zu entfernen. Martyr, bei dem er als einer der Hauptunruhstifter verdächtigt worden war, überzeugte sich von seiner Unschuld, theilte die Apologie, die Alexandre an den Herzog von Würtemberg abzuschicken gedachte, Marbach mit, und empfahl ihn für die französische Gemeinde; Marbach widersetzte sich seiner Anstellung nicht*). Zugleich wurden neue Aelteste eingesetzt, und zwar nicht durch Gemeindewahl, sondern durch den Magistrat, um der Wiederholung der Streitigkeiten zuvorzukommen. Einer derselben sollte Martyr sein; er hätte es gerne abgelehnt, allein auf die Bitten des Predigers und andrer Freunde ließ er sich zur Annahme bewegen, in der Hoffnung er könne dazu beitragen, fernere Uneinigkeit in der Gemeinde und fernern Zwist mit den lutherischen Predigern zu vermeiden**). Auch sein Freund Sleidan wurde zum Aeltesten ernannt; mit Genehmigung des Magistrats übersetzte dieser den Butzerschen Katechismus für die Flüchtlinge in's Französische, obgleich Marbach die Einführung des Lutherschen verlangt hatte.

Abgesehn von seinem Dringen auf die Augsburgische Confession, hatte sich Doctor Marbach in dieser Sache noch mit ziemlicher Mäßigkeit betragen. Martyr achtete ihn wegen seiner Thätigkeit und seines Geschicks im Ordnen und Verwalten; auch fand er ihn mild und vertraulich im Umgang, nur zu steif auf seinen Meinungen beharrend***). Marbach dagegen hatte Martyr in stetem Verdacht er möchte die reine Lehre antasten; während Butzer, weder im Kirchenconvente noch in der Schule etwas vorgenommen hatte ohne seinen Rath, befragte ihn Marbach über nichts, und vermied überhaupt über die Lehre mit ihm zu sprechen†). Doch lebten Beide äußerlich in gutem Vernehmen; als, Anfangs 1555, Marbach, von einer Reise in seine Heimath zurückkehrend, durch Zürich kam, nahm er von allen dortigen Theologen Grüße an Martyr mit, was diesen so sehr freute, daß er es an Calvin schrieb††). Als Garnier, wegen Ungehorsam gegen den Magistrat, gefangen gesetzt wurde, nahmen sich Marbach und Martyr mit gleichem Eifer seiner an; als der französische Jurist

*) Martyr an Alexandre, 18. Juni 1555; — an Calvin, Sept. 1555. Loci comm., S. 1096. 1097. Alexandre wurde gegen Ende 1558 wieder entlassen und durch Wilhelm Olbrac ersetzt; 1562 gerieth dieser in einen heftigen Streit mit Marbach; die Folge war die Schließung der französischen Kirche, die erst 1569 wieder eröffnet, 1577 aber für immer aufgehoben wurde.

**) Martyr an Calvin, 8. Dez. 1555. Ms.

***) An Calvin, 8. März 1555. Loci communes, S. 1094.

†) Sturm an Marbach, 1561. Zanchii epistolae, B. 2, S. 218.

††) 8. März 1555. Loci comm., S. 1094.

Franz Baudouin im Jahr 1555 nach Straßburg kam, verwandten sich Beide nebst dem Rector bei den Scholarchen, daß er als Professor des bürgerlichen Rechts angestellt würde; Martyr erhielt jedoch Briefe von Beza, um die Straßburger vor der Unzuverlässigkeit dieses Mannes zu warnen, so daß man ihn bald wieder ziehen ließ*). Und als, im Hornung 1556, der greise Arzt Günther von Andernach in den Verdacht kam, er gehe mit Wiedertäufern und Schwenkfeldianern um, ließ er Marbach und Martyr zu sich bitten, um sich vor ihnen, als den vorzüglichsten Theologen der Stadt, gegen diese Anklage zu rechtfertigen. Aus diesen Beispielen möge man sehn daß die beiden Männer, die sich gegenseitig ehrten, noch längere Zeit in Frieden neben einander hätten leben und lehren können, wenn nicht der im Auslande sich neu entzündende Streit seine Funken auch nach Straßburg geworfen hätte.

Martyr und Zanchi lehrten noch, unbelästigt, die Prädestination. Letzterer hatte, gleich in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Straßburg bemerkt, daß man diese Lehre vernachlässige und anfange viel vom freien Willen zu reden. Auch Martyr, wie er an Zwingli, den Sohn, nach Zürich schrieb, fand daß man unrichtige Meinungen über die Prädestination in Straßburg verbreitete, indem man sich zu sehr an den das Dogma mildernden Melanchthon anschloß; er hielt es dagegen für höchst nöthig es „rein und einfach" vorzuzutragen**). Als er, Anfangs 1556, Beza's kurz vorher erschienene tabellarische Uebersicht der Schriftbeweise für die Gnadenwahl***) Marbach mittheilte, bemerkte dieser, Beza hätte besser daran gethan die Lehre an die von der Erbsünde anzuknüpfen, statt den absoluten, vor der Schöpfung Adams gefaßten Rathschluß Gottes an die Spitze zu stellen†). Hierin lag allerdings der Grund eines tiefen Unterschieds; die lutherische Theologie ging nemlich von dem Menschen aus, und stellte dessen Heil als Zweck des göttlichen Willens und Wirkens dar, während die reformirte die Idee der göttlichen Nothwendigkeit voranstellte und dieser den Menschen unterordnete. Doch hielt man, wie es scheint, diesen Unterschied in Straßburg noch nicht für hinreichend, um ihn zum Anlaß eines Streites zu benützen; man entfernte sich im Allgemeinen noch wenig von Butzer's Ansicht, die, wie oben gezeigt worden, mit der reformirten in diesem Punkte zusammenstimmte. Simon Sulzer, von Basel, konnte daher noch mit Zuversicht auf die Theilnahme Marbachs rechnen, als er ihm entrüstet schrieb: „unser Calvin wird wegen der Prädestination von mehrern Schlechtgesinnten angegriffen, deren Anführer (Castalio) früher auch gegen mich

*) Hotmann an Bullinger, 20. Mai 1556. Hottom. epistolae, S. 7.

**) An Beza. S. d. Loci communes, S. 1108. — An Johann Wolf. Bei Hottinger, Historia Ecclesiae Novi Testamenti. Zürich, 1665. B. 8, S. 719.

***) Summa totius christianismi, sive descriptio causarum salutis electorum et exitii reprobatorum, ex sacris literis collecta. Genf, 1555, 12°.

†) Martyr an Beza, 5. April 1556. Ms.

ein Feuer entzündet hat"*). Und als der Prediger Melchior Specker die Absicht ankündigte, Beza's ebengenannte Schrift zu widerlegen, gelang es noch ihn, im Interesse des Friedens und mit Berufung auf Butzer, von seinem Vorhaben abzubringen**).

In Betreff der Abendmahlslehre blieb Martyr seinem Versprechen treu, nichts gegen die Augsburgische Confession zu lehren; übrigens gaben ihm seine Vorlesungen über alttestamentliche Bücher keine Veranlassung, sich darüber auszusprechen. Bereits 1552 und 1553 hatte der Hamburger Prediger Joachim Westphal einige Schriften herausgegeben, in denen die „Sacramentirer", wie man die Reformirten nannte, aufs Heftigste bekämpft waren***). Zu diesem leidenschaftlichen Angriffe hatte zum Theil die Vorrede Anlaß gegeben, welche der Zürcher Pfarrer Johann Wolf seiner Ausgabe der Oxforder Disputation vorangestellt, und in der er, unvorsichtig und unrichtig, gesagt hatte, Martyr habe hier „Luthers Irrthum aufs Gründlichste" widerlegt; es ist am betreffenden Orte gezeigt worden, mit welcher Achtung sich Martyr über Luther geäußert und mit welcher schonenden Mäßigung er dessen Lehre besprochen hatte. Auf Westphal's Ausfälle antwortete er nicht; er ließ sie unbeachtet, so lange die Straßburger nicht selbst auf den Kampfplatz traten. Gegen Ende des Jahres 1554 gab Calvin gegen Westphal seine Vertheidigung des Uebereinkommens mit den Zürchern (Consensus Tigurinus) heraus†), durch welches die calvinische Ansicht vom Abendmahl als gemeinsame Lehre an die Stelle der zwinglischen getreten war. Martyr übergab diese Schrift seinem Collegen Marbach zur Beurtheilung, überzeugt, wie er sagte, Calvin habe nichts gelehrt, das von „gutgesinnten Männern nicht gebilligt werden könnte"; in dem Professorenconvente wurde darüber gesprochen; Marbach bemerkte bloß daß, wenn auch zugegeben werden müsse, der Leib Christi sei nicht in dem Brode eingeschlossen, man doch die reale Gegenwart nicht aufgeben dürfe, und zwar eine solche, deren auch die Ungläubigen theilhaftig werden. Es kam indessen nicht zu unfreundlichen Reden††).

Diese Zeit der Ruhe benutzte Martyr, um sich mit Calvin und Beza über eine das Abendmahl betreffende Frage zu unterhalten, und sich mit einem den ganzen Gegenstand umfassenden und für England bestimmten Werke zu beschäftigen.

Die Frage, die er mit Calvin und Beza verhandelte, lag ihm um so mehr

---

*) 12. März 1555. Fecht, S. 49.

**) Joh. Sturm an Beza, 20. Febr. 1556. Ms.

***) Farrago confusanearum et inter se dissidentium opinionum de coena domini ex Sacramentariorum libris congesta. Magdeb., 1552. — Recta fides de coena Domini. Ebend., 1553.

†) Defensio sanae et orthodoxae doctrinae de sacramentis. 28. Nov. 1554. Calvini Opp., ed. Amsterd., B. 8, S. 648 u. f.

††) An Calvin, 8. März 1555. Loci communes, S. 1094.

am Herzen, da er, in der Lösung derselben, mit den beiden Freunden nicht völlig übereinstimmte; es war die über die Art, wie sich die Gläubigen im Abendmahl mit Christo vereinigen: ein geheimnißvolles Problem, das durch die reformirte Definition des Sacraments nicht unmittelbar aufgehellt war, und auch von diesem Standpunkte aus mehrfache Deutung zuließ. Für den einfachen Glauben mögen die Versuche der Theologen, sich die Sache begreiflich zu machen, von untergeordnetem Interesse sein; es ist aber nicht unwichtig zu erfahren, mit welchem Scharfsinn und zugleich mit welch ehrfurchtsvoller Scheu sie sich darein vertieften; nicht minder merkwürdig ist es zu sehn, wie sie sich zuletzt doch nur mit Vergleichungen und Bildern zu helfen wußten, um rein geistige Vorgänge dem Verstande näher zu bringen; wobei am Ende das Ganze doch nicht viel klarer wird. Das Seltsamste aber ist daß Calvin, während er sich bei Martyr über Melanchthons Weichheit und Unbestimmtheit beklagte*), sich selber bei ihm vertheidigen mußte, gegen den Vorwurf sich manchmal dunkel und zweideutig auszudrücken**). Er und Beza verlangten nun, über die Vereinigung der Gläubigen mit Christo, Martyrs Ansicht zu erfahren; er schrieb sie den 8. März 1555***): „Ueber die Gemeinschaft, die wir mit Christi Körper und mit der Substanz seiner Natur haben, lehren nicht Alle das Nämliche; höre gefälligst was ich davon halte. Es ist von großer Wichtigkeit für den, der Christo angehört, zu wissen wie er mit ihm vereinigt ist. Wir haben nun mehrerlei Gemeinschaft mit ihm; zunächst die allgemeine, insofern er als Mensch in das Menschengeschlecht eingetreten ist; von dieser ist hier nicht die Rede. Eine andre ist die durch den Glauben, bei den Auserwählten, wodurch sie nicht nur Sündenvergebung und Versöhnung mit Gott erlangen und gerechtfertigt werden, sondern auch die belebende Kraft des heiligen Geistes erfahren, die selbst unser körperliches Wesen der Unsterblichkeit fähig und so zu sagen christförmig macht; letzteres geschieht zwar nicht so daß unser Körper die Substanz seiner Natur ablegt, und in den Körper Christi gleichsam verwandelt wird, sondern so daß wir nun durch geistige Gaben und Eigenschaften nicht weniger Gemeinschaft mit Christo bekommen, als wir zuvor äußerlich mit ihm hatten insofern er Mensch war. Wir haben also zwei Arten der Gemeinschaft, die eine, natürliche, in die wir durch die bloße leibliche Geburt als Menschen eintreten, die andre, geistige, durch die Wiedergeburt. Ich glaube indessen, daß es zwischen beiden noch eine mittlere gibt, welche Ursprung und Bedingung wird aller höhern und geistigen Aehnlichkeit, die wir mit Christo haben können; sie besteht darin daß wir, sobald wir glauben, Christi selber theilhaftig und seine Glieder werden. Von Christo, dem Haupte, strömt sein Geist durch alle Gelenke in uns, als seine wahren Glieder (Eph. 4, 16). Diese Gemein-

*) 27. Aug. 1554. Calvini epp., S. 135; — 18. Jan. 1555. Ms.
**) 18. Jan. 1555. Ms.
***) An Calvin. Loci communes, S. 1094.

schaft ist früher, wenn auch vielleicht nicht der Zeit nach, aber wenigstens der Natur nach, als die durch die Wiedergeburt." Um dieß deutlicher zu machen, bediente sich nun Martyr eines aus dem Bildungs- und Belebungsprozesse des menschlichen Körpers genommenen Beispiels, das aber um so weniger hilft, da es selbst auf ganz unvollkommener physiologischer Beobachtung beruht. Weiter suchte er dann die Sache so zu bestimmen: „die erste Gemeinschaft ist die allgemein menschliche, die zweite ist die, welche wir mit Christo haben insofern er Haupt, und wir Glieder der Kirche sind; da man nun Glied der Kirche sein kann, ohne bekehrt zu sein, so muß noch ein dritter, höherer Grad der Gemeinschaft dazukommen, jene geheime, durch welche die Auserwählten ihm eingepflanzt und immer ähnlicher werden. Diese mystische Gemeinschaft wird durch die Entfernung der Orte nicht gehindert; sie ist auf Erden möglich, obschon Christi Körper im Himmel ist, zur Rechten Gottes. Es ist hinreichend daß wir durch gewisse, von ihm kommende geistige Bande und Gelenke mit ihm verbunden sind; diese Bande sind der Glaube, das Wort Gottes und die Sacramente; durch sie verbreitet sich der vom Haupte strömende Geist durch die Kirche und belebt, in richtigem Verhältnisse, die Glieder. Dieß sind die Gemeinschaften mit Christo die ich annehme; andre, um die Wahrheit zu sagen, vermag ich nicht zu begreifen. Ich sage dieß besonders von derjenigen, welche einige Kirchenväter lehren, wenn sie behaupten daß die Substanz des Leibes und Blutes Christi sich mit der unsern vermische. Das Sacrament des Abendmahls ist ein Zeichen der wahren Gemeinschaft mit dem Herrn; mehr noch, es ist ein Band durch das der heilige Geist uns mit ihm verbindet, sobald der Glaube da ist; durch die bloße äußere Theilnahme wird die Verbindung nicht bewirkt. Das ist es wohl auch, was die Kirchenväter mit ihren hyperbolischen Ausdrücken sagen wollen; daß man diese wörtlich genommen und sich die Mühe nicht gegeben hat, die dunkeln Stellen der Väter gehörig zu erklären, daraus ist viel Irrthum entstanden." Ueber die Gemeinschaft, die wir mit Christo im Abendmahl haben, sagte Martyr noch ausdrücklich: „das halte ich für ausgemacht, daß was wir von geistiger Nahrung aus Christi Leib genießen, aus seinem wahren und natürlichen Leibe kommt, der für unser Heil vor Zeiten ans Kreuz geschlagen wurde und nun im Himmel, von Herrlichkeit umgeben, zur Rechten Gottes thront. Weil die Nahrung durch den Glauben empfangen wird, so darf man darum nicht sagen sie komme aus einem scheinbaren oder phantastischen Körper; Niemand wenigstens, der die Wahrheit und Dignität des Glaubens wahren will, wird solches behaupten. Da nun Christi Körper, weder ehmals am Kreuz noch jetzt im Himmel, von seiner Natur entblößt ist, so wird er von uns durch den Glauben empfangen, natürlich, wie er ist."

Aehnlich, doch weniger ausführlich, schrieb Martyr an Beza selbst *).

*) Loci communes, S. 1108.

Den 8. August antwortete Calvin*): „ich darf nicht hoffen, mein Versprechen, dir über unsre geheimnißvolle Gemeinschaft mit Christo zu schreiben, zu deiner vollen Zufriedenheit zu lösen. Da diese Sache aber von großem Gewichte ist, so denke ich wird es gut sein, wenn ich sie mit einigen Worten erläutere. Ich spreche hier nicht von der Gemeinschaft mit Christo, die aus seiner Menschwerdung entspringt; er hat unser Fleisch angenommen, um unser Bruder zu werden. Es handelt sich von derjenigen Gemeinschaft, die von seiner göttlichen Kraft herrührt, in uns neues Leben erweckt und macht daß wir mit ihm in einen Körper zusammenwachsen. Ich sage daß, sobald wir durch den Glauben Christum aufnehmen, wie er sich im Evangelium gibt, wir wirklich seine Glieder werden, und daß alsdann Leben von ihm, als unserm Haupt, in uns fließt. Er kann uns nemlich nicht anders durch sein Opfer mit Gott versöhnen, als weil er der Unsre ist und wir mit ihm eins sind. So verstehe ich die Stelle des Paulus, wo er sagt, daß die Gläubigen zu seiner Gemeinschaft berufen sind, 1 Cor. 1, 9. Der Begriff einer bloßen Gesellschaft oder Freundschaft drückt den Sinn des Apostels nicht aus; dieser scheint mir von jener heiligen Einheit zu reden, durch welche der Sohn Gottes uns in seinen Leib einpflanzt, damit er uns alles das Seine mittheilen könne. Wir schöpfen also das Leben aus dem Genusse seines Fleisches und Blutes, daß man mit Recht dieses unsre Nahrung nennen kann. Wie dies aber vorgehe, das überschreitet um Vieles das Maaß meiner Einsicht. Ich ahne mehr das Geheimniß, als daß ich es zu begreifen suche; nur erkenne ich, daß das Leben vom Himmel auf die Erde durch die Kraft des heiligen Geistes gebracht wird, weil der Leib Christi nicht durch sich selbst das Leben geben würde, und weil dessen Kraft nicht zu uns gelangen könnte ohne die des heiligen Geistes. Also ist es der Geist der macht daß Christus in uns lebt, uns erhält und belebt, uns Alles das thut, was des Hauptes Amt ist. Ich verwerfe mithin alle groben Vorstellungen von einer Vermischung der Substanz, weil mir genug ist zu wissen, daß, während der Leib Christi im Himmel in seiner Herrlichkeit bleibt, Leben von ihm zu uns herabfließt, so wie die Wurzel ihre Säfte allen Zweigen mittheilt. Obgleich nun die Gläubigen gleich am ersten Tage ihrer Berufung zu dieser Gemeinschaft gelangen, so bietet sich ihnen doch Christus täglich zum Genusse dar, insofern sich das christliche Leben in ihnen ausbildet und mehrt. Dieß ist die Gemeinschaft, welche das Abendmahl gewährt."

Obgleich in diesem Schreiben Calvin sich weniger deutlich über seine Ansicht von dem verklärten Leibe Christi und von dem, gleichsam vermittelst einer Ausstrahlung geschehenden Herabwirken desselben ausdrückt, und mehr das seine Einsicht übersteigende, geheimnißvolle der Gemeinschaft mit Christo hervorhebt, so ist doch eine Differenz zwischen ihm und Martyr nicht zu verkennen; denn Martyr nahm an daß der wirkliche, ans Kreuz geschlagene Körper

*) Calvini epistolae, S. 161.

im Himmel sei, und daß der Glaube das Band sei, das uns mit ihm verbinde; Calvin faßte es so auf, daß er an den verklärten Leib dachte, der die Kraft esitze uns, wenn wir glauben, mit sich zu vereinigen. Martyr glaubte es sei nöglich, die innern Vorgänge bei der Theilnahme am Abendmahl in völlig lare Worte zu fassen; Calvin dagegen wagte es nicht in die Tiefe der Sache inzudringen, und mußte sich auch gegen die Zürcher vertheidigen, daß er von inem Geheimniß redete*). Spätere Streitigkeiten werden uns Gelegenheit geben zu zeigen, wie Martyr seine Ansicht, der weiter entwickelten lutherischen Lehre gegenüber, auseinandergesetzt hat.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als Martyr mit Calvin über diese Fragen orrespondirte, wurde er von den englischen Flüchtlingen mit der Bitte angegangen, ein weitläufiges Werk zu widerlegen, das der Bischof Gardiner gegen ie protestantische Abendmahlslehre herausgegeben hatte. Gardiner hatte diese Arbeit unternommen und vollendet, als er, unter der Regierung Eduard VI., n Tower gefangen saß; Freunde hatten ihm das Material, die Auszüge aus en Kirchenvätern, und dergleichen dazu geliefert. Das Werk war, noch wähend Martyrs Anwesenheit in England, im Jahr 1552 zu Paris erschienen; a es jedoch unter einem falschen Namen ausgegeben wurde**), und überhaupt amals die Umstände dem Katholicismus wenig günstig waren, hatte es weiter kein Aufsehn erregt. Sobald aber Maria auf den Thron gekommen war, atte es Gardiner, unter seinem wirklichen Namen, in Löwen von Neuem erausgegeben. Er suchte darin die Abendmahlslehre der Reformirten als eu und unerhört darzustellen, und durch zahllose patristische Stellen, das katholische Dogma von der Brodverwandlung als die einzig wahre, uralte Lehre er Kirche zu erweisen; die Reformirten nannte er gottlose Kapernaiten, weil ie, wie einst die Einwohner von Kapernaum, die troß der Wunder Christi icht an ihn glauben wollten, das im Sacrament sich täglich erneuernde Wuner läugnen und so den Herrn verschmähen und lästern. Der Erzbischof Cranmer, als er gleichfalls im Tower saß, sein Todesurtheil erwartend, hatte as Buch widerlegen wollen; allein weniger freisinnig behandelt als vordem ein jetzt mächtiger Gegner, hatte man ihm nicht nur die nöthigen Bücher, ondern auch das Schreibmaterial versagt.

Da übernahm nun Martyr die, in theologischer Hinsicht nicht schwierige, ber wegen der von Gardiner aufgehäuften massenhaften Erudition viel Mühe nd Forschung erfordernde Arbeit, ihn gründlich zu bekämpfen. Gardiners Charakter war nicht ehrenwerth; schon frühe, während eines Aufenthaltes zu Rom im Jahre 1528, als er mit dem Cardinal Wolsey am päpstlichen Hofe Heinrichs VIII. Ehescheidung betrieb, hatte Martyr die Leichtfertigkeit durch-

*) An die Zürcher, 18. Nov. 1554. Ms.

**) Antonius Constantius, Confutatio cavillationum quibus Eucharistiae sacramentum ab impiis Capernaitis impeti solet. Paris, 1552, 4°. Löwen, 1554.

schaut, von der er in der Folge so viele Beweise gab; so hatte Gardiner unter Andern, in einer Schrift über die diabolische Sophistik*), sich über das Abendmahl in ganz anderm Sinne ausgedrückt, als in der gegen die gottlosen Kapernaiten. Es wäre daher kaum nöthig gewesen einen solchen Gegner zu widerlegen, wenn er nicht jetzt, als englischer Kanzler, eine Macht in Händen gehabt hätte, die er auf grausame Weise gegen die Protestanten ausübte. Martyr bedauerte nur daß er starb (im October 1555), ehe die Widerlegung seines Werkes vollendet war; denn er sagte, er streite nicht gerne mit Abgeschiedenen**). Die Widerlegung kostete ihm lange Arbeit; mehrmals schreckte ihn Gardiners ungeheure Weitläufigkeit ab; der gegen die Protestanten aufgethürmten Gelehrsamkeit mußte eine ähnliche opponirt werden, denn die Gegner behaupteten, bisher sei einem Kämpfer wie Gardiner Niemand gewachsen gewesen. Um diesen stolzen Schein zu zerstören, genügte eine kurze Darstellung nicht; der Geist der Zeit verlangte, daß alle Mächte der Wissenschaft aufgeboten, daß alle erdenklichen Waffen aus dem Zeughause der Patristik und Dialektik hervorgeholt würden; dicke Bücher sollten durch noch viel dickere widerlegt werden. Martyr war vielleicht der einzige unter den damaligen reformirten Theologen, der in diesem Zeughause heimisch genug und mit der Führung der Waffen vertraut genug war, um ein solches Werk zu unternehmen. Er sah voraus, daß es nicht leicht und nicht schnell beendigt werden könnte. Es fehlte ihm oft an Muße; wegen der häufigen kirchlichen Beschäftigungen Marbachs und des öftern Unwohlseins Zanchi's, lag zu Zeiten die ganze Sorge des theologischen Unterrichts auf ihm allein; bei dieser Arbeitslast fühlte er, daß seine Kräfte nicht mehr so frisch waren wie früher. Zudem wurde bald seine ganze Aufmerksamkeit durch Umstände in Anspruch genommen, die ihn persönlich betrafen und eine neue Wendung seines Schicksals herbeiführten.

Achtes Kapitel.

Wiederausbruch der Abendmahlsstreitigkeiten. — Martyr's Berufung nach Genf. — Italienische Antitrinitarier. — Seine Berufung nach Heidelberg und nach Zürich, und seine Entlassung aus Straßburg.

Mit der steigenden Heftigkeit der Angriffe Joachim Westphals gegen Calvin, war der wiederausgebrochene unglückselige Abendmahlsstreit, in den Jahren 1555 und 1556, immer allgemeiner geworden; Laski und Bullinger

*) Detection of the devils sophistrie robbing the people of the true bylaef in the sacrament of the aulter. London, 1546. Auf diese Schrift hatte Hooper eine Antwort erscheinen lassen, Zürich, 1547.

**) An Calvin, 8. Dez. 1555. Ms.

hatten sich bereits daran betheiligt; auch Martyr fühlte sich ergriffen. Es ist schon mehrmals die Rede gewesen von der hohen Achtung, die er für Luther hatte; er hatte sie zu Oxford ausgesprochen, wo er es doch nicht nöthig gehabt hätte, da man sich hier weit mehr auf die Seite Zwingli's neigte; später, in seiner Schrift gegen Brenz, bezeugte er noch einmal, daß er in Luther die herrlichsten Gaben anerkannte. Ebenso dachten seine gleichgesinnten Freunde zu Straßburg und in der Schweiz. „Im Alterthum, sagte einst Sturm in einer seiner Vorlesungen, hat kein Künstler den Apelles übertroffen; so wird auch Niemand Luther übertreffen, den erleuchteten Uebersetzer der heiligen Schrift.“*) Bullinger, dessen College Martyr bald werden sollte, nannte Luthers Namen nie anders als mit der größten Ehrfurcht, und schrieb an Melanchthon, als er den Tod des großen Reformators erfuhr: „er hat seinen Lauf selig vollendet, und freut sich nun in der Herrlichkeit unsres Gottes, dem er so treu gedient hat; wir aber sind zu beklagen, daß wir eines solchen Mannes beraubt sind, der der Kirche noch so viel hätte nützen können.“**) Nicht weniger ehrenvoll drückte sich Calvin „über diesen hohen Apostel Christi aus, durch dessen Arbeit hauptsächlich die Reinheit des Evangeliums hergestellt worden ist.“***)

Solches waren aber nicht die Gesinnungen der Schüler Luthers; durch leidenschaftliche Hitze ersetzten sie, was ihnen an Kraft des Geistes und an Tiefe des Gemüths gebrach; sie ahmten den Meister nach, nicht in dem Herrlichen was er durch Gottes Geist gewirkt, sondern in dem strengen Festhalten an den Formeln, die er aufgestellt hatte und deren tieferes Interesse sie gar nicht begriffen; am eifrigsten aber waren sie in der Nachahmung seiner Heftigkeit gegen die Reformirten; je roher sie diese bekämpften, für desto reinere Lutheraner hielten sie sich. Bullinger konnte mit Recht sagen: „es ist gewiß daß wir ihnen verhaßter sind als die Papisten“†); und sicher hatte auch Calvin Recht wenn er schrieb: „möchte doch Luther nicht gestorben sein! wenn auch in der Abendmahlssache sein Eifer oft das Maaß überstieg, so war er doch weit entfernt von der thörichten Leidenschaft dieser Männer“††). Diese unduldsame, dem wahren reformatorischen Geiste widersprechende Lieblosigkeit schmerzte bitter die Männer die sie traf. Mit Wehmuth klagte Martyr, in einem Briefe an Calvin vom 23. September 1555 †††), daß die nie ruhenden Sachsen, — so nannte man überhaupt die deutschen Lutheraner —, die Reformirten unauf-

*) De exercitationibus rhetoricis. Straßb., 1565.

**) 1. April 1546. Bei Fueslin, Epistolae Ecclesiae helvet. reformatorum. S. 238.

***) S. mehrere Stellen bei Henri, Leben Calvin's, Hamburg, 1835, B. 2, S. 355.

†) An Ambr. Blaarer, 21. Juli 1555. Ms.

††) An Martin Sidemann zu Erfurt, 14. März 1555. Calvini, Bezae etc. literae ineditae, ed. Bretschneider. Leipz., 1835, S. 43.

†††) Loci communes, S. 1097.

hörlich „als Ketzer, falsche Propheten, Wölfe, Schwärmer, Sacramentverderber" verschreien. Diese Namen waren nicht von seiner Erfindung; sie finden sich sämmtlich in den Streitschriften Westphals und seiner Genossen. Als nun gar der Bremer Prediger Johann Timann, in einer von den meisten seiner Collegen unterschriebenen Schrift, nicht nur die Reformatoren als unter sich uneins und den Kirchenvätern und den deutschen Reformatoren widerstreitend darstellte, sondern auch zum ersten Mal die Ubiquität oder Allgegenwart des Leibes Christi als wesentliche Kirchenlehre behauptete*), da meinte zwar Martyr anfänglich, erstaunt über eine solche sinnliche Auffassung des Abendmahls, solche Leute verdienten eher Mitleid als Widerlegung**); bald aber fühlte er, daß die Vertheidigung der reformirten Ansicht immer nöthiger wurde. Er gab die Hoffnung auf, welche sein Freund Johann Sturm und selbst Beza und Andre noch hegten, durch eine friedliche Besprechung mit den Gegnern eine Aussöhnung herbeizuführen. Als Calvin, im Januar 1556, seine zweite Vertheidigung gegen Westphal herausgab***), lobte er das Buch und schrieb an den Verfasser†): „Manche möchten, um des Friedens willen, diesen Streit unterdrücken; da er aber, ohne unsre Schuld, wieder ausgebrochen ist, dürfen wir die Wahrheit nicht unvertheidigt lassen; so lange diese, in Bezug auf die Abendmahlslehre, nicht klar festgestellt ist, fehlt in der Kirche ein Haupttheil der Lehre und es ist kein Friede zu hoffen." Ebenso drückte er sich in einem Briefe an Ludwig Lavater aus. Die von Bullinger gegen Westphal gerichtete Apologie der Zürcher††), empfahl Martyr als eben so gründlich als mäßig gehalten; auch hoffte er daß Ochino, „der in solchen Streiten erfahrene Greis", sich an der Vertheidigung der so fanatisch angegriffenen Reformirten betheiligen würde; er wußte noch nicht, daß Ochino bereits diesem Wunsche zuvorgekommen war†††).

Es konnte nicht fehlen daß Westphals Geist auch in Straßburg eindrang. In der Schule wurde zwar die Discussion noch vermieden; allein jüngere, meist aus Schwaben berufene Prediger, die in dogmatischer Befangenheit fest überzeugt waren, die Augsburgische Confession habe ein für alle Mal das

*) Farrago sententiarum consentanearum in vera et catholica doctrina de coena Domini . . . contra sacramentariorum inter se dissidentes opiniones. Frankf., 1555.

**) An Calvin, 23. Sept. 1555. Loci communes, S. 1007.

***) Secunda defensio piae et orthodoxae de sacramentis fidei contra J. Westphali calumnias. Opp., ed. Amsterd., B. 8, S. 659.

†) 16. Febr. 1556. Loci communes, S. 1114.

††) Apologetica defensio, qua ostenditur, Tigurinae Ecclesiae Ministros nullum sequi dogma haereticum in coena Domini. Zürich, Februar 1556.

†††) An Bullinger, 17. Febr. und 5. April 1556. Ms. — Ochino, Defensio sincerae et verae doctrinae de coena Domini, contra libros tres Joach. Westphali. Zürich, Januar 1556.

theologische Forschen abgeschlossen, brachten die Streitfrage auf alle Kanzeln der Stadt; mit der, der Unerfahrenheit eigenen rücksichtslosen Hitze begannen sie die reformirte Lehre anzugreifen und die Zuhörer gegen die Bekenner derselben aufzuhetzen: eine für die Gemeinde höchst unerbauliche Polemik. Da es jedoch in deutscher Sprache geschah, ließ sich Martyr noch nicht davon anfechten. Endlich aber trat, in einer Schulübung, ein Student mit einer sogenannten Declamation auf, die nichts andres war als ein heftiger Ausfall gegen die Sacramentirer. Der Rector Sturm, die Professoren Martyr und Zanchi hörten mit Staunen und Betrübniß dieß unerwartete Redestück; „wir erkannten darin eine Kriegserklärung, einen Aufruf zu den Waffen gegen uns“*). Durch das Ansehn der Schulherren wurde dem Ausbruch des Streites noch vorgebeugt; sämmtliche theologische Professoren mußten noch ihrer Verpflichtung treu bleiben, weder in den Vorlesungen noch in sonstigen Schulakten die gefährliche Frage zu berühren. Dieß konnte indessen das Ueberhandnehmen des ausschließlichen Lutherthums in Straßburg nicht verhindern. Martyr ward es dabei immer unbehaglicher; gebunden durch das Versprechen, das er gegeben hatte, fühlte er sich nicht mehr frei; sein Gewissen gebot ihm, wie er sagte, entweder nicht länger zu schweigen oder einen andern Aufenthaltsort zu suchen. Dazu kamen beunruhigende Nachrichten aus dem Ausland; er erfuhr daß die Verpflichtung, die er bei seiner Anstellung übernommen hatte, bald als Feigheit, bald als ein Hinneigen zur lutherischen Ansicht ausgelegt wurde. So meldete ihm ein Prediger aus dem Veltlin, es sei dort, als von Zürich gekommen, das Gerücht verbreitet worden, er habe über das Abendmahl seine Meinung geändert. Martyr war so ergriffen durch diese Nachricht, daß er dringend an Bullinger und Johann Wolf schrieb, um dagegen zu protestiren und sie zu bitten, bei den veltlinischen italienischen Gemeinden seine Aufrichtigkeit zu vertheidigen**). Wolf betheuerte ihm zwar, in Zürich zweifle Niemand an ihm, man kenne und ehre ihn hinlänglich, um ihn gegen jeden Verdacht in Schutz zu nehmen***). Nichtsdestoweniger befestigte ihn der Gedanke, durch längeres Verweilen den Schein der Zweideutigkeit nur zu vermehren, in dem Entschluß, die drückend gewordene Straßburger Luft gegen eine freiere zu vertauschen; er mußte fort, denn wie sehr auch auf den Kanzeln gegen die Reformirten gepredigt wurde, so wollte er doch vermeiden sein Wort zu brechen, so lange der Streit nicht von Neuem in der Schule angeregt wurde, und davor wußten sich von nun an die Gegner wohl zu hüten.

Gerade in dieser Bedrängniß, und selbst schon vorher, geschah es, daß ihm von mehrern Seiten Wirkungskreise angeboten wurden, wo er ungestört

---

*) Oratio quam Tiguri habuit. Loci communes, S. 1064.

**) Martyr an Bullinger, 31. Dez. 1555; — an Joh. Wolf, 18. Febr. 1556. Ms.

***) 10. Febr. 1556. Ms.

lehren und des so lang von ihm gesuchten Friedens genießen könnte. Schon im Januar 1555 schrieb ihm Calvin im Namen der italienischen Gemeinde, die sich, seit der Verfolgung von 1542, in Genf gesammelt und von Jahr zu Jahr vermehrt hatte*). Anfänglich hatte Ochino eine Zeit lang in ihr gewirkt; im Jahr 1551 hatte der Marchese Galeazzo Caracciolí den Edelmann Lattanzio Rangoni, von Siena, zur Annahme der Predigerstelle bewogen, und der Genfer Rath hatte den Flüchtlingen die Magdalenenkirche überlassen; diese waren bereits in so großer Zahl, daß ein Prediger kaum mehr genügen konnte. Auch wurde, das Jahr darauf, der Graf Celso Martinengo neben Rangoni angestellt. Als die Menge der Flüchtlinge immer größer wurde und besonders die Lucenser Familien herüberkamen, wurde noch ein dritter Prediger nöthig. Sie wünschten nun ihren, durch seine Schicksale und seine Gelehrsamkeit berühmten Landsmann Martyr zu erhalten, der Manchen von ihnen in Italien zuerst das Evangelium gepredigt hatte. Auf Martinengo's Begehren bat ihn Calvin, er möchte diesem Rufe folgen**); zwar könnte der Magistrat ihm nur wenig bieten, aber die Gemeinde würde für seinen Unterhalt sorgen; er vereinigte seine persönliche Bitte mit der der Flüchtlinge die, wie er sagte, „eine wahrhaft auserwählte Heerde sind, man sehe in ihr die Blüthe Italiens." Den 8. März 1555 antwortete Martyr***): „gerne würde ich mich endlich einmal dem Dienste meiner Italiener widmen, denn so wie Paulus zuerst den Juden das Heil gepredigt hat, so wünschte ich nichts sehnlicher als es meinen Landsleuten zu verkündigen; der Rath will mich aber nicht entlassen; ich bin den Straßburgern zu viel Dank schuldig, um nicht noch zu bleiben; auch die französische Gemeinde bittet mich nicht wegzugehn." Damals hatte der Auftritt in der Straßburger Schule noch nicht stattgefunden, der in Martyr den Wunsch rege machte die Stadt zu verlassen. Oft schweiften aber seine Gedanken nach Genf hinüber, zu der italienischen Gemeinde und zu seinem ehemaligen Schüler Martinengo, den er „wie seine eigene Seele" liebte. In allen Briefen an Calvin empfahl er diesem die theuern Landsleute; „ich freue mich außerordentlich, schrieb er ihm den 8. Dezember 1555, über die Zunahme und die Frömmigkeit dieser schönen Gemeinde; Gott, der das gute Werk angefangen hat, wird es auch zu Ende führen; ich zweifle nicht daran, denn ich kenne die meisten ihrer Glieder; selbst als sie noch in Babylon waren, haben sie es mit dem Evangelium ernstlich gemeint, daher bin ich überzeugt, daß sie jetzt, wo sie die Freiheit haben es öffentlich zu bekennen, ihrer Berufung treu bleiben werden"†). Bald freilich erhielt er auch betrübende Nachrichten; denn zu dieser Zeit offenbarte sich unter den italienischen Flüchtlingen eine Richtung, die den Reformatoren als höchst gefährlich er-

*) Der Rath überließ ihr, 1542, die Kapelle des Cardinals von Ostia.
**) 18. Jan. 1555. Ms.
***) Loci communes, S. 1094.
†) Ms. — Auch 23. Sept. 1555. Loci communes, S. 1097.

scheinen mußte. Der Humanismus, der in Italien so viele und selbst so hoch gestellte Katholiken zum Unglauben geführt hatte, war auch nicht ohne Einfluß auf manche von denen geblieben, die sich dem Protestantismus zugewandt hatten. Einzelne gelehrte Männer, die sich mehr aus Streben nach Aufklärung als aus innerm religiösem Bedürfniß von der römischen Kirche losgesagt hatten, begannen zuerst die Lehre von der Prädestination, und dann auch die von der Dreieinigkeit zu bestreiten, da diese tiefern Dogmen von dem Verstande nicht erfaßt werden konnten. In den ersten Zeiten der reformatorischen Bewegung in Italien, war diese Richtung noch nicht hervorgetreten, obgleich schon 1539 die Schrift Servet's gegen die Trinität, zu Venedig und anderswo gelesen wurde; erst unter den Flüchtlingen in der Schweiz zeigten sich, mehr oder weniger offen, diese „skeptischen Akademiker", diese zweifelnden Philosophen, wie Calvin sie nannte. Einer der ersten war der paduanische Rechtsgelehrte Matteo Gribaldo; gegen Ende 1555 aus Genf verwiesen, wegen einiger Aeußerungen über die Trinität, aber auf Vergerio's Betreiben an die Universität Tübingen berufen, schickte er an Zanchi ein Glaubensbekenntniß und bat ihn, es auch Martyr mitzutheilen. Beide fanden es befriedigend, hatten aber Gribaldo im Verdacht manches verschwiegen zu haben*). Als Beza es erfuhr, sandte er an Martyr und Bullinger, ein ganz anders lautendes, zu Genf übergebenes Bekenntniß; Martyr erschrack als er es las, und glaubte bei Beza betheuern zu müssen, daß er weiter gar keine Verbindung mit dem Manne gehabt habe, man solle nicht glauben, daß er je solche Lehren billigen werde**). Beza hatte an Martyr auch Briefe für Vergerio gesandt, mit dem Auftrage, sie abzuschicken und seinen eigenen Einfluß bei dem Herzog von Würtemberg anzuwenden, auf daß Gribaldo wieder entfernt würde. Martyr sandte zwar die Briefe ab, schrieb aber an Beza, er vermöge nichts bei Herzog Christoph, da dieser ihn einen Sacramentirer nenne. Es dauerte indessen nicht lange, so verließ Gribaldo Tübingen wieder.

Bei dieser Lage der Genfer italienischen Gemeinde, wo die antitrinitarischen Aeußerungen sich täglich mehrten, ist es nicht unwahrscheinlich, daß Martyr den Ruf Calvin's, wenn er etwas später gekommen wäre, angenommen hätte, um durch sein Ansehn und seine Gelehrsamkeit seine Landsleute vor fernern Verirrungen zu bewahren.

Als aber zu Straßburg, nach Martyr's Ausdruck, das Kriegsgeschrei gegen die Reformirten erhoben wurde, da kamen, dießmal zu günstiger Zeit, zwei Berufungen, deren jede ein Zeugniß von der Achtung war, in der er im Auslande stand. Der Churfürst Otto Heinrich der, Ende Februar 1556, die Regierung der Pfalz angetreten und, mehrere Jahre früher, Martyr den

*) Zanchi an Beza, 6. Juli 1556. Zanchii epistolae, B. 2, S. 243.

**) Martyr an Beza, 5. April 1556. Ms. — Beza an Zanchi, 1. Sept. 1556. Zanchii epistolae, B. 2, S. 252.

Auftrag gegeben hatte, in England alte und seltene Bücher für ihn anzukaufen*), bot ihm nun eine theologische Lehrstelle an der Universität Heidelberg an; fast gleichzeitig erhielt er einen Ruf nach Zürich. Den 6. April war hier der greise Conrad Pellican, nachdem er während dreißig Jahren das Hebräische gelehrt hatte, gestorben; einstimmig wählten die Theologen Martyr, um ihn zu ersetzen; nachdem der Magistrat die Wahl gebilligt, meldete sie Bullinger freudig dem langjährigen Freunde. Als jedoch kurz darauf Bullinger durch Vergerio die Nachricht von Martyr's Berufung nach Heidelberg erfuhr, schrieb er ihm, in der Angst, er möchte für Zürich verloren sein, folgenden Brief**): „Kaum zu zählen sind die Gründe, die dich bestimmen sollen zu uns zu kommen. Fürs erste, die wahrhaft von Gott eingegebene, völlig gesetzliche und einhellige Wahl. Dann wirst du befreit von dem Widerwillen und der Streitsucht deiner Collegen, und kommst in Gemeinschaft mit Männern, die dich lieben und allen Zänkereien abhold sind. Du findest hier deinen alten Freund und Bruder, Bernardino Ochino; du findest eine italienische Gemeinde, wie es wohl in ganz Deutschland keine gibt. Du bist in der Nähe Italiens; hast du mit deinen Landsleuten dort etwas zu verkehren, so kann es von hier aus leichter geschehn, als von irgend anderswo. Du bekommst einen anständigen, schönen Gehalt. Große Anstrengungen wird man dir nicht zumuthen, sondern Rücksicht nehmen auf dein vorgerücktes Alter. Solltest du, durch Krankheit oder Abnahme der Kräfte, zur Ausübung deines Berufs unfähig werden, so bleibt dir dennoch dein voller Gehalt bis zu deinem Lebensende. Auch schon anderswo hast du vernommen, daß in der Humanität die Zürcher unter den Eidgenossen nicht die letzte Stelle behaupten. Die Nachricht von deiner Berufung nach Heidelberg hat uns zwar nicht wenig erschreckt; allein bei näherer Ueberlegung fasse ich wieder Hoffnung, du werdest dennoch lieber zu uns kommen. In England hast du erfahren, was es heißt, einem Fürsten dienen; und doch war König Eduard ein junger Mann, der Churfürst dagegen ist ein alter Herr der, so zu sagen, schon den einen Fuß im Grabe hat. Du weißt wie viele Veränderungen der Tod eines Fürsten nach sich zieht; und wie mühevoll der Dienst an einer Universität ist, hast du sattsam erfahren. Es ist dir ferner nicht unbekannt, daß die Reichsfürsten gar sehr von den Winken des Kaisers abhängen, und daß auf dieses letztern Befehl bald dieses bald jenes geändert wird in den deutschen Kirchen. Bei uns hingegen lebst du unter einem freien Volke, das nichts zu schaffen hat mit dem Kaiser und den unzuverlässigen Reichstagen." Bullinger fügte bei, daß, wenn der Churfürst durchaus Martyr's Dienste verlange, zur Feststellung der Reformation in der Pfalz, er für ein halbes Jahr nach Heidelberg gehn könnte,

*) Den 22. November 1551 schrieb ihm Martyr, es finde sich wenig Seltenes mehr, die Bibliotheken der bereits früher aufgehobenen Klöster seien theils von dem Könige theils von Großen aufgekauft worden. Ms.

**) 1. Mai 1556. Ms.

die Zürcher würden ihm gerne die Stelle so lang offen halten. Zu diesen Gründen fügte Wolf noch den, daß Martyr in Zürich die Freiheit haben werde, die man ihm in Straßburg nicht mehr gestatten könne; da der unglückselige Streit übers Abendmahl wieder angeregt worden, so dürfe er nicht in einer Stadt bleiben, wo man aus Rücksicht bald auf den Kaiser, bald auf einige Bundesgenossen, ihm Schweigen gebiete, während er in dem unabhängigen Zürich ungehindert lehren könne, was er schon in England zu seinem großen Lobe öffentlich bekannt hatte*).

Diese Briefe machten auf Martyr tiefen Eindruck; man setze sich in die Lage des alten, so vielfach hin und hergeworfenen Mannes, und man wird begreifen, wie einladend das schöne, von Bullinger entworfene Bild für ihn werden mußte; die politische Freiheit und Sicherheit, die kirchliche Ordnung die ihn in Zürich erwarteten, hätte er damals noch nicht in der Pfalz gefunden, und die ruhige Einigkeit der Lehre, so wenig in Heidelberg als in Straßburg. Dazu kam das längst genährte Sehnen, welches die Jahre nicht gemindert hatten, wieder mit Leuten aus seinem Vaterlande zusammen zu sein, und am Ende seines Lebens noch einmal für das Volk zu wirken, unter dem er zuerst das Evangelium gepredigt hatte. Endlich versprach man ihm, in einfacher aber um so treuerer Weise, Sorge zu haben für sein Alter, so daß es schien als berufe man ihn eher als Ehrengast, denn als Mitarbeiter in einem schwierigen Amt. Er entschloß sich daher für Zürich; seine Straßburger Freunde, so sehr sie es bedauerten von ihm getrennt zu werden, bestärkten ihn in diesem Entschluß; Zanchi rieth ihm zu, der Italiener wegen**); Johann Sturm, weil er immer heftigern Streit in Straßburg voraussah; der Jurist **Franz Hotmann**, (der bei ihm wohnte und dessen Gevatter er war,) weil er hoffte er werde in Zürich Ruhe haben um, durch Herausgabe seiner Werke, der allgemeinen Kirche zu nützen***). Die Schule indessen und der Magistrat wollten ihn nicht ziehen lassen; er aber dankte Gott für den unerwarteten Ruf, der ihm Einigkeit, Friede und Freiheit versprach†). Er erklärte daher den Scholarchen, er sei geneigt ihn anzunehmen, weil er vor allen Dingen Eintracht in der Lehre wünsche; er fühle sich zwar durch ein starkes Band der Dankbarkeit an Straßburg gebunden, da er sich aber mit den Predigern über das Abendmahl nicht verständigen könne, so möge man es ihm nicht übel nehmen, wenn er verlange die Stadt zu verlassen; er beklage sehr, daß die reformirte Lehre auf den Kanzeln so heftig angegriffen werde, da man doch in der Schule nicht darüber disputiren dürfe; würde man ihm Freiheit

*) 18. Mai 1556. Ms.

**) Zanchi an Musculus, 3. Juli 1556. Zanchii epistolae, B. 2, S. 129.

***) Hotmann an Bullinger, 8. Mai 1556. Hottomannorum epistolae, Amsterd., 1700, 4°. S. 5.

†) An Utenhoven, 7. Juni 1556. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 670. — An Bullinger, 7. und 22. Mai. Loci communes, S. 1115. 1116.

gestatten sie öffentlich zu vertheidigen, was bei dem Recht, das sich die Prediger nehmen, nur billig wäre und ihn vor dem Vorwurfe bewahrte, er wage es nicht seine Meinung zu behaupten oder er habe sie geändert, so möchte er wohl gerne in Straßburg bleiben. Die Schulherren brachten die Angelegenheit vor den Magistrat; den 7. Mai ließ dieser Martyr melden, man sehe, daß er nicht zu verachtende Ursachen habe, um seine Entlassung zu wünschen; in einer so wichtigen Sache dürfe nicht unüberlegt gehandelt werden, er werde daher nichts dagegen haben, wenn man noch einen Monat warte ehe man ihm bestimmte Antwort gebe; man hoffe ihm dann solche Bedingungen anbieten zu können, daß er mit gutem Gewissen bleiben könne; wo nicht, so werde man ihn, obwohl ungern, ziehen lassen. Martyr hatte zwar wenig Vertrauen in das Gelingen einer Unterhandlung, die zu den vom Magistrate gehofften Bedingungen führen sollte; allein, von seinen Freunden gedrängt, ging er darauf ein, noch einen Monat zuzusehn. Er meldete es den nemlichen Tag dem Zürcher Magistrat und bat ihn, indem er für die Berufung dankte, ihm die verlangte Frist zu gestatten. Die französische Gemeinde, die meisten Professoren der Schule, mehrere Rathsglieder, die noch dem alten Straßburger Bekenntniß zugethan waren, wandten Alles auf um ihn zu halten. Die Prediger ihrerseits wirkten mächtig dagegen, obschon Marbach selbst sich nicht dabei betheiligt zu haben scheint. Der Magistrat begehrte endlich Martyr's schriftliches Bekenntniß; er wollte selbst sehn, in wie fern der Professor und die Prediger nicht mit einander einig waren. Martyr übergab es alsobald, und zwar, wie er sagte, „so klar, daß man von Stein sein müßte um es nicht zu verstehn"*); er zweifelte jedoch keinen Augenblick daran, daß es seine Gegner nicht befriedigen würde. Gleich von vorn herein mußte er diesen mißfallen, denn er stellte den Satz an die Spitze, nur die Gottheit Christi sei allgegenwärtig; nach seiner Menschheit sei Christus nicht überall, sein Körper könne nicht gedacht werden, anders als an einem bestimmten Ort. „Das Abendmahl, fährt er fort, ist darum eingesetzt, um vermittelst der es begleitenden Worte, welche die wahre Gemeinschaft der Glaubigen mit Christo verheißen, und vermittelst der Zeichen des Brods und des Weins, welche während der Handlung, in Bezug auf die Glaubigen die Organe der Wirksamkeit des heiligen Geistes sind, in uns den Glauben anzuregen, durch den wir, wahrhaft und nicht bloß scheinbar, im Geiste Leib und Blut Christi empfangen, so wie sie in den Tod gegeben worden sind zur Vergebung unsrer Sünden. Weder in den Zeichen noch in den Communicanten nehme ich eine wirkliche (reale) oder substanzielle oder körperliche Gegenwart Christi an; es ist eine geistige Gemeinschaft, ein geistiges Genießen; die Unglaubigen empfangen daher nur das äußere Zeichen ... Der ganze Streit kommt daher, daß Viele meinen Christi Leib werde nicht empfangen, wenn er nicht als wirklich

*) Loci communes, S. 1068.

und körperlich gegenwärtig gedacht wird. Nach meinem Urtheil, legen diese nicht Gewicht genug auf die Kraft des Glaubens; sie bedenken nicht, daß durch den Glauben uns gegenwärtig wird, was in der Realität weit von uns entfernt ist. Zur Gemeinschaft mit Christi Leib und Blut ist kein physischer, leiblicher Contact nöthig, sondern nichts als Glauben und Geist. So viel ich sehe, ist in der Augsburgischen Confession nichts, das sich mit dieser Lehre nicht vereinigen ließe. Da wir aber nichtsdestoweniger weder in den Worten noch in dem Sinne übereinstimmen, so wollte ich klar auseinandersetzen, was ich, nach Gottes Wort, für wahr halte, damit man sich nie beklagen könne ich habe mich zweideutiger Formeln bedient. Mein Gewissen gestattet mir nicht, weder in den Vorlesungen noch in meinen Schriften, länger hierüber zu schweigen. Ich bitte daher, daß es mir gestattet werde, über die Gegenwart Christi im Abendmahl, zu lehren und zu schreiben nach meinem Urtheil, je nachdem es die Gelegenheit erfordert. Kann man mir dieß nicht zugeben, so bitte ich freundlich entlassen zu werden."

Nach diesem Bekenntnisse konnte der, von den Predigern gedrängte Magistrat ihn nicht länger halten; es war in zu offenem Widerspruche mit den Ansichten, die in Straßburg herrschend geworden waren und die sich immer mehr zur Uebertreibung der lutherischen Lehre gestalteten. Martyr bezeugte zwar, der Magistrat habe nichts unversucht gelassen um seinen Weggang zu verhindern; allein in Rücksicht auf die Pflicht der Erhaltung des öffentlichen Friedens, mußte dieser ihm zuletzt die gewünschte Entlassung bewilligen. Er erhielt sie den 23. Juni, in den ehrenvollsten Ausdrücken, und mit der Erklärung, daß man nur mit dem größten Bedauern einen solchen Mann verliere*). Obgleich er keines Zeugnisses bedurfte, um ihn bei den Zürchern einzuführen, so schrieb ihm doch der Rector eines, das verdient aufbewahrt zu werden, weil jedes Wort darin eine Wahrheit ist: „Doctor Peter Martyr, der Theologe, hat sowohl bevor er nach England berufen wurde, als seit seiner Rückkehr, mehrere Jahre unter uns gelebt; er hat sich erwiesen als einen Mann von seltener Tugend und Frömmigkeit, von herrlichen Gaben und außerordentlicher Gelehrsamkeit; er war von uns Allen geliebt und geehrt, nicht nur wegen der genannten Eigenschaften, sondern auch wegen der Freundlichkeit und Friedensliebe, die er stets gegen uns bewiesen hat; weßhalb wir ihn auch nur mit tiefem Schmerze scheiden sehn. Dieß Zeugniß geben wir ihm gerne und aus freiem Antrieb, als dem liebenswürdigsten, gelehrtesten, besten Manne." Mit Johann Sturm unterschrieben Peter Dasypodius, als Dekan des Thomas-Kapitels, und sämmtliche Doctoren und Professoren der Schule, also auch Marbach selbst.

Als Martyr in der Schule seine Abschiedsrede hielt, blieb keiner der

*) Martyr an Bullinger, 29. Juni 1556; — an Lavater, 30. Juni. Loci communes, S. 1117.

zahlreichen Zuhörer ungerührt. „Es scheint mir noch", schrieb einige Jahre später der Marburger Professor Wigand Orth an Zanchi, als sehe ich die Thränen, welche die Professoren und die Studenten bei seinen Worten vergossen. Viele hielten es für eine schlimme Vorbedeutung für diese Schule, daß ein solches Licht nicht mehr in ihr leuchten sollte. Und wahrlich, um Alles zu sagen was ich fühle, ich hielt immer dafür, diejenigen haben nicht gut gehandelt und den Untergang der Gelehrsamkeit und des theologischen Studiums gewünscht, welche Schuld daran waren, daß ein solcher Mann, ein Theologe, wie Deutschland gegenwärtig keinen besitzt, Straßburg verlassen mußte"*). Sleidan schrieb in seine Geschichte: „er ging fort, begleitet von dem Schmerze Aller derer, welche ihn wegen seines unvergleichlichen Wissens, seines richtigen Urtheils, seiner Humanität und Bescheidenheit, und wegen so vieler andrer Tugenden, innig geliebt hatten." Diese Worte gehörten zu den letzten, die aus der Feder des edlen Mannes kamen**); er starb den 31. October desselben Jahrs. Selbst die lutherischen Prediger versagten Martyr ihre Achtung nicht; seine Friedensliebe konnte keiner verkennen, und das treue Halten seines Versprechens keinen Streit zu veranlassen, dem er zuletzt seine Stellung zum Opfer brachte, nöthigte die Meisten nur mit Ehrfurcht seiner zu gedenken. Sulzer schrieb zwar an Marbach: „Martyr war einer schweren Versuchung unterlegen; nachdem er zum zweiten Mal als Vertriebener von euch aufgenommen und in ein schönes Amt eingesetzt worden war, hatte er sich nicht eher beklagt durch ein allzustrenges Gesetz gegen sein Gewissen gebunden zu sein, als bis ihm in Zürich eine Anstellung angeboten wurde"***). Es ist dies ein hartes und gewiß nicht billiges Urtheil; das ganze Leben Martyr's läßt den Eindruck zurück, daß er keines unedlen Gedankens fähig war; aus der Darstellung seines Benehmens während seines zweiten Aufenthaltes zu Straßburg, gehn zur Genüge die Beweggründe hervor, die ihn leiteten und ihn nach und nach zur Ueberzeugung brachten, daß seine Stellung nicht mehr haltbar war. Es war eine Fügung Gottes, daß gerade in dieser Zeit der Ruf nach Zürich an ihn erging. Marbach dachte nicht so gering von Martyr wie Sulzer; er hat sich später, in seinem Streite mit Zanchi, mit hoher Achtung über ihn ausgesprochen: „Doctor Peter hat seiner Verpflichtung, mit der ihm eigenen Aufrichtigkeit und Treue, stets Genüge geleistet; in seinen Vorlesungen und Disputationen ist nie etwas von ihm gehört worden, das unsrer Uebereinkunft über die Lehre zuwider gewesen wäre; darum war er auch, mir und allen Lehrern der Schule und der Kirche, ein lieber, theurer College und Bruder"†).

Wenn auch in Straßburg durch seinen Abgang die Lage der Dinge ver-

*) 13. Juli 1561. Zanchii epistolae. B. 2, S. 180.

**) Im 26., erst nach seinem Tode herausgegebenen Buch. Ausg. von Straßb., 1576, S. 870.

***) 5. August 1556. Fecht, S. 58.

†) Zanchii opera, B. 7, Th. 2, S. 6.

einfacht wurde, so hielten sich doch Manche noch nicht für befriedigt; durch Martyrs Entfernung war der Calvinismus noch nicht völlig ausgerottet; das Bestehn der französischen Gemeinde, die Anwesenheit Zanchi's, Johann Sturm's und Andrer, waren große Aergernisse. Ludwig Rabus, im Dezember des nemlichen Jahres 1556 als Superintendent nach Ulm berufen, ging in heftiger Erbitterung, ohne selbst von seinen Freunden Abschied zu nehmen, von Straßburg fort. Er begnügte sich dem Magistrate trotzig zu erklären, er wolle nicht länger in einer Stadt bleiben, wo man Papisten, Anabaptisten und Sacramentirer dulde*). Martyr dagegen schied mit innigem Bedauern; Straßburg war ihm zur zweiten Heimath geworden; in der Folge dachte er stets mit dankbarer Liebe an die Stadt zurück, die zuerst den Flüchtling aufgenommen und wo er mit Freunden wie Butzer, Sturm, Zanchi gewirkt hatte. Mit dem Bedauern wechselte aber das frohe Bewußtsein, nach einem Orte zu ziehen, wo Einigkeit herrschte und wo er die Freiheit finden sollte „die einem Theologen geziemt."

*) Hotmann an Bullinger, 11. Jan. 1557. Hottom. epistolae, S. 11. — Conrad Fink, von Mülhausen, an Hubert, 29. Jan. 1557. Ms. — Die Klage des Rabus über die Papisten, bezieht sich auf das zu Straßburg noch dauernde Interim; die über die Wiedertäufer, auf die damals in der Stadt bestehende Gemeinde dieser Sekte; 1555 hatte selbst eine Versammlung deutscher und schweizerischer Wiedertäufer zu Straßburg stattgefunden, um über die Menschwerdung Christi zu berathen.

Fünftes Buch.

Zürich. 1556—1562.

Erstes Kapitel.

Martyr's Aufnahme in Zürich. — Seine Vorlesungen und Schriften. — Seine Rechtfertigung der Trennung der Protestanten von Rom, und seine Ansicht vom Kirchenregiment.

Martyr verließ Straßburg den 13. des Monats Juli 1556. Nach kurzem Aufenthalte in Basel, wo er auch den lutherisch gesinnten Simon Sulzer besuchte und freundlich von ihm aufgenommen wurde, kam er den 17. in Zürich an. Der Magistrat, der Kirchenrath, die Geistlichkeit, die Professoren empfingen ihn als einen theuern, verehrten Gast. Er wohnte bei Bullinger, bis zur Ankunft Santerenziano's, der in Straßburg die Absendung der Bibliothek und des Hausgeräthes besorgte*). Die Zürcher verliehen ihm das Bürgerrecht, indem sie für ihn eine Ausnahme machten von dem kurz vorher gefaßten Beschluß, während zwei Jahren keinen Fremden mehr als Bürger aufzunehmen; sie meinten es wäre eine Schmach für die Stadt, wenn ein solcher Mann nur als Fremder ihr dienen sollte**). Calvin konnte mit Recht

*) Zu Oxford hatte Martyr Santerenziano mit der Dienerin seiner verstorbenen Gattin verheirathet.

**) Als Martyr nach Zürich zog, unterließ er von dem Straßburger-Magistrat zu begehren, seines Bürgerrechts entlassen zu werden. Aufgefordert, dieser Formalität sich zu unterziehen, schrieb er, den 8. Juni 1557, an den Magistrat, um sich zu entschuldigen, er habe nicht gewußt, daß es nöthig sei; er bat, man möge ihm, wegen seines Alters und seiner Kränklichkeit, die Reise ersparen und sich mit seiner schriftlichen Erklärung begnügen; seinen Bürgerbrief könne er nicht zurückschicken, er sei ihm, mit vielen andern Schriften, in der Schnelligkeit der Abreise aus England, verloren

Gott danken, daß Martyr in Zürich angestellt sei, denn er werde dieser Schule, und durch sie der ganzen Kirche von großem Nutzen sein*). Hier herrschte die Eintracht die in Straßburg untergegangen war; eine Reihe gelehrter, tüchtiger Männer wirkten als Professoren oder als Prediger: Heinrich Bullinger, Zwingli's Nachfolger als Antistes, von außerordentlicher Thätigkeit, gelehrt, liebreich, mild, das Volk durch seine Predigten erbauend, den Bestand der Kirche und den Gang der kirchlichen Angelegenheiten mit Eifer und Würde regierend, wie Beza ihn nennt: der gemeinsame Vater der schweizerischen Kirchen**); der nicht minder gelehrte Rudolph Gualther, Pfarrer zu S. Peter; dessen Tochtermann, der junge Prediger Josias Simler, der 1547 zu Straßburg Martyr's Zögling gewesen war***), eben so ausgezeichnet als Theologe wie als Mathematiker und Alterthumsforscher; die Prediger Ludwig Lavater, Bullinger's Tochtermann, der gleichfalls in Straßburg unter Martyr studirt hatte, Wolfgang Haller, der Sohn Berthold's, Meister Ulrich Zwingli, der Sohn des Reformators, und Johann Wolf. Alle schlossen sich mit Liebe an den humanen, im täglichen Umgang ebenso bescheidnen als freundlichen Martyr an; die jüngern verehrten ihn als einen der Väter der reformirten Theologie; Bullinger ergänzte und unterstützte er durch seine theologische Gelehrsamkeit, durch die Entschiedenheit seiner Lehre und die Bestimmtheit seiner Ausdrucksweise. Der berühmte Arzt und Naturforscher Conrad Gesner war schon lange mit ihm befreundet. Selbst der Professor des Hebräischen, Theodor Bibliander, obschon er in einem Punkte der Lehre nicht mit ihm übereinstimmte, lebte Anfangs in gutem Verhältniß mit ihm.

In dogmatischen Fragen, in den Verhandlungen über kirchliche Dinge, wurde stets sein Rath begehrt und befolgt; in allem Uebrigen blieb er mit Arbeit verschont, wie Bullinger es ihm versprochen hatte; die Vorlesungen waren sein einziges Amt. Er theilte mit Bibliander den hebräischen Unterricht und die Erklärung der alttestamentlichen Bücher; die eine Woche erklärte Bibliander die kleinen Propheten und später die Psalmen, die andre, Martyr die Bücher Samuels und zuletzt die der Könige. Der Unterricht in der hebräischen Grammatik wurde so eingerichtet, daß er zwei Mal wöchentlich statt fand, im Winter von Bibliander, und im Sommer von Martyr gegeben, damit letzterer während des Winters geschont würde. Von Straßburg waren ihm viele Studenten, auch englische und italienische Flüchtlinge, nach Zürich gefolgt†). Bald zog sein Ruf auch Andre an, aus Polen, Deutschland, Frankreich. Einer seiner ausgezeichnetsten und begeistertsten Zuhörer

gegangen; was er noch schuldig sei an Umgeld, werde Conrad Hubert bezahlen. Ms.

*) An Martyr, 31. Jan. 1557. Ms.

**) Beza an Bullinger, 27. August 1570. Ms.

***) Stucki, Vita J. Simleri. Zürich, 1577, 4°; f°. 5.

†) Hotmann an Bullinger, 8. Juli 1556. Hottom. epistolae, S. 7.

war der Schüler Melanchthon's, Zacharias Ursinus, der ihn schon 1558 besuchte, und 1560, nachdem er seine Lehrerstelle zu Breslau aufgegeben, zum zweiten Mal nach Zürich kam, um unter ihm besonders seine Bibelstudien zu vollenden. Durch Martyr's Einfluß ward Ursinus völlig für den Calvinismus gewonnen; er pries sich glücklich „die göttliche Stimme" des berühmten Lehrers zu hören; er befolgte nicht nur seine Vorlesungen, sondern was er auch in Gesprächen von ihm hörte, zeichnete er jedesmal sorgfältig auf*).

Die Rede, die Martyr bei Eröffnung seiner Vorlesungen zu Zürich hielt, ist eine der interessantesten, die uns von ihm übrig geblieben sind**). Es geschieht zuweilen, sagte er darin, daß Jemand ein ihm angebotenes schwieriges Amt von sich weist; unter den Ursachen die man anzugeben pflegt, um die Weigerung zu entschuldigen, sind die hauptsächlichsten: das Amt sei neu und unerwartet, man sei nicht vorbereitet darauf; es sei nicht nöthig, daß man dem Rufe folge, da bereits Andre genug da sind, welche das Werk verrichten; man sei diesem nicht gewachsen und befürchte unter dessen Last erdrückt zu werden. Er erinnert hieran, um sich zu rechtfertigen, daß er das ihm in Zürich angebotene Amt ohne Zögern angenommen habe, denn auch er hätte sich durch die angegebenen Gründe können abwendig machen lassen; der Geist Christi habe ihn aber stark gemacht denselben zu widerstehn. Um den ersten Grund zu widerlegen, erzählt er seine eigene Lebenserfahrung, wie er in Italien nach vielen innern Kämpfen zur Erkenntniß der Heilswahrheit gekommen, wie der Ruf des Herrn an ihn ergangen, wie er demselben, trotz aller Einwendungen des Verstandes, bisher gefolgt; was ihn hätte abhalten können, sei für ihn, durch die Hülfe des heiligen Geistes, ein Mittel geworden seinen Glauben zu stärken. Seine vielen Wanderungen habe er nicht leichtsinnig unternommen; er habe stets gestrebt in der Erkenntniß der Wahrheit voranzuschreiten, und jede Gelegenheit gesucht sie zu vertheidigen; der Ruf nach Zürich habe ihn daher nicht unvorbereitet gefunden, das Amt sei kein neues für ihn; seine Zuhörer mögen, in der Art wie der Herr ihn geführt, eine Aufmunterung finden der Kirche zu dienen mit treuer Hingebung, und alle Vorwände und Schwierigkeiten zu überwinden. Der andre Grund, es seien Männer genug vorhanden die für das Evangelium arbeiten, ist die unhaltbarste aller Einwendungen; zwar gibt es viele Doctoren, zu Paris, zu Löwen, zu Salamanca, zu Bologna, zu Padua, aber was ist es für eine Theologie die sie lehren? Und möge es auch in Zürich selbst nicht an trefflichen Theologen fehlen, so hat doch die Schweiz, wo das Evangelium noch nicht allenthalben gepredigt wird, deren noch nicht genug. Scheinbar triftiger ist der dritte Grund, die hohe Wichtigkeit des Amts, zumal in einer schweren

*) Ursinus an Crato von Kraftheim, 6. Oct. 1560; 12. Juli 1561. Sudhoff, Olevianus und Ursinus. Elberfeld, 1857. S. 9.

**) Loci communes, S. 1062 u. f.

Zeit, wo gegen so mächtige Irrthümer anzukämpfen ist, und wo unter den Protestanten selbst so viel gestritten wird; „ich bin mir, im Hinblick auf diese Schwierigkeiten, meiner Schwachheit wohl bewußt; ich habe aber nicht gezögert, im Vertrauen auf den Herrn, der der Schwachen Stärke ist; ich denke an die hohe Würde, an den herrlichen Nutzen der theologischen Wissenschaft, und will sie lehren, so viel ich es vermag."

Die Bücher Samuels erklärte er nach seiner bekannten Methode. Zuerst stellt er den Wortsinn auf, dann geht er zur geschichtlichen Erläuterung über, sucht die Chronologie zu bestimmen, ergänzt einzelne Lücken vermittelst der Bücher der Chronik, zeigt wie scheinbar widersprechende Berichte zu vereinigen sind; zuletzt wendet er auf die erzählten Thatsachen die göttlichen Gesetze an, um zu zeigen was nachzuahmen sei, und was nicht, welche Belehrung und Trost man daraus ziehen könne, wie sich überall der wunderbare Gang der göttlichen Vorsehung in der Regierung der Welt erkennen lasse, wie Christus überall im alten Bunde als Verheißener und Vorgebildeter erscheine. Zugleich behandelt er, nach Gelegenheit, wichtige dogmatische und moralische Fragen, den Primat des Papstes, die guten Werke und den Ablaß, die Kirchengesetze und das Kirchenregiment, die Sacramente, die Prädestination und die Ursache der Sünde, die Polygamie, den Krieg, den Zweikampf, den Selbstmord, die Lüge, und manches Andre, das nicht immer augenscheinlich zur Sache gehört, aber nach dem Gebrauche der Zeit, und bei dem Mangel besonderer dogmatischer und ethischer Vorlesungen, in den exegetischen gelegentlich entwickelt wurde. Die letzte biblische Schrift, die Martyr auf diese Weise in Zürich erklärte, waren die Bücher der Könige; er war zum eilften Kapitel des zweiten Buchs gekommen, als er vom Tode ereilt ward.

Zwei Punkte namentlich hat Martyr in den Vorlesungen über die genannten alttestamentlichen Bücher mit gründlicher Ausführlichkeit behandelt, die Rechtfertigung der Evangelischen wegen ihrer Trennung von Rom, und die Lehre vom Kirchenregiment. Es wurde vielfach über die Protestanten geklagt, sie hätten die Einheit der Kirche zerrissen und ein Schisma veranlaßt, das viel tiefer und schädlicher sei, als alle frühern. Diese Klage ging nicht bloß von erbitterten Gegnern aus, sondern auch von solchen welche, die Mängel des Katholicismus anerkennend, in manchen Stücken mit den Protestanten übereinstimmten, allein von Angst ergriffen wurden bei dem Gedanken, das ehrwürdige Gebäude der Katholicität könnte zusammenbrechen. Solche schwächere Gemüther hatte es in Italien und Frankreich Viele gegeben. Anderswo bediente man sich des Schreckbildes der Zerrissenheit und des Trugbildes der römischen Einheit, um das Volk von der Reformation abzuwenden und die Reformatoren als ehrgeizige Sektenstifter und Revolutionäre zu brandmarken. Um diese Behauptungen in ihrer Nichtigkeit darzustellen, zeigte Martyr zuerst wie die Trennung von Rom die gerechtesten Ursachen hatte. Er führte deren eine ganze Reihe an, worunter folgende die wichtigsten sind, die immer noch

Beherzigung verdienen: Vor Allem ist zu bedenken, daß keine Gemeinschaft sein kann zwischen denen, die ihren Glauben nur auf das Wort Gottes gründen, und denen, welche das Menschenwort der Tradition dem Gotteswort der Bibel gleichstellen, ja selbst es höher achten, und welche sich mehr anmaßen als die Apostel gethan (2 Cor. 1, 24; 1 Petri 5, 2. 3). Ferner ist unsre Trennung dadurch gerechtfertigt, daß die römische Kirche nicht nur uns nicht gestattet, Gott rein zu dienen und die Sacramente nach des Herrn Sinn zu verwalten, sondern mit tyrannischer Gewalt unsern Gewissen Unerträgliches und dem Worte Gottes Widersprechendes aufbürden will; daß sie uns verdammt und verflucht, wenn feierlich am Gründonnerstage in der Peterskirche zu Rom, die berüchtigte Bulle gegen die Ketzer verlesen wird*); daß sie, nicht zufrieden mit diesem Fluche, uns mit Gefängniß, Folter, Scheiterhaufen droht und, wo sie es vermag, uns aus der Heimath vertreibt oder das Leben uns nimmt. Man sagt zwar, die Frommen sollen die feindliche Welt nicht verlassen, in der Hoffnung, durch Wort und Beispiel sie zu Gott zu bekehren; ist aber diese Hoffnung verschwunden, so muß die Scheidung beginnen, und fürwahr dieser Augenblick ist da; unsre Gegner haben seit Jahrhunderten ihr Ohr der Wahrheit verschlossen; sie willigen in keine Verbesserung ein, an Haupt und Gliedern wird nichts verändert, sie haben Concilien gehalten zu Constanz, zu Basel, zu Florenz, zu Trident, und welcher Irrthum, welcher Mißbrauch ist bisher abgeschafft worden? Manche, selbst unter den Protestanten, hoffen noch auf eine allgemeine, freie Kirchenversammlung, als letztes und wirksames Mittel die Christenheit unter sich auszusöhnen; ein solches Concil, auf dem auch die Protestanten das Recht zu reden hätten, wird aber nie gestattet werden; Rom wird nie zugeben, daß Andre als seine Bischöfe über Sachen der Kirche verhandeln.

Martyr sah hierin heller als sein Freund Johann Sturm und selbst als Calvin. Während jener sich jahrelang dem Traume hingab, die Zusammenberufung einer Versammlung gelehrter und frommer Layen und Geistlichen, mit dem Auftrage der Kirche den Frieden zurückzugeben, sei keine Unmöglichkeit; während Calvin die französischen Protestanten ermahnte, die sowohl von dem König von Frankreich als von dem Kaiser verlangte, von der Tridenti-

*) Diese Bulle, welche gegen alle die gerichtet ist, die der Kirche den Gehorsam verweigern, und mit dem Namen Bulla in coena Domini bezeichnet wird, stammt aus dem Mittelalter, und wurde nach und nach erweitert und vervollständigt; 1521 wurden auch Luther und seine Anhänger in dieselbe aufgenommen. Mehrere Päpste des 16. und 17. Jahrhunderts fügten Nachträge hinzu. Die Bulle, wenn auch ohnmächtig geworden, ist noch nicht aufgehoben. Gleich am Anfang heißt es darin: „wir verbannen und verfluchen, im Namen des allmächtigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, so wie vermöge der Auctorität der heiligen Apostel Petrus und Paulus und der unsrigen, alle Hussiten, Wiclefiten, Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten, u. s. w.“

:r unabhängige Kirchenversammlung anzunehmen, und während es selbst in
eutschland noch protestantische Theologen gab, die entweder von dem allge-
einen, neuerdings nach Trident berufenen, oder wenigstens von einem Natio-
il-Concil, Segen für die Kirche erwarteten, hatte Martyr, so versöhnlich er
nst war, doch einen zu ruhigen und klaren Sinn, und kannte den Geist des
imischen Hofes zu genau, um sich solchen täuschenden Hoffnungen hinzuge-
:n. Sein College Bullinger, der seine Ansicht theilte, entwickelte sie in einer
genen Schrift*), in der er aus der Geschichte nachwies, wie wenig von einer
ersammlung zu hoffen sei, auf der nothwendig die katholischen Prälaten das
ebergewicht haben würden. Die Zeit schien ihnen nicht reif für eine Wieder-
:reinigung der Kirchen; statt die Kräfte des Protestantismus auf das un-
uchtbare Geschäft einer unerreichbaren Ausgleichung der Gegensätze zu ver-
enden, wollte Martyr man solle entschieden in der Trennung beharren, so
:klagenswerth sie auch sei; sein Wunsch war, die Evangelischen möchten an
rer Gemeinschaft die Idee der wahren Kirche immer mehr verwirklichen, denn
adurch würde der Sieg der Sache Christi sicherer vorbereitet, als durch Ver-
andlungen über gegenseitige Concessionen; denn solche hätten die Katholischen
or Allem verlangt, und größere als sie selber geneigt gewesen wären zu be-
illigen. Man sehe nur, sagte Martyr, den Zustand der Kirche: das Noth-
endige, das heißt die Lehre, die Verwaltung der Sacramente und die Heilig-
it des Lebens, haben sie verdorben, entstellt, verunreinigt auf alle mögliche
lrt; das Freie, die Wahl der Speisen, die Ehe, die Kleidung, die Gebräuche,
aben sie durch ihre Verbote und Satzungen zu einem Zwang gemacht; das
ehlerhafte weigern sie sich zu verbessern, und verfolgen die welche auf Ver-
esserung dringen. Sie wollen Keinen als Christen anerkennen, der sich nicht
ı ihrer Kirche bekennt, sie erheben ihre römische Particularkirche zur allgemei-
en, einzig wahren, vergessend daß alle Glieder Christi, wo sie auch sein mö-
en, zu seinem Leibe gehören; und willigen sie ein uns zu dulden, so ist es
ur unter der Bedingung, daß wir uns zu ihrer Messe bequemen, die doch
es Irrthums so viel an sich hat. Unsre Trennung von Rom ist daher ge-
:chtfertigt genug.

„Um indessen nichts zu verschweigen", geht Martyr auch auf die Gründe
n, welche die römischen Theologen dem Protestantismus entgegenstellten. Er
ahm hiebei besonders Rücksicht auf eine kurz vorher erschienene Schrift des

*) De conciliis; dem Zürcher Bürgermeister Bernhard von Chaam gewid-
met, 16. Nov. 1560. Zürich, Christ. Froschauer, 1561. Bullinger's
Schluß war: nur ein freies, wahrhaft allgemeines Concil könnten die
Protestanten annehmen, ein solches aber sei nie zu erwarten. Dieß war
auch die Antwort, welche die Zürcher dem Bischof von Como gaben, der
im April 1562 nach der Schweiz kam, um den Evangelischen sicheres Ge-
leit nach Trident anzubieten. Hottinger, Historia der Reformation in der
Eidgenoßschafft. Zürich, 1708, 4°. S. 863.

Polen Stanislaus Hosius, Bischofs von Ermeland, die in der katholischen Welt großes Aufsehn erregte und gepriesen wurde als ein glänzender Triumph über die Häresie; Martyr nannte deshalb Hosius „den Hauptschild der Papisten in unsrer Zeit." Dieser Mann entwickelte damals in Polen die rastloseste Thätigkeit für Erhaltung des römischen Absolutismus; er hatte, um Laski und Vergerio entgegenzuarbeiten, mehrere Schriften herausgegeben, worunter besonders eine merkwürdig war, durch die Art wie sie das Ansehn der Bibel und das der Kirche behandelte*). In der Widerlegung zeigte Martyr ebensoviel ruhige Würde, als Hosius Leidenschaft und Unbesonnenheit an den Tag gelegt hatte; es hatte wahrlich nicht geringer Uebermuth dazu gehört, um Sätze aufzustellen wie folgende, die sich zum Theil auch schon in frühern Schriften des Ermelander Bischofs finden: die Bibel ist Eigenthum der römischen Kirche, und außerhalb dieser nicht mehr werth, als etwa die Fabeln Aesops, und besagte Kirche hat das Recht, wenn sie es für gut findet, selbst die Lehren und Vorschriften des Apostels Paulus abzuändern. Auf Bestreitung solcher ächtrömischer Phantasien ließ sich Martyr nicht ein; er begnügte sich diejenigen Argumente hervorzuheben die, wenigstens durch einen Schein von Wissenschaftlichkeit, eine Besprechung verdienten.

Das Wort Gottes, sagte Hosius, könne nicht die einzige Richtschnur der Kirche sein, sondern umgekehrt, es bedürfe, um wirksam zu werden, der Stütze der Auctorität der Kirche; Christus habe gesagt, wenn der Sünder nicht auf zwei oder drei Brüder höre, so solle man ihn an die Kirche verweisen (Matth. 18, 17); letztere sei also dagewesen, noch vor dem geschriebenen Wort. Dagegen bemerkte Martyr, mit exegetischer Richtigkeit, dieses Wort des Herrn beziehe sich auf nichts anderes als auf die brüderliche Zurechtweisung in der Gemeinde; überdieß sei ein geschriebenes Wort vorhanden gewesen, das Alte Testament, auf das sich Christus und die Apostel stets berufen haben. Hosius meinte ferner, das Ansehn der Bibel sei erst durch die Kirche bestimmt worden, da sie den Canon, die Sammlung der neutestamentlichen Schriften festgestellt hat. Martyr stellte den Grundsatz entgegen, der Kirche Aufgabe sei es, das Wort Gottes in seiner Reinheit zu bewahren und zu predigen, sie habe kein Recht weder es abzuändern noch es zu billigen, daher habe sie auch in den ersten Jahrhunderten nichts gethan, als das Aechte von dem Unächten zu sondern. Wenn Hosius den oft wiederholten Satz gebrauchte, die Auslegung der Schrift könne nicht der Willkür des Einzelnen überlassen bleiben, sie müsse von der Kirche ausgehn, so erinnerte Martyr an die so zahlreichen falschen Auslegungen, auf welche der Katholicismus seine später erfundenen Lehren und Gebräuche stützte, und schloß mit dem protestantischen Princip, jede Auslegung müsse nach der Bibel selbst geprüft werden, diese allein habe das höchste

*) De expresso verbo Dei, dem König von Polen gewidmet. Rom, 1559. Hosii opera, Cölln, 1639, f°. B. 1, S. 611 u. f.

Ansehn; in ihr allein spreche der heilige Geist, in den Kirchenvätern und den Concilien sei er nur da offenbar, wo sie mit der Bibel übereinstimmen. Berufe man sich, zu Gunsten des katholischen Systems, auf des Apostels Paulus Wort: „die Kirche Gottes, ein Pfeiler und eine Grundfeste der Wahrheit" (1 Tim. 3, 15), so sei dieß eine grundlose Anmaßung; der Apostel sage nicht, daß die Kirche der Pfeiler sei, auf dem die Wahrheit der Schrift beruhe, diese sei fest und ewig an sich (Matth. 5, 18), die Kirche sei der Pfeiler der Wahrheit, nur insofern, als sie das Wort Gottes behält und predigt. Zuletzt hielt man den Protestanten die aus der Tradition und namentlich aus einem falsch ausgelegten Worte Christi gezogenen Gründe für die Oberherrschaft des Papstes, entgegen. Christus hatte zu Petrus gesagt: „du bist Petrus (ein Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen" (Matth. 16, 18). Auf diesem Worte ruhte das ganze römische Gebäude; nach ihm hatte man die Geschichte eingerichtet und unverbürgte Sagen zur Wahrheit erhoben. Martyr zeigte, besonders auch gegen die Cardinäle Cajetan und Reginald Pole*), die biblische und historische Grundlosigkeit der katholischen Argumente; er bewies, mit mehrern Kirchenvätern und mit Erasmus, daß die Worte Christi zu verstehen seien, nicht von der Person des Petrus, sondern von seinem Glauben und Bekenntniß. Gegen Pole, der diesen Sinn zwar annahm, aber behauptete, ein Bekenntniß ohne den Bekenner sei nur ein Gedankending, ein leeres Accidenz ohne Subjekt, Christus habe daher nicht nur das Bekenntniß gemeint, sondern auch den Petrus der es abgelegt hat, sagte Martyr, dieß sei nur eine scholastische Spitzfindigkeit; die Wahrheit allein könne die Grundlage der Kirche sein, nicht ein Mensch, der, wie fromm und erleuchtet er auch war, doch immer ein schwacher Mensch blieb im Vergleich mit dem Herrn. Martyr hatte allerdings recht, indessen hatte auch Pole, bis zu einem gewissen Punkte, nicht ganz unrecht; man kann den Glauben des Petrus nicht losgetrennt denken von seiner Persönlichkeit; Petrus wurde von Christo als eine Hauptstütze der Kirche bezeichnet, aber nur insofern er glaubte und „meinte was göttlich ist"; da jedoch nachher das Menschliche wieder in ihm mächtig ward, nannte der Herr ihn „einen Satan der ihm ärgerlich war" (Matth. 16, 23); diese Worte reichen hin um die hierarchischen Ansprüche, welche Pole und mit ihm alle katholischen Theologen auf die berühmte Stelle gründen, völlig zu vernichten. Martyr hat das Richtige gefunden, indem er die Wahrheit allein als Grundfeste der Kirche ausgab; diese Wahrheit ist kein abstracter Begriff, es ist die in Christo erschienene Wahrheit, es ist Christus selbst,

*) Cajetan, in seiner an Leo X. gerichteten Schrift de divina institutione pontificatûs. Cajetani opuscula, Lyon, 1585, f°., S. 49; — Pole, in seinen 1535 gegen Heinrich VIII. geschriebenen Libri 4 pro ecclesiasticae unitatis defensione; zuerst Rom, 1539, f°., und 1555 von Vergerio, zu Straßburg nebst mehrern protestantischen Traktaten gegen die päpstlichen Ansprüche, herausgegeben, in f°. In letzterer Ausgabe, f°. 30 u. folg.

der gesagt hat: „ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“ (Joh. 14, 6).

Nachdem Martyr dargethan, daß die Protestanten Gründe genug gehabt haben, um sich von einer Kirche loszusagen, welche ihre ausschließliche Auctorität auf keine hinreichende Beweise zu stützen vermochte, ging er weiter und stellte die Trennung als unvermeidliche Nothwendigkeit dar. Er führte eine Anzahl von Bibelstellen an, aus welchen er den Schluß zog, für den Gläubigen sei es heilige Gewissenspflicht sich von denen zu trennen, welche die reine Lehre verändert und statt Gottes Wort Menschensatzung aufgestellt haben; die Trennung sei ein lautes Bekenntniß der evangelischen Wahrheit vor Gott und der Welt. Zuletzt führte er, mit steigender Beredsamkeit, den Gedanken aus, die Protestanten, weit entfernt sich von der Kirche zu trennen, seien zur allein wahren und apostolischen zurückgekehrt; diese habe, auch in den Zeiten des Papstthums, nie aufgehört; immer seien Zeugen für Christum aufgestanden, und nach des Herrn Verheißung, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt waren, sei er mitten unter ihnen gewesen. Jetzt erhebe sich die Kirche reiner und glänzender wieder, seitdem Gott die heroischen Männer, Luther und Zwingli, erweckt, um sie in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen. Wenn wir auch nur Wenige sind, und die Gegner uns ihre große Zahl und Macht entgegenhalten, so ficht es uns nicht an; die Menge, die äußere Gewalt sind die Kennzeichen der Kirche nicht. „Sie werfen uns vor die Einheit zerrissen zu haben; ich frage aber, was ist es für eine Einheit von der sie reden? es ist die des Papstes zu Rom, dem sie sich sklavisch unterworfen haben; es ist die der Messe und der äußern Gebräuche, an denen sie sich unter einander erkennen. Das ist aber die rechte Einheit der Kirche nicht, denn das Wort Gottes weiß nichts davon. Paulus schreibt an die Epheser (4, 2—6): „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist, durch das Band des Friedens, ein Leib und ein Geist, wie ihr berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater Aller, der da ist über euch alle, und durch euch alle, und in euch allen“; und (5, 30): „Wir sind Glieder seines Leibes, von seinem Fleisch und von seinem Gebein“. Christus selber hat den Vater gebeten, nicht nur für seine Jünger, sondern für Alle die, so durch ihr Wort an ihn glauben würden, auf daß sie Alle Eins seien, gleich wie er Eins ist mit dem Vater (Joh. 17, 20. 21). Wir sollen demnach Eins sein, durch den von ihm ausströmenden Geist. Die Einheit der Kirche besteht im Geiste, im Worte Gottes, in den Sacramenten, in dem festen Verbande mit Christo, der aller Glieder Haupt ist. Diese Einheit haben wir nicht gebrochen; wir wünschen vielmehr immer sicherer in ihr zu bestehn. Nachdem wir uns von der Gemeinschaft derer getrennt haben, die die Wahrheit verfolgen, ist es unsre Aufgabe zu zeigen, daß wir es dabei ernst gemeint haben, damit sie uns nicht vorwerfen können, wir seien nur körperlich von ihnen geschieden; mit ganzem Herzen und allem Fleiße müssen wir uns

einer wahren Frömmigkeit ergeben, und reiche, weithin sichtbare Früchte unsres Glaubens bringen. Laßt uns, in dieser unsrer Berufung, jedes Aergerniß vermeiden, durch welches der Lauf des Evangeliums aufgehalten, und diejenigen von dem Bekenntniß Christi abgewendet würden, die noch in schwachen Anfängen sind. Laßt uns vielmehr streben, die Brüder zu erbauen, und nach Kräften zu einem reinern Glauben hinzuführen. Vergesset nicht, daß es nicht genug ist die Hand an den Pflug zu legen, sondern daß ein treuer Arbeiter ausharren muß bis zum Ende. Und habt ihr den rechten Weg betreten, so hütet euch vor den Listen Satans; laßt euch durch verwerfliche Meinungen und Secten von der Wahrheit, die ihr durch den Glauben aufgefaßt habt, nicht abwendig machen. Thut ihr dieß, so werdet ihr vor den Frommen so wie vor den Gegnern gerechtfertigt sein; wo nicht, so seid ihr Beiden ein Anstoß, und zwar nicht durch die Schuld eurer Trennung von Rom, sondern durch eure eigene Schuld."

Diese Darstellung der Gründe, wodurch Martyr von den Protestanten den Vorwurf der Kirchenspaltung abwandte, führt, der Natur der Sache nach, auf seine Ansicht von der Einrichtung und Regierung der Kirche selbst. Im Obigen hat man gesehn, wie fest er den Grundsatz behauptete, erst der Protestantismus habe die wahre Kirche wieder hergestellt. Es war der Reformatoren wohlbegründetes Streben diese, in allen Stücken, auf die Einfachheit und Reinheit der apostolischen Zeit zurückzuführen. Diese Erneuerung, nach dem herrlichen Bilde der ersten Gemeinden, sollte sich auch auf die äußere Form und die Regierung der Kirche erstrecken. Die hierauf bezüglichen Fragen gehörten zu den wichtigsten, welche in der Reformationszeit die Geister bewegten; Martyrs Meinung verdient um so mehr beachtet zu werden, da er auch hier seine Selbstständigkeit bewahrte, und in mehrern Punkten von den Genfer Theologen abwich. Um vollständiger darzustellen, wie er über Kirche und Kirchenverfassung gedacht hat, müssen wir noch Einiges aus seinen andern Schriften dazunehmen.

Er ging natürlich von dem so folgereichen, aber damals noch nicht hinreichend entwickelten reformatorischen Grundsatze aus, daß zwischen unsichtbarer und sichtbarer Kirche ein wesentlicher Unterschied gemacht werden müsse. Jene ist für ihn der mystische Körper, dessen Haupt Christus ist; es ist die Vereinigung der Wiedergebornen, die durch den heiligen Geist mit Christo verbunden sind. Sie kommt zur Erscheinung, überall wo die Lehre rein verkündigt, und die Sacramente nach der Vorschrift des Herrn verwaltet werden. Aeußerlich können auch solche zu ihr gehören, die weder Auserwählte noch Wiedergeborene sind; das äußere Band der sichtbaren Kirche ist das Bekenntniß und die Theilnahme an den Sacramenten. Die sichtbare so wie die unsichtbare Kirche, haben nur Ein Haupt, welches ist Christus. Es frägt sich aber, wie auf Erden, in der sichtbaren Kirche die Ordnung erhalten wird. Sehr merkwürdig ist was Martyr hierüber sagt: „Gott wollte daß in der Kirche

eine Aristokratie sei, daß die Bischöfe die kirchlichen Dinge verwalten, jedoch so daß die Zustimmung der Gemeinde nicht ausgeschlossen werde". So wie jetzt die Welt beschaffen ist, können nicht alle Lehrer gleich sein, es muß ein äußerer Vorzug stattfinden, dieser darf sich aber nur auf Vorzüge des Geistes gründen; also nur der, welcher sich durch Frömmigkeit und Kenntnisse auszeichne, könne der Angesehnste sein; ohne den Willen der, durch ihre Aeltesten vertretenen Gemeinde, habe er indessen kein Recht irgend etwas zu bestimmen. Martyr erscheint demnach nicht als strenger Presbyterianer; welches System er auch, in theoretischer Hinsicht, als das richtigste anerkennen mochte, so hielt er doch diese Frage für nicht wichtig genug, um, wie manche seiner Zeitgenossen und manche der unsern, mit Leidenschaft darüber zu streiten. Wenn nur das Eine festgehalten war, daß Christus das einzige Oberhaupt der Kirche ist, so ließ er die äußern Formen in ihrer Verschiedenheit gelten, so wie sie, nach Land und Sitte, in der protestantischen Kirche sich gebildet hatten. In England hatte er sich unbedenklich der bischöflichen Ordnung unterworfen, während er in Straßburg und in Zürich eben so unbedenklich sich an andre Einrichtungen anschloß. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß er absolut gleichgültig war in Bezug auf das Kirchen-Regiment; man hat soeben gesehn, daß er auch die Rechte der Gemeinde anerkannte, und sie vertreten wissen wollte. Wo dieses nicht geschieht, herrscht nur Willkür in der Kirche. Wenn Martyr das anglikanische System nicht bekämpfte, so war dieß allerdings ein Beweis von einem freiern Sinn, der die Form von dem Geist zu unterscheiden wußte, und das Werk der Reformation durch Streit über äußere Ordnungen nicht hemmen wollte, es hing aber auch mit Tendenzen des sechzehnten Jahrhunderts zusammen, mit denen Martyr tief verwachsen war. Er lehrte nemlich daß, als äußere, sichtbare Gesellschaft, die Kirche unter der bürgerlichen Obrigkeit stehe. „Was die kirchliche Gewalt betrifft, so genügt der Magistrat zur Ausübung derselben. Nach Aristoteles, soll dieser dafür sorgen daß Alle ihre Pflicht thun, daß die Juristen, die Aerzte, die Landleute, die Handwerker ihren Beruf erfüllen; diesen fügen wir die Kirchendiener und Prediger bei. Es ist nicht nöthig die Oberhäupter zu vermehren. Salomo, David, Josias, welche bürgerliche Obrigkeiten waren, hielten nicht dafür daß die Sorge für die Religion sie darum nichts anginge. Constantin, Theodosius, Justinian haben vor Allem daran gedacht, die Kirche Gottes zu ordnen. Die Kirche hat ihre Aeltesten und Bischöfe; die bürgerliche Obrigkeit sieht darauf daß sie ihre Pflichten thun. In diesem Sinne ist es wohl zu verstehn, wenn der König von England (Heinrich VIII.) das zweite Oberhaupt seiner Kirche nach Christo genannt werden wollte; er meinte daß die Gewalt, die sich der Papst angemaßt hatte, in seinem Reiche ihm zugehörte; der Titel war ungewohnt und hat vielen Frommen mißfallen; betrachtet man aber die Sache an sich, so hat er nichts gewollt, als was wir eben behauptet haben." Eine der Folgen der Reformation war bekanntlich die Uebertragung der obersten bischöflichen

Gewalt auf die Landesherren; diese Gewalt sollte sich aber nicht bloß auf die Handhabung äußerer Ordnungen und Einrichtungen beschränken, sondern auch über die Gewissen regieren; aus einer seltsamen Vermischung aristotelisch-politischer Begriffe und alttestamentlicher theocratischer Grundsätze, stellte man die Idee eines Gottesstaates auf, in welchem die bürgerliche Obrigkeit auch Richterin war über den Glauben jedes Einzelnen. Luther und Melanchthon, Calvin und Beza, huldigten diesen Vorstellungen; selbst Butzer hat sie, und zwar mit merkwürdiger Klarheit, vertheidigt*). Man darf sich daher nicht wundern, wenn Martyr durchaus den nemlichen Ansichten zugethan ist: „Die Könige, sagt er, die ihre Gewalt von Gott haben, sind zu ermahnen, daß sie sie zum Schutze der orthodoxen Wahrheit und zur Bestrafung der Gottlosen gebrauchen. Es ist ihnen nicht erlaubt, unreine, unheilige Gebräuche zu dulden; es ist vielmehr ihre Pflicht, auf Einführung der reinen Lehre und des mit ihr übereinstimmenden Gottesdienstes zu dringen. Dabei muß man indessen nicht übermäßiges Gewicht darauf legen, daß die Gebräuche überall die nemlichen seien; nur darauf ist sorgfältig zu sehn, daß sie dem Worte Gottes nicht widersprechen und daß sie zur Erbauung dienen.“ Die Obrigkeit hat also Recht und Pflicht die Reformation einzuführen und den Katholicismus abzuschaffen, wenn auch nicht alle Unterthanen das Evangelium schon angenommen haben. Gegen diesen, dem evangelischen Geiste so tief widersprechenden Grundsatz, wurde damals schon der gerechte Einwurf erhoben: wenn man aus Zwang sich äußerlich zu einer Lehre bekennt, so handelt man gegen sein Gewissen, es kommt nicht aus dem Glauben, und da was nicht aus dem Glauben kommt, Sünde ist (Röm. 14, 23), so wird man dadurch zu Sünde verleitet. Man erstaunt, wenn man Männer wie Martyr sich abmühen sieht, diesen Einwurf, dessen Last sie um so mehr hätten fühlen sollen, je nachdrücklicher sie selber ihn dem Katholicismus entgegenhielten, durch Spitzfindigkeiten zu entkräften: „die Obrigkeit hat das vorzuhalten was recht und wahr ist; wird gesündigt indem man es nicht annimmt, so ist es nicht ihre Schuld, es ist die des Unglaubens oder der Treulosigkeit derer, die die Wahrheit nicht annehmen wollen.“ Folgerichtig zog er hieraus die Consequenz, daß Unglaubige und Ketzer von dem bürgerlichen Magistrate nicht zu dulden und, wenn sie, nach hinlänglicher Belehrung, in ihrem Widerstande beharren, zu bestrafen seien. Irrthum und Ketzerei wurden so zu Verbrechen gegen den Staat gemacht, gerade wie es die ersten christlichen Kaiser gethan hatten und wie es, das ganze Mittelalter hindurch, katholische Sitte gewesen war. Wie lange hat es nicht gewährt, wie viel Drangsal und Blut hat es nicht gekostet, bis die Protestanten, die Fesseln der Theocratie abschüttelnd und diesen letzten

*) Dialogi oder Gesprech von der gemeinsame . . . der Christen, und was jeder Oberkeit von amtys wegen aus göttlichem befelch an derselbigen zu versehen und bessern gebüre. Augsb., 1535, 4°.

Rest des römischen Katholicismus von sich werfend, zur Erkenntniß kamen von der Nothwendigkeit der Freiheit der Gewissen! Martyr und die meisten Reformatoren waren hierüber in einem schweren Irrthum befangen; jede Einwendung wurde durch sophistische Gründe niedergeschlagen; die entschiedene Ueberzeugung mit der man diese aussprach, mag an sich ehrenwerth sein, vermehrt aber nicht deren Kraft; denn nicht nur waren sie oft, wie besonders bei Martyr, dem Charakter derer zuwider die sich dazu bekannten, sondern sie standen in grellem Widerspruch mit dem höchsten Zwecke der Reformation, durch welche ja gerade das einzelne Gewissen von menschlicher Auctorität und Gewalt freigemacht, und allein zu Gott durch Christum zurückgeführt werden sollte. Freilich hört man seit einiger Zeit wieder reden, in alttheocratischem Sinne, von der Nothwendigkeit des obrigkeitlichen Schutzes für die öffentliche Kirche und der damit verbundenen Nothwendigkeit der Intoleranz; wir befürchten aber nicht, daß dieser jüdisch-katholische Geist mächtig genug sein werde, um längst überwundene Irrthümer und Zustände in die protestantische Kirche wieder einzuführen.

Die Muße, die Martyr in seinem neuen Wirkungskreise gestattet war, verwandte er auf Herausgabe einiger Werke. Es ward allgemein bedauert, daß bisher seine schriftstellerische Thätigkeit eine so beschränkte geblieben war. Schon als er noch in Oxford war, hatte ihn Bullinger aufgefordert, seine Straßburger Vorlesungen über das Alte Testament herauszugeben; er hatte aber geantwortet, er habe meist nur kurze und unförmliche Noten darüber, und keine Zeit diese auszuarbeiten*). „Ich kann mich nicht genug wundern, schrieb Beza an Bullinger, daß Doctor Martyr nicht dahin gebracht werden kann, seine Schätze zum Besten der Kirche ans Licht zu ziehen"**). Calvin drang wiederholt in ihn seine Commentare über die Genesis und die Propheten herauszugeben; „wärest du doch hier in Genf, schrieb er ihm, wir würden dir mit Gewalt auspressen, was du uns zu lange vorenthältst" ***). Solche Aufforderungen besiegten zuletzt seine allzugroße Bescheidenheit, die der einzige Grund war warum er nicht mehr Werke der Oeffentlichkeit übergab. Zur Herausgabe des Commentars über das erste Buch Mosis konnte er sich jedoch nicht entschließen; er hielt ihn für unvollkommen, die Methode befriedigte ihn nicht, und viele schwierige Fragen schienen ihm nicht genügend gelöst; es waren seine ersten Vorlesungen gewesen. Im zweiten Jahre seines Aufenthalts zu Zürich gab er dagegen seine, zu Oxford gehaltenen Vorlesungen über den Römerbrief heraus, mit einer Zueignung an Sir Antony Cook†); und

*) 26. Oct. 1551. Ms.

**) 27. März 1557. Ms. — Micronius an Bullinger, 1557. Fueslin, Epist. ref. helv., S. 409.

***) 22. Mai 1558. Calvini epistolae, S. 206.

†) In epistolam Pauli ad Romanos commentarii. Basel, Peter Perna, 1558, f⁰.; Zürich, 1559, 8⁰; Basel, 1560, 8⁰; 1568, und 1570, f⁰. Eng-

m Jahre 1561 die zu Straßburg gehaltenen über das Buch der Richter, mit iner Zuschrift an die Straßburger Scholarchen, um ihnen für die Wohltha- en zu danken, die sie ihm seit seiner Ankunft aus Italien erwiesen hatten*). luch den Commentar über die Bücher der Könige hatte er die Absicht dem Druck zu übergeben, wenn er dazu gekommen wäre ihn zu vollenden**). Von einen polemischen Schriften wird am betreffenden Orte die Rede sein. Viel- eicht war es auch zu Zürich, wo er allein die Zeit dazu gehabt hätte, daß er nit dem Gedanken umging Loci communes zu sammeln, das heißt eine ystematische, nach den Hauptpunkten der Lehre geordnete Darstellung der Dogmatik und der von ihr unzertrennlichen Moral zu bearbeiten; junge Leute, ie bei ihm wohnten, besonders der Franzose Johann Gravel, welcher Prediger zu Troyes in der Champagne wurde, hatten ihn darum gebeten***); r war dem Vorhaben nicht abgeneigt, und hätte der reformirten Theologie inen unschätzbaren Dienst geleistet, wenn er selbst es ausgeführt hätte.

Zweites Kapitel.

Italienische Gemeinde zu Zürich. — Martyr's wiederholter Ruf nach Genf.

Es ist oben bereits gesagt worden, daß zu den Gründen, die Martyr ewogen nach Zürich überzusiedeln, auch der Wunsch kam mit Landsleuten vieder zusammenzukommen und für sie zu wirken. Zu Zürich nemlich bestand ine der blühendsten Gemeinden italienischer Flüchtlinge†). Seit 1544 hatte ich im reichen Flecken Locarno, am Langensee, damals zu Bünden gehörend, ine evangelische Kirche gebildet, die zunächst aus vertriebenen Italienern be- tand, an die sich aber in Kurzem die meisten Familien des Ortes selbst an- chlossen. Nach vielfachen Bedrückungen, nach oft wiederholten Versuchen

---

lisch übersetzt, London, 1568, f°. — Martyr scheint schon in England die Herausgabe dieser Vorlesungen beabsichtigt, und deshalb an Robert Estienne in Genf geschrieben zu haben. Calvin an Martyr, 27. Aug. 1554. Calvini epp., S. 135.

*) Commentarii in librum Judicum. Zürich, Christoph Froschauer, 1561, f°.; 1565, f°.; 1571, f°. Heidelberg, 1606, f°. Englisch übersetzt, London, 1564, f°.

**) Core an Martyr, 5. Aug. 1562. Ms.

***) Masson, Vorrede zu den Loci communes.

†) S. Meyer, die evangelische Gemeinde in Locarno, ihre Auswanderung nach Zürich und ihre weitern Schicksale. 2 Bände. Zürich, 1836. Auch ist zu vergleichen: Trechsel, die protestantischen Antitrinitarier vor Faustus Socin, Band 2, Heidelberg, 1839.

der protestantischen Schweizercantone, besonders Zürichs, um für die evangelischen Locarner Religionsfreiheit zu erhalten, waren sie, Anfangs 1555, durch ein drohendes Edikt des Mailänder Senats, veranlaßt worden sich anderswo eine Heimath zu suchen. Sie wollten in der Verfolgung weder abtrünnig werden, noch ohne Hoffnung auf Erfolg den übermächtigen Gegnern widerstehn; sie wählten, durch gemeinsamen Beschluß, das von Martyr seinen Landsleuten so oft empfohlene Rettungsmittel der Auswanderung*). Sie wandten sich an das gastfreundliche Zürich, mit der Bitte „in der Stadt oder auf dem Lande Herberge haben zu dürfen, und ihre Gewerbe und Handwerke zu treiben." Durch Beschluß des Raths, vom 30. März 1555, ward ihnen diese Bitte gewährt; den 12. Mai trafen sie in Zürich ein, 116 Seelen an der Zahl. Einige Tage später ward ihnen Gottesdienst gestattet in der Peterskirche. Als Prediger wünschten sie den achtundsechzigjährigen Bernardino Ochino zu erhalten; auf Antrag der Zürcher Geistlichen, ward dieser, „ein alter und verrühmter Mann, zu dem die Luggarner eine besondre Anmuthung haben", von dem Magistrate berufen; er hielt sich damals in Basel auf. Nach seiner Flucht aus England, war er, nach kurzem Aufenthalt in Straßburg, nach Genf gegangen, wo er den 28. October 1553, den Tag nach Servet's Hinrichtung ankam; da er diese That mißbilligte, konnte er nicht lange verweilen; er begab sich nach Chiavenna und von da nach Basel. Die Zürcher italienische Gemeinde sandte den Locarner Rechtsgelehrten Doctor Martino Muralto und den jungen Lelio Sozzini, von Siena, Ochino's Landsmann, um diesen ehrenvoll abzuholen. Er hielt seine erste Predigt zu Zürich den 23. Juni 1555. Als das Jahr darauf Martyr ankam, ward er von dieser Gemeinde wie ein Vater empfangen. Schon von Straßburg aus hatte er den Zürchern gedankt, für das was sie für die Locarner gethan hatten**). Die angesehnen Familien der Muralto, der Orello, des gelehrten Kaufherrn Lodovico Ronco, nahmen ihn als verehrten Freund in ihre Kreise auf; der Arzt Taddeo Duno übersetzte einige seiner kleinern italienischen Schriften, so wie auch mehrere Ochino's ins Lateinische. Den 23. August 1556 erwählte die Gemeinde, außerordentlicher Weise, Martyr zum Mitgliede ihres Vorstandes. Da der alte Ochino oft kränklich war, ersetzte er ihn zuweilen im Predigtamt***); mit einem eigenen Gefühl von wehmüthiger Freude, trat er, nach so langen Jahren wieder, als Prediger in der Muttersprache auf, vor einer Gemeinde die, wie er selbst, aus Glaubenstreue das Vaterland verlassen hatte. Auf Ochino übte er einen wohlthätigen Einfluß aus; obgleich sie in der Abendmahlslehre nicht völlig einig waren, so hingen

*) S. das schöne Zeugniß, das Calvin von den Locarnern ablegt, in seinem Briefe an die Gemeinde von Poitiers, 20. Febr. 1555. Lettres françaises, B. 2, S. 24.

**) 29. Januar und 3. Juli 1555, an Bullinger. Ms.

***) Wolfg. Haller an Zanchi, 18. Dez. 1562. Zanchii epistolae, B. 2, S. 42.

doch die beiden Schicksalsgenossen mit alter Liebe an einander*); Martyr, der theologisch gebildetste und gelehrteste unter allen protestantischen Italienern, von dem Bullinger rühmte „daß er, ganz gegen die Art seiner Landsleute, den Grübeleien feind und der reinen Lehre entschieden zugethan war"**), hielt Ochino, der für „seinen Martyr" die wärmste Zuneigung hatte***), noch vor dem Aussprechen der Ansichten zurück, die ihn später ins Elend brachten. Zugleich suchte er ihn zu vertheidigen, wenn Anklagen oder Verdächtigungen gegen ihn kamen. In Ochino's zu Zürich ausgearbeiteten Schriften findet sich noch kein offener Widerspruch gegen die Kirchenlehre; nur hie und da tauchen einzelne Aeußerungen seiner subjectiven Tendenzen auf; die Lehre von der Dreieinigkeit ließ er noch unberührt, weßhalb er auch von Calvin, obschon dieser ihm nicht traute, in Ruhe gelassen wurde. Dagegen stellte er, in seinem 1556 erschienenen und Lismanini gewidmeten Dialog von dem Fegfeuer†), über das Werk Christi eine Ansicht auf, die Manchen bedenklich schien; er meinte, daß, streng genommen, Christus, insofern er Mensch war, kein Verdienst vor Gott habe, er sei allen seinen Gehorsam Gott nur schuldig gewesen, und habe daher, bloß weil Gott aus Gnade sein Werk für unendlich verdienstlich annehmen wollte, für die Sünden der Menschen genug gethan. In den stets unruhigen, zu allerlei Grübeleien geneigten veltlinischen Kirchen, wurde dieß aufgegriffen und weiter ausgedeutet. Michel-Angelo Fiorio, Prediger zu Soglio, wandte sich deßhalb, 1558, an Martyr; er sagte, die Brüder des Lelio Sozzini hätten zu Chiavenna das Gerücht verbreitet, Ochino predige daß die Lehre von dem Verdienste Christi nichts als eine Thorheit sei. Martyr nahm sich Ochino's an; er unterhielt sich mit ihm über die Anklage; Ochino widerlegte sie, und erklärte, er lehre, daß Christi Werk unendliches Verdienst habe, dadurch daß er nicht bloßer Mensch, sondern Sohn Gottes war. Aus Liebe zu dem Freunde, gab sich Martyr mit dieser Erklärung zufrieden; er bewog Ochino sie an den Prediger Agostino Mainardo zu Chiavenna, und an Friedrich von Salis, den edlen Beschützer der Reformation in Bünden zu senden; er selber schrieb für ihn an Fiorio††). Ochino blieb fortan besonnen und ruhig bis zu Martyr's Tod; er widmete sich ganz allein seiner locarnischen Gemeinde, für die er mehrere erbauliche und belehrende Traktate schrieb†††).

*) Musculus an Bullinger, 12. März 1549. Ms.

**) Ludwig Lavater, Leben Bullingers. Miscellanea Tigurina, Zürich, 1722, B. 2, S. 64.

***) Ochino, Defensio doctrinae de coena Domini contra Westphalum, S. 166.

†) Dialogo del purgatorio. Basel, 1556. Lateinisch von Taddeo Duno, Zürich (1556).

††) De Porta, Historia reformationis Ecclesiarum raeticarum. Chur, 1772, 4°. Th. 2, S. 392.

†††) Besonders seinen Catechismo; Basel, 1561, seiner „theuern locarnischen

Mit dieser Gemeinde vereinigten sich alle andren italienischen Flüchtlinge, deren Zahl, durch das immer härtere Verfahren der Inquisition, von Jahr zu Jahr größer wurde. 1558 kamen der Römer Francesco Betti, ehedem Secretär des Marchese del Vasto*), und Isabella Manrica mit ihrem Sohne, Martyr's alte Freundin aus Neapel, deren Weisheit und heroischen Geist Ochino mit beredten Worten pries**). 1559 erschien auch Lelio Sozzini wieder, Sohn des berühmten Rechtsgelehrten Mariano Sozzini, von unbescholtenen Sitten, anmuthig, freimüthig, aber viel zweifelnd und grübelnd; nach einem ersten Aufenthalte in Zürich, war er in Polen gewesen; seine Orthodoxie war schon 1554 Manchen verdächtig geworden, Bullinger und Martyr achteten ihn aber und hofften ihn auf dem Wege des rechten Glaubens erhalten zu können. Ein Bruder und ein Neffe von ihm wohnten in Martyr's Hause.

Als Martyr von Straßburg nach Zürich ging, hatte er die Absicht bald darauf Calvin und die Genfer italienische Gemeinde zu besuchen***). Es waren da seine Lucenser, sein Freund Celso Martinengo, sein Schüler aus Neapel, Galeazzo Caraccioli, der sich, nach verschiednen Reisen und Gefahren, nach traurigen Kämpfen mit seiner Familie, nach Genf geflüchtet hatte, wo er einer der Aeltesten der Kirche seiner Landsleute wurde und bei Calvin in verdienter Achtung stand†). Martyr konnte jedoch seinen Vorsatz nicht ausführen; ebensowenig ward es ihm gestattet den Ruf anzunehmen, der noch zu verschiedenen Malen von der Genfer italienischen Gemeinde an ihn erging. Schon den 31. Januar 1557 schrieb ihm Calvin, seine Landsleute wünschten

Gemeinde" gewidmet; in diesem Buche kommen freilich auch mancherlei überflüssige Spitzfindigkeiten vor.

*) Um seine Flucht zu rechtfertigen veröffentlichte Betti einen Brief an den Marchese di Pescara. Muzio widerlegte ihn in einer heftigen Schrift: Le malizie Bettine, Pesaro, 1565; Betti's Apologie dagegen erschien erst 1574. Giarich, Vita di G. Muzio, S. 59. — 1569 war Betti zu Basel, hochgeachtet von den Gelehrten dieser Stadt. Er starb daselbst 1590.

**) Sie hatte sich vorher einige Zeit in Deutschland aufgehalten; 1559 ging sie nach Chiavenna, in der Hoffnung nach Neapel zurückkehren zu dürfen. Man hat gesagt, sie habe zu Chiavenna in größter Dürftigkeit gelebt; dieß scheint nicht wahrscheinlich; in Zürich hatte sie vier Kammerfrauen und einen Koch in ihrem Gefolge. 1558 widmeten ihr Curione seine erste Ausgabe der Schriften der Olympia Morata, (Basel) und Ochino sein Liber de praesentia corporis Christi in coenae sacramento (Basel).

***) Zanchi an Calvin, s. d. Zanchii epp., B. 2, S. 162.

†) Im Jahre 1555 widmeten ihm Calvin seinen Commentar zum ersten Corintherbrief, und Karl von Jonvillers, Calvin's Secretär, seine französische Uebersetzung von Mainardi's Anatomia della Messa (Genf, 16⁰); 1558 widmete ihm Pascali seine italienische Uebersetzung der Institution Calvin's (Genf, 8⁰.). Caraccioli starb 1586.

hn zu besitzen; zugleich bot er ihm eine theologische Lehrstelle an; in Zürich eien Theologen genug, in Genf dagegen mangeln sie; nachdem Martyr der nglischen und der deutschen Kirche gedient, möge er nun auch der französischen nützen; er selbst wolle abwechselnd mit ihm die heilige Schrift erklären, ja ziehe Martyr es vor, so sei er bereit ihm das ganze Fach der Bibelauslegung zu iberlassen. Als im August Martinengo starb, wählte die italienische Gemeinde Martyr einstimmig zu ihrem Prediger; auch die englischen Flüchtlinge in Genf interstützten die Bitte, die an ihn gerichtet wurde; Calvin selbst schrieb deßhalb an die Zürcher Prediger*). Martyr stellte es dem Rath anheim; der so ift wiederholte Ruf schien ihm von Gott zu kommen; Zürich wollte ihn aber nicht entlassen. Er mußte sich begnügen in schriftlicher Verbindung mit der Gemeinde zu bleiben, an deren Schicksalen er den lebhaftesten Antheil nahm. Als Caraccioli, dessen Gattin sich geweigert hatte ihm in's Exil zu folgen, Calvin befragte, ob es ihm nach göttlichem und menschlichem Rechte erlaubt ei sich von ihr scheiden zu lassen, rieth ihm dieser die Meinung mehrerer berühmter Theologen, vornehmlich Martyrs, einzuholen; letzterer stimmte für die Scheidung, da Caraccioli's Gemahlin durch ihr Benehmen die Ehe thatsächich aufgelöst hatte; ähnlich urtheilten auch Bullinger und Ochino**); so daß Caraccioli, mit Erlaubniß des Magistrats, sich wieder verehlichte mit einer ius Frankreich ausgewanderten Wittwe. Viele Besorgniß machten Martyr die fortwährenden Umtriebe der Antitrinitarier in der Genfer Gemeinde; es varen meist Layen, Juristen, Aerzte, die, ohne theologische Bildung, über die Dogmen grübelten und sie ihrem Verstande zurecht zu legen suchten. Den 22. Mai 1558 berichtete Calvin an Martyr***), daß seit einiger Zeit der Arzt Giorgio Blandrata, aus Saluzzo, einige der Flüchtlinge überredet habe, es gebe nur einen Gott, den Vater Christi, welcher letztere nur der Erstgeborne der Geister sei; daß daraus eine Aufregung in der Gemeinde entstanden sei, velche nur mit Mühe wieder beruhigt werden konnte. Auch der Piemonteser Gianpaolo Alciati hatte, durch Behauptung ähnlicher Ansichten, zur Verwirrung beigetragen. Aus Furcht vor Verfolgung entfernten sich Beide aus Genf und kamen nach Zürich; sie begaben sich alsbald zu Martyr, in der unüberlegten Meinung ihn für sich gewinnen zu können. Er fand aber sogleich bestätigt was ihm Calvin über Blandrata's Lehre geschrieben hatte; da dieser aus dem Grundsatze, das göttliche Wesen sei untheilbar, den Schluß zog, es können nicht drei Personen angenommen werden, so urtheilte Martyr er könne der Folgerung nicht ausweichen, es gebe mehrere Götter neben einander; dieß

*) 31. August 1557. Ms.

**) Das Gutachten, vom 18. Mai 1559, wurde auch von den Geistlichen Graubündens unterschrieben. Es findet sich bei Zanchi, Opera, B. 8, Th. 2, S. 333. S. auch Balbano, Vie de Galéas Caraciol, S. 146 u. f.

***) Calvini epistolae, S. 206. — Calvin an Caraccioli, 19. Juli 1558. Lettres françaises, B. 2, S. 209 u. f.

war indessen nur ein Mißverständniß, zu dem Blandrata's seltsame Ausdrucksweise Anlaß gab, denn Blandrata wollte gerade dieser Folgerung, die er seinerseits der kirchlichen Dreieinigkeitslehre zuschrieb, entgehn. Nachdem sich Martyr mehrere Male mit ihm unterhalten hatte, besprach er sich mit Bullinger darüber; dieser entsetzte sich und rieth ihm nicht weiter mit Blandrata umzugehn, denn solche Geister seien schwer zu heilen. Martyr rieth daher seinem Landsmanne, sich aufrichtig mit den Genfern auszusöhnen, sonst könnte man ihm auch in Zürich keinen längern Aufenthalt gestatten; er stellte ihm vor daß die wiederberuhigte Genfer italienische Gemeinde ein rechtglaubiges Bekenntniß abgegeben habe, und drang deshalb in ihn dieses zu unterschreiben, um sich von der Einheit der Kirche nicht zu trennen. Er vermochte jedoch so wenig auf ihn als Wolf und Gualther, die sich gleichfalls bemüht hatten ihn eines Bessern zu belehren; zuletzt gab er ihm, auf des Antistes Rath, die Weisung sich zu entfernen, sonst setze er sich einer Verbannung aus*). Blandrata befolgte den Wink und machte sich auf den Weg nach Siebenbürgen; Alciati ging nach Chiavenna ins Veltlin.

Unter den italienischen Flüchtlingen wählte auch Martyr, durch die Vorstellungen Ochino's bewogen, der ihm eine Stütze wünschte für sein Alter, seine zweite Gattin, Catharina Merenda, aus Brescia. Sie gehörte einer reichen Familie der Genfer italienischen Gemeinde an; ihr Bruder der Kaufmann Andrea Merenda und der Marchese Galeazzo Caraccioli begleiteten sie nach Zürich, wo den 9. Mai 1559, die Vermählung statt fand; als Zeugen unterschrieben sich Caraccioli und Bullinger; Rudolph Gualther besang die Feier in lateinischen Versen, andre Freunde jedoch billigten sie nicht**).

*) Martyr an Calvin, 11. Juli 1558. Loci communes, S. 1120.

**) Die Verse Gualther's stehn in den Loci communes hinter Simler's Lobrede. — Jewel an Bullinger, 5. März 1563. Zurich letters, Cambridge, 1842; B. 1, S. 73. — In dem zu Zürich aufbewahrten Ehecontrakt versprach Martyr seiner Gattin, als Morgengabe halb so viel als sie mitbrachte; falls er vor ihr stirbt, ohne Kinder, behält sie die Morgengabe nebst den ihr von ihm geschenkten Kleidern; stirbt sie vor ihm, ohne Kinder, so fällt ihr Mitgebrachtes an ihre Erben zurück, der Rest, nebst den Kleidern, bleibt Martyr, der von ihrem Vermögen eine lebenslängliche Rente von fünf Prozent zu beziehen hat. Stirbt sie zuerst und sind Kinder da, so bleibt Alles dem Gatten; stirbt er zuerst, sind Kinder da, und heirathet sie wieder, so bleibt die Morgengabe den Kindern Martyr's.

Drittes Kapitel.

Beza's und Farel's den Deutschen übergebenes Bekenntniß über's Abendmahl. — Martyr's Meinung darüber.

Gleich in den ersten Zeiten seines Aufenthalts in Zürich, theilte Martyr mit dem Antistes Bullinger das höchste Ansehn in theologischen Dingen. Der vorsichtige, zu Vergleichen in schwierigen Lehren geneigte Bullinger, ward nun veranlaßt in der Fassung der Lehre bestimmter aufzutreten; er überließ sich gerne diesem Einflusse seines Freundes, denn er hatte hohe Achtung vor dessen „reiner Lehr", und sagte oft, „es sei sich höchlich hierüber zu verwundern, dieweil doch die Italiener, sonderlich wenn sie gelehrt, mehrtheils ihre besondren Meinungen haben"*). Martyrs Einfluß zeigte sich in den beiden Hauptlehren, dem Abendmahl und der Prädestination, und zunächst in ersterer.

Zwischen Bullinger und Calvin war, im Mai 1549, die Zürcher Uebereinkunft (Consensus Tigurinus) hinsichtlich des Abendmahls zu Stande gekommen; die Neuenburger, Schafhauser, St. Galler und bald auch noch andre Schweizer Theologen, waren demselben beigetreten; die Zwingli'sche Auffassung war dadurch verdrängt worden, um der Calvinischen Platz zu machen und in diesem Punkte die Lehreinheit in der Schweiz herzustellen. Butzer, der jeden Schritt zur Einigung willkommen hieß, hatte die Nachricht von dem abgeschlossenen Consensus mit der lebhaftesten Freude begrüßt**).

Martyr war nun kaum ein Jahr in Zürich, so sollte, von reformirter Seite aus, ein neuer Versuch gemacht werden um sich mit den Lutheranern zu verständigen, trotz der immer noch dauernden heftigen Streitigkeiten mit Westphal und den ihm gleich gesinnten Deutschen. Die Verfolgung der Waldenser im Jahre 1557 bewog die Genfer eine Gesandtschaft an den französischen Hof zu schicken, um für die armen Bedrängten Milde und Schonung zu erflehen. Um den Bitten mehr Nachdruck zu geben, sollten sie durch Schreiben oder Gesandte nicht nur der Schweizer Cantone, sondern auch deutscher protestantischer Stände unterstützt werden; würden auch Fürsten und Städte Augsburgischer Confession beitreten, mit denen die französische Regierung zu Zeiten nicht ungerne unterhandelte, wenn sie des Beistandes derselben gegen den Kaiser bedurfte, so hoffte man um so sicherer auf Erfolg, da dann der König die bedrückenden Maßregeln nicht mehr durch den Vorwand hätte entschuldigen können, sie betreffen nur Reformirte und Sacramentirer. Zu diesem Zwecke nun reisten Beza und Farel nach Zürich, Schafhausen, Basel, besprachen sich mit den Theologen und verhandelten mit den Rathsherren; über-

*) Ludw. Lavater, Leben Bullinger's. Miscell. Tigur., B. 2, S. 64.
**) Butzer an Farel, 12. Jan. 1550. Ms.

all beschloß man an der Sache Theil zu nehmen. Von Basel gingen sie nach Mümpelgard, dann nach Straßburg, wo Marbach, der mit ihnen bei Hotmann speiste, ihre allgemeine Erklärung zu billigen schien, sie seien weit entfernt im Abendmahl „bloß ein leeres Zeichen eines abwesenden Christus" zu lehren*). Von Straßburg begaben sie sich in die Pfalz. Bei dem Hofprediger des Churfürsten, Michael Diller, sprach sich Beza auf eine Weise aus, welche diesen bewog ihn zu bitten, er möge mit Farel ihre Lehre in einer kurzen Schrift zusammenfassen, die dem Churfürsten vorgelegt werden sollte. Sie thaten es, aber in Hinsicht auf die hohe Absicht die sie erreichen wollten, und in der Hoffnung, die nach Frankfurt berufene Versammlung der evangelischen Stände günstig zu stimmen, bedienten sie sich einiger Formen und Ausdrücke, die der Klarheit der Gedanken nicht förderlich waren, so sehr sie auch von Beza's diplomatischer Geschicklichkeit zeugten**). Dieser, der Verfasser des Bekenntnisses, sagte darin: die Schweizer erkennen im Abendmahl mehr als ein bloßes Symbol an; sie lehren daß die Substanz, das wahre Fleisch und Blut Christi nicht bloß sinnbildlich, sondern wahrhaft dargestellt und angeboten werden; daß, in Bezug auf den verheißenden und darbietenden Gott, die Sache selbst immer mit den Zeichen verbunden ist, ob diese nun Glaubigen oder Unglaubigen angeboten werden; daß daher die Differenz nicht in der Lehre von der Gegenwart Christi liegen könne, da die Schweizer diese mit den Deutschen annehmen; sondern nur in der Art wie die Gegenwart zu bestimmen sei, diese Art sei aber allein Gott bekannt, von evangelischen Christen sollte also nicht darüber gestritten werden; daß endlich die Elemente allerdings auf physische Weise uns mitgetheilt werden, daß jedoch eine Vermischung der Substanz Christi mit der unsrigen, ebenso unglaublich sei wie die Brodverwandlung, die Vereinigung sei eine geistige, vermittelt durch die unbegreifliche Kraft des heiligen Geistes.

Nachdem Beza und Farel dieß Bekenntniß zu Heidelberg dem Hofprediger übergeben, und dann noch Herzog Christoph von Würtemberg besucht hatten, der ihnen seine eifrige Mitwirkung zusagte, kehrten sie, im frohen Bewußtsein etwas Ersprießliches vollbracht zu haben, nach der Schweiz zurück. In Zürich sprachen sie viel von der guten Aufnahme die sie überall gefunden hatten, von der Bereitwilligkeit der Straßburger, Pfälzer und Würtemberger, von der Hoffnung das Werk werde gelingen; von dem Heidelberger Bekenntnisse sagten sie aber nichts; sie mochten wohl denken daß Martyr und Bullinger weder die absichtliche Dunkelheit desselben, noch den künstlichen Gebrauch lutherischer Formeln neben reformirten, schwerlich billigen würden. Beza schrieb später an Calvin***): „Doctor Martyr hätten wir es wohl anvertrauen mögen,

*) Hotmann an Bullinger, 13. Mai 1557. Hottomannorum epistolae, S. 13.
**) Das Bekenntniß findet sich bei Baum, Leben Beza's, B. 1, S. 405.
***) 17. Juli 1557. Baum, B. 1, S. 467.

r wollten ihm aber keine Unannehmlichkeit verursachen, im Fall es bekannt
rde, daß wir nur ihm allein die Sache mitgetheilt hätten." In Zürich
chten sie bloß den Vorschlag ein gemeinschaftliches Bekenntniß der Schwei-
abzufassen, was von Martyr und Bullinger, sowie auch von Calvin gebil-
t wurde.

Unterdessen hatten aber die Heidelberger, besonders der streng lutherische,
duldsame, streitsüchtige Superintendent Tileman Heßhus, Beza's und
rels Erklärung bekannt gemacht, und zwar nicht als einen Einigungsver-
, sondern als eine den Lutheranern angebotene Concession. So kam sie
h nach Zürich; Valérand Poulain, der damals Prediger der Fremdenge-
nde zu Frankfurt war, erhielt sie aus der Pfälzer Kanzlei und schickte sie
rt an Martyr*). Dieser und Bullinger waren nicht wenig darüber betrof-
. Bullinger beklagte sich bitter bei Beza und bei Calvin, daß man ihnen
Bekenntniß nicht mitgetheilt hatte, und erklärte er würde weder ein solches
affen noch das abgefaßte je unterschreiben**). Aehnlich schrieb Martyr an
a***): „Valerandus Polanus hat mir eine Erklärung zugeschickt, die du
Farel sollt abgegeben haben. Die Wahrheit zu gestehn, bin ich höchlich
über erstaunt; da du auf der Hin- und Herreise bei uns warst, meinte ich,
neiner Einfalt, du hättest in dieser Angelegenheit mit uns gemeinschaftliche
che machen wollen. Ich bin daher überzeugt dieß Bekenntniß sei von An-
n geschrieben. Wozu viele Worte? ich bin durchaus der Meinung, daß es
t von dir ausgegangen ist. Ich habe an Calvin geschrieben was mir da-
mißfällt; laß dir den Brief von ihm zeigen. Ich hätte es auch an dich
hrieben, wenn der Bote nicht so große Eile hätte. Ich bitte dich sehr mir
zu antworten, auf daß ich die, welche von der Sache mit mir reden, be-

*) 5. Juni 1557. Ms.

*) An Beza, 16. Juli 1557. Ms. — Nach Senebier (Histoire littéraire de Genève. Genf, 1786; B. 1, S. 290) erschien: Confessio fidei doctrinaeque de coena Domini exhibita illustrissimo Principi Wirtembergensi in colloquio Wormatiensi, autoribus Th. Beza et G. Farello, cui accesserunt notae Bullingeri requirentes in autoribus simplicitatem, scripta augusti prima 1557. Was es mit dieser Schrift für ein Bewenden hat, vermag ich nicht zu sagen; ich habe sie nie gesehn. Da sie zugleich die mißbilligenden Bemerkungen Bullinger's enthalten soll, so ist es gewiß unrichtig, wenn Senebier sie unter den Werken Beza's anführt. Der Titel scheint gleichfalls unrichtig zu sein; es werden darin die zwei Bekenntnisse Beza's verwechselt, das, das er dem Herzog von Würtemberg, und das, welches er zu Worms übergab; jenes ist vom 14. Mai, dieses vom 8. Oktober 1557. Nach dem Datum, 1. August, zu schließen, wäre die Schrift vor dem Colloquium von Worms erschienen. Wie dem auch sei, so war schwerlich Bullinger selber der Herausgeber. So sehr er auch das Bekenntniß tadelte, so fühlte er sich doch zu sehr mit den Genfern verbunden, um öffentlich als ihr Tadler aufzutreten.

*) 20. Juli 1557. Ms.

sänftigen könne." In dem Briefe an Calvin, auf den sich Martyr hier berief*), tadelte er unumwunden die Zweideutigkeit des Bekenntnisses: „je mehr ich es betrachte, desto weniger kann ich glauben daß es von den Unsern sei aufgestellt worden; denn es geschieht keine Erwähnung darin des Empfangens durch den Glauben, und dieß scheint doch der Hauptpunkt des ganzen Streites zu sein; ich stoße mich nicht an dem Ausdrucke Substanz, da unser Glaube nicht einen leeren oder scheinbaren Körper zum Gegenstand hat; allein ich wundre mich daß behauptet werde, die Sache selbst sei mit den Zeichen verbunden; ich kenne keine andre Verbindung als eine der Bedeutung, die indessen eine wirksame ist, da der heilige Geist sich derselben als Mittel bedient. In diesen Dingen ist die größte Klarheit nöthig. Es ist nicht recht, die Art der Vereinigung mit Christo, als ein Geheimniß im Dunkeln lassen zu wollen, da wir immer gelehrt haben sie geschehe durch den Glauben. Es würde mich quälen, wenn das Bekenntniß wirklich so von den Unsern geschrieben worden wäre; da ich mich aber davon nicht zu überzeugen vermag, so schmerzt mich nur der Gedanke, daß solche Dinge unter unserm Namen verbreitet werden." Auch die Berner geriethen in große Aufregung. Calvin hatte nicht wenig Noth sie und die Zürcher milder zu stimmen; Beza selbst, offenbar beschämt zu erfahren, daß man seine so fein ausgedachte Formel für ein, der Aufrichtigkeit der Schweizer nicht würdiges, untergeschobenes Machwerk hielt, gab sich alle Mühe um sich zu entschuldigen, er reiste nach Bern, richtete einen gemeinschaftlichen Brief an Martyr und Bullinger**), und brachte es endlich, nach vielem Reden und Schreiben dahin, daß man sich über seine Gesinnung einigermaßen beruhigte. Den 29. August schrieb Martyr an Calvin***): „was du mir meldest über das Bekenntniß, genügt mir um mich zu überzeugen, daß Beza und Farel aufrichtig gehandelt haben." Nichtsdestoweniger blieb in den Herzen der Zürcher eine gewisse Kälte zurück, die für Calvin besonders sehr schmerzlich war†).

Als nach der Verfolgung der Evangelischen zu Paris, in den ersten Tagen des September 1557, Beza eine zweite Reise unternahm, um sowohl die Schweizer als die deutschen Stände um ihre Verwendung bei dem französischen Hofe zu bitten, bewog ihn Calvin, zu Zürich die Gelegenheit zu benutzen, um durch persönliche Besprechung die Gemüther vollends zu besänftigen. Beza und Farel, der sich ihm abermals anschloß, wurden zuerst von den Zürchern nur mit Zurückhaltung aufgenommen; als sie jedoch ihr Unrecht eingestanden und für die Zukunft mehr Vorsicht und Festigkeit verhießen, ward, zu Aller Befriedigung, die Eintracht wieder hergestellt, man reichte sich die Hände über

*) Loci communes, S. 1118.
**) 24. August 1557. Baum, B. 1, S. 471.
***) Loci communes, S. 1119.
†) Calvin an Farel, 14. Sept. 1557. Ms.

dem Consensus von 1549*), und die Zürcher versprachen sich an Allem, was für die bedrängten französischen Brüder gethan werden sollte, zu betheiligen.

Beza und seine Begleiter begaben sich nach Worms, wo das Religionsgespräch statt fand, das Protestanten und Katholiken wieder vereinigen sollte. Martyr, der nach dem geringen Erfolg der vielen ähnlichen Versuche, die schon statt gefunden hatten, sich mit keiner Hoffnung schmeichelte, freute sich nur, daß Melanchthon dort erscheinen würde; er dachte, wenn es die Gelegenheit mit sich brächte, würde dieser ein Zeugniß für die Reformirten ablegen. Die Versammlung zu Worms trennte sich bekanntlich ohne Resultat. Die Theologen von Jena fingen damit an die innern Streitigkeiten der Protestanten zur Sprache zu bringen, und vor allen Dingen ein Anathem gegen Alle die zu verlangen, die nicht mit der Augsburger Confession übereinstimmten. Durch die hierüber entstandenen widerwärtigen Discussionen wurden alle weitern Verhandlungen vereitelt. Selbst Marbach, der als Straßburgs Abgesandter nach Worms gegangen war, beklagte den unbesonnenen Eifer der Sachsen**). Martyr, nicht minder darüber betrübt, dankte Melanchthon, daß er in die Verdammung der Schweizer nicht eingewilligt hatte***). Bald darauf versuchte Beza, der zu Worms ein diesmal bestimmteres Bekenntniß abgegeben hatte, die Zürcher abermals zur Theilnahme an einer Besprechung mit den Lutherischen zu bewegen; auch die Basler drangen in sie, ihre Mitwirkung nicht zu verweigern, wenn sie zu einer allgemeinen Versammlung berufen würden†). Sie wollten aber nichts mehr davon hören, so wenig als die Berner, die Beza gleichfalls aufgefordert hatte††). Zürich wies das Ansuchen durch ein von Martyr abgefaßtes Schreiben, vom 15. Dezember 1557, ab, das merkwürdig genug ist, um hier noch angeführt zu werden: „wir sind einer Einigung, mit denen die mit uns den nemlichen Herrn Christum bekennen, es seien Sachsen oder Schwaben, durchaus nicht entgegen, denn Christus hat uns Alle zu einem Körper zusammengefügt; aber wir können keine Art von Einigung zugeben, die nur auf Zweideutigkeit oder Verdunklung der Lehre beruhen, und lutherischerseits doch nicht angenommen würde. Religionsgespräche haben übrigens bis jetzt noch wenig genützt; die Geschichte der letzten Jahre beweist es hinreichend. Hüte dich daher den Fürsten abermals Dinge zu versprechen, die voller Schwierigkeit sind, und die nicht von einem Einzelnen ausgehn sollen, sondern der Besprechung Vieler bedürfen; schreibe nicht mehr solche Bekenntnisse, die du entweder später mühsam erklären mußt, oder die dich der Gefahr aussetzen deine eigenen Freunde dir zu Gegnern zu ma-

*) Bullinger an Calvin, 26. Sept. 1557. Ms.

**) Marbach an Lenglin, Worms, s. d. Ms.

***) 20. Oct. 1557. Loci communes, S. 1120.

†) Sulzer an Marbach, 22. Jan. 1558. Fecht, S. 75.

††) Die Berner an Beza, 1. Jan. 1558. Calvini etc. epistolae, ed. Bretschneider, S. 205. — Farel an Calvin, 19. Nov. 1557. Ms.

chen." Martyr schloß indem er den einzigen Weg angibt, der ihm zu einer Einigkeit möglich schien: „die Lutherischen mögen uns ertragen, so wie wir bereit sind ihre Gebräuche, Lehren und Redeweisen zu dulden; sie mögen die allzu heftigen und streitsüchtigen Geister unter ihnen besänftigen, auf daß diese nicht mehr so leidenschaftlich gegen uns schreiben, was wir nicht unbeantwortet lassen können. Bewahren wir den Frieden zwischen uns, tragen wir uns gegenseitig, bis der Herr uns bessere Zeiten und günstigere Verhältnisse schenkt"*).

Das waren herrliche, bedeutsame Worte; der rechte Geist der evangelischen Union konnte nicht treffender ausgesprochen werden. Zweideutige Redensarten sind kein Mittel der Einigung; wenn solche auch nicht immer von Gleichgültigkeit zeugen, sondern zuweilen aus der besten Absicht hervorgehn, wie dieß früher bei Butzer und dießmal bei Beza der Fall war, so vermögen sie doch selten die nach Bestimmtheit verlangenden Gemüther zu befriedigen. Daß aber auch entschiedenere Charaktere einer Einheit im Geiste nicht abgeneigt sein können, beweist Martyr zur Genüge. So lange sich keine Formel finden läßt die, ohne das Bekenntniß zu verdunkeln oder zu schwächen, über die schroffern Gegensätze hinausführt, ist nichts zu thun als was er vorschlug, sich in Frieden zu ertragen, in gegenseitiger Anerkennung, im Bewußtsein, daß man auf beiden Seiten zum Körper Christi gehört**). Dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller evangelischen Christen besaß Martyr in hohem Grade; er theilte es mit seinem Freunde Melanchthon. Ihr Standpunkt war aber über dem ihrer Zeit; eine Union, wie sie sie dachten, war noch nicht ausführbar; sie wurde es immer weniger, durch das immer starrere und heftigere Auftreten der Wortführer eines übertriebenen Lutherthums, welche das deutsche Reich von einem Ende bis zum andern mit dem Lärme ihrer unduldsamen Herrschaft erfüllten.

---

*) Bei Baum, a. a. O., S. 502. In ganz ähnlichem Sinne schrieb Martyr, den 26. August 1558, an einen hochgestellten Mann, der ihn abermals zu Unionsversuchen zu bereden suchte. Ms.

**) „Alle bisherigen irenischen Versuche, sagt der unlängst verstorbene geniale Dr. Passavant, sind dadurch gescheitert, daß sie eine Mitte zwischen den streitenden Parteien aufsuchten; aber nur die Mitte über den Parteien, welche die Momente der Wahrheit auf beiden Seiten anerkennt und sie zu einer höhern Einheit verknüpft, ist die versöhnende, die wahre Mitte." Sammlung vermischter Aufsätze, Frankf., 1857; S. 17.

Viertes Kapitel.

Streit mit Bibliander über den freien Willen.

Martyr's theologischer Einfluß zu Zürich zeigte sich noch deutlicher in der Art, wie seit dieser Zeit Bullinger und die andern Prediger über die Prädestination sich aussprachen. Man war allerdings dieser Lehre nicht zuwider, sie gehörte zum Ganzen des reformirten Systems, Zwingli hatte sie gepredigt, sie lag der Uebereinkunft mit Calvin übers Abendmahl zu Grunde*); nur hatte Bullinger stets darauf gedrungen „dieses große Geheimniß" mit Mäßigung und Vorsicht zu behandeln**); ja im Streite Calvins mit Bolsec hatten sich die Zürcher gegen Calvins schroffe Lehre erklärt und den Satz hervorgehoben, Gott will das Wohl aller Menschen***); auch hatten sie den Genfer Consensus vom 18. Dezember 1551 über die Gnadenwahl nicht unterschrieben. Es ist auffallend daß, während sie Calvin tadelten sich in der Abendmahlslehre nicht bestimmt genug auszudrücken, sie sich schwer an seine Durchführung der Prädestination gewöhnen konnten und für diese das Geheimniß in Anspruch nahmen, das er seiner Seits für das Abendmahl behauptete. Das Dogma hatte überdies einen erklärten Gegner an Theodor Bibliander, der, seit Zwingli's Tod, Professor des Hebräischen war; schon ums Jahr 1535 war ihm vorgeworfen worden, über den freien Willen im Sinne des Erasmus zu lehren. Er nahm eine bloße bedingte Prädestination an; der Rathschluß Gottes, daß nur die Gnade den Menschen retten könne, sei allein vorherbestimmt, es hänge aber von der freien Wahl des Menschen ab, ob er diese Gnade annehmen wolle oder nicht; keiner sei weder zur Seligkeit auserwählt, noch zum Voraus verworfen. Mehrmals, besonders 1551, hatte Bibliander gegen Calvin schreiben wollen†); Bullinger und Haller hatten ihn aber stets abgehalten, polemisch gegen den Genfer Reformator aufzutreten. Bei dieser Hinneigung der Zürcher zu einer mildern Auffassung der Prädestination, tröstete sich Zanchi, als Martyr Straßburg verließ, mit dem Gedanken, das ihnen so wichtige Lehrstück würde nun auch in Zürich mit mehr Entschiedenheit gelehrt und allgemeiner angenommen werden††). Bibliander selbst gab die erste Veranlassung dazu; Martyrs Einfluß befürchtend, wollte er nicht länger an sich halten; er begann, im Juni 1557, in seinem Collegium die Prädestination zu bekämpfen. Martyr, der in seinen Vorlesungen über das erste Buch Samuels, gerade an die Erzählung von der Verwerfung Sauls durch Samuel gekommen war,

*) Consensus Tigurinus, Art. 16.

**) Simler, Narratio de vita Bullingeri, f°. 27.

***) 1. Dez. 1551. Henri, Leben Calvin's, B. 3, S. 55.

†) Calvin an Farel, 27. Jan. 1552. Ms.

††) Zanchi an Calvin, s. d. Zanchii epistolae, B. 2, S. 163.

knüpfte nun an dieses Beispiel eine Erörterung der angegriffenen Lehre. Er berichtete darüber an Calvin: „ich habe dein Buch (die zweite Schrift gegen Castalio)*) mit der größten Freude gelesen; da deine Vertheidigung Gott zur Ehre und dem orthodoxen Glauben zum Schutze gereicht, so halte ich sie auch für die meinige, da ich in Allem mit dir übereinstimme. Ich habe angefangen von der Prädestination zu handeln, und werde die ganze Woche damit fortfahren. Dazu bewegt mich nicht bloß die Veranlassung der zu erklärenden Stelle, sondern auch daß mein College, wie du weißt, himmelweit in diesem Bezuge von mir verschieden ist, und die vergangene Woche in seinen Vorlesungen gegen die Lehre gesprochen hat. Ich hoffe meine Arbeit werde von Nutzen sein, denn ich sehe daß der größere und gelehrtere Theil mich mit Beifall hört"**). Es kam indessen noch zu keinem Streite zwischen den beiden Professoren. Erst zwei Jahre später griff Bibliander, dessen Verstandeskräfte zu schwinden begannen, seinen Collegen mit größerer Gereiztheit an. Der alte, geistesschwache Mann ersann sogar, in den letzten Tagen des Dezember 1559, ein wunderliches Mittel, um die Frage, ob er oder sein Gegner wirklich prädestinirt seien, zu lösen; er forderte Martyr zum Zweikampfe heraus, und soll selbst am bestimmten Orte mit einem Spieße erschienen sein. Anfangs Januar 1560 versammelten sich die Prediger und Theologen um über diesen Vorfall zu berathen; den 25. hielt Martyr, zur Erklärung und Vertheidigung seiner Ansicht vom freien Willen, einen ausführlichen Vortrag***). Er sprach mit großer Ruhe und Würde, ohne den Gegner zu nennen, dessen Zustand milde Schonung gebot.

Er wies zuerst nach daß der Ausdruck freier Wille (liberum arbitrium) nicht in der Bibel vorkomme, ja nicht einmal bei den alten Philosophen. Darum ist aber der bezeichnete Begriff nicht schlechthin zu verwerfen; er hat von jeher die Aufmerksamkeit der Theologen und aller Denker in Anspruch genommen; es kommt nur darauf an ihn richtig zu bestimmen. Das lateinische Wort arbitrium bedeutet ein Urtheilen, Wählen, also einen Akt bei dem das Denken betheiligt ist. Freies arbitrium ist eine gewisse Fähigkeit des Willens, sich von selbst für oder gegen etwas zu bestimmen, das von der Vernunft vorgehalten wird. Der Gegenstand des freien Willens ist ein doppelter: die Dinge die zum sinnlichen Leben gehören und die unsre Vernunft fassen kann, und die Dinge welche diese übersteigen. Es frägt sich nun, wie sich hiebei der Mensch verhalte, erstens ehe er wiedergeboren ist, zweitens während der Wie-

*) Calumniae nebulonis cujusdam, quibus odio gravare conatus est doctrinam J. Calvini de occulta Dei providentia . . . responsio. Genf. 1557. Martyr hatte Calvin schon den 21. April dafür gedankt. Calvini epistolae, S. 205.

**) 1. Juli 1557. Bei Hottinger, Historia Ecclesiae Novi Testamenti, B. 8, S. 829.

**) Es ist der locus de libero arbitrio, in den Loci communes, S. 971 u. f.

rgeburt, und zuletzt nach derselben. Martyr führte besonders den ersten unkt aus, da sich der Streit hauptsächlich um diesen drehte.

Die Unwiedergebornen haben freien Willen, in Bezug auf die sinnlichen inge, sie können gehn, stehn, liegen, nach Belieben; auch vermögen sie Manes von dem zu thun, das von dem göttlichen Gesetze geboten ist; kein Volk : so roh, daß es nicht einen gewissen Sinn für das Rechte und Schickliche itte. Das Gesetz setzt den Willen voraus, man stimmt ihm bei oder verwirft ; daraus folgt aber nicht, daß man Alles vermöge was es gebietet. Es ıb zwar auch bei den Heiden herrliche Beispiele von Tugend und Weisheit; ese wurden aber angeregt durch eine spezielle That Gottes, der seinen Zwecken ımit dienen wollte; im Ganzen ist der Wille durch die Sünde so sehr getrübt, ıß es mit Recht heißt, was nicht aus der Gnade kommt ist Sünde. Was i den Heiden Gutes geschah, war Werk der Gnade; von Natur ist der nicht iedergeborne Wille unfrei, wie Luther richtig gesagt hat.

Er ließ sich hierauf in eine weitere Erörterung seiner Lehre ein, wie sie ereits in einem frühern Kapitel ausgeführt worden ist. Hauptsächlich widergte er den Pelagianismus und die Einwürfe gegen die Lehre vom unfreien Willen; er nahm hiebei zunächst auf diejenigen Rücksicht, welche von Biblianer entgegengestellt worden waren; es waren überhaupt solche, die nicht bloß on den Katholiken, sondern auch häufig von protestantischer Seite ausgingen nd in manchen Punkten eine wohlbegründete Wichtigkeit hatten. Folgende nd die bedeutendsten: wenn der Wille nicht frei ist, so sind wir also Steine nd Klötze? Nein, sagt Martyr, denn diese haben kein Bewußtsein, sie werden assiv bewegt, wir aber durch einen Anstoß, dessen wir uns bewußt werden nd der unsrer Bestimmung gemäß ist. — So handeln wir aber nur gezwunen? Nein, es gibt keinen gezwungenen Willen, der Mensch handelt immer on selbst, spontan, aus eigenem Trieb; nur ist bei den Bösen dieser Trieb erdorben und kann nicht geheilt werden ohne die Gnade. Es war dieß ein hwieriger Punkt; den Gegnern gegenüber, welche Zwang und Nothwendigkeit ets verwechselten, um vermittelst dieser Verwirrung die protestantische Lehre ichter zu bekämpfen, hatten sich Luther und Calvin viele Mühe gegeben, den Interschied beider Begriffe klar zu machen; auch Martyr suchte das Seinige azu zu thun; er war mit allen Reformatoren der Ansicht, daß der Mensch, war nicht frei, aber aus eigenem Antrieb handle, und daß bei den Bösen dieer Trieb von der Erbsünde, bei den Auserwählten aber von Gott komme. Vor der Erneuerung des Willens durch Gott, bei der sich der Mensch ebenso assiv verhält wie bei seiner leiblichen Geburt, vermag er durch sich selbst nichts n Bezug auf die göttlichen und geistigen Dinge. Hier kam dann der Einwurf: so erwartet ihr also einen heftigen Anstoß, eine gewaltsame Bewegung on Gott? Nein, sondern nichts als die Wirkung der göttlichen Macht und Gnade. — Kann man aber dieser widerstehn? Allerdings; so lang man nicht wiedergeboren ist, kann man sich der allgemeinen Berufung, die durch die

an Alle sich wendende Predigt geschieht, widersetzen; tritt aber die spezielle Berufung ein, so widersteht man nicht mehr; es beweist dieß die Bekehrung des Paulus. — Läugnet ihr die Freiheit durchaus, so stoßt ihr diejenigen von euch ab, die sie suchen, und leistet dem Katholicismus Vorschub. Martyr antwortete: die Freiheit sei allerdings absolut zu läugnen, sobald man von den Dingen spreche die sich auf das Göttliche beziehen; erst durch die Wiedergeburt finde man diese Freiheit wieder, so weit es die Schwachheit der menschlichen Natur gestatte; den Wiedergebornen werde zwar auch die Unverlierbarkeit der Gnade zu Theil, aber ihre Freiheit bleibe doch nur eine unvollkommene, sie können noch sündigen, das Fleisch streite stets wider den Geist, allein sie trauern darüber, sie wissen daß sie nur einen Anfang besitzen, und sehnen sich nach der letzten, vollendeten Wiedergeburt im Himmel. „Mit Recht nehmen wir also eine dreifache Freiheit an: die Freiheit von einer zwingenden Nothwendigkeit, die den Frommen und Unfrommen gemeinsam ist; die von der Sünde und die vom Elend, welche beide die Unfrommen nicht besitzen, die Wiedergebornen aber zum Theil; wenn wir von manchfachen Unfällen hin und her geworfen werden, so sind wir in der Hoffnung selig; erst im himmlischen Vaterlande angekommen, werden wir von Sünde und Elend vollkommen befreit sein. Dieß möge über den freien Willen genügen."

In dieser Darstellung der Lehre, berief sich Martyr nicht nur auf Augustin und andere Kirchenväter, sondern vorzugsweise auf Oecolampad, auf Zwingli, auf seinen Vorgänger Pellican, um zu beweisen daß er nichts in der schweizerischen, und besonders in der Zürcher Kirche Unerhörtes behauptete. Seine Meinung wurde „von den Zürcher Kirchendienern und Predigern für die rechte erkannt und bestätigt". Den 30. Januar brachten sie die Sache vor die Bürgermeister und, nachdem diese den Bericht der Schulherren eingeholt, wurde Bibliander, den 8. Februar, wegen seines Alters und der Zerrüttung seines Geistes, doch mit Beibehaltung seines Gehaltes, des Lehramts enthoben*). Es gab Leute, welche sich wegen dieses Beschlusses über Martyr beklagten; warfen sie ihm etwa Herrschsucht oder Unverträglichkeit vor? Wir wissen nicht worauf man einen solchen Vorwurf gründen könnte; Bibliander wurde nicht pensionirt wegen seiner Lehre, sondern weil er geisteskrank war. Indessen wurde im Ausland so viel von der Sache geredet, daß selbst Freunde irre wurden, und Hubert Languet an Peucer schrieb, er hätte solches von Martyr nicht erwartet **).

*) Hottinger, Historia Ecclesiae, B. 8, S. 828. 901. — Wolfg. Haller an Zanchi, 18. Dez. 1562. Zanchii epistolae, B. 2, S. 42.

**) 8. April 1560. Langueti epistolae, Halle, 1699, 4°. Lib. 2, S. 44.

Fünftes Kapitel.

Englische Flüchtlinge in Zürich. — Martyr's Wirksamkeit für die englische Kirche, nach Elisabeth's Thronbesteigung.

Zu Allem was in Zürich Martyrs Herz erfreute, gehörte auch das Bestehn einer englischen Gemeinde. Schon unter Heinrich VIII. hatten englische Flüchtlinge hier gelebt, und nach des Königs Tod den Ruf von der Zürcher Gastfreundschaft und Frömmigkeit in ihrem Vaterlande verbreitet. Die blutige Reaction unter der katholischen Maria führte von Neuem viele gelehrte und angesehne Engländer in die edle Stadt; es kamen deren bei siebzig Familien; ihre Zahl wurde noch vermehrt, als der Widerwille der lutherischen Geistlichen viele Glieder der englischen Kirche aus Frankfurt vertrieb. Schon gleich nach dem Ausbruch der Verfolgung hatte Martyr an Bullinger geschrieben*), er möge sich bei dem Zürcher Magistrat verwenden, daß den Engländern eine Kirche und die Erlaubniß gestattet würde, in ihrer Sprache und nach ihrer Liturgie Gottesdienst zu halten. Zugleich hatte er ihm Thomas Lever empfohlen, der mit zwölf Zöglingen der Cambridger Universität von Straßburg nach Zürich ging; da die Jünglinge von reichen Kaufleuten unterstützt waren, wünschte Martyr bloß daß man ihnen ein Haus anwiese, wo sie gemeinschaftlich wohnen und sich vorbereiten könnten in bessern Zeiten der Kirche ihres Vaterlandes zu dienen. Diese Begehren wurden bewilligt, und bald sah man in Zürich eine wohlgeordnete englische Gemeinde**). Den studirenden Jünglingen hielt Bullinger biblische Vorlesungen. Es ist bereits weiter oben bemerkt worden, daß von Straßburg aus Martyr ein aufmunterndes Schreiben an die Flüchtlinge richtete. In Zürich, wohin ihn sein Freund und Hausgenosse John Jewel begleitete, traf er auch John Parkhurst, Thomas Sampson, seine alten Freunde Sir Antony Cook und John Cheke, Thomas Spencer, Procurator der Oxforder Universität, den Arzt Richard Masters, J o h n B a l e***), Lord F r a n c i s R u s s e l, Grafen von Bedford und die von Frankfurt herübergekommenen E d w i n S a n d s, R o b e r t H o r n, und Andre†).

*) 13. März 1554. Ms.

**) Kurz darauf machte Th. Lever eine Reise nach Genf, um Calvin zu besuchen.

***) Bale (Baleus) hielt sich auch einige Zeit zu Basel und zu Genf auf. Unter Elisabeth wurde er Canonicus zu Cambridge. In der Zueignungsschrift seiner Acta romanorum pontificum (Basel, 1559) spricht er, im Namen seiner Landsleute, den gerührtesten Dank für die Gastfreundschaft der Zürcher aus.

†) Unter Elisabeth wurden Parkhurst Bischof von Norwich, Sampson Professor der Theologie zu London, Masters Leibarzt der Königin, Lord Russel Mitglied ihres Privat-Raths, Horn Bischof von Wilton.

Den 30. November 1558 kam ein Bote nach Zürich, von in Straßburg lebenden Engländern abgesandt, um die Nachricht zu bringen Maria sei gestorben, und die Prinzessin Elisabeth ihr nachgefolgt. Martyr beeilte sich, die frohe Kunde an Calvin zu berichten, damit er sie den englischen Flüchtlingen in Genf mittheile; die Zeit ist gekommen, rief er aus, wo die Mauern Jerusalems in diesem Reiche wieder aufgebaut werden *)! In der That blühte die englische Kirche kräftig, obschon langsam wieder auf; es erfüllte sich was, nach Cranmer's Tod, Zanchi an Bullinger geschrieben hatte: „es ist nicht möglich, daß ein von dem Blute so vieler Märtyrer begossener Boden, nicht herrliche Saaten erzeuge, zur Ehre Gottes und der Kirche Christi" **). Groß war der Jubel und innig der Dank für diese unerwartete Rettung durch den Herrn. Zu Basel erschien eine Glückwünschungsschrift „Deutschlands an England"; John Fox fügte ihr ein feuriges Dankgebet bei im Namen der Vertriebenen ***). Von allen Seiten eilten diese wieder in ihr Vaterland zurück; viele erhielten hohe Stellen in Kirche und Staat, alle blieben mit den schweizer Theologen, zunächst mit Martyr, in inniger, achtungsvoller Verbindung. Auf den Wunsch mehrerer der vornehmsten Engländer zu Zürich, schrieb Martyr, den 22. Dezember 1558, an die Königin Elisabeth einen seiner beredtesten Briefe, in dem er den Eindruck aussprach, den auf ihn, der ja auch englischer Flüchtling war, die neue Gestaltung der Dinge machte †): Es liegt in Gottes Weisheit, die welche er liebt zu prüfen und zu züchtigen, durch Schmach müssen sie zur Herrlichkeit, durch Tod zum Leben gehn. Auch an England und seiner Königin hat sich dieß bewiesen. „Denn du, o Fürstin, bist nicht auf leichtem, sanftem Wege zum Throne gelangt, sondern durch so große Gefahren hindurch, daß das Schiff deines Lebens bereits am Versinken war; nicht durch menschliche Hülfe, durch göttliche Kraft bist du erhalten und in den Besitz deines Reiches eingesetzt worden. Das ist durch den Herrn geschehn, es ist ein Wunder in unsern Augen. Denjenigen deiner Unterthanen, welche Christi Ehre suchen, so wie Allen denen, die das Heil deines Landes wünschen, kommt es vor als seien sie mit dir von den Todten erstanden. Ich will nicht der Letzte sein der Gott dafür dankt, und dir, der englischen Kirche und deinem Volke Heil zuruft. Du bist die heilige Deborah unsrer Tage, wie David wirst du Zion wieder erbauen." Das Heil Englands liegt in ihren Händen; Alle hoffen auf sie; sie möge dem Beispiele der Fürsten folgen, die dem Herrn gedient und die Kirche beschützt haben, so wie es auch ihr zu früh verstorbener Bruder gethan; sie solle sich nicht von denjenigen irre machen

*) 1. Dez. 1558. Loci communes, S. 1121.

**) Zanchii epistolae, B. 2, S. 33.

***) Germaniae ad Angliam, de restituta Evangelii luce, gratulatio. Basel, Joh. Oporinus, 20. Jan. 1559. Den Schluß bildet ein Schreiben von Fox an den Herzog Thomas von Norfolk.

†) Loci communes, S. 1121.

lassen, die sagen die Sorge für die Religion sei der Könige Sache nicht; „soll der König Alles andre, und nur die Kirche nicht, ordnen und schützen? da sei Gott für! wenn Bischöfe und Prediger ihrer Pflicht nicht warten, wenn sie von der reinen Lehre der Schrift abweichen in der Verkündigung der Lehre und der Verwaltung der Sacramente, wer soll sie auf den rechten Weg zurückrufen, wenn es der Fürst nicht thut? Erwarte nicht, daß sich Alle durch sich selbst dazu angetrieben fühlen, sie bedürfen des Sporns deines königlichen Ansehns; von dir beseelt und geschützt, werden sie den Tempel Gottes aus seinen Trümmern wieder neu errichten"!

Von Zürich aus schrieben auch Bullinger und Gualther an die Königin und an einflußreiche Männer ihres Hofs*). Ihre Briefe, nebst dem Martyr's, wurden ihr durch den Ritter Cook überreicht, im Beisein ihres Secretärs William Cecil, der Cook's Tochtermann war; beim Lesen derselben schien sie tief gerührt; Cecil erblickte Thränen in ihren Augen. Cook, Lord Russel und Andre drangen in sie, Martyr wieder zu berufen; die Universität Oxford war in kläglichem Verfall; fremde Mönche hatten Martyr's früheres Werk zerstört; es herrschten Unwissenheit und schlechte Zucht. Schon den 12. Februar 1559 schrieb Cook an Martyr, seine Wiederkunft werde von Elisabeth gewünscht**); bald aber schien sie den Wunsch wieder aufzugeben, denn als sie sich mit den protestantischen Ständen Deutschlands zu verbünden suchte, meldete man ihr von dort her, dieß würde Schwierigkeiten haben, wenn sie die reformirte Lehre begünstigte und besonders wenn sie Martyr, einen der berühmtesten Theologen dieser Kirche beriefe. Im Herbste indessen dachte man abermals daran, ihm seine alte Stelle zu Oxford, die man bisher unbesetzt gelassen, zurückzugeben; Viele hofften und glaubten er würde kommen; allein bei der noch dauernden Unsicherheit der Zustände, bei dem vielfach sich kund gebenden Haß der Katholiken und der Nothwendigkeit unablässig zum Streite gerüstet zu sein, schrieb ihm Jewel, er könne ihm nicht rathen, in seinem Alter, seinen stillen, ruhigen Aufenthalt in Zürich zu verlassen***). Erst im Jahre 1561 erging ein dringender Ruf an ihn; der Erzbischof Parker und mehrere Bischöfe beschlossen einen Theil ihrer Einkünfte anzuwenden, um fremde Theologen an den Universitäten anzustellen und ihnen die Reisekosten zu vergüten. Thomas, Herzog von Norfolk, schrieb deßhalb an Martyr, und machte ihm, im Namen der Königin und des Erzbischofs, die glänzend-

---

*) Auch Calvin richtete an sie ein Mahnschreiben, durch das er ihr seine neue Ausgabe des Commentars zu Jesaias widmete, 15. Jan. 1559. — Neal, History of the puritans, B. 1, S. 82.

**) Zurich letters, B. 2, S. 8. — Jewel an Martyr, 22. Mai 1560. Ebendas., B. 1, S. 45.

***) Jewel an Martyr, 28. April, 2. und 16. Nov. 1559. Burnet, History of the reformation of the Church of England. New edition. London, 1820. B. 3, Th. 2, S. 360. 381. 386.

sten Anerbieten*). Martyr stellte die Sache dem Zürcher Rathe und den Predigern anheim**); sie erklärten, sie würden ihn gerne ziehen lassen, zum Besten der englischen Kirche, baten ihn aber, in Rücksicht auf sein Alter und auf die Beschwerlichkeiten der Reise, es nicht zu thun; er könne ja England dienen durch seine Schriften und seinen Rath. Den 22. Juli meldete er dieß, entschuldigend, dem Grafen von Norfolk.

Kurz vorher war ihm eine große Freude bereitet worden; mit Dank gegen Gott und gegen die Königin erfuhr er, daß zu Cambridge das Andenken der so schnöde verurtheilten Butzer und Fagius wieder zu Ehren gebracht worden war, daß der Redner der Universität, Dr. Acworth, und der Prediger Dr. James Pilkington feierliche Lobreden auf sie gehalten hatten***), und daß zu Oxford, auf Elisabeths Befehl, den 11. Januar 1561, der Leichnam seiner ersten Gattin ehrenvoll bestattet worden war, in dem nemlichen Grabe, das die Reste der heiligen Frideswida barg†).

Den Wunsch, den der Zürcher Magistrat aussprach, Martyr möge durch Schriften und Rath der englischen Kirche dienen, hat er redlich erfüllt, seit Elisabeths Thronbesteigung bis ans Ende seines Lebens. Schon Anfangs 1559 hatte er sein großes Werk gegen Bischof Gardiner vollendet, er widmete es der Königin, durch eine Zuschrift vom 1. März; es wurde, auf englische Kosten, schön gedruckt††). Es besteht aus vier Theilen; der erste und wichtigste hat die Begründung der von Gardiner angegriffenen Lehre zum Zweck, so wie die Widerlegung der Transsubstantiation; Alles was Martyr früher über den Gegenstand geschrieben hatte, ist hier weiter entwickelt. Im zweiten Theile wird Gardiners Behauptung, Martyr habe in einer besondern Schrift Regeln aufstellen wollen über die Art die Kirchenväter zu erklären, zurückgewiesen; „es ist mir nicht einmal im Schlafe eingekommen ein solches Buch zu schreiben, denn es wäre eine unendlich mühselige Arbeit, da die Dinge, über welche die Väter sich ausgesprochen haben, unzählig sind." Doch geht er näher auf die Frage ein, und begründet seinen oft behaupteten Grundsatz, die alten Kirchenschriftsteller seien nur nach der heiligen Schrift zu beurtheilen und nicht als maßgebende Auctoritäten anzusehn. Im dritten und vierten Theile widerlegt er die Argumente der Katholiken gegen die Einwürfe, welche die Reformirten der Brodverwandlung entgegensetzten; zuletzt discutirt

*) Strype, Annals, B. 1, Th. 1, S. 381.

**) Martyr an Norfolk, 22. Juli 1561. Loci communes, S. 1134.

***) Den 22. und 30. Juli 1560. Scripta anglicana Buceri, S. 915 u. f.

†) Historia de exhumatione Catharinae nuper uxoris P. Martyris, ac ejusdem ad honestam sepulturam restitutione, Jac. Calfhillus Edmundo Grindallo; nebst darauf bezüglichen lateinischen Gedichten. Mit der Historia vera de vita etc. Buceri. — Im Juni 1561 war Santerenziano in London, von Bischöfen und Edlen aufs freundlichste aufgenommen.

††) Defensio doctrinae veteris et apostolicae de sacrosancto Eucharistiae sacramento, adversus Stephani Gardineri . . . librum. S. l. et a., f.

er noch besonders die patristischen Stellen, auf welche Gardiner sich berufen hatte. Das ganze, 890 Folio-Seiten starke Buch resumirte er in einem gedrängten Auszug, der in 43 Sätzen die Substanz der reformirten Lehre zusammenfaßte*). Wer nur einigermaßen mit den lästigen Schwierigkeiten derartiger Arbeiten vertraut ist, muß die ausdauernde Geduld und den eisernen Fleiß bewundern, von denen dieses Werk Martyr's zeigt. Man begreift kaum wie er nicht müde wurde, nachdem er so oft schon die Lehre vom Abendmahl behandelt hatte, sie immer wieder von Neuem vorzunehmen, um sie immer gründlicher, von seinem Standpunkte aus, zu entwickeln, sie nach allen Seiten hin zu vertheidigen, und zugleich die katholische Ansicht mit einem Scharfsinn zu bekämpfen, der auch nicht das geringste Argument ohne schlagende Antwort läßt. Es war aber eine Lebensaufgabe für ihn geworden, deren Lösung er für eines der größten Interessen des Protestantismus hielt. Daß er ein Buch darüber schrieb, vor dessen Umfang auch der Geduldigste heutzutage erschrickt, war damals nichts Auffallendes; man hatte noch die zähe Ausdauer, die dazu gehört, um solche Werke zu lesen und zu bewundern; und, in der That, wenn man es dahin bringt sich hindurchzuarbeiten, muß man Beza Recht geben, wenn er sagt, das ganze christliche Alterthum hat nichts aufzuweisen, das den Gegenstand richtiger und gelehrter behandelt, als Martyr's Schrift**).

Den schon in Oxford gefaßten Entschluß, den Traktat des Doctor Richard Smith über die Priesterehe und die Mönchsgelübde zu widerlegen, hatte Martyr in Straßburg, im Winter des Jahrs 1555, ausgeführt, damals aber seine Arbeit noch nicht herausgegeben***). Er that dieß erst 1559, auf die Bitten seiner englischen Freunde, und widmete das Buch dem ehemaligen Kanzler von Oxford Richard Coxe, um ihm Glück zu wünschen zur Rückkehr ins Vaterland und zur Erlangung des Bisthums von Ely†). Er befolgte in diesem Traktate folgende Methode: zuerst stellt er die Sätze auf, die er in seinen Oxforder Vorlesungen entwickelt hatte; nachdem er diese weiter ausgeführt und begründet, gibt er der Länge nach die Einwürfe seines Gegners, woran er zuletzt die Widerlegung schließt. Bei jedem Satze untersucht er zuerst was die heilige Schrift über die Frage lehrt, und dann was von den An-

*) Dieses Epitome wurde von Josias Simler herausgegeben, nebst mehrern Erklärungen und Sendschreiben Martyr's über das Abendmahl. Zürich, 1563, 4°. Es befindet sich auch in den Loci communes, S. 878 u. f.; und in Hospinian's Historia sacramentaria, Zürich, 1602, f°., B. 2, S. 257 u. f.

**) An den Spanier Antonio Corrano. S. d. Bezae epistolae theologicae, S. 253.

***) Martyr an Calvin, 8. Dez. 1555. Ms.

†) Defensio ad R. Smythaei duos libellos de coelibatu sacerdotum et votis monasticis. Basel, Peter Perna, 1559. Die Zuschrift an Coxe ist vom 22. August 1559.

sichten der Kirchenväter und den Bestimmungen der Päpste und Concilien darüber zu halten sei. Smith ist dießmal ohne Schonung behandelt; Martyr fügte Documente bei, die dessen Charakter in seiner ganzen Niederträchtigkeit aufdeckten; ein solcher Mensch ohne Treu und Glauben verdiente nichts besseres. Nachdem er eine Zeit lang im Gefängniß gesessen war, entfloh er, von den englischen Protestanten und Katholiken gleich verachtet, in das Fürstenthum Wales, und von da nach Douai, wo er eine Pfründe erhielt und 1563 starb*). Martyrs Schrift gegen ihn, so wie das Werk gegen Gardiner und der Commentar über den Römerbrief wurden in England in zahlreichen Exemplaren verbreitet und mit Begierde gelesen; ungeduldig erwartete man die, erst 1561 erfolgte Herausgabe seiner Vorlesungen über das Buch der Richter**). Kein Theologe des Auslands genoß eines größern Ansehns in der englischen Kirche; die ausgezeichnetsten Bischöfe waren seine Schüler zu Oxford oder seine Freunde zu Zürich gewesen. Zu Zürich namentlich, so wie auch zu Genf, hatten mehrere von ihnen, wie früher schon Hooper und Andre, über Cultus und Kirchenverfassung Grundsätze sich angeeignet, die mit dem Wesen der durch Elisabeth wiederhergestellten, aber immer noch bischöflichen, allein von dem königlichen Willen abhängigen anglikanischen Kirche nicht zusammenstimmten. Immer merklicher zeigten sich die Symptome des puritanischen Geistes, und des Widerstandes gegen die hierarchische Ordnung, wie Heinrich VIII. sie eingeführt hatte. Martyr und seine Freunde, obwohl an andere, freiere Formen gewöhnt, und schwerlich den Ausbruch der spätern Kämpfe voraussehend, predigten unablässig Mäßigung und Unterwerfung unter das Gesetz. Hätte sich ihr Einfluß auf die entgegengesetzte Seite geworfen, so hätte vielleicht der Conflikt zwischen Presbyterianern und Anhängern des bischöflichen Systems, damals schon eine drohendere Gestalt angenommen. Wenigstens wären Männer wie Jewel, Sands, Sampson, wenn Martyr, Bullinger, Beza sie angefeuert hätten, statt daß sie sie zurückhielten, zweifelsohne zu den Puritanern übergegangen und hätten ihnen den Beistand ihres Eifers und ihrer Gelehrsamkeit gebracht.

Bereits den 17. Dezember 1558 schrieb Thomas Sampson, von Straßburg aus an Martyr***): „bevor ich in mein Vaterland zurückkehre, wünsche ich dein Urtheil über einige Bedenken zu erfahren; können wir der Königin den Titel bewilligen, Oberhaupt der englischen Kirche nach Christus, da Christo allein der Name eines Hauptes der Kirche zukommt? können wir, zu

*) Nach einem Briefe Jewel's an Martyr, 1. Juni 1560, ging in England das unwahre Gerücht, Smith habe sich in Wales verheirathet und eine Kneipe eröffnet. (Zurich letters, B. 1, S. 47). Zu Douai schrieb er noch mehrere, zu Löwen gedruckte Streitschriften gegen Calvin, Melanchthon, Jewel, u. a.

**) Jewel an Martyr, 2. Nov. 1559. Burnet, B. 3, Th. 2, S. 381.

***) Zurich letters, B. 1, S. 1.

einem Amte berufen, dieses mit gutem Gewissen annehmen, so lange keine Kirchenzucht besteht? können wir die, einem englischen Bischofe zustehenden, manchfachen weltlichen Geschäfte versehn? können wir uns einsetzen lassen und den Priesterornat tragen, wie es in England üblich ist?" Martyrs Antwort auf diese Fragen ist nicht mehr vorhanden; aus der Art aber wie er sich früher gegen Hooper ausgesprochen hatte und wie wir ihn weiter unten auf ähnliche Skrupel werden antworten sehn, kann man schließen, daß er seinem Freunde den Rath gab, durch allzuheftigen Widerstand in äußern Dingen das Werk der englischen Reformation nicht zu gefährden. Dieß Werk ging auch in der That langsam genug voran; es schien selbst, im Vergleich mit dem was unter Eduard VI. gethan worden war, einen Rückschritt zu machen. Nicht nur ließ sich, im Februar 1559, Elisabeth von dem Parlamente wieder die höchste Kirchengewalt übertragen, sondern sie verordnete auch eine neue Revision der Liturgie, offenbar in der Absicht sie den Katholiken annehmbarer zu machen; Bilder, Crucifixe, Priesterkleidung wurden wieder eingeführt; durch die Uniformitätsakte des Monats Juni 1559 wurde diese Ordnung für alle Kirchen des Landes zum Gesetz erhoben. Die meisten der aus dem Exil heimgekehrten Geistlichen waren mit diesen Aenderungen höchst unzufrieden; sie hätten die reformirte Einfachheit gewünscht, statt der „papistischen" Liturgie und Hierarchie. John Jewel, welcher Bischof von Salisbury wurde, Edwin Sands, Bischof von Wigorn und später von London, Thomas Sampson, schrieben häufig an Martyr und Bullinger über die englischen Zustände und über die Hindernisse, die der entschiedenern Durchführung der Reformation in den Weg gelegt wurden; die Königin schien ihnen zwar zu allem Guten geneigt, sie klagten aber über ihr Zögern, über ihre Versuche durch Nachgeben in äußern Gebräuchen die Katholiken zu gewinnen; Jewel brach in einem seiner Briefe in die Worte aus: „O Zeiten der Königin Maria! damals wurde der Irrthum mit mehr Kraft vertheidigt als jetzt die Wahrheit! es soll jetzt alles mit Vorsicht, mit Klugheit, mit bedächtiger Ueberlegung geschehn"*)! Am bittersten beklagten sie sich darüber, daß Elisabeth in ihrer königlichen Kapelle ein Crucifix zwischen brennenden Kerzen hatte aufstellen lassen; da sie auf ihren Rath nicht zu hören schien, ja selbst Edwin Sands wegen seiner Opposition mit Absetzung bedrohte, wandten sie sich an Martyr, in der Hoffnung, durch seinen Einfluß werde sich die Königin bewegen lassen, das was sie für papistischen Gräuel hielten, zu entfernen. Sampson schrieb ihm, den 6. Januar 1560**), er möge doch sagen ob dieß nichts sei als ein äußerer, gleichgültiger Gebrauch; auch Bullinger und Ochino sollen sich darüber aussprechen; die Königin halte viel auf Ochino, ein Schreiben von ihm würde

*) 14. April 1559. Zurich letters, B. 1, S. 9.
**) Zurich letters, B. 1, S. 36. — Sands an Martyr, 1. April 1560. Ebendas., S. 42.

von großer Wirkung sein; da sie italienisch, lateinisch, griechisch verstehe, und sich geschmeichelt fühle von gelehrten Männern Briefe zu erhalten, würde sie gewiß ihrem Rathe folgen. Martyr antwortete*), er und Bullinger können nicht billigen, daß, während der Feier des Abendmahls, ein Crucifix auf dem Altar stehe; es sei dieß nichts an sich Indifferentes, es gehöre zum Bilderdienst. Diese Meinung war allerdings dem Geiste des reformirten Cultus gemäß; unsrer Ansicht nach, ging sie aber über das Ziel hinaus; das Bild des gekreuzigten Christus, wie es auch in den lutherischen Kirchen auf dem Altare steht, hat noch nicht zum Bilderdienst geführt; auch in der anglikanischen Kirche ist dieß nicht geschehn; dabei war freilich Elisabeths Absicht nicht die rechte; sie wollte ursprünglich das Crucifix nur als eine der katholischen Geistlichkeit gemachte Concession.

Auch die Streitigkeiten über die Priesterkleidung brachen wieder aus; mehrere der neuen Bischöfe und Theologen äußerten gegen dieselbe den heftigsten Widerwillen; Thomas Sampson schrieb deßhalb eine Reihe von Briefen an Martyr und Bullinger; beide waren aber der Ansicht**), es sei in diesem Punkte kein unbedingter Rath zu geben; es wäre zwar wünschenswerth die größte Einfachheit in den gottesdienstlichen Dingen zu beobachten, da aber die Priestertracht doch nur etwas äußeres sei und nicht wichtig genug um ihretwegen den Frieden zu stören, so möge Jeder seinem Gewissen folgen; die Hauptsache sei die rechte und reine Ausübung des Amts, die Kleidung die man dabei trägt mache das Amt weder schlechter noch besser. Der Streit wurde noch mehrere Jahre lang fortgesetzt; auch nach Martyrs Tode, correspondirten noch Bullinger, Zanchi und Andre häufig mit englischen Bischöfen darüber.

Die Londoner Fremdengemeinde war gleichfalls für Martyr ein beständiger Gegenstand der Sorge. Nachdem Elisabeth Königin geworden war, hatten wieder zahlreiche französische und niederländische Flüchtlinge in England ein Asyl gefunden. Johann von Utenhoven kam aus Polen zurück und sammelte sie zu einer Gemeinde, deren Vorsteher er ward. Auch Peter Alexandre kam wieder, da er aber Streitigkeiten veranlaßte, wandten sich die Franzosen an Calvin, der ihnen den gelehrten Nicolas des Gallars (Gallasius) als Prediger sandte. Für die Flamänder wurde Hadrian Hamstaed angestellt, der bisher in den Niederlanden für die im Verborgenen bestehenden protestantischen Gemeinden thätig gewesen war, und 1559 die Geschichte der belgischen evangelischen Märtyrer herausgegeben hatte***). In London versuchte Hamstaed mystische Lehren zu predigen; er war es auch, der die englische Uebersetzung der Betrachtungen des Valdes verbreitete, welche anfan-

*) 20. März 1560. Loci communes, S. 1128.

**) Martyr an Sampson, 15. Juli, 4. Nov. 1559, 1. Febr. 1560. Loci communes, S. 1125 u. f. — Neal, History of the puritans, B. 1, S. 127 u. f.

***) Gerdesius, Historia Evangelii renovati. B. 3, S. 270 u. f.

gen den Genfer Theologen als gefährliche, subjective Speculationen zu erscheinen. Auch Wiedertäufer hatten sich eingefunden, und die phantastischen Vorstellungen eines Theils ihrer Sekte über die Menschwerdung Christi mitgebracht. Nach einem Briefe Jewels an Martyr *), tauchten selbst die antitrinitarischen Irrthümer auf, die mit dem falschen Spiritualismus der Wiedertäufer zusammenhingen. Daraus entstand allerlei sonderbare Verwirrung; trotz Utenhovens Drängen, wollte der selber mystische Hamstaed gegen die Sektirer keine Strenge gebrauchen. Bald erhielt Martyr durch Utenhoven genauern Bericht; dieser zögerte gegen Hamstaed einzuschreiten, da des Mannes Frömmigkeit allgemein gelobt war; er verlangte zuvor den Rath seines in England so hoch geachteten Freundes. Martyr erfuhr nun daß Hamstaed, obgleich er den Wiedertäufern sonst widerstände, behauptet habe, ihre Lehre Christus habe keinen irdischen Körper, sondern einen vom Himmel heruntergebrachten gehabt, wäre keine hinreichende Ketzerei, um sie von Christo und der Kirche zu trennen; denn sofern sie nur von der Furcht Gottes erfüllt seien, würden sie sich ohne Mühe überzeugen lassen daß sie in einem Irrthum befangen sind; um Christ zu sein, sei vor Allem nöthig zu glauben, daß Christus für uns gestorben und auferstanden ist und uns die Sündenvergebung erlangt hat; Christus sei Mensch von Maria geboren, dieß gehöre zum christlichen Bekenntniß; glaube man nun daß er wirklich gestorben sei, so werde man auch leicht zum Glauben kommen daß er wirklich geboren worden; die Wiedertäufer seien daher weder vom Heile auszuschließen noch aus der Kirche zu verstoßen.

Ueber diese Nachrichten berieth sich Martyr mit seinen Collegen; den 15. Februar 1561 schrieb er**), in ihrem Namen, ein längeres Gutachten, dessen Hauptgedanken folgende sind: Hamstaeds Meinung kann nicht gebilligt werden, denn es ist für den zum Heil gehörenden Glauben nicht gleichgültig, von Christi Körper zu denken was man will; die Wirklichkeit dieses Körpers ist ein wesentliches Lehrstück; wer sich darüber nicht zur orthodoxen Lehre bekennt, kann nicht in der Kirche bleiben; denn wie kann man an einen wahren Mittler glauben, wenn dieser nicht als wirklicher Mensch geboren, wenn er nicht durch irdische, leibliche Geburt in die Menschheit eingetreten ist? Wendet man ein, die Schrift sage nirgends daß die zu verwerfen seien, welche behaupten, Christus habe seinen Körper nicht aus Maria gehabt, so beweist dieß Nichts, denn es beweist zu viel; die Bibel hat nicht alle Irrthümer aufgezählt die in der Folge entstehn konnten; es muß genügen was Paulus gesagt hat: „so auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen, anders denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht“ (Gal. 1, 8). Von der Barmherzigkeit Gottes ist allerdings viel zu hoffen, daneben aber sind seine Gerichte nicht zu vergessen, welche die Ungläubigen und die Irrlehrer

*) 6. Nov. 1560. Zurich letters, B. 1, S. 54.

**) Loci communes, S. 1128 u. f.

treffen. Die welche Hamstaed Glauben geschenkt haben, mögen daher zur Wahrheit zurückkehren, auf daß die Gemeinde der Franzosen und Flamänder nicht länger durch ihren Zwiespalt den Engländern ein Aergerniß sei; Hamstaed selbst, der weniger aus böser Absicht als aus Irrthum von der reinen Lehre abgewichen ist, möge, wenn er zu dieser zurückkehrt, als Prediger erhalten werden.

Hamstaed scheint jedoch in seinen Ansichten beharrt zu haben; denn, obgleich ihn der vielfach gelehrte, nach England geflüchtete Tridentiner Giacomo Contio (Acontius) vertheidigte*), so drang doch Utenhoven auf seine Entsetzung und Vertreibung; Utenhovens Bruder, Karl, der zu Antwerpen einer protestantischen Gemeinde vorstand, warf ihm dieß als Härte vor**). Hamstaed zog sich in die Niederlande zurück, erschien jedoch von Neuem in England, wurde 1562 abermals vertrieben, und erhielt eine Predigerstelle der französischen Gemeinde zu Emden; hier übersetzte er die Betrachtungen des Valdes ins Flamändische, worüber sich Beza in heftigen Ausdrücken beklagte***).

Sechstes Kapitel.

Fortgesetzte Wirksamkeit Martyr's für Polen. — Stancaro und die Antitrinitarier.

Martyrs Freunde, Johann Laski und Johann von Utenhoven, waren bereits Ende 1556 nach Polen zurückgekehrt. Laski, der schon das Jahr vorher von einem großen Theil des auf dem Petrikower Reichstage versammelten Adels einen Ruf erhalten hatte†), ward, trotz des heftigen Widerspruchs der katholischen Bischöfe, von dem Könige als Oberaufseher der protestantischen Gemeinden in Klein-Polen angestellt. Unter seiner tüchtigen und weisen Leitung, machte die Reformation erfreuliche Fortschritte, wie sehr auch die höhere Geistlichkeit, der päpstliche Legat Lipomanno und die Jesuiten dagegen wirkten, und wie sehr selbst viele Protestanten sich seiner calvinischen Strenge und Einfachheit widersetzten. Utenhoven ertheilte Martyr und Bullinger, in häufigen Schreiben, Bericht über die bedeutsamsten Vorfälle der polnischen Kirchenverbesserung††). Martyrs Ansehn war in Polen nicht minder groß als in England und in der Schweiz; in Allem, was sich auf Feststellung oder Ver-

*) Gerdesius, Scrinium antiq., B. 7, Th. 1, S. 123.

**) 14. Mai 1561. Gerdesius, Hist. Evang. renovati, B. 3, Docum. 151.

***) 1566. Beza, Epistolae theolog., S. 40. 253.

†) Man hatte auch Melanchthon, Calvin und Andre berufen wollen.

††) 30. Juni, 12. Sept. 1558. 2. und 13. Jan. 1559. Ms.

theidigung der Lehre bezog, wurde er zu Rathe gezogen; seine Werke wurden in Polen verbreitet*); polnische Jünglinge besuchten in Zürich seine Vorlesungen; Geistliche und Gelehrte kamen, um sich mit ihm und Bullinger zu besprechen; so im October 1557, der für die Verbreitung des reformirten Bekenntnisses eifrig thätige Pfarrer Stanislas Lutomirski**), und gegen Ende 1558 der Doctor Johann Lusenski, welchem Martyr und Bullinger Briefe mitgaben an den Bischof von Wladislaw, Jacob Uchanski, um ihn aufzumuntern im evangelischen Glauben zu beharren***).

So sehr sich aber Martyr freuen durfte über das Voranschreiten der polnischen Reformation, so sehr er hoffte „Gott werde dieses Reich vollends erwecken"†), so vielen Kummer machten ihm dagegen die auch hier ausgebrochenen Streitigkeiten zwischen Lutherischen und Reformirten, und das immer weitere Umsichgreifen der Ansichten der Antitrinitarier. Zu dem allgemeinen Interesse für Polen kam bei Martyr noch ein besonderes, so zu sagen persönliches. Auch in diesem Lande hatten viele italienische Protestanten eine Zuflucht gefunden; in Wilna zum Beispiel waren sie zahlreich genug, daß Vergerio sie versammeln konnte um ihnen zu predigen ††). Man weiß, mit welcher Liebe Martyr seine Landsleute im Herzen trug; er kannte aber auch die Neigung zum Speculiren, die bei Vielen derselben einen rechten, festen Glauben nicht aufkommen ließ. Stets besorgt für ihr Wohl, wünschte er daher auch deßhalb das Seinige dazu zu thun, daß die Einigkeit in Polen erhalten und die Irrlehren vermieden würden.

Die, im Jahre 1548 aus Böhmen vertriebenen und in Polen aufgenommenen mährischen Brüder hatten sich, seit 1555, mit Beibehaltung ihrer eigenen Kirchenverfassung, den Reformirten angeschlossen. Calvin hoffte das Beste von dieser Einigung, besonders auch aus dem Grunde, weil die längere christliche Erfahrung der Böhmen den polnischen Protestanten von großem Nutzen sein würde†††). Laski, der den hohen, weit über seine Zeit hinausliegenden Gedanken gefaßt hatte, alle evangelischen Christen seines Vaterlands zu einer Gemeinschaft zu vereinigen, bemühte sich auch die Anhänger der Augsburgischen Confession dafür zu gewinnen; eine im Jahr 1557 gehaltene Synode forderte dieselben, jedoch vergebens, zur Einigung auf. Durch dieß Miß-

*) Den 7. Januar 1559 schrieb er an Utenhoven, der Druck seines Werkes gegen Gardiner werde in Kurzem beendet sein, auf der nächsten Frankfurter Messe werden die polnischen Buchhändler eine hinreichende Anzahl von Exemplaren finden. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 674 u. f.

**) Später Superintendent des Distriktes von Pinczow.

***) Fueslin, Epistolae reform. helv., S. 434. — Auch Calvin schrieb damals an diesen Bischof. Calvini epistolae, S. 211.

†) An Utenhoven, 7. Januar 1550. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 674.

††) Vergerio an Albert von Preußen, 29. Oct. 1556. Sixt, P. P. Vergerius. Braunschweig, 1855. S. 534.

†††) An Karninski, 29. Dec. 1555. Calvini epistolae, S. 170.

lingen betrübt, ermunterte Calvin, durch ein Schreiben vom 24. October*), die Reformirten und die Brüder, sich dadurch nicht irren zu lassen, sondern fest verbunden zu bleiben. Solche Aufforderungen waren nicht überflüssig, denn die Lutheraner wandten Alles auf, um die Böhmen auf ihre Seite zu ziehen; im Auftrage des Herzogs Christoph von Würtemberg hatte Vergerio, der zur Augsburgischen Confession sich bekennende ehemalige Bischof von Capo d'Istria, den König von Polen sogar aufgefordert, eher als sich mit den Schweizern zu vereinigen, das Bekenntniß der böhmischen Brüder anzunehmen; die Vereinigung dieser letztern mit den Reformirten wäre dadurch wieder aufgehoben worden. Immer mehr bedrängt, sandten daher die Böhmen, im Mai 1560, einen ihrer gelehrtesten Geistlichen, Johann Rokita, und Peter Herbert in's protestantische Ausland, „um das Band der Einheit mit allen Bekennern des Evangeliums zu erneuen", und dadurch ihre Gemeinden zum Festhalten an der Union zu ermuntern. In Bezug auf das Abendmahl war ihre Confession so gehalten, daß sie zu einer Aussöhnung hätte hinleiten können; es war darin die Gegenwart des wirklichen Christus behauptet, vermittelst sacramentlicher Vereinigung; in diesen allgemeinen Ausdrücken konnten sowohl Lutherische als Reformirte ihre Lehre wiederfinden. Die beiden Abgesandten kamen nach Würtemberg; mit guten Empfehlungen der dortigen Theologen kehrte Rokita nach Polen zurück. Herbert begab sich noch nach Heidelberg, nach Straßburg, in die Schweiz, unterhielt sich überall mit den angesehensten Gelehrten und Predigern, und ließ sich Briefe geben von Calvin, im Namen der Genfer, von Musculus zu Bern, von Martyr und Bullinger; Alle gaben dem Glaubensbekenntnisse der Brüder das beste Zeugniß**). Die Einigung der Lutherischen mit den Reformirten zu Sendomir (1570), erlebte Martyr nicht mehr.

Die schon frühe in Polen hie und da hervortretende Neigung zum Widerspruch gegen die Dreieinigkeitslehre, wurde allgemeiner und bedenklicher, seit der Ankunft der aus der Schweiz vertriebenen Italiener Blandrata und Gribaldo. Im Spätjahr 1558 erfuhr Martyr, durch den nach Zürich gekommenen Gehülfen Laski's, Sebastian Pecki, daß Blandrata, welchen Laski selber zuerst freundlich aufgenommen hatte***), Einfluß gewinne auf den Fürsten Radziwil, Palatin von Wilna, einen der edelsten Beförderer der Reformation in Polen, bei dem sich Blandrata als Arzt nothwendig gemacht hatte. Alsobald schrieb er an den Fürsten, um ihn zu warnen, und forderte Calvin auf dasselbe zu thun†); Calvin wiederholte seine Warnungen in dem Schreiben an die Polen, das er den 30. Juni 1560 Herbert mitgab††), so

*) O. c., S. 186.
**) Regenwolscius, S. 62.
***) Simler, Narratio de vita Bullingeri, f°. 33.
†) An Calvin, 16. April 1559. Loci communes, S. 1124.
††) Calvini epistolae, S. 233.

wie in der Zuschrift an Radziwil, durch die er ihm (1. August 1560) die zweite Ausgabe seines Commentars über die Apostelgeschichte widmete. Der Fürst, der weder aus der Einheit der Kirche scheiden, noch sich von seinem Arzte trennen wollte, sandte, 1561, Martin Segowicz in die Schweiz, um zu versuchen, ob nicht zwischen Blandrata und den Reformirten eine Versöhnung möglich wäre. Martyr war gerade in Frankreich; Bullinger gab deßhalb ein Bedenken, dem sein Freund später beistimmte, und in dem er ihren gemeinschaftlichen Grundsatz ausführte, daß, wie herrlich und wünschenswerth auch die Eintracht sei, man doch die Wahrheit ihr nicht opfern dürfe, zumal da es sich hier um eine zu wichtige Sache handle, als daß man nachgeben könne*). In demselben Sinne sprach sich auch Calvin aus**). Blandrata mußte sich auf der Pinczower Synode, 1561, verantworten; er legte ein Bekenntniß ab, das die Polen befriedigte, die Schweizer aber nicht; nach wiederholten Streitigkeiten und Verhandlungen verließ er den Fürsten Radziwil, und begab sich nach Siebenbürgen, wo er offen als Unitarier auftrat.

Das Erscheinen der italienischen Antitrinitarier in Polen, hatte auch Stancaro veranlaßt seine eigenthümlichen Lehrsätze wieder zu verbreiten. Die von Lismanini mitgebrachten Schreiben der Reformatoren hatten nichts an seiner Meinung geändert. Er gab nun vor der Kirche einen Dienst zu leisten, denn die Gegner der Dreieinigkeit könnten nicht siegreicher bekämpft werden, als durch seine Lehre von Christo, der allerdings Gott, aber nur nach seiner menschlichen Natur Mittler gewesen sei. Er fand Anhänger unter dem polnischen Adel, der sich überhaupt gerne an theologischen Streitigkeiten betheiligte. Dagegen meinten die Antitrinitarier, Stancaro könne, von orthodoxem Standpunkte aus, gar nicht widerlegt werden; es sei eben so inconsequent von einem Mittler zu reden, wenn man behaupte Christus sei es als Gott und Mensch zugleich gewesen, als wenn man, um seine Gottheit zu retten, annehme er sei es nur als Mensch gewesen; ein Mittler sei nur denkbar, wenn er von Gott verschieden ist, das heißt wenn der Vater größer ist als der Sohn und nicht wesentlich eins mit ihm. Lismanini, der sich bisher nicht von der Kirchenlehre entfernt hatte, ward von diesem Raisonnement geblendet und zeigte sich besonders eifrig es hervorzuheben. So half ein Irrthum zur Verbreitung des andern; es entstand eine Verwirrung, welche den polnischen Theologen manche Verlegenheit brachte. Als sie den Zürchern den Tod Johann Laski's meldeten***), baten sie dieselben auch um ihre Ansicht über Stancaro's Lehre; sie fügten bei, daß dieser vorgebe, Martyr stimme in mehrern Stellen seiner Commentare völlig mit ihm überein. Es war daher natürlich, daß Martyrs Collegen ihm die Abfassung der Antwort übertrugen.

---

*) Simler, Narratio de vita Bullingeri, f°. 37.

**) Oct. 1561. Epistolae, S. 258.

***) Er starb den 13. Januar 1560.

Er schrieb sie den 27. Mai 1560; in tiefgefühlten Worten drückte er seinen Schmerz aus über den Tod des frommen, hochsinnigen Mannes, der ihm so lange und so innig befreundet gewesen war. Was er hierauf über das Mittleramt Christi sagte, war im Ganzen dasselbe was er schon vier Jahre vorher durch Lismanini hatte berichten lassen; nur verwahrte er sich gegen die Zumuthung, er habe ähnliche Ansichten wie Stancaro; man möge ihm die Stellen zeigen, auf welche dieser sich berufe, und man werde sehn wie sehr er von ihm abweiche; bis dahin begnüge er sich mit dieser Protestation*).

Dieses Schreiben ward für den, immer hitziger streitenden Stancaro die Veranlassung die Zürcher sowohl für Arianer als für Eutychianer auszugeben, als solche die bald die Verschiedenheit der drei Personen behaupten, gleich als seien dieselben nicht von gleicher Natur, bald Gottheit und Menschheit in Christo so mit einander verschmelzen, daß die eine in der andern aufgehe. Es erfolgten in Polen lebhaftes Gezänk und immer größere Confusion. Die orthodoxen Prediger wußten kaum mehr sich zu helfen. Da beauftragten einige Edelleute den, seiner Studien wegen nach der Schweiz und nach Straßburg reisenden Christoph Thretius, nochmals die Zürcher um Aufklärung zu bitten. Im März 1561 faßte daher Martyr ein neues, und dießmal sehr ausführliches Schreiben ab; zuerst stellte er in kurzen Worten die Kirchenlehre über die Dreieinigkeit und über die beiden Naturen in Christo auf, um dann desto gründlicher diejenige über das Mittleramt zu entwickeln. Es ist wichtig seine Argumente zu kennen, da es immerhin eine schwierige Lehre ist, die, dadurch daß man menschliche Begriffe und Verhältnisse, spitzfindige Distinctionen oder überschwängliche Redensarten darauf anwendet, leicht verdunkelt wird.

Martyr begann mit dem Satze, daß Christus Mittler ist nach seinen beiden Naturen; in Bezug auf diesen Punkt brauchte nicht bewiesen zu werden, daß er Mittler sei als Mensch, denn Stancaro gab dies zu, sondern nur daß er es auch nach seiner göttlichen Natur ist, oder vielmehr daß im Mittlergeschäft beide Naturen nicht zu trennen sind; nimmt man jede für sich, so ist keine dazu passend, denn einerseits kann die menschliche, als solche, nicht dazu genügen, und andrerseits konnte die göttliche nicht das Leiden und Sterben übernehmen. War aber Christus schon Mittler, als zweite Person der Trinität, vor seiner irdischen Geburt? Nein, insofern er mit dem Vater gleichen Wesens ist; allein ja, insofern er von Ewigkeit dazu bestimmt war Fleisch zu werden um die Erlösung zu vollbringen. Allerdings war, vor der Geburt, die menschliche Natur noch nicht mit der göttlichen verbunden, welche menschliche doch zum Mittleramte gehört; aber in Gottes Rathschluß war die Verbindung vorausbestimmt. Daß die göttliche Natur nicht vom Mittler auszuschließen ist, geht aus folgendem hervor: zur Versöhnung der Menschheit mit

*) Auch Calvin gab ein Gutachten, im Namen der Genfer, 1560. Epistolae, S. 289.

Gott war es nicht hinreichend daß Christus überhaupt wirkte, litt und starb; sein Werk mußte so vollkommen sein, daß Gott daran Wohlgefallen haben und sich damit genügen lassen konnte; dieß wäre aber durch die bloße menschliche Natur nicht möglich gewesen; erst durch Vereinigung mit der göttlichen konnte die Vollkommenheit des Werkes Christi erreicht werden. Aus Hebräer 10, 10*) geht hervor, daß der Leib Christi das Opfer war, aber ein Opfer durch das wir geheiligt werden; das Geopfertwerden kommt dem Leibe zu, die Heiligung aber kann nicht von diesem herrühren, sondern nur von der, mit dem Menschen verbundenen göttlichen Natur; Beides war zur Vermittelung nöthig; daher ist Christus Mittler nach seiner doppelten Natur, sonst wird die Frucht von der Wurzel getrennt. Auch sind die Worte des Paulus nicht zu übersehn: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber" (2 Cor. 5, 19).

Stancaro hatte zugegeben daß, in gewissem Sinne, Christi göttliche Natur zum Mittleramt mitgewirkt habe, insofern sie den Menschen Christus in seinem Leiden unterstützt und angeregt hatte. Hierauf antwortete Martyr, es handle sich nicht um eine mitwirkende Ursache, sondern um den Sohn Gottes, der Mensch geworden und allein, in solcher Verbindung, das Werk vollbringen konnte. Diese Lehre führt zu keinerlei Häresie; sie thut der Dreieinigkeit keinen Abbruch; es geht weder daraus hervor, daß Christus ein zweiter Gott neben dem Vater sei, noch daß die Gottheit selbst als solche den Tod erlitten habe, noch endlich daß der Sohn dem Vater untergeordnet sei; die Einheit des Wesens bleibt; als Mensch hat Christus gelitten und ist gestorben, als Gott gab er seinem Werk die zur Versöhnung nöthige Vollkommenheit.

Nachdem dann Martyr eine Anzahl von Stellen aus den Kirchenvätern angeführt, um zu beweisen, daß die orthodoxe Lehre die der alten Kirche gewesen sei, fügte er die richtige, aus tiefem christlichem Gefühle hervorgegangene Bemerkung bei: „ich frage, welche Erbauung oder welchen Nutzen hat dieser Streit über den Mittler der Kirche gebracht? Fürwahr, wir können, auch ohne diese spitzfindigen Untersuchungen, mit gutem und aufrichtigem Glauben den ganzen Christum umfassen, als unsern vollkommenen und gewissen Mittler. Es sind allerdings Gegenstände die die Neugierde anregen; sie haben aber nur einen Nutzen wenn man sie unberührt liegen läßt, oder sie gleichsam durch eine Wolke betrachtet und das sie umgebende Dunkel nicht unbesonnen zerstreuen will; sucht man sie zu ergründen, disputirt man darüber, zumal mit erbittertem Gemüthe, so werden sie gefährlich und der Erbauung wird nicht im entferntesten dadurch gedient." Es wäre gut, wenn auch heute noch Mancher diese Worte sich zu Herzen nähme; die Einen würden nicht, weiter gehend als Stancaro selbst, der doch die Gottheit Christi beibehalten

*) „In welchem Willen wir sind geheiliget, einmal geschehen durch das Opfer des Leibes Jesu Christi."

wollte, den Erlöser als einen gewöhnlichen Menschen betrachten; Andre, zu denen berühmte Prediger gehören, würden sich hüten von dem Gottesblute zu reden, durch das wir erlöst worden sind; wenn dieß nicht eine bloße Redefigur ist, so erneuert es eine Irrlehre, die schon von der alten Kirche mit Recht verworfen worden ist.

Am Schlusse seines Schreibens gab Martyr noch einige Warnungen gegen die Antitrinitarier, und ermahnte die Polen nach beiden Seiten hin die Wahrheit zu bekennen.

Dieses Schreiben, das mit dem vom 27. Mai 1560, zu Zürich gedruckt wurde*), beendete jedoch den Streit nicht. Stancaro fuhr fort die Orthodoxen in den heftigsten Ausdrücken zu bekämpfen; er gab eine Schrift heraus, in der er Martyr, Bullinger und Calvin beschuldigte, nicht weniger als siebenerlei verschiedene Ketzereien zu lehren**). Die polnischen Reformirten, aus Besorgniß bei den Kirchen des Auslands in den Verdacht zu gerathen, diese Angriffe zu begünstigen, faßten auf der Synode zu Pinczow, den 22. August 1562, ein Glaubensbekenntniß ab, das selbst der wieder schwankend gewordene Lismanini unterschrieb. Sie schickten es an die Straßburger, die Zürcher, die Genfer; es wurde gebilligt, und allgemein wurde geklagt über den zwecklosen, scholastischen Streit. Martyr wurde durch den Tod verhindert, auf Stancaro's Schrift zu antworten; Josias Simler that es, ebenso Calvin; in Polen dauerte jedoch das unfruchtbare Gezänk noch lange fort.

Siebentes Kapitel.

Streitigkeiten mit Johann Brenz über die Ubiquität.

Ein ähnliches Gezänke beschäftigte in Deutschland die Geister, zwar nicht über den nemlichen, aber doch über einen ebenso unfruchtbaren Gegenstand

*) Epistolae duae ad ecclesias polonicas, Jesu Christi evangelium amplexas, de negotio stancariano et mediatore Dei et hominum Jesu Christo, an hic secundum humanam naturam dumtaxat, an secundum utramque mediator sit. Zürich, 1561. Auch bei Schlüsselburg, Catalogus haereticorum, Lib. 9, S. 184 u. f.

**) De trinitate et mediatore domino nostro Jesu Christo, adversus Henr. Bullingerum, Petrum Martyrem, Joh. Calvinum, et reliquos Tigurinae ac Genevensis Ecclesiae ministros, Ecclesiae Dei perturbatores. De trinitate et unitate Dei, deque incarnatione Domini nostri Jesu Christi, adversus Tritheitas, Arrianos, Eutychianos, Macharianos, Cerinthianos, Ebionitas, et Photinianos. Opus novum de reformatione tum doctrinae christianae, tum verae intelligentiae sacramentorum, cum matura consideratione et fundamento scripturae sanctae et consilio ss. Patrum. Krakau, 1562.

wie der in Polen verhandelte. Es war die Lehre von der Ubiquität, das heißt von der Ueberallheit des wirklichen Leibes Christi. Dieses Dogma, dessen Name nicht minder unwissenschaftlich ist, wie die Beweisführung auf welche es sich stützte, war ein dürrer Auswuchs der, in materiellstem Sinne genommenen Auffassung Luthers vom Abendmahl. Wie jene Zwerge die, auf den Schultern des Riesen sitzend, prahlten in weitere Ferne zu blicken wie dieser, so meinten die nachgebornen Schüler Luthers das, was er in inniglebendigem Glauben als mystisches Geheimniß verehrte, vermittelst ihrer Grübeleien tiefer zu durchschauen. Zwar hatte Luther selber, durch die Polemik zu immer consequenterer Durchführung seiner Ansicht veranlaßt, in den Schriften seiner spätern Jahre die Ubiquität behauptet; aber erst seine Nachfolger haben ihr die Form gegeben, in der sie die Ursache so vielen und so heftigen Zankes ward. Die Streitigkeiten darüber gehören derjenigen Zeit der Reformationsgeschichte an, wo die Scholastik, deren Besiegung zu Anfang des Jahrhunderts alle Bessern begeistert hatte, mit ihrem ganzen Gefolge müßiger Fragen und leerer Spitzfindigkeiten auch in die protestantische Theologie wieder eindrang, um sie nach und nach völlig zu beherrschen. Der Rückblick auf diese wenig erfreuliche Periode hätte unsern Tagen zur Warnung dienen sollen; aber mit dem sechzehnten Jahrhundert sind nicht alle Streitigkeiten zu Grabe gegangen; der nemliche Zank, über den hier nun Einiges zu berichten ist, ist von Neuem angeregt worden; es gibt immer Theologen, die das Heil der Seelen an todte Formeln knüpfen; der scholastische Geist ist noch nicht ausgestorben, und Mancher, der viel gegen Rationalismus zu sagen weiß, verliert sein Recht sich über diesen zu beklagen, indem er, in andrer Form, nichts Besseres treibt. So werden die Gemüther weder geeinigt noch erbaut; die edelsten Kräfte zersplittern sich in lieblosem Hader über gehaltlose Formeln, die für Glauben und Wissenschaft gleich unfruchtbar sind.

Durch den Ubiquitätsstreit ist, im sechzehnten Jahrhundert, die Spaltung zwischen Lutherischen und Reformirten immer tiefer und unheilbarer geworden. Hubert Languet konnte sich, nach dessen Ausbruch, mit Recht beklagen*), daß den Deutschen der Name Calvinist verhaßter sei als der Name Katholik, „gleich als ob es viel schlimmer wäre, über die Art der Gegenwart Christi im Abendmahl nicht einig zu sein, obschon man über die Wirkungen des Sacraments und in allen andern Lehren zusammenstimmt, als wie das Papstthum die ganze Religion zu entstellen. Wären wir nur von dem kleinsten Funken jener brüderlichen Liebe beseelt, die der Herr uns empfiehlt, so könnten diese traurigen Zwistigkeiten leicht niedergeschlagen werden; allein die Menschen pflegen zu sagen, sie thun aus Eifer für die Wahrheit, was sie nur thun um ihren Leidenschaften zu folgen; dieß ist eine Strafe für unsre Sünden; ändern wir unsern Sinn nicht, so werden bald noch schwerere folgen.“

*) An Ulrich Mordeisen, 9. Oct. 1561. Epistolae, Lib. 2, S. 143.

Leider war man wenig geneigt einem solchen weisen und wahrhaft christlichen Rathe Gehör zu geben. Der Anstoß zu dem Streite ging zumeist von Würtemberg aus. Der treffliche Johann Brenz, der gelehrte Reformator dieses Landes, der bisher, mit Calvin befreundet, die Ansicht nicht theilte, daß Christus local im Brode gegenwärtig sei und auch von den Unwürdigen empfangen werde, sah sich, nach längerm Nachdenken, veranlaßt, der reformirten Lehre, aus der er glaubte Folgerungen ziehen zu müssen, die das Abendmahl entstellten, entgegenzutreten. Schon im Jahre 1556, als Johann Laski mit einem Theil der Frankfurter Fremdengemeinde in Stuttgart eine Zuflucht suchte, im Vertrauen auf seine Uebereinstimmung mit Brenz, wies dieser ihn als Irrlehrer ab. Als 1559 der Calvinismus in der nahen Pfalz das Lutherthum verdrängte, schien es Brenz, als könnte eine ähnliche Gefahr die Kirche seines Vaterlandes bedrohen. Herzog Christoph verlangte von einer, zu Stuttgart versammelten Synode, ein Bekenntniß über das Abendmahl; es wurde von dem Reformator verfaßt und von den Predigern angenommen; die lutherische Lehre war darin auf die äußerste Spitze getrieben; in Folge der sacramentlichen Vereinigung, behauptete Brenz, sind Leib und Blut Christi substanziell gegenwärtig. Es kam hier vor Allem auf den Sinn des Wortes Substanz an; um sich vor zweideutiger Erklärung zu wahren, gründete Brenz, so wie schon Johann Timann, die substanzielle Gegenwart auch auf diejenigen Bibelstellen, wo Christo, seit seiner Erhöhung von der Erde, die Theilnahme an der göttlichen Herrlichkeit zugeschrieben wird; unter dem Sitzen zur Rechten Gottes verstand er, daß Christus Alles mit seiner Gottheit erfülle, und unter dem Alles auch des Herrn menschlichen Körper; Christus nimmt, nicht nur nach seiner göttlichen, sondern auch nach seiner menschlichen Natur an der Majestät Gottes Theil, so daß auch dem die menschliche Natur ausmachenden Leibe die Eigenschaft der Allgegenwart zugesprochen wird; der erhöhte, Alles erfüllende Christus verbindet sich mit den Substanzen des Brods und des Weins, in diesen ist daher der wahre Leib und das wahre Blut, und diese werden wirklich und also auch von den Gottlosen empfangen.

Dieses Würtemberger Bekenntniß erregte großes Aufsehn; den starren Lutheranern war es eine willkommene Erscheinung, während der, solchen Grübeleien abgeneigte Melanchthon sich mißbilligend darüber aussprach. Der fromme Mann erlebte jedoch die heftigen Streitigkeiten nicht mehr, zu denen es Anlaß gab, und in die auch sein Name hineingezogen wurde; er starb den 19. April 1560. Als er diesen Tod erfuhr, schrieb Martyr an den Arzt Caspar Pencer, Melanchthons Tochtermann *): „Was ich dir schreiben soll, weiß ich nicht. Ich möchte dich trösten, da ich aber selbst zu sehr des Trostes bedarf, so finde ich nicht wodurch ich deinen Schmerz lindern könnte.

*) 26. Juli 1560. Bei Löscher, Unschuldige Nachrichten, 1716. S. 29.

Es bleibt uns nur das Wort Gottes, das, wie ich hoffe, auch dich wieder aufrichten wird. Was sonstwoher uns geboten wird, ist Eitelkeit. Der Herr hatte ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gepriesen. Wir sind hier ob des Todes eines solchen Mannes schwer betrübt, und fürwahr mit Recht! Wer wird nicht trauern, wenn er eines nach dem andern die Lichter der Kirche erlöschen sieht? Zwar genießen wir hier, durch Gottes Gnade, eines ruhigen Friedens, fühlen aber tief die Leiden der auswärtigen Kirchen, wenn wir bedenken, welche Finsterniß noch auf den Seelen so vieler Schwachen lastet, und durch wie düstere Wolken verschiedenartiger Sekten die Wahrheit verdunkelt wird. Darum begreifen wir, daß es vieler Leuchter bedarf, die nur von Gott angezündet werden können. Zur Strafe für unsre Sünden ist nun auch das so sanft glänzende Licht Meister Philipps, das der Wissenschaft und der Kirche bisher geleuchtet hatte, zum größten Nachtheil aller guten und gelehrten Männer ausgelöscht worden. Der gerechte Schmerz der Frommen könnte aber noch ertragen werden, wenn nur streitsüchtige Menschen ihm, der bereits in Gott ruht, diese Ruhe gönnten. Daran denken sie aber am wenigsten; sie fahren fort durch ihre bösen Schriften, ich sage nicht bloß ihn anzugreifen, sondern ihn offen zu verdammen. Ich hoffe indessen, daß ihr Urtheil von den Bessergesinnten nicht gebilligt werden wird. Ihr, die ihr gleichfalls von ihnen verfolgt werdet, ihr werdet, eurer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit gemäß, nicht zugeben, daß eures Meisters und eurer Schule Lehre verunglimpft werde, ohne daß ihr sie vertheidigt. Wenn dieß Feuer unser Haus bedrohen würde, wir würden suchen ihm zu wehren, daß es nicht um sich greife. Gott aber möge die besänftigen, welche den Frieden hassen" *).

Was Martyr in den letzten Zeilen dieses Briefes befürchtete, traf nur zu bald ein; von Würtemberg aus, wurde das Feuer gegen die Schweizer, und zunächst gegen die Zürcher gerichtet. Brenz veröffentlichte seine, durchaus scholastische Schrift über die persönliche Einheit der beiden Naturen in Christo und dessen Erhöhung in den Himmel **). Denen „welche absonderlich für Geistige gehalten werden wollen", das heißt den Reformirten, welche nur ein geistiges Genießen des Leibes Christi annehmen, warf er darin vor, daß sie weit sinnlichere Ansichten hätten als die Ubiquisten, da sie den Himmel sinnlich, als einen bestimmten begränzten Ort auffaßten und den alten, aristotelischen Satz, jeder Körper könne nur in einem Raume gegenwärtig sein, auf Christum anwendeten; der Leib Christi sei aber durch Auferstehung

*) Dieser später bei Peucer gefundene Brief, soll nicht wenig dazu beigetragen haben, ihn und seine Freunde des Crypto-Calvinismus zu überführen. Löscher, a. a. O.

**) De personali unione duarum naturarum in Christo et ascensu Christi in coelum, accessione ejus ad patrem. 1560. Brentii opera, Tübingen, 1590, f°., B. 8, S. 831 u. f.

und Himmelfahrt verklärt worden und habe mit einem materiellen, gewöhnlichen Körper nichts mehr gemein. Wäre Brenz bei dieser Lehre von einem verklärten Leibe stehn geblieben, so wäre in diesem Punkte scheinbar nur ein geringer Unterschied zwischen ihm und Calvin gewesen, und die wahren Ubiquisten, die etwas Handgreifliches verlangten und des Herrn Leib im Munde spüren wollten, hätten wohl Anstand genommen ihm beizustimmen; da es aber, ihm zufolge, immer ein menschlicher Körper von Fleisch und Bein blieb, dem durch die Verbindung mit der Gottheit die Allgegenwart mitgetheilt und dessen Substanz im Abendmahl genossen wird, während nach Calvin der verklärte Christus nicht local in den Elementen des Sacraments gegenwärtig ist, so ward die Differenz in ihrer ganzen Schroffheit beibehalten, und es war leicht zu sehn, daß Brenz seine Lehre nur durch eine subtile Distinction zu retten suchte.

In einer seiner sonntäglichen Predigten, die er nachher lateinisch herausgab*), suchte Bullinger Brenz zu widerlegen; er nahm Johannes 14, 2 zum Text: „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen"; er wollte beweisen, daß der Himmel, in welchen Christus aufgefahren ist und wo seine Auserwählten aufgenommen werden sollen, ein bestimmter Ort ist, und daß daher der Leib Christi nicht überall sein kann. Auch Bullinger äußerte hier beschränkte Ansichten; er dachte sich, wie Brenz, den Körper des Herrn, der in den Himmel aufgenommen wurde, als einen materiellen, von Fleisch und Gebein, und den Himmel als einen über der Erde seienden begränzten Raum; so aufgefaßt, kann freilich der Leib des Herrn nicht allenthalben sein, und ein Widerspruch war nicht schwer. Brenz ließ sogleich eine neue Streitschrift folgen; Bullinger replicirte; dießmal trat auch Martyr gegen den gemeinsamen Gegner in die Schranken. In den Augen der Zürcher war er der tüchtigste Kämpfer auf diesem Gebiet; Keiner hatte die Abendmahlsfrage so oft und nach so vielen Seiten hin behandelt. Auf ihr Begehren, schrieb er, in dialogischer Form, einen Traktat über die Vereinigung der beiden Naturen in Christo**); durch Zuschrift vom 15. August 1561 widmete er ihn seinem Freunde John Jewel, Bischof von Salisbury, welcher ihm, im verflossenen Herbste berichtet hatte, es fingen auch in England Einige an, die Ubiquität, obwohl bis jetzt ohne Erfolg, zu vertheidigen***). Aus Achtung für Brenz,

*) Tractatio verborum Domini Joh. 14, 2. Zürich, 1561, 4°. — Ludw. Lavater, Bullinger's Leben; Miscellanea Tigurina, Th. 2, S. 73.

**) Dialogus de utraque in Christo natura, quomodo coeant in unam Christi personam inseparabilem, ut interim non amittant suas proprietates, ideoque humanam Christi naturam propter personalem unionem non esse ubique. Zürich, Christ. Froschauer, 1561 und 1563. Basel, 1561. Französisch übersetzt von Claude de Kerquifinen, Lyon, 1565, 4°. — In Walch's Bibliotheca theologica, B. 1, S. 259, ist es unter dem falschen Titel Dialysis de utraque Christi natura angegeben.

***) 6. Nov. 1560. Zurich letters, B. 1, S. 54.

wurde dieser in dem ganzen Verlaufe des Buches nirgends genannt; Martyr wollte nur „mit aller Mäßigung auf die Argumente der gelehrten Männer antworten, welche das Gegentheil seiner eigenen Ansicht behaupteten"; es sollte eine Schrift von ganz allgemeiner Tendenz sein, ohne den Anschein persönlicher Polemik; daher auch die Widmung an einen englischen Bischof, gleich als ob Martyr die Zustände der englischen Kirche, und nicht die Würtemberger im Auge gehabt hätte. Es ist eine sehr gelehrte, aber sehr scholastische Erörterung einer wesentlich scholastischen Frage; die bezüglichen Stellen aus den Kirchenvätern und den kirchlichen Schriftstellern des Mittelalters werden aufs Scharfsinnigste besprochen, durchgängig in ruhigem Tone, ohne Erbitterung, ohne irgend eine Anspielung auf die Person des Gegners. Zwei Sprechende treten auf, Pantachus und Orothetes; jener ist Ubiquist, dieser Reformirter*); beide sind gut bewandert in der Dogmenhistorie und geschickte Dialektiker, beide rufen aber auch Bilder aus der äußern Natur oder Vergleiche aus irdischen Verhältnissen zu Hülfe, die wenig beweisen. Pantachus wirft den Reformirten vor, räumliche, geometrische Dimensionen auf den Himmel und auf den Leib Christi anzuwenden; Orothetes tadelt die Ubiquisten, daß sie einem Körper die göttliche Eigenschaft der Allgegenwart zuschreiben und behaupten, er könne sich über alle Orte ausdehnen. Keiner will jedoch den ihm gemachten Vorwurf anerkennen. Da sich Pantachus auf die Vereinigung der beiden Naturen in Christo beruft, entgegnet Orothetes: „diese Vereinigung nehmen wir, als orthodoxe Glaubige, völlig an; wir trennen beide Naturen nicht wie Nestorius, wir vermischen sie aber auch nicht wie Eutyches. Christus ist eine Person; er hat die zwei Naturen so in sich vereinigt, daß jede ihre Eigenschaften bewahrt. Es ist nicht nöthig uns dieß durch Stellen aus den Kirchenvätern und den Concilien zu beweisen, gleich als ob es etwas uns unbekanntes oder von uns unbekenntes wäre. Aus eurer Ansicht folgt entweder daß Christi ganze göttliche Natur in die menschliche eingeschlossen war, oder daß die menschliche in eben dem Maße erweitert wurde, wie die göttliche es ist, so daß die eine dieselben Eigenschaften erhält wie die andre. Oder aber ihr müßt zwei Personen aus Christo machen, nicht eine. Für uns sind beide Naturen so vereinigt, daß sie weder getrennt noch vermischt werden können. Die Menschheit Christi kann nicht sein ohne die Gottheit, jedoch so, daß sie diese nicht in ihre Gränzen bannt, und daß sie zugleich nicht selber Alles erfüllt wie die Gottheit. Es genügt, daß diese, als unendliche, die Menschheit begleitet. Obgleich daher der Körper Christi im Himmel und

*) Die beiden Namen sind aus griechischen Worten gebildet; Pantachus ist von einem Adverbium abgeleitet, das überall bedeutet; Orothetes heißt der eine Gränze setzende. Die Lutheraner selber bedienten sich des Ausdrucks Pantachousia um die Allgegenwart des Körpers Christi zu bezeichnen.

nicht mehr auf der Erde ist, so ist doch der Sohn Gottes, insofern er in der Kirche und überall gegenwärtig ist, nie so von der menschlichen Natur entblößt, daß diese nicht, an dem Orte wo sie sich befindet, mit ihm in Einheit der Person verbunden wäre." Da die Ubiquisten den Reformirten vorwarfen, Christum an einen fernen, über den sichtbaren Himmel hinausliegenden Ort zu versetzen, so daß er nicht mehr auf der Erde und also auch nicht im Abendmahl gegenwärtig sein könne, so antwortete Martyr: „ihr vergeßt daß die Allmacht Gottes, auf die ihr euch beruft, auch von uns zu Hülfe genommen werden könnte; ich könnte sagen, durch die Allmacht wäre es leicht möglich, daß wir auch entfernter Dinge theilhaftig werden und Christi Leib und Blut wirklich und substanziell empfangen. Wenn ihr überzeugt seid, daß die göttlichen Kräfte durch keine physische Unmöglichkeit begränzt werden können, warum weigert ihr euch zuzugeben, daß örtlich von einander entfernte Dinge zu gleicher Zeit und zusammen gegenwärtig zu sein vermögen? Dieß sage ich nicht darum, weil ich von der göttlichen Macht diese Meinung habe, sondern um euch zu zeigen, wie schwach eure Beweisführung ist, wenn ihr euch auf die Allmacht Gottes stützen wollt. Ich will euch aber lieber auf die geistige Einigkeit aufmerksam machen, welche die Wiedergebornen mit dem Leib und Blut Christi haben, und welche der örtlichen, räumlichen Gegenwart nicht bedarf. Obgleich Christi Menschheit über dem sichtbaren Himmel thront, so kann sie sich doch, in belebender Einigung, mit uns verbinden. Die Glaubigen, wenn sie auch die entferntesten Gegenden bewohnen und durch weite Räume von einander getrennt sind, bleiben dennoch Glieder desselben Hauptes, Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein. Wenn nichts hindert, daß die Glaubigen in England mit denen in Deutschland oder Frankreich verbunden seien, was sollte sie hindern auch mit Christi Menschheit verbunden zu werden? Der Gatte, der von der Gattin getrennt ist, hört nicht auf ein Fleisch mit ihr zu sein. Niemand wird läugnen, daß Christus durch ein festes geistiges Band mit der Kirche und jedem einzelnen Glaubigen verbunden ist. Die Sonne, obgleich im Himmelsraume weit von uns entfernt, ist uns gegenwärtig durch ihre belebenden Strahlen; um wie viel mehr ist Christus, der auch nach seiner Menschheit die Sonne der Gerechtigkeit ist, den Seinen gegenwärtig, nicht leiblich, sondern geistig, durch die Wirkungen seiner Gnade und die Güter die er uns schenkt. Habt ihr übrigens aus der leiblichen Gegenwart mehr Frucht, als wir aus der geistigen? Ich kann es nicht glauben; es ist mir daher immer vorgekommen, als handeltet ihr wenig weise, indem ihr eure ungereimte und unnöthige Lehre mit so viel Leidenschaft vertheidigt."

Es findet sich in dieser Schrift Martyrs eine schöne Stelle über Luther, die von ganz anderm Sinne zeugt als die Art, wie die damaligen Lutheraner sich über die schweizerischen Reformatoren aussprachen: „In Luther erkennen auch wir die herrlichsten Gaben Gottes, und ganz besonders den Geist der Kraft in der Predigt des Wortes; nie rede ich von ihm anders als mit der

größten Ehrfurcht. Zu derselben Zeit sind aber auch noch andre Männer von Gott erweckt, und mit hohen Gaben ausgeschmückt worden. Werden uns daher Aussprüche dieser Glaubenshelden entgegengehalten, die einander widerstreiten, so müssen sie nach der Analogie der heiligen Schrift beurtheilt werden, denn auf menschliche Auctorität haben wir uns nicht zu stützen." Nach solchen ächt reformatorischen Worten, war es ihm wohl erlaubt, zum Schlusse des Buches, die Unduldsamkeit und Heftigkeit der Lutheraner zu beklagen: „ihr habt euch stets bemüht uns zu unterdrücken; ihr habt uns die entehrendsten Namen gegeben, uns Ketzer, Schwärmer, Fanatiker, Sacramentirer genannt. Wir haben euch nie verdammt, sondern oft uns bemüht uns mit euch zu vereinigen. Ihr allein wollt, wie von einem erhabenen Orte herab, Allen vorschreiben was zu glauben ist. Möge Gott, durch unsern Herrn Jesum Christum, endlich geben daß kein Zwiespalt mehr in seiner Kirche herrsche, und daß wir uns in demselben Geiste Alle vereinigen! Ich befürchte jedoch daß, unsrer Sünden wegen, dieser Friede zu unsrer Zeit noch nicht eintreten wird!" Es sind nun drei Jahrhunderte verflossen, seit Martyr diese Befürchtung ausgesprochen hat, und noch ist der Friede nicht hergestellt, denn noch stehn ihm die nemlichen Hindernisse entgegen, die Anmaßung und die Schwachheit des Verstandes der, was zum Glauben gehört, sich abmüht in Formeln zu bannen, und die selbstsüchtige Leidenschaft, welche eine einseitig ausgedrückte Wahrheit als absolut vollkommen vertheidigt.

In dem Ubiquitätsstreite des sechzehnten Jahrhunderts standen sich, auf beiden Seiten, sinnliche Auffassungen gegenüber. Wenn auch anerkannt werden muß, daß Martyr und Bullinger für die Wirklichkeit der menschlichen Natur Christi stritten, gegen die ubiquistische, mechanische Auflösung derselben, zufolge welcher der Körper Christi sich erst im Raume ausdehnen oder vervielfältigen muß, um örtlich im Brode gegenwärtig zu sein, so halten sie doch zu fest an der irdisch-leiblichen Beschaffenheit und daher räumlichen Beschränktheit der Menschheit Christi. Brenz nahm den Himmel für die Allgegenwart, Martyr und Bullinger für einen bestimmten, abgegränzten Ort; Brenz behauptete, nach der Himmelfahrt habe die Gottheit Christi der Menschheit ihre Eigenschaften mitgetheilt, so daß auch diese nun allgegenwärtig werde, Martyr und Bullinger, die Menschheit sei nach wie vor dieselbe geblieben, und Christus sitze zur Rechten Gottes mit dem nemlichen Körper, den er auf Erden gehabt. Wer wird nicht zugeben, daß hier auf beiden Seiten eine Fortbildung der Lehre nöthig geworden ist?

Der Streit wurde noch lange fortgesetzt zwischen den Lutherischen und den Schweizern und Pfälzern; auch in Straßburg brach er aus, und wir werden Martyr noch einmal darin eingreifen sehn. Die ubiquistischen Lutheraner zeichneten sich dabei am wenigsten durch Ruhe und Mäßigung aus; während Heßhus die niedrigsten Verläumdungen der Katholiken gegen Calvin

und Beza aufgriff, um seine Streitschriften damit auszuschmücken*), behauptete der alte Brenz, mit verwunderlichem Scharfsinn, der Teufel wolle durch den Calvinismus nichts weniger als das Heidenthum, den Talmudismus und den Mahometismus in die Kirche einschwärzen**).

Achtes Kapitel.

Martyr's zweite Berufung nach Heidelberg und Einladung zum Religionsgespräch von Poissy.

Nachdem Martyr schon einmal durch Otto Heinrich einen Ruf nach der Pfalz erhalten hatte, wünschte nun auch dessen Nachfolger ihn in seine Nähe zu ziehen. Churfürst Friedrich III., abgestoßen durch die Streit- und Herrschsucht seines Superintendenten Tileman Heßhus, hatte sich von dem schroffen Ultra-Lutherthum abgewandt und beschlossen, die reformirte Lehre und Kirchenordnung in seinem Lande einzuführen. Dazu sollte Martyr mitwirken. Anfangs 1561 wurde der Heidelberger Professor der Theologie, Paul Einhorn, ein Lutherischer, entlassen. Um ihn zu ersetzen, dachte Friedrich III., trotz der Widerrede des Stuttgarder Propstes Brenz, zuerst an Musculus in Bern, dann an Martyr; der Zürcher Magistrat sollte diesen für ein Jahr dem Churfürsten „leihen", nach dem damals üblichen Ausdruck und Gebrauch. Martyr hätte es nicht ungern angenommen; es war an der Heidelberger theologischen Fakultät erst ein einziger, der in reformirtem Sinne lehrte, der Franzose Peter Boquin, ein ehemaliger Mönch wie Martyr, und wie er ein ruhiger, milder, gelehrter Mann. Auch Calvin rieth zur Annahme, in der Hoffnung durch Martyrs Ansehn würde die Eintracht in der Lehre schneller in der Pfalz wieder hergestellt werden***). Der Zürcher Magistrat gab jedoch seine Einwilligung nicht; man empfahl dem Churfürsten den jungen Zacharias Ursinus, der sich damals noch zu Zürich aufhielt; bald darauf wurde dieser in Heidelberg angestellt. Schon vorher war auch Mar-

*) Z. B. am Schlusse seiner Verae et sanae confessionis de praesentia corporis Christi in coena Domini pia defensio, adversus cavillos et calumnias Calvini, Boquini, Bezae et Wilhelmi Cleinwitzii. Magdeburg, 1562, 4°.

**) In der Recognitio propheticae et apostolicae doctrinae de vera majestate Christi ad dextram Dei. Tübingen, 1564, 4°.

***) Calvin an Martyr, s. d. Bei Crenius, Animadversiones historicae et philologicae. Leyden, 1698, Th. 3, S. 144. — An Olevianus, 5. Nov. 1560. Calvini epp., 228.

tyrs alter Freund Tremellio als Professor des Hebräischen an diese Universität berufen worden*).

Ein nicht minder wichtiger Ruf, auf einem weit großartigern Schauplatze zu erscheinen, erging an Martyr im Sommer 1561**).

In Frankreich waren die Reichsstände zusammenberufen worden. Der Hof benützte die Gelegenheit um durch die Prälaten des Landes eine Art National-Concil halten zu lassen, unter dem Vorwande einer Vorberathung für das allgemeine Concil zu Trident. Die Bischöfe sollten auch ihre Meinung aussprechen über eine Verbesserung der Kirche, da Frankreich deßhalb nicht auf die Beschlüsse der Tridentiner Versammlung warten könne. Den 28. Juli kamen die geistlichen Herren zu Poissy, in der Nähe von Paris, zusammen; der Hof hielt sich in dem benachbarten Schlosse von Saint-Germain auf. Die Aussichten auf Erfolg waren nicht glänzend. König Anton von Navarra, General-Statthalter des Reichs, hatte die Macht in Händen, war aber ein schwacher, charakterloser Mann, der den Reformatoren geringes Vertrauen einflößte. Der Kanzler, Michel L'hospital, aufgeklärt und friedliebend, hatte den Einfluß nicht der seiner Stellung gebührte. In der Prälatenversammlung waren einige fast evangelisch gesinnte Geistliche, die eine Richtung befolgten wie früher Contarini und seine Freunde; sie waren aber in zu kleiner Zahl, um gegen die unduldsame Hartnäckigkeit ihrer Standesgenossen etwas ausrichten zu können.

Zu gleicher Zeit faßte der Hof, auf den, im Namen Christophs von Würtemberg an König Anton gemachten Vorschlag hin, den Entschluß ein Religionsgespräch mit den Protestanten zu versuchen. Der Staatsrath und das Parlament gaben ihre Einstimmung, und die Versammlung von Poissy schien die geeignetste Gelegenheit dazu. Den 5. Juli richtete zwar die Sorbonne (die Pariser, aus ächten Dunkelmännern bestehende theologische Facul-

*) Tremellio zog sich später nach Metz zurück, wurde nach der neuen Akademie von Sedan als Professor des Hebräischen berufen, und starb daselbst 1580. Er hat mehrere Commentare über alttestamentliche Bücher, und eine chaldäische und syrische Grammatik herausgegeben, Calvin's Catechismus ins Hebräische, und mit dem Franzosen Franz Du Jon (Junius), das Alte Testament ins Lateinische übersetzt.

**) Es ist hier nicht der Ort einen vollständigen Bericht von dem Colloquium von Poissy zu geben; es ist nur das hervorzuheben was Martyr dabei gewirkt hat, und was zur Erklärung seiner Wirksamkeit und zur allgemeinen Charakteristik des Gespräches gehört. Das Ganze umfassende Darstellungen, in denen freilich Manches speziell auf Martyr bezügliche unberücksichtigt bleiben durfte, findet man in Beza's Histoire ecclésiastique, B. 1, S. 489 u. f.; in den Commentaires de l'estat de la religion et république des Präsidenten Pierre de la Place (1565, s. l.), S. 216 u. f.; bei Thuanus, Buch 28; und in neuester Zeit, in Baum's Leben Beza's, B. 2, und in Soldan's trefflicher Geschichte des Protestantismus in Frankreich, Leipzig, 1855, B. 1.

tät) ein Gesuch an den König, den Ketzern nicht zu gestatten an irgend einer Verhandlung über die Religion Theil zu nehmen, weil dieselben das Ansehn der römischen Kirche nicht anerkennen*); nichtsdestoweniger verkündigte, den 25., ein königliches Patent sicheres Geleit allen französischen Unterthanen, die der Religion wegen bei der Versammlung etwas vorzubringen hätten. Unter den Reformirten erwachte große Hoffnung; es war das erste Mal, daß man ihnen in Frankreich ein öffentliches Besprechen ihrer Lehre gestattete; sie zweifelten nicht an dem Siege der Wahrheit. Merkwürdigerweise widersetzten sich die Prälaten dem Vorhaben nicht, trotz der Protestationen des päpstlichen Nuntius und des spanischen Gesandten, und trotz der Einrede der grollenden Sorbonne, welche den König um Erlaubniß bat keine Delegirte schicken zu dürfen, da die Kirche längst für Alles gesorgt und den Glauben festgestellt habe, und ein Gespräch mit Ketzern ein höchst gefährliches Zugeständniß sei. Die Bischöfe hatten jedoch politische Gründe um dem Willen des Hofes nicht zu widersprechen; etwaige Skrupel beschwichtigte der Cardinal von Lothringen, indem er erklärte, er werde schon mit den Ketzern fertig werden, er habe genug Zeugnisse der Kirchenväter in Bereitschaft um ihnen eine Niederlage zu bereiten.

Des Herzogs von Würtemberg Gedanken weiter verfolgend, beschloß man am französischen Hofe auch aus dem Auslande protestantische Theologen herbeizurufen; es wurde deßhalb an einige deutsche Fürsten geschickt; diese, unter sich uneins, konnten sich aber nicht über eine gemeinsame Gesandtschaft verständigen; nur in dem lutherischen Würtemberg und der reformirten Pfalz wurden einige gelehrte Männer bezeichnet, die aber zu spät in St. Germain ankamen, um ein öffentliches Schauspiel ihrer innern Zerwürfnisse zu geben. Was wäre es erst gewesen, wenn Flacius oder Brenz gekommen wären! Der Herzog Johann Friedrich von Sachsen, der von Würtemberg, selbst der von Zweibrücken, beklagten sich sehr daß man diese nicht berief**). Dem Cardinal von Lothringen und seinem nunmehrigen Agenten, dem characterlosen, gegen die reformirten Theologen erbitterten Juristen Franz Baudouin, wären solche Männer sicher erwünscht gewesen; Letzterer war nach Deutschland gereist, mit dem geheimen Auftrage des Cardinals, bei den lutherischen Fürsten gegen das Colloquium zu wirken, oder die Absendung solcher Theologen zu erlangen, die zu Poissy mit den Katholischen in der Verwerfung des französischen Protestantismus übereingestimmt hätten. Daß dies nicht ganz gelang, war weder des Cardinals noch der strengen Lutheraner Schuld.

Unter den Schweizer Theologen fiel Catharina's und Antons Wahl auf Beza und Martyr. Letzterer wurde zunächst von Hubert Languet, dem gerade in Paris anwesenden diplomatischen Agenten des Churfürsten von Sachsen,

*) D'Argentré, Collectio judiciorum de novis erroribus. B. 2, S. 292.
**) Languet an Ulrich Mordeisen, 9. Oct. 1561. Epistolae, Lib. 2, S. 143.

vorgeschlagen; von einflußreichen Personen befragt, wen er unter den reformirten Theologen, außer Beza, für den geeignetsten hielte um berufen zu werden, nannte er Doctor Peter Martyr, „wegen seiner weisen Besonnenheit und seiner Welterfahrung", und weil man hoffen könnte er würde, als Landsmann Catharina's von Medici, mehr von ihr erlangen als Andere*). In der That waren auch Wenige im Stande den Protestantismus zu Poissy würdiger zu vertreten als er; seine, auf manchfachen Wanderungen und in den verschiedenartigsten Verhältnissen gesammelte Menschenkenntniß, sein leidenschaftsloser und dabei unerschütterlicher Charakter, sein edler Anstand, der stets an den florentinischen Patrizier erinnerte, seine seltene Gelehrsamkeit bezeichneten ihn, neben dem nicht weniger Ehrfurcht gebietenden Beza, als den vornehmsten der reformirten Theologen. Der Straßburger Rektor, Johann Sturm, der auch Straßburg bei dem Religionsgespräch repräsentirt zu sehn wünschte, schlug der Königin von Navarra Zanchi vor, und ließ ihn noch durch Martyr persönlich bei ihr empfehlen**); man berief ihn jedoch nicht.

Martyr hatte längst an den Schicksalen der französischen Protestanten lebhaften Antheil genommen; er war mit ihren Zuständen vertraut, pries die Glaubensfreudigkeit ihrer Märtyrer, theilte ihre Wünsche und Sorgen. Er hatte oft mit Calvin und Hotmann Briefe darüber gewechselt. Als nach dem Tode Franz II. (5. Dezember 1560) die Umstände günstiger schienen, hatte Hotmann ihn und Bullinger aufgefordert, an den König von Navarra, den Fürsten von Condé und den Admiral Coligny Briefe zu richten, um die Sache der Reformation ihrer Treue zu empfehlen***). Ob sie es gethan, ist uns unbekannt. Martyr sah in König Anton nur einen eitlen, unzuverlässigen Mann; die Betheuerungen Catharina's zu Gunsten der Religion hatte er nie für Ernst genommen†). Jetzt aber, als ein Ruf an ihn und Beza erging, konnte er sich des Gefühls der Hoffnung nicht erwehren, das alle Freunde des französischen Protestantismus ergriffen hatte.

Im Juli langte der Edelmann Claude de Pradelles in Genf an, mit Briefen des Königs von Navarra, des Prinzen von Condé, des Admirals Coligny, der Pariser evangelischen Gemeinde, um Beza zum Religionsgespräche einzuladen. Er hatte auch den Auftrag sich mit Martyr zu bespre-

*) Languet an Mordeisen, l. c.

**) Sturm an die Königin, 15. Sept. 1561. Ms.

***) An Martyr, s. d. (Januar 1561) Ms. — An Bullinger, 12. April 1561. Hottom. epp., S. 32.

†) An Calvin, 26. Sept. 1560. Calvini epistolae, S. 223. Dieser Brief ist die Antwort auf einen Calvin's, vom 11. Mai, worin dieser die Verschwörung von Amboise beklagt, und der zuerst abgedruckt ist in dem Bulletin de la société de l'histoire du protestantisme français, Paris, 1853, S. 250. — S. auch Martyr an Calvin, 26. Sept. 1559; Calvin an Martyr, 5. Oct. 1559. Loci communes, S. 1125. Calvini epistolae, S. 218.

chen, indessen noch keine Briefe für ihn. Die Genfer wünschten sehr er möchte Beza begleiten; daher reiste dieser mit Pradelles nach Zürich, wo sie ein Schreiben des Genfer Raths übergaben, das die dringende Bitte enthielt die Zürcher möchten Martyr die Reise gestatten, es sei für das Wohl der Christenheit, in dieser hochwichtigen Sache dürfe Keiner zurückbleiben*). Bullinger war jedoch entschieden dagegen; die Zürcher trauten dem französischen Hofe nicht; sie wollten überhaupt nichts mehr von Religionsgesprächen wissen. Allein von allen Seiten kam dringende Mahnung; der greise Farel**), die Berner riethen in dieser großen Angelegenheit nicht länger zu zögern. Johann Haller schrieb an Bullinger***): „Alle Freunde, ja so viel ihrer sind, denen die Sache des Herrn am Herzen liegt, sind der Hoffnung, daß, weil sie gehört haben Martyr werde von der Königin als ihr Landsmann erfordert zum künftigen Colloquium, weder ihr, noch er selbst verweigern werdet Christo und der Kirche einen so großen Dienst zu leisten. Was er vermag, wie groß seine Gelehrsamkeit, sein Ansehn, seine Gewandtheit in der Art Verhandlungen sind, ist bekannt genug. Wollte Gott, er könnte zuletzt auch über Frankreich siegen. Welch ein Ruhm wäre dieß, nicht allein für die gesammte schweizerische Kirche, sondern hauptsächlich für die eurige; gering wäre der Glanz zu achten, den sie bisher gehabt, gegen den, in welchem sie dann leuchten würde." Haller warnte zugleich vor unklugem Mißtrauen, sprach von der Nothwendigkeit sich die französische Regierung nicht zu entfremden, und fügte bei: „die Sache ist ohne Gefahr, denn abgesehn davon, daß das französische Volk keiner treulosen Bosheit fähig ist, so werden die Ersten des Reichs und der größte Theil des Adels ihn wie einen Boten Gottes, ja wie Christum selber aufnehmen." In dem einundsechzigjährigen Martyr erwachte wieder die Kraft der Jugend; er gab sich dem hohen Gedanken hin, nachdem sich der Herr seiner bedient hatte, um in Süden und Norden das Evangelium zu verkündigen, würde er ihm vielleicht nun auch gestatten in Frankreich ein wirksames Zeugniß abzulegen. Er stellte die Sache dem Magistrat anheim; dieser beschloß den 30. Juli: „wenn Doctor Peter durch die königliche Majestät, auch Fürsten und Regenten in Frankreich erfordert werde zu einem christlichen Gespräch und Zusammenkommniß, und ihm von der Kron von Frankreich genugsam Geleit und Sicherheit mit Geleitsleuten, wie die Nothdurft erfordert, zugeschickt werde, daß er dahin und wieder an sein sicher Gewahrsam, sammt allen denen, so ihm von uns zugegeben werden, kommen mög, alsdann wollen wir ihn schicken." Claude de Pradelles hatte gleich Anfangs an den Hof gemeldet, daß man in Zürich eine officielle Berufung verlange; es erfolgte ein Schreiben des Königs Anton an den Rath, und bald darauf, durch Matthieu

*) Genf an Zürich, 21. Juli 1561. Baum, B. 2, Anhang, S. 36.

**) Farel an Martyr und Beza, Juli 1561. Ms.

***) 27. Juli 1561. Ms.

Coignet, den französischen Botschafter zu Solothurn, ein vom 30. Juli datirter und vom Karl IX. und seiner Mutter ausgestellter Geleitsbrief, wodurch Martyr und seinem Gefolge, für vier Monate, sicheres Geleit verheißen wurde zum Kommen und zum Gehn*).

Beza reiste den 16. August nach Frankreich ab. Den folgenden Tag schrieb Calvin an Martyr, überall heiße es, die Königin-Mutter habe großes Verlangen ihn zu sehn, er dürfe daher nicht länger säumen, er sei es der Kirche schuldig**). Martyr bedurfte, wie schon bemerkt, dieser Aufforderungen nicht; schon den 31. Juli hatte er an Calvin selber geschrieben***): „mit Freuden bin ich bereit der französischen Kirche zu dienen; fürwahr, um einer so großen Sache willen, werde ich keine Mühe, keine Gefahr scheuen." Dem Zürcher Magistrat wurde es jedoch schwer sich zu entschließen; er zweifelte an der Ehrlichkeit der französischen Regierung; wenn auch dießmal der Verdacht ohne Grund war, was man freilich in Zürich noch nicht wissen konnte, so hatten doch die vergangenen Jahre Stoff genug zu Mißtrauen und Besorgniß geliefert. Als der königliche Geleitsbrief ankam, erklärten die beiden Bürgermeister dem Antistes, es scheine ihnen zwar jetzt, daß man es ernstlich meine, doch möchten sie noch weitere Nachrichten aus Frankreich erwarten, ehe sie über die Reise etwas beschließen†). Manchen kam der Geleitsbrief selber verdächtig vor; das Datum und das undeutliche Siegel erregten Zweifel; der Brief war von Catharina von Medici ausgestellt, und was konnte man nicht Alles von den Ränken dieser Frau erwarten! auch dachte man an die Gefahren einer Reise auf den unsichern Straßen durch Burgund; und überdieß meinte man, es sei ja doch kein Erfolg zu erwarten. Der Rath wandte sich daher an die Prediger, „ob sie der Sach trauen wollen"††). Diese antworteten, sie wollten länger keine Sorge haben, da der Geleitsbrief durch den Botschafter Coignet gesandt worden sei; Coignet, ein rechtlicher, edler Mann, war von den protestantischen Schweizern sehr geachtet; es schien sogar, als sei er der Reformation nicht abgeneigt. Martyr selbst gab an den Rath ein schriftliches Bedenken ab, worin er sagte†††): „wenn ich mich weigere, so wird es scheinen als versäumten wir was zur Förderung der Ehre Gottes dient, als achtete ich mein Leben höher als die Sache Christi, der sich doch für mich in den Tod gegeben hat; diesen Flecken würde ich nie abwaschen können; mein Gewissen würde mich fortwährend anklagen, Niemand würde mehr etwas auf mich halten. Die Ehre der Stadt, und die Liebe zu den bedrängten Glaubensgenossen in Frankreich, erfordern, daß mir die Abreise gestattet

*) Baum, B. 2, Anh., S. 36.
**) Ebendas., S. 40.
***) Loci communes, S. 1135.
†) Martyr an Calvin, 15. August 1561. Loci communes, S. 1135.
††) Baum, a. a. O., S. 41.
†††) Ebendas., S. 42.

werde." Nach langer Berathung, willigte der Magistrat endlich ein; um größerer Sicherheit willen, wurde bei Coignet, der selbst im Begriff war sich an den Hof zu begeben, angefragt, ob Martyr, mit Claude de Pradelles, in seiner Begleitung reisen dürfe; es wurde gerne zugegeben.

Beza, der bereits den 23. August am Hofe angekommen war, erwartete Martyr mit Ungeduld; einige der schon anwesenden reformirten Theologen befürchteten sogar, die zögernde Art wie er berufen worden, möchte ihn abhalten zu erscheinen*). Beza drängte; er war sich bewußt des Beistandes seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns zu bedürfen; den 30. schrieb er an Calvin**): „wenn unser Martyr bei Zeiten kommt, das heißt, wenn er sehr eilt, so wird es uns höchlich freuen; wir werden mit kampfgeübten Sophisten zu thun haben, und obschon wir das Vertrauen haben, die einfache Wahrheit des göttlichen Wortes werde siegen, so ist es doch nicht eines Jeden Sache Jener Spitzfindigkeiten auf der Stelle zu widerlegen." Auch die Königin, meldete er, erwarte ihren Landsmann „mit großem Verlangen, so wie ich es von ihr selbst gehört habe"***). Sie war in der That begierig den berühmten Florentiner zu sehn; nicht als ob es religiöses Interesse gewesen wäre, — solches kannte sie nicht, obgleich sie wie Wenige davon zu reden verstand, — es war nur das neugierige Interesse, das ihr ein Patriziersohn ihrer Vaterstadt einflößte, der aus einem mönchischen Prediger einer der ersten unter den protestantischen Theologen geworden war. Die Nachricht von dem Verlangen ihn zu sehn hatte im Auslande großes Aufsehn erregt; die Protestanten bauten, allzurasch, schöne Hoffnungen darauf; sie schmeichelten sich mit der Idee, die Königin werde in Allem, was sich auf die Religion beziehe, seinem Rathe folgen, sie verehre ihn wie einen Vater, und andre Illusionen mehr†).

Neuntes Kapitel.

Martyr's Ankunft und Aufnahme am französischen Hof. — Unterredungen mit Catharina von Medici.

Den 26. August 1561, nachdem er kurz vorher den Traktat gegen Brenz vollendet hatte, reiste Martyr von Zürich ab, mit Pferden des Magistrats, begleitet von Santerenziano und dem neunzehnjährigen Johann Wilhelm

*) Franz von Morel an Calvin, 25. August 1561. Ms.

**) Calvini epistolae, S. 252.

***) 25. August. Baum, a. a. O., S. 53.

†) Zanchi an Pistorius, 10. Sept. 1561. Zanchii epistolae, B. 2, S. 326.

Stucki, der ihm als Sekretär diente*). Josias Simler wurde beauftragt ihn während seiner Abwesenheit zu ersetzen. Den 28. sollte er in Neufchatel sein, um sich Coignet anzuschließen; unterwegs, zwischen Lenzburg und Aarburg, traf er des Gesandten Sohn, der in Zürich studirte, und ihm den Auftrag brachte zuerst nach Solothurn zu kommen, wahrscheinlich um noch bei der französischen Gesandtschaft Einiges in Ordnung zu bringen. Dadurch wurde die Reise verlängert; er schickte eiligst nach Neufchatel um Coignet zu bitten, ihn noch einen Tag zu erwarten. Auf der Durchreise durch Bern wurde er von den Predigern liebevoll aufgenommen, der Magistrat ließ ihm den Ehrenwein reichen **). Als er in Neufchatel ankam, war der Gesandte schon abgereist; den andern Tag jedoch, holte er ihn ein. Coignet empfing ihn mit der größten Freundlichkeit; während der ganzen Reise, die fünfzehn Tage dauerte, war er, mit seinen Gefährten, Gegenstand der aufmerksamsten Sorgfalt des Gesandten und seiner Gattin; jener unterhielt sich mit ihm über Zürich, Bullinger, die Reformation, das bevorstehende Religionsgespräch***).

Den 9. September langten sie in Paris an; im Hause des königlichen Schatzmeisters, Bautrud, eines christlich gesinnten Mannes, fand Martyr gastfreundliche Aufnahme; zahlreiche Freunde kamen sogleich zum Besuch. Claude de Pradelles eilte nach Saint-Germain voraus, um am Hofe seine Ankunft zu melden. Catharina, die für die Reformirten voll Aufmerksamkeit war, während sie von den Prälaten mit einem Uebermuth behandelt wurden, der sie nothwendig reizen mußte†); der König von Navarra, Condé, Coligni ließen ihn grüßen und einladen gleich den folgenden Tag bei Hof zu erscheinen. Die Königin von Navarra schickte ihm ihren Arzt, der Prinz von Condé seinen Secretär, der ihm ein Maulthier zur Verfügung stellte.

Nach langen Discussionen über die Art der Verhandlungen, und nach einem letzten Versuche der Sorbonne den König wenigstens von diesen abzuhalten, da sie befürchtete, er könnte, wegen seiner Jugend, von der Ketzerei angesteckt werden††), hatte das Gespräch angefangen, im großen Refectorium

---

*) Stucki wurde später Professor des Hebräischen zu Zürich. Er starb 1607.—

**) Martyr an den Zürcher Rath, 29. August. Baum, a. a. O., S. 57.

***) Martyr an Bullinger, 12. Sept. Loci communes, S. 1136. — Martyr berichtete regelmäßig über alle Vorfälle an Bullinger und an den Zürcher Magistrat. Auch verfaßte er, wahrscheinlich für den Letztern, eine jedoch unvollendete Relation über das Colloquium, die, theils von seiner Hand, theils von der Stucki's geschrieben, zu Zürich aufbewahrt wird, und abgedruckt ist bei Hottinger, Historia Ecclesiae Novi Test., B. 7, S. 714 u. f. Diesem Berichte ist großentheils das Folgende entnommen.

†) Der Cardinal di Santa-Croce, päpstl. Nunzius, an den Cardinal Borromeo, 15. Nov. 1561, Poissy. Bei Aymon, Synodes nationaux des Eglises réformées de France. Haag, 1710, 4°. B. 1, S. 8.

††) 8. Sept. Bulaeus, Historia Universit. Parisiensis. Paris, 1665, f°. B. 6, S. 541.

des Nonnenklosters von Poissy, den nemlichen Tag als Martyr in Paris anlangte. Außer Beza waren mehrere der vorzüglichsten französischen reformirten Prediger da. Im Beisein des Hofes, eröffnete der Kanzler Lhospital die Sitzung durch eine feierliche Rede; des Königs Wunsch, sagte er, sei eine Versöhnung der Protestanten mit der Kirche zu versuchen; gelinge es nicht, so dürften jene nicht mehr behaupten, sie würden ungehört verdammt. Hierauf nahm Beza, den die Reformirten als Sprecher erwählt hatten, das Wort; nach einem Gebete, um Gott zu danken, daß er den Evangelischen die Gnade erwiesen habe, ihren Glauben frei und öffentlich bekennen zu dürfen, hielt er eine mächtige Rede, bald an den König, bald an die Prälaten gerichtet; er wies die gegen die Reformation erhobenen Beschuldigungen zurück, und stellte die Hauptpunkte der reformirten Lehre auf, als das wahre Bekenntniß der christlichen Kirche bildend. Was er über das Abendmahl sagte, brachte große Bewegung unter den Bischöfen hervor; der Cardinal von Tournon redete von Skandal; der von Lothringen soll ausgerufen haben: „wollte Gott dieser Mensch wäre stumm gewesen, oder wir Alle taub"*)! Wer auf eine Verständigung gehofft hatte, konnte bereits voraussehn, daß eine solche Hoffnung eine eitle war.

Den 10. September ritt Martyr nach S. Germain. Er erhielt, mit mehrern Predigern, seine Wohnung in dem Hause des Cardinals von Châtillon, des protestantisch gesinnten Bruders des Admirals Coligni **). Da bei der Ueberfüllung des Orts und der Habgier der Gastwirthe, Martyrs Pferde schlecht besorgt wurden, ließ sie der treffliche Coignet auf sein Landgut bei Paris bringen und dort unterhalten. Saint-Germain bot ein merkwürdiges Schauspiel dar; trotz der Anwesenheit des Hofes, zu dem so viele erbitterte Gegner der Reformation gehörten, trotz der Nähe sämmtlicher Bischöfe des Reichs und zahlreicher Priester und Mönche, konnte man sich an einem Orte glauben, wo die vollste Glaubensfreiheit herrschte; bei der Königin von Navarra wurden Psalmen gesungen und öffentliche Predigten gehalten; in den Gesprächen offenbarten sich die freimüthigsten Ansichten über den Katholicismus; die zahlreichen anwesenden reformirten Theologen, der ernste hugenottische Adel gaben dem Hofe das ungewohnte Schauspiel frommer Zucht, das bei Manchem einen tiefen Eindruck zurückließ***). Hätte Catharina von Medici ein andres Herz gehabt, sie hätte erfahren können auf welcher Seite die Wahrheit und mit ihr das Heil von Frankreich sei. Nach Tische wurde Martyr der Gattin Condé's vorgestellt; der Bischof von Troyes, ein geborner Italiener mit Namen Anton Caraccioli, längst im Geheimen zur Re-

*) Bèze, Histoire ecclésiast., B. 1, S. 525.

**) Während der Versammlung der Prälaten, wohnte der Cardinal zu Poissy.

***) Languet an Mordeisen, 20. Sept. 1561; 10. Jan. 1562. Epistolae, Lib. 2, S. 140. 188. — Le réveille-matin des François et de leurs voisins. Edinb., 1574, S. 14.

formation geneigt, diente ihm, wo es nöthig war, als Dolmetscher. Der König von Navarra, die Gattin Coligni's, Condé selbst kamen dazu; man wünschte sich Glück Martyr zu besitzen. Condé berichtete ihm, die protestantischen Fürsten befürchteten die Prälaten möchten die Aeußerungen Beza's übers Abendmahl als Vorwand gebrauchen, um das Gespräch nicht weiter fortzusetzen; sie hätten bereits unter sich beschlossen dem Könige eine Bekenntnißschrift zu überreichen, in deren Vorrede sie Beza widerlegen und erklären wollten, bei dem entschiedenen Auftreten der Protestanten, sei an eine Unterhandlung mit ihnen nicht zu denken; der Prinz fügte jedoch bei, die Königin würde dieß nicht gestatten. Martyr ahnte wohl, daß von den Bischöfen wenig zu erwarten war; da übrigens Alles französisch verhandelt wurde, wegen der Anwesenheit des Hofes, und er dieser Sprache nicht genug mächtig war, um selbst in die Discussionen einzugreifen, glaubte er wenig mehr thun zu können als den Freunden zu rathen und sie durch seine Erudition zu unterstützen; nur vor der Königin die, wie man ihm versicherte, sich viel von ihm versprach, hoffte er ein Zeugniß ablegen zu können und sie vielleicht zur Duldung zu stimmen*).

Nachdem er einen Tag von den Mühen der Reise ausgeruht hatte, wurde er den 12. September vor Catharina geführt. Der Sitte gemäß, ließ er sich auf ein Knie nieder, und überreichte ihr ein Schreiben des Zürcher Magistrats an sie und ihren Sohn. Liebenswürdig, wie sie es sein konnte, hob die stolze Medizäerin ihren edlen Landsmann auf, und unterhielt sich, in italienischer Sprache, lange mit ihm. In eindringlicher Rede sagte er ihr, auf ihren Befehl sei er mit freudigem Gemüthe gekommen, hoffend aus dieser Zusammenkunft werde Gutes erwachsen; der Herr habe ihr den Gedanken dazu eingegeben, und sie auserwählt sein Werkzeug zu sein, zur Wiederherstellung des Friedens der Kirche. Er bezeugte seinen und des Zürcher Magistrats guten Willen gegen Ihre Majestät; der Magistrat hätte ihn nicht fortgelassen, wenn er nicht wünschte ihr und zugleich der Religion zu dienen. Er ermahnte sie in dem unternommenen Werke zu beharren; es werde nicht nur Frankreich, sondern der ganzen Christenheit von großem Nutzen sein; zwar seien Gefahren und Hindernisse vorauszusehn, Gott aber werde ihr beistehn, so wie er es stets allen denen gethan die sein Werk befördert haben; es komme darauf an die Lehre und die Sacramente auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückzuführen; Gott könnte dieß auch ohne die Fürsten, er wolle sich aber dazu ihrer hohen Stellung bedienen, darum mögen sie auch ihre Pflicht treu erfüllen. Solche Worte hatte die Königin selten gehört; doch antwortete sie höflich: „auch ich wünsche, daß die Wahrheit erkannt werde, gerade deßhalb habe ich die Versammlung berufen; von euch wünsche ich nun einen Rath zu erhalten, wie der

*) An Bullinger, 12. Sept. Loci communes, S. 1137. — An den Zürcher Rath, 12. Sept. Baum, a. a. O., S. 62.

Friede herzustellen sei, ohne die Gegner zu beeinträchtigen oder zu beleidigen." Das war nun freilich ein schwere Zumuthung; der Protestant sollte ein Friedensmittel ersinnen, das die Katholiken kein Opfer kostete; traute ihm die Königin dieß zu, oder war ihre Frage nicht ehrlich gemeint? Jedenfalls war seine Antwort die allein passende: „ich zweifle ob es ein solches Mittel gebe; und will man vermitteln, so erwarte ich nicht viel von dem guten Willen der Gegner." Catharina schien einigermaßen betroffen, doch bemerkte sie bloß, man müsse mit Sanftmuth mit ihnen verfahren. Martyr sagte dieß zu, allein mit dem Vorbehalte, daß der Wahrheit nichts vergeben werde. Dieß meine sie auch, erwiederte sie und drückte ihr Bedauern aus, daß in Frankreich so viel Streit und Haß der Religion wegen herrsche. Martyr: dieß dürfe sie nicht wundern, Christus selbst habe vorausgesagt, er sei nicht gekommen Frieden, sondern das Schwerdt zu bringen; wollte sie die wahre Religion beschützen, so würde sie keine treuern Unterthanen haben als die Protestanten. — Catharina: „dieß kann ich nicht zugeben; die Hugenotten haben zuerst die Waffen ergriffen." — Martyr: „Eure Majestät möge nur entschlossen und aufrichtig den Weg der Wahrheit einschlagen, Gott wird schon Frieden schenken." — Catharina: „Wenn du nicht glaubst, daß durch die Prälaten die Kirche reformirt werden könne, so sage deinen Rath über die Lösung dieser Schwierigkeiten." — Martyr: „gebt den Protestanten Religionsfreiheit, die Wahrheit wird sich dann von selbst offenbaren und Colloquien und Disputationen nicht mehr nöthig sein." Ausweichend antwortete die Königin, sie sei der Religionsfreiheit nicht abgeneigt, nur bedürfe es zu deren Einführung der Einwilligung der Prälaten; er möge daher bei seinen Glaubensgenossen dahin wirken, daß irgend eine Uebereinkunft mit Jenen zu Stande komme; sie traue es ihm zu, denn er überrage Alle an Ansehn und Gelehrsamkeit. Als er sagte, sie solle nicht zu viel von ihm erwarten, doch werde er, so weit es Gottes Wort gestatte, das Seinige thun, brach sie über diesen Gegenstand mit den Worten ab: „wir werden noch öfter hierüber mit einander reden." Damit war jedoch die Unterhaltung nicht beendigt; Catharina fing nun von der Augsburgischen Confession an, und wollte Martyrs Meinung über dieselbe wissen. Er begnügte sich zu bemerken, es scheine ihm das Wort Gottes sollte genügen, da Alles darin enthalten ist was zum Heile dient; übrigens glaube er nicht, daß, die zu Rom als ketzerisch verdammte Augsburgische Confession, von den Prälaten als Grundlage einer Einigung würde angenommen werden.

Während dieses höchst characteristischen Gesprächs, war der Kanzler, der allein zugegen war, von den Sprechenden entfernt, in dem Saale auf und abgegangen. Die Königin bat nun Martyr auch mit Lhospital über die Sache sich zu besprechen. Martyr, der den Kanzler als einen wohlmeinenden, der Wahrheit nicht abgeneigten, aber allzupolitischen Charakter kannte, eröffnete die Unterhaltung, indem er die Ansicht äußerte, von den Bischöfen und Cardinälen sei wenig für eine Reform der Kirche zu hoffen, da sie ihr Besitzthum

und ihren Einfluß nicht aufgeben wollten. Der Kanzler gab es zu, fing aber auch sogleich von der Augsburgischen Confession an. Martyr antwortete in ähnlichem Sinne wie der Königin, und war im Begriff noch weiter darüber zu reden, als der König von Navarra eintrat und sich ins Gespräch mischte; er fragte Martyr, der ihn nicht kannte, über die Umstände seiner Flucht aus Italien, seine fernern Schicksale, seinen Aufenthalt in Zürich, und Aehnliches. Martyr hatte das Schreiben des Zürcher Magistrats an den König in der Hand; letzterer fragte, was dieß für ein Brief sei; auf die Antwort: an den König von Navarra, sagte er: ich bins der mit dir redet. Martyr ließ sich auch vor ihm auf ein Knie nieder, entschuldigte sich ihn nicht gekannt zu haben, und begrüßte ihn in seinem und der Zürcher Namen. Anton hob ihn gütig auf, und fing auch seinerseits von der Augsburgischen Confession an, die er sehr pries und empfahl; da er aber sah, daß Martyr nicht ganz dieser Ansicht war, brach er das Gespräch ab. Unterdessen war Catharina wieder dazugetreten, bat nochmals Martyr für den Frieden zu arbeiten, so viel es ihm sein Gewissen gestattete, und entließ ihn für diesen Tag. Zuvor konnte er noch in der Königin Zimmer die edle Johanna von Albret, Antons Gattin, und ihren jungen Sohn, so wie Catharina's Ehrendame, die geistreiche, mit Calvin correspondirende Madame de Crussol begrüßen.

Diese ganze Unterhaltung machte auf Martyr nicht den günstigsten Eindruck; der ruhige, welterfahrene Mann ließ sich durch die höfische Freundlichkeit nicht irre machen. „Die Königin, berichtete er an Bullinger, scheint große Hoffnung in mich zu setzen; Gott gebe nur, daß sie nicht getäuscht werde, denn sie will die Kirche nur mit Zustimmung der Prälaten reformiren, was nie geschehn konnte und auch jetzt nicht geschehn wird. Der König von Navarra hat mich sehr human behandelt; allein, um dir die Wahrheit zu sagen, er ist ohne Wärme für die Religion, er hört die Messe an"*). Auch das viele Fragen über die Augsburgische Confession war ihm aufgefallen; er wußte vielleicht nicht, daß schon im Sommer ein Gesandter des Herzogs von Würtemberg bei König Anton eingetroffen war, mit einem Schreiben, das die lutherische Ansicht vom Abendmahl gegen die reformirte hervorhob, und die Annahme der Augsburgischen Confession empfahl; selbst dem Herzog von Guise hatte der gute Christoph ein Exemplar dieser letztern einhändigen lassen. Calvin, der diese Bemühungen der Schwaben erfuhr, schrieb an den König von Navarra um ihn zu warnen**); er sah voraus, welchen perfiden Gebrauch die Gegner von der Augsburgischen Confession machen würden. Schon in einer seiner ersten Un-

*) 12. Sept. Loci communes, S. 1137.

**) Lettres françaises de Calvin. B. 2, S. 420. Dieser Brief wird hier richtig vom August 1561 datirt; durch einen sonderbaren Irrthum verlegt ihn aber der Herausgeber nach die Zusammenkunft des Herzogs von Würtemberg mit dem von Guise zu Zabern, welche erst im Februar 1562 statt fand.

terredungen mit Beza, noch vor Martyrs Ankunft, hatte der Cardinal von Lothringen, in Gegenwart Catharina's, sich in seiner listigen Weise über die Abendmahlsdifferenz geäußert: „was mich betrifft, hatte er gesagt, so könnte ich zwar die Transsubstantiation vertheidigen, glaube aber die Theologen würden besser daran thun sie bei Seite zu lassen; es sollte deshalb kein Zwiespalt in der Kirche sein." Zugleich hatte er mit verdächtigem Lobe auf die Lehre der Deutschen angespielt, als auf die welche am leichtesten zu einer Verständigung führen könnte. Beza hatte sich genöthigt gesehn zu erklären, die Reformirten könnten die Augsburgische Confession nur annehmen nach gehöriger Interpretation *).

Die Unterredungen Martyrs mit Catharina machten großes Aufsehn, unter Katholiken und Protestanten. Die Einen dieser letztern befürchteten, er möchte sich von der schlauen Italienerin überlisten zu halten; Andre sprachen voll Erstaunen und Hoffnung von dem Effekt, den er auf die Königin gemacht haben sollte; sie erzählten sich von Thränen die sie vergossen, von Betheuerungen die sie ihm gemacht, u. s. w. Der besonnene Hubert Languet, der dieß nach Sachsen berichtete, hielt die Furcht der Einen für eben so unbegründet wie die Hoffnung der Andern **); Martyr war zu klug um sich in Catharina's Hände zu geben, und diese zu herrschsüchtig und kalt um sich durch religiöse Motive rühren zu lassen. Immerhin war die Unterhaltung der mächtigen Königin mit einem armen Zürcher Professor merkwürdig genug; es war die einzige nicht.

Zehntes Kapitel.

Martyr's Antheil am Religionsgespräch.

Das den 9. September begonnene Colloquium wurde erst den 16. wieder aufgenommen. Den 15. hatten die Prälaten einen Beschluß gefaßt, der weit weg lag von ihrem Auftrage die Kirche zu reformiren: sie hatten die Einführung der Jesuiten in Frankreich genehmigt; ein Beschluß, der über das Land, bis in die neueste Zeit, schweres Unheil brachte.

Am 16. sollte nun auch Martyr in der Versammlung erscheinen. Als es die Prälaten erfuhren, widersetzten sie sich seiner Aufnahme weil er ein Fremder war; das königliche Patent, wodurch die Reformirten berufen worden waren, hatte nur von gebornen Franzosen geredet. Catharina von Medici bestand jedoch auf seiner Zulassung. Condé sandte ihm ein Maulthier,

*) Beza an Calvin, 30. August 1561. Calvini epistolae, S. 252. — Laplace, Commentaires de l'estat de la religion, S. 218.

**) An Ulrich Mordeisen, 9. Oct. 1561. Epistolae, Lib. 2, S. 141. 145.

und begleitet von dem Secretär des Prinzen ritt er nach Poissy. Der Herzog von Guise hatte die Bewachung der Pforten des Sitzungssaals; seine Trabanten wollten Martyr nicht einlassen; als er jedoch durch Condé's Secretär seinen Namen erfuhr, ergriff er ihn selbst bei der Hand und führte ihn ein. Noch waren weder die protestantischen Theologen noch sämmtliche Prälaten zugegen. „Als ich eintrat, berichtete Martyr an Bullinger*), sah ich eine Menge Cardinäle und Bischöfe in einem weiten Kreise sitzend; hinter ihnen standen in großer Zahl Priester, Mönche und Doctoren der Sorbonne. Da der König und die Königin noch nicht angekommen waren, zog ich mich in eine Ecke zurück um meine Collegen zu erwarten, denn ich wußte nicht welche Stelle uns angewiesen war. Der Cardinal von Châtillon und zwei Bischöfe traten zu mir; der Cardinal fragte ob ich Doctor Martyr wäre, begrüßte mich hierauf aufs freundlichste, bot mir seine Dienste an und versicherte mich, meine Ankunft sei allen Gutdenkenden äußerst erwünscht. Die zwei Bischöfe**) baten mich dringend, Alles aufzuwenden, um zur Eintracht und zur Beendigung der Streitigkeiten beizutragen. Ich dankte ihnen und erklärte mich zum Friedenswerke bereit, so weit es das Wort Gottes und die evangelische Wahrheit gestatten würden. In diesem Augenblicke trat der Cardinal von Lothringen ein, mit seiner sorgfältig überlegten Rede versehn; dann kamen der König, die Königin und die übrigen Prinzen; zuletzt auch meine Collegen, denen ich mich alsobald anschloß. Die Cardinäle und Bischöfe durften sitzen; wir dagegen mußten stehn, außerhalb ihres Kreises." In der folgenden Zusammenkunft wies man ihnen jedoch Sitze an, während die Menge der untergeordneten katholischen Geistlichen stehend beiwohnte; ergrimmt über diese „der orthodoxen Weisheit" angethane Schmach, erlangte später der Jesuite Laynez, daß den Reformirten die Bänke wieder entzogen wurden***).

Der Cardinal von Lothringen hielt eine lange, abwechselnd stolze und kluge Rede; nachdem er von den Pflichten der Unterthanen gegen den König und denen des Königs gegen die Kirche gesprochen, fuhr er also fort†): „Es sind nun acht Tage, Sire, daß auf Ihren ausdrücklichen Befehl eine Anzahl von Personen hier eingeführt wurde, die sich, zu unserm innigen Leidwesen, bereits vor langer Zeit von uns getrennt haben. Sie folgen einem andern Glaubensbekenntnisse als wir, und wollen sich unsern Regeln nicht unterwerfen. Durch ihre Worte haben sie einiges Verlangen zu erkennen gegeben, zu lernen und sich unterweisen zu lassen, auf daß sie zurückkehren in ihr Vater-

*) An Bullinger, 19. Sept. Loci communes, S. 1138. — An den Zürcher Rath, 19. Sept. Baum, a. a. O., S. 67.

**) Ohne Zweifel die von Valence und von Séez, von denen weiter unten die Rede sein wird.

***) Historia societatis Jesu. Th. 2, von Sacchini. Antwerpen, 1620, F°. S. 207.

†) Nach Soldans Uebersetzung.

land und in das Haus und die Versammlung ihrer Väter. Wollen sie zur Erkenntniß kommen, so sollen sie aufgenommen und als Kinder herzlich begrüßt werden. Wir wollen ihnen keinen Vorwurf machen, sondern Mitleid haben mit ihrer Schwachheit; wir wollen sie nicht verstoßen, sondern zurückrufen; nicht abtrennen, sondern wiedervereinigen, auf daß wir Alle wie aus Einem Munde, Gott dem Vater unsers Herrn Jesu Christi die Ehre geben. Ihnen also antworten wir in aller Liebe und im Geiste der Sanftmuth, daß wir sehr erfreut sind über das von ihnen geschehene Bekenntniß auf die Artikel des allen Christen gemeinschaftlichen Symbolums (des apostolischen), und wir wünschen von ganzem Herzen, daß sie, wie sie im Wortlaute übereinstimmen, ebenso auch im Sinne und in der Erklärung einverstanden sein möchten. Aber wir glauben, daß sie dieß in der That nicht sind, nach der Erklärung, die sie von der katholischen Kirche gegeben haben, indem sie dieselbe die Versammlung der Auserwählten nennen. Sie haben sodann noch verschiedene andere Punkte kurz berührt, die sämmtlich abweichen von demjenigen, was die katholische Kirche glaubt und lehrt, und die Zahl derselben ist so groß, daß, sintemalen es unserm Amte nicht anstehn würde, oberflächlich zu reden und unsre Aussprüche ohne denjenigen Beweis zu lassen, den ihnen die heilige Lehre zu geben vermag, jeder einzelne Punkt eine Tagessitzung und folglich die ganze Sache Monate in Anspruch nehmen müßte. Dieß ist der Grund, weßhalb ich mich für dießmal auf zwei Punkte zu beschränken gesonnen bin." Diese beiden Punkte waren die Auctorität der Kirche und das Abendmahl; beide erörterte der Cardinal sehr ausführlich; die Auctorität der Kirche entwickelte er im katholischen Sinne, dagegen bei dem Abendmahl hütete er sich von der Messe zu reden, sondern schien sich zur lutherischen Auffassung hinzuneigen und unterließ nicht die Augsburgische Confession mit einigem Lobe hervorzuheben. Zum Schlusse gab er die Versicherung ab, die Prälaten seien entschlossen, von der Lehre der Kirche unter keinen Umständen abzuweichen, sondern vielmehr Leib und Leben an die Aufrechterhaltung derselben zu setzen.

Als der Cardinal geendet hatte, bat Beza um die Erlaubniß ihm zu antworten; es ward ihm aber bedeutet, man werde ihm später einen Tag dazu bestimmen, die Sitzung sei geschlossen.

Verschiedenartig war der Eindruck den des Cardinals Rede hervorbrachte, und in mehrfacher Hinsicht ein ganz anderer, als der den sie bezweckte. Den bisher noch katholischen Philosophen Petrus Ramus veranlaßte sie zu weiterm Nachdenken, und entschied ihn für die Reformation*). In den Ohren der Prediger klang es wie Hohn, als sie hörten sie seien erschienen um sich belehren zu lassen, und man wolle Mitleid haben mit ihrer Schwachheit; diese hochmüthig herablassende Sprache war nicht geeignet Männer zum Nachgeben zu

*) Ramus an den Cardinal von Lothringen, Oct. 1570. Rami collectaneae praefationes, epistolae, etc. Paris, 1577, S. 256.

bewegen, die gekommen waren um von ihrem Glauben zu zeugen und ihn zu vertheidigen. Auch das unwürdige Spiel das der Cardinal mit der Augsburgischen Confession trieb, mußte sie mit Unwillen erfüllen; es war nicht schwer seine List zu durchschauen: würden sie die Confession nicht unterschreiben, so machten sie sich bei den deutschen Fürsten verhaßt, deren Theologen man noch in Poissy erwartete; thäten sie es, so machten sie sich die Schweizer zu Feinden oder stifteten Uneinigkeit unter den reformirten Kirchen; je mehr er daher von der Augsburgischen Confession redete, desto mehr konnte der Cardinal hoffen die Verhandlungen zu stören und jeden Erfolg zu nichte zu machen. Niemand hat dieß treffender geschildert als der scharfblickende Hubert Languet*): „bei dem Abendmahl, als einem anstößigern Punkte, verweilte der Cardinal länger, und um die Genfer in einem gehässigern Lichte erscheinen zu lassen, äußerte er sich so über die sächsischen Kirchen, als wenn er in dieser Lehre ihre Ansicht nicht mißbilligte. Ja, wenn ich meine aufrichtige Meinung sagen darf, er schien mir sogar mit noch mehr Mäßigung zu reden, als die Sachsen. Er erklärte nemlich, er bestehe gar nicht auf der räumlichen und natürlichen Gegenwart des Leibes Christi, sondern auf der übernatürlichen, göttlichen und unbegreiflichen. Der Schluß seiner Rede aber bewies, daß er es nur auf eine Komödie angelegt hatte; denn er ermahnte den König, die Königin und die Prinzen, bei der Religion ihrer Vorfahren zu bleiben und nicht die mindeste Veränderung in derselben zu gestatten."

Es gab indessen auch solche, welche von der Komödie nichts begriffen; es waren die protestantischen Großen, bei denen der Cardinal durch seine kluge Mäßigung einen Theil seiner listigen Absicht erreichte. Als man, nach der Sitzung, nach Saint-Germain zurückgekehrt war, ließen der Prinz von Condé und der Admiral, Beza und Martyr in das Schloß rufen und fragten sie, was sie von der Rede des Cardinals hielten; sie selbst wären auf den scharfen Ausdruck unversöhnlicher Gesinnungen gefaßt gewesen und daher nun nicht wenig erstaunt, mit so viel Mäßigung reden gehört zu haben; sie lobten sehr den Cardinal, und hielten viel darauf, daß er von der Transsubstantiation und der Messe keine besondere Erwähnung gethan hatte; sie wünschten deßhalb daß auch Beza und Martyr die Rede nicht hart beurtheilen möchten, damit das Colloquium nicht plötzlich abgebrochen würde; namentlich ermahnten sie Martyr, der auf den folgenden Tag zur Königin Mutter beschieden war, er möchte sich, ihr gegenüber, glimpflich über des Cardinals Vortrag ausdrücken. Die beiden Theologen sagten hierauf unverholen ihre Meinung über diesen; doch versprach Martyr, bei der Königin die fragliche Rede zwar mit Ruhe, aber doch nicht anders als nach dem Worte Gottes zu beurtheilen**).

Den 17. September Abends ward er zu Catharina berufen. Ihr erstes

*) An Ulrich Mordeisen, 20. Sept. 1561. Epistolae, Lib. 2, S. 139.
**) Martyr an Bullinger, 19. Sept. Loci communes, S. 1138.

Wort war: „was haltet Ihr von der Rede des Cardinals?" Er antwortete, so viel er französisch verstehe, scheine sie ihm sehr eloquent gewesen zu sein, und wenn auch einige Ausdrücke darin vorgekommen seien, die den Protestanten unangenehm sein mußten, so habe er doch wenigstens keine Schmähungen gehört; auch habe der Cardinal viel Gutes und Wahres gesagt, das indessen die Protestanten gleichfalls behaupten, so zum Beispiel daß in der Kirche Gute und Böse vermischt seien, und daß man der Obrigkeit gehorchen müsse; was er dagegen über das geistliche Amt und besonders über das Abendmahl vorgebracht, könne nicht gebilligt werden, es sei denn es werde im Verlauf des Gesprächs gemildert oder gebessert. Die Königin ging nicht weiter auf diesen Gegenstand ein, sondern fragte Martyr von Neuem um einen Rath, hinsichtlich der Wiederherstellung des Friedens in der Kirche. Er sagte, er wisse keinen andern, als den schon früher gegebenen, nemlich Gewissensfreiheit; könne man sich nicht über die Gegenwart Christi im Abendmahl verständigen, so möge eine Schrift veröffentlicht werden, welche jedem Theile die Freiheit zuerkenne, das zu glauben und zu lehren, was er als der heiligen Schrift am gemäßesten halte; unterdessen mögen Beide das Band der brüderlichen Liebe nicht zerreißen noch sich gegenseitig Ketzer schelten; fordere die Gerechtigkeit daß den Katholiken Religionsfreiheit bleibe, so fordere sie dieselbe auch für die Protestanten; der Widerstand der Prälaten komme großentheils aus ihrer Furcht, im Fall daß die Reformation siege, ihre Würden und Reichthümer einzubüßen; es sei daher sehr zu bezweifeln, daß sie selbst reformiren werden; vielmehr ist es gewiß, daß sie Alles festhalten, nichts ändern wollen. Aus diesem Grunde wäre es nöthig, den Zustand der Kirche genau untersuchen zu lassen; unpartheiische Männer würden sicher viele Gebrechen entdecken. Die Königin bemerkte, sie beharre allerdings darauf, daß eine solche Untersuchung sorgfältig angestellt werde; doch entließ sie Martyr, indem sie „das alte Lied" wiederholte, die Protestanten mögen sanft mit den Gegnern verfahren. Auch Beza hatte an diesem Tage eine Unterredung mit ihr; wie er an Calvin schrieb, erfüllte sie ihn mit großer Hoffnung. Diese Hoffnung bezog sich wohl nur auf der Königin Erklärung, den Zustand der Kirche untersuchen zu lassen; dieß war eben der Zweck, weßhalb die Prälaten waren zusammenberufen worden. Hoffnung sich mit diesen über die Lehre zu einigen, konnte Beza so wenig haben wie Martyr; und um so weniger, da die immer wiederholte Ermahnung, sich mild gegen die Gegner zu zeigen, nicht auch an diese gerichtet, oder doch nicht von ihnen beachtet wurde.

Den 19. September erschien zu Saint-Germain, mit großem Gepränge, der päpstliche Legat, Hippolyt von Este, Cardinal von Ferrara, mit vierhundert Pferden und mehrern Jesuiten. An der Spitze dieser Letztern kam der Spanier Jakob Laynez, Loyola's Nachfolger als Ordensgeneral, ein eben so schlauer als kühner Mann. Des Legaten Mission war, sich allen kirchlichen Aenderungen, die nicht von Rom ausgehn würden, zu widersetzen; da dieß

gegen die Grundsätze der gallikanischen Kirche war, wurde seine Vollmacht erst nach langen Verhandlungen anerkannt; er konnte daher bei dem Colloquium nicht als Legat auftreten. Desto mehr betheiligten sich die Jesuiten dabei; der Ruf war ihnen vorangegangen, gelehrte Männer zu sein, allein im Stande die Ketzerei siegreich zu bekämpfen und das Papstthum zu retten. Die Königin sah ungern ihr Eingreifen in eine Angelegenheit, die sie allein zu lenken gedachte. Sie ging daher auf einen Vorschlag ein, den ihr der Admiral Coligni machte, aus beiden Theilen mehrere Gelehrte auszuwählen, um in ruhiger Conferenz eine Verständigung zunächst über das Abendmahl vorzubereiten; doch behielt sie sich vor dieß noch weiter zu überlegen.

Der Admiral beeilte sich Martyr hievon in Kenntniß zu setzen; dieser zeigte sich nicht abgeneigt, indessen hoffte er auch von dieser Maßregel nicht viel; er wußte daß einige der Bischöfe einer Einigung nicht entgegen waren, daß sie sie aber vorzugsweise auf die lutherische Ansicht zu gründen wünschten; diese, erklärte Martyr, würden wir uns nicht aufdringen lassen; schweige man darüber, so sind wir bereit sie nicht anzugreifen; am Besten wäre es immer, über diesen Punkt Freiheit des Glaubens zu gestatten.

Erst am 24. wurde wieder eine Sitzung des Colloquiums gehalten. Beza eröffnete sie durch eine Rede, in der er des Cardinals Lehre von der Kirche widerlegte. Dann ward viel hin und her geredet über allerlei Punkte, besonders über das Ansehn der Bibel und das der Concilien; zuletzt kam man wieder auf den unvermeidlichen Hauptgegenstand, das Abendmahl. Ganz von seiner frühern Mäßigung abgehend, erklärte der Cardinal, er wolle nicht länger mit den Protestanten verhandeln, bis er sehe daß ihre Ansicht mit der seinigen übereinstimme; er ermahnte sie, sich mit den Deutschen zu einigen, zog die Confession der Würtemberger vom Jahr 1559 aus der Tasche, und richtete an die Prediger die Frage, ob sie dieselbe unterschreiben wollten. Um diesem unloyalen Treiben ein Ende zu machen, fragte Beza: „wollt ihr die Confession der Deutschen in allen Artikeln annehmen? wollt ihr es nicht, so ist es eine harte Bedingung für uns, etwas zu unterschreiben das ihr selbst verwerft.“ Immer heftiger werdend, da er seine List aufgedeckt sah, rief der Cardinal aus: „ich kümmere mich nichts um die übrigen Artikel, ich billige bloß den von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi.“ Da hiedurch die Fürsten und überhaupt die Nichttheologen zu dem Irrthum verleitet werden konnten, die Lutherischen lehrten über das Abendmahl ganz das Nämliche wie die Katholiken, und die Reformirten seien allein die Ketzer, entwickelte Beza den Unterschied zwischen Luthers Ansicht und der Transsubstantiation. Der bedrängte, doch immer kluge Cardinal mußte erklären, er nehme allerdings Luthers Lehre nicht an, sondern nur die wahre Gegenwart Christi; wolle man ihm hierin nicht beistimmen, so werde er sich von den Verhandlungen zurückziehen. Die Prediger, ja die Königin selbst, waren über diese bruske Aeußerung betroffen; nach mehrerm vergeblichem Reden wurde die Sitzung aufge-

hoben; den Protestanten wurde von den Prälaten Frist gegeben, sich zu berathen ob sie des Cardinals Ansicht annehmen wollten; das nächste Mal sollten sie sich einfach und offen darüber aussprechen.

Es wurde ihnen jedoch immer deutlicher daß man es nicht ehrlich mit ihnen meinte; die Taktik des Cardinals begann ihre Früchte zu treiben; die Hartnäckigkeit, mit der er auf der gefährlichsten Streitfrage der Zeit, auf der Abendmahlslehre bestand, die Gewandheit, mit der er diesen Zündstoff in jede Discussion zu werfen wußte, die Perfidie, mit der er den Reformirten die Augsburgische Confession entgegenhielt, hatten die erwünschte Verwirrung hervorgebracht, welche zu immer hitzigern Debatten und somit zum Abbruch des lästigen Gespräches führen mußte. Dieß sah man auch am Hofe ein. Condé und Coligni, aufgeklärt über die wahre Natur der bisher von ihnen so gelobten Mäßigung des Cardinals, drangen in Martyr und Beza, sich auf alle Weise zu widersetzen daß wieder vom Abendmahl gehandelt würde, damit es nicht den Anschein bekomme, als werde das Colloquium durch die Schuld der Protestanten gestört; vor Allem seien die Gegner von den Mängeln und Mißbräuchen der Kirche zu überzeugen; dieß sei das einzige Mittel ihnen eine Reform abzunöthigen. Selbst Catharina von Medici soll diese Meinung unterstützt haben. Die Prediger jedoch, entrüstet über den letzten Beschluß der Prälaten, ließen durch Beza eine Bittschrift abfassen, um gegen die Art wie man mit ihnen verfuhr zu protestiren. Zugleich wünschten sie daß auch Martyr thätigen Antheil an den Verhandlungen nehmen möchte; bisher hatte er, weil nur französisch geredet wurde, nichts anderes gethan als einige unbedeutende Unrichtigkeiten Beza's zu verbessern und diesem Winke zu geben, um ihm aus augenblicklicher Verlegenheit zu helfen*). Er bat nun die Königin um die Erlaubniß italienisch sprechen zu dürfen, was ihm ohne Weiteres bewilligt wurde.

In der Sitzung des 26. Septembers las Beza die Bittschrift vor, die mit Staunen angehört, von Niemand aber beantwortet wurde. Der Cardinal von Lothringen begnügte sich, in Bezug auf einige Ausdrücke derselben, die Ernennung der Bischöfe durch den König kurz zu rechtfertigen; dann beeilte er sich sein Hauptthema, das Abendmahl, wieder zu ergreifen. Dießmal antwortete ihm Martyr, in italienischer Sprache. Er begann mit der Vertheidigung der protestantischen Lehre vom geistlichen Amt: wir haben dieses Amt in seiner ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt, denn wir haben es zurückgeführt auf die Verkündigung der wahren Lehre, auf die richtige Verwaltung der Sacramente, auf das Beispiel eines frommen Lebens; diese drei genügen zur Gültigkeit des christlichen Amts, wenn auch die Händeauflegung der Bischöfe nicht dazu kommt; diese hätten wir übrigens nicht verworfen, wenn die Bischöfe sie uns bewilligt hätten; bei der Lehre aber die wir bekennen, hätte

*) Franc. Balduinus, Responsio ad Calvinum et Bezam. Cölln, 1564, S. 144. 167.

man sie uns nie bewilligt, und wegen der vielen Irrthümer die man uns mit der Händeauflegung aufgebürdet hätte, wäre es uns nicht möglich gewesen diese anzunehmen. Martyr bewies aus biblischen Stellen, daß der fragliche Gebrauch nicht unbedingt nöthig sei; es gebe Zeiten wo sich Gott auf außerordentliche Weise Diener berufe; dieß sei jetzt der Fall, bei dem verdorbenen Zustande der Kirche. Weiter kam er auf die Ernennung der Bischöfe. Der Cardinal hatte behauptet, die Protestanten vergriffen sich an der königlichen Majestät, indem sie die nicht vom Volke gewählten Bischöfe, als unrechtmäßig eingesetzt betrachteten. Darauf entgegnete Martyr: wir sind nicht gekommen, um die politische Ordnung anzugreifen, obgleich wir aus der Geschichte wissen, daß in den ersten Jahrhunderten, und selbst noch in Zeiten wo die Regenten schon Christen waren, die Bischöfe von den Gemeinden gewählt worden sind. Zuletzt behandelte auch er die Lehre vom Abendmahl. Aus seiner außerordentlichen Kenntniß der Bibel und der Kirchenväter schöpfte er die schlagendsten Beispiele und Argumente, um den Satz des Cardinals zu widerlegen, daß so wie Alles in der Bibel, so auch die Einsetzungsworte buchstäblich genommen, und von einer wirklichen, körperlichen Gegenwart des Leibes Christi gedeutet werden müssen. Hier wurde er von dem Cardinal unterbrochen, der sich verlegen fühlte mit einem so wohl gerüsteten Kämpfer zu streiten, und nun ungeduldig ausrief: „ich verstehe dich nicht, du redest meine Sprache nicht." Martyr antwortete, er thue dieß nur auf Verlangen der Königin, es sei ihm übrigens gleich italienisch oder lateinisch zu reden. Nochmals erwiederte der Cardinal, er wünschte lieber mit einem Manne seiner Zunge zu verhandeln; indessen, da Martyr sich angeboten hatte sich lateinisch auszudrücken, durfte er nicht länger sich weigern, er berührte einige Punkte aus Martyrs Vortrag, aber ohne Gründlichkeit, und gab zuletzt das Vorhandensein von tropischen Redensarten in der Bibel zu, nur meinte er, sie müßten immer durchaus deutlich sein. Nach einigem fruchtlosen Discutiren über die Art, wie die Kirchenväter die Einsetzungsworte erklärt haben, trat Doctor Claude D'Espence auf, einer der liberalern Mitglieder der Versammlung; er lobte Martyrs Gelehrsamkeit, Niemand, sagte er, hat zu unsrer Zeit mit so viel Scharfsinn über das Sacrament geschrieben; nur fand er in der reformirten Lehre den Gebrauch des Wortes Substanz nicht passend, da sie ja von einer körperlichen Gegenwart nichts wissen wollten. Martyr suchte das Wort zu erklären, doch ohne Erfolg, denn die Gemüther fingen an sich zu erhitzen. Der Jesuitengeneral ergriff das Wort; in langer, italienischer Rede, stellte er, voll Zorn darüber, daß man sich mit den Protestanten in Verhandlungen eingelassen, diese als Füchse und Schlangen dar, die man meiden oder ausrotten müsse; zur Königin sagte er, die Entscheidung über solche Dinge gehe sie nichts an, es sei allein des Papstes Sache; jetzt da das große Concil zu Trident versammelt sei, habe sie das Recht nicht so wichtige Fragen vor eine Privat-Synode zu bringen; die Ketzer seien an das Con-

cil zu verweisen, wenn sie erfahren wollen was sie zu thun haben, um mit der Kirche wieder ausgesöhnt zu werden. Er sprach dann noch Manches zur Vertheidigung der katholischen Abendmahlslehre, suchte Martyr zu widerlegen, den er als einen abtrünnigen Mönch behandelte, indem er ihn verächtlich „Bruder" (frater) nannte*), und schloß mit der Ermahnung an die Königin, den wahren römischen Glauben zu schützen. Es erfolgte eine heftige Discussion zwischen ihm und Beza; tumultuarisch erhob sich die ganze Versammlung; mancher der Bischöfe war verletzt durch den arroganten Ton des Spaniers und bereute vielleicht, vor wenig Tagen, eine Gesellschaft genehmigt zu haben, die mit solchem Uebermuth die Alleinherrschaft des Papstes predigte. Auch die Königin war entrüstet; sie hob die immer lärmender werdende Sitzung auf**).

Eilftes Kapitel.

Die Commission zur Einigung über die Abendmahlslehre.

Das Religionsgespräch hatte bis jetzt nichts hervorgebracht als Confusion und Streit. Die Prälaten zeigten wenig Lust es weiter fortzusetzen. Catharina von Medici sah ein daß die Verhandlungen vor so zahlreicher Versammlung, die rechte Art nicht waren Einigungsvorschläge vorzubereiten. Sie nahm daher den von Coligni ausgesprochenen Gedanken wieder auf, eine kleine Anzahl von Männern auszuwählen, um durch sie die Lehre vom Abendmahl besprechen zu lassen. Es ist nicht wenig bedeutsam, daß sie unter den Katholiken gerade diejenigen hiezu ausersah, welche durch ihre evangelischere und freiere Richtung, den Protestanten am Nächsten standen. Den 25. September, den Tag vor der letzten stürmischen Sitzung zu Poissy, ließ sie D'Espence zu sich rufen, und trug ihm auf sich einen seiner Freunde zuzugesellen und mit zweien der Prediger über die Streitfrage zu berathen. D'Espence wandte sich deßhalb an Johann von Montluc, Bischof von Valence. Beide waren längst den strengen Katholiken verdächtig. Claude D'Espence, Doctor der Sorbonne, ein gelehrter und gefeierter Prediger, hatte schon vor mehr wie zwanzig Jahren, als er noch Archidiaconus zu Beauvais war, gegen die Mißbräuche im Gottesdienste gepredigt; er hatte sich in mehrern Schriften darüber ausgesprochen und völlig evangelische Sätze behauptet; den 8. Februar 1561 hatte er der theologischen Facultät ein Bedenken eingereicht, über den mit den Bildern getriebenen Mißbrauch; die Reformation an sich schien ihm

*) Historia societatis Jesu, Th. 2, S. 207.
**) An Bullinger, 2. Oct. Loci communes, S. 1139.

durch den Zustand der Kirche gerechtfertigt, nur die Trennung von der katholischen Gemeinschaft wollte er nicht billigen; „das Unkraut" in dieser hielt er nicht für einen hinreichenden Grund sie zu verlassen; die Kirche, meinte er, bestehe nicht in geheimen Zusammenkünften, in abgesonderten Sekten, sondern in der großen, allgemeinen Einheit aller Christen; so lange diese ihn nicht verstieß, glaubte er in derselben bleiben zu können. Es fehlte ihm an Festigkeit des Charakters und an Klarheit des Denkens; daher hatte er sich die Censuren gefallen lassen, welche die Sorbonne über seine Bücher ausgesprochen hatte, ja sogar einmal, im Jahre 1543, hatte er sich zu einem öffentlichen Widerrufe ketzerischer Lehren bequemt. Er tröstete sich mit dem Gedanken, die schwierige, von allen Partheien verkannte Rolle eines Vermittlers übernommen zu haben. Der Moment schien ihm nun gekommen, mit neuem Eifer in dieser Rolle aufzutreten; daher nahm er bereitwillig und voll Hoffnung den Auftrag der Königin an.

Zu diesen Neutralen, wie man sie, nach D'Espence's Ausdruck, nannte, gehörte auch der Bischof von Valence, ein wohlmeinender Mann, ohne tiefere theologische Bildung aber vertraut mit jeder diplomatischen Kunst; in frühern Jahren Freund und Schützling der Königin Margaretha von Navarra, hatte auch er, bei verschiedenen Anläßen, reformatorische Wünsche ausgesprochen; noch kurz vor der Zusammenkunft zu Poissy hatte er, in seinem Sprengel, die Rechtfertigung gepredigt und war deßhalb der Ketzerei beschuldigt worden; dagegen ließ er sich eilf Jahre später von Catharina von Medici gebrauchen, um vor den Polen, welchen der Herzog von Anjou als König empfohlen werden sollte, die Gräuel der Bartholomäusnacht zu beschönigen.

D'Espence und Montluc besprachen sich zunächst mit Beza und Nicolas Des Gallars*); sie kamen mit ihnen über eine Formel über die Abendmahlslehre überein, welche weitern Verhandlungen als Grundlage dienen könnte. Es war folgende: „Wir glauben, daß beim Genusse des Abendmahls, der wahre Leib und das wahre Blut Christi, wahrhaft und in ihrer Substanz, auf geistige und unaussprechliche Weise *sind*, *dargeboten* und von den Gläubigen *empfangen werden*"**). Durch Vermeidung des Wortes: gegenwärtig, und durch Umschreibung der Ausdrücke: reell und substanziell, glaubte man die Hauptdifferenzen gemildert oder umgangen zu haben. Die Prediger behielten sich jedoch vor die Formel ihren Collegen mitzutheilen; auch sollte Martyr aufgefordert werden, seine Ansicht schriftlich einzureichen; ohne Zweifel wollte Beza nicht noch einmal, und zwar in Martyrs Gegenwart, die Verantwortlichkeit übernehmen, im Namen aller Reformirten ein zweideutiges Bekenntniß aufzustellen.

*) Wichtige Détails über diese Verhandlungen finden sich in der Epistel D'Espence's an den Bischof von Paris, in seinen Conciones aliquot, Paris, 1562, f°. 40 u. f.

**) Bèze, Histoire ecclés., B. 1, S. 605.

Den 29., früh morgens, wurden D'Espence, Montluc und noch ein Dritter, von Poissy nach Saint-Germain zur Königin beschieden; sie eröffnete ihnen, sie wolle durch fünf Katholiken und ebensoviel Protestanten, eine Conferenz halten lassen, zum Zweck der Prälaten-Versammlung ein Einigungsprojekt über das Abendmahl vorzulegen. Sie selbst bezeichnete die Mitglieder der Commission. Dem Doctor D'Espence und dem Bischof Montluc gesellte sie drei Geistliche ähnlicher Richtung bei: Peter Duval, Bischof von Séez in der Normandie, Bruder eines protestantischen Pariser Parlamentsraths, welcher 1563 den Märtyrertod erlitt; den Abt Ludwig Bouteiller, Doctor der Sorbonne, der kurz zuvor dem Cardinal von Châtillon das Abendmahl unter beiden Gestalten gereicht hatte; den Abt Johann von Salignac, einen gelehrten und frommen Mann, den schon 1536 Johann Sturm, in Gesellschaft Montluc's und D'Espence's gekannt hatte als voll Eifers für ein reineres, evangelisches Christenthum. In den, Anfangs 1562, zu Saint-Germain gepflogenen Verhandlungen über Heiligen- und Bilderdienst, gaben diese Männer, welchen sich auch Doctor Peter Picherel anschloß, ein merkwürdiges Gutachten ab, über die Nothwendigkeit, die Mißbräuche dieses Dienstes abzuschaffen. Sie schienen daher ganz geeignet zu einer Friedensverhandlung mit den Protestanten. Allein schwankend wie sie waren, konnten sie wohl diplomatische Compromisse und künstliche Vergleiche zu Stande bringen; der hohen Aufgabe die Kirchen dauerhaft zu versöhnen, waren sie jedoch nicht gewachsen. Unter den Reformirten bezeichnete die Königin, außer Beza, Martyr und Des Gallars, den gelehrten Augustin Marlorat, Prediger zu Rouen, wo er nach Jahresfrist als Märtyrer starb, und den nicht minder ausgezeichneten Jean de l'Espine, der kurz vorher noch Mönch, erst zu Poissy sich für die Reformation erklärt hatte.

Diese Männer sollten nun eine Formel finden, „in welcher der Gegenwart des Leibes Christi so gedacht würde, daß es beiden Theilen möglich wäre, sich damit zufrieden zu geben"*): ein schwieriges, kaum ausführbares Werk. Martyr, der unter Allen die Abendmahlslehre am tiefsten ergründet, und sich, in Oxford und Straßburg bemüht hatte die Ausdrücke aufs Genauste zu bestimmen, sollte auch hier den vorzüglichsten Antheil an den Debatten nehmen. Nicht nur die Königin, sondern auch die protestantischen Fürsten drangen darauf, daß ohne Verzug die Verhandlungen beginnen sollten, auf die sie wohlgemeinte, aber eitle Hoffnungen bauten. Gleich den 29. September kamen die zehn Commissäre zum ersten Mal zusammen, in der Wohnung des Königs von Navarra; die spätern Conferenzen fanden bei dem Bischof von Séez statt. Die katholischen Glieder, die, auf ihrem unsichern Standpunkte, für dogmatische Bestimmtheit nicht das nemliche Interesse zeigten wie die Protestanten, hätten sich gerne den Ruhm verschafft, die Vermittlung zu Stande

*) Bèze, Histoire eccl., B. 1, S. 606.

zu bringen; sie fragten, indem sie die, einige Tage vorher entworfene Formel vorlegten, ob es denn den Predigern nicht möglich wäre, die leibliche Gegenwart Christi in irgend einer annehmbaren Form zuzugeben? Martyr, dessen Erwartungen immer tiefer sanken, wollte sich zu keiner Transaction verleiten lassen; er erklärte daher: „ich, für meinen Theil, antworte, der Körper Christi sei wahrhaft und substanziell nirgends als im Himmel; doch läugne ich nicht, daß sein wahrer Leib und sein wahres Blut, welche zum Heile der Menschen am Kreuze geopfert worden sind, durch den Glauben, geistig, von den Glaubigen in dem heiligen Abendmahl genossen werden." Martyr's vier Collegen gaben diesen Worten ihre Zustimmung; daß er aber gesagt: „ich für meinen Theil," erregte bei den Katholiken einigen Zweifel über die Lehreinheit der Reformirten; es kam ihnen vor, er habe nur eine Privat-Meinung ausgesprochen. Martyr hatte nicht daran gedacht, daß man seine Worte so deuten würde; als er es erfuhr, las er den folgenden Tag, nachdem er sich zuvor mit Salignac über eine patristische Stelle unterhalten hatte, folgendes Bekenntniß ab*): „ich habe euch gestern mündlich gesagt, was mein Glaube über die Gegenwart Christi im Abendmahl ist; ich will es euch jetzt geschrieben vorlesen, damit ihr es desto sicherer und deutlicher erkennen möget. Ich glaube, daß der wirkliche und substanzielle Körper Christi nur im Himmel ist, daß aber die Glaubigen seinen wahren Leib und sein wahres Blut, die für uns am Kreuze dahingegeben sind, im Abendmahl durch den Glauben und geistig empfangen. Darum verwerfe ich sowohl Transsubstantiation als Consubstantiation**). Ferner behaupte ich, daß die Entfernung der Orte uns nicht hindert, mit Christi Leib und Blut vereint zu werden, denn das Mahl des Herrn ist eine himmlische Sache; obgleich wir hier auf Erden mit dem leiblichen Munde Brod und Wein empfangen, die Zeichen des Leibes und Blutes Christi, so wird doch unser Geist, für den diese göttliche Nahrung bestimmt ist, durch den Glauben und mit Hülfe des heiligen Geistes zum Himmel erhoben, und durch den dort gegenwärtigen Leib des Herrn gespeist. Es ist daher nicht nothwendig anzunehmen, daß Christus körperlich und substanziell in uns oder in den Symbolen örtlich gegenwärtig sei. Endlich behaupte ich, daß die bezeichneten Dinge nicht anders mit den Zeichen verbunden sind, als sacramentlich, so daß sie durch dieselben nicht auf unheilige oder eitle Weise, sondern wirksam, nach der Einsetzung des Herrn, bedeutet werden. Dieß ist

*) Loci communes, S. 1070. Mit diesem Bekenntniß stimmt, zwar nicht wörtlich, aber dem Sinne nach, folgendes Stück überein, das sich in den Mémoires de Condé findet (Amsterd., 1740, 12°, Th. 2, S. 716): Brève instruction de M. Pierre Martyr, sur le faict et intelligence de la saincte cène de Jésus-Christ, suyvant la vérité de sa parole, faite à quelques-uns en particulier durant l'assemblée de Poissy.

**) Mit diesem Worte bezeichnete man die lutherische Lehre, nach welcher die Substanz des Leibes Christi mit, unter und in dem Brode genossen wird.

die Hauptsache meines Glaubens von dieser Lehre, und deßwegen bin ich mit der vorgeschlagenen Formel insofern zufrieden, als sie meinen Sinn enthält oder ihm angepaßt werden kann; sollte aber Jemand sie dem entgegen brauchen oder deuten, so erkläre ich, daß ich ihm nicht beistimme. Da nun in dieser Formel das Wort Substanz vorkommt, so verstehe ich unter diesem Ausdrucke nichts anderes, als den wahren Leib Christi. Denn unser Glaube richtet sich nicht auf eine erdichtete Sache oder auf einen Scheinkörper, sondern auf den wahren und natürlichen menschlichen Körper, welchen das ewige Wort von der Jungfrau annahm und am Kreuze für uns dahingab. Daher muß man aus diesem Worte nicht herleiten, daß wir Christi wirkliche Gegenwart anders wohin als in den Himmel versetzen."

Es wurde hierauf, in Folge einer ruhigen und würdigen Verhandlung, eine von den Protestanten vorgeschlagene ausführlichere Formel angenommen*), auf die jedoch, in einer neuen Sitzung, am ersten October, Doctor D'Espence wieder zurückkam; er wünschte einige Ausdrücke verändert zu sehn, in der Hoffnung, sie der Versammlung von Poissy wo möglich annehmbarer zu machen. Nach mühsamem Abwägen aller einzelnen Worte, vereinigte man sich zuletzt über ein vorläufiges Bekenntniß, welches zwar Martyr nicht völlig befriedigte, das er aber doch zugab, um den bereits ihm gemachten Vorwurf, durch seine Zähigkeit hindere er jede Einigung, von sich abzuweisen; auch mußte er den Gebrauch des Ausdrucks Substanz gelten lassen, weil er in dem, von der ersten Pariser Synode im Jahre 1559 abgefaßten und 1561 dem Könige überreichten Glaubensbekenntnisse der französischen Kirchen vorkam. Das Formular ist wichtig genug, um hier angeführt zu werden, da es nicht nur ein Beweis ist von der Versöhnlichkeit der Reformirten, die nicht länger über Worte streiten wollten, sondern auch von der Gesinnung der katholisch-reformatorischen Parthei, die sich der Illusion hingab, eine dem Wesen nach protestantische Lehre könnte an die Stelle der Transsubstantiation gesetzt werden**): „wir bekennen, daß Jesus Christus in dem Abendmahle die Substanz seines Leibes und Blutes wahrhaft anbiete, gebe und darreiche, durch die Wirkung seines heiligen Geistes, und daß wir den Leib, der für uns gestorben ist, empfangen, und sacramentlich, geistig und durch den Glauben genießen, damit wir Bein von seinem Beine und Fleisch von seinem Fleische und somit lebendig gemacht werden und dadurch Alles empfangen was zu unserm Heile nöthig ist. Und weil der auf das Wort Gottes gestützte Glaube die verheißenen Dinge für uns gegenwärtig macht, und wir durch diesen Glauben wahrhaftig und in der That den wahren und natürlichen Leib, das wahre und natür-

*) Bèze, Histoire ecclésiast., B. 1, 607. In dem Ample discours des actes de Poissy, Paris, 1562, ist es irriger Weise die 2. Formel.

**) Bèze, B. 1, S. 608. In dem Ample discours, die 1. Formel. Languet, Epistolae, Lib. 2, S. 148.

liche Blut durch die Kraft des heiligen Geistes empfangen, so bekennen wir in dieser Weise die Gegenwart des Leibes und Blutes unsres Erlösers in seinem heiligen Abendmahl."

Martyr, der sich beinah ein Gewissen daraus machte, in die hier gebrauchten Wendungen und umschreibenden Redensarten eingewilligt zu haben, beeilte sich gleich andern Tags an Bullinger zu schreiben, um einer etwaigen falschen Deutung vorzubeugen: „Meine Collegen scheinen mir zu viel nachzugeben; indessen bestehn sie doch darauf, daß Brod und Wein nicht wirklich Leib und Blut Christi sind, und daß das Empfangen der bezeichneten Dinge ein geistiges ist und durch den Glauben geschieht. Den Ausdruck Substanz müssen sie gebrauchen, weil sie sich desselben in ihrem Katechismus so wie in dem Bekenntnisse bedienen, welches sie vor meiner Ankunft dem Könige überreicht haben. Jetzt stehn wir in der Verhandlung, es konnte aber noch nichts beschlossen werden. Ich erscheine hart, so daß einige der Commissäre sagen, es halte an mir daß man nicht übereinkomme; auch zweifle ich nicht daß dieß die Ursache ist, warum ich der Königin und den Fürsten weniger angenehm bin, da sie so schnell als möglich und auf alle Weise eine Uebereinkunft zwischen uns bewerkstelligt sehn möchten; denn je mehr die Beilegung der Religionssache hinausgeschoben wird, desto mehr befürchten sie Aufstände des Volks."

Wie schnell sich aber die Zehn verständigen mochten, und wie groß auch bei Vielen, sowohl am Hofe als unter den Hugenotten die Zuversicht war, der Sieg sei errungen und die Einigung vollbracht, so war es doch erfolglose Arbeit und voreilige Hoffnung*); denn man rechnete ohne die Prälaten von Poissy und besonders ohne die Cardinäle von Lothringen und von Tournon. D'Espence und seine Collegen fühlten dieß wohl; sie stellten daher, den 3. October, der Königin Mutter und dem König von Navarra vor, weitere Verhandlungen würden wenig nützen, wenn sie nicht von der Prälaten-Versammlung gebilligt würden; was daher über das Abendmahl ausgemacht worden, möge dieser vorgelegt werden, bevor die Conferenz wieder zusammenkomme. Den 4. wurde demnach durch Bischof Montluc das Formular zu Poissy vor-

*) D'Aubigné, Histoire universelle. 2. Buch, Kap. 26. Amsterd., 1626, f°. Th. 1, S. 150. — In einem zur Zeit des Colloquiums gedruckten Pamphlet gegen den Katholicismus, finden sich folgende Verse:

„Monsieur de Vallence et de Séos
Mettent les papistes aux ceps,
Salignac, Boutelier, Despence,
Pour servir Dieu, quittent la panse.
Marlorat, de Besze, et Martir,
Font mourir le pape martir,
Merlin, Saint-Paul, et d'Espina,
Sont marris qu'encores pis n'ha."

Sac et pièces pour le Pape de Rome. par Denakol. S. l., 1561. S. 108.

getragen; an die Sorbonne verwiesen, wurde es, wie vorauszusehn war, als verfänglich und ketzerisch verworfen; von den Prälaten wurden die katholischen Glieder der Conferenz bitter getadelt, weil sie ohne Vorwissen und ohne Mandat der Versammlung zusammengekommen waren. Zugleich wurde, den 9. October, beschlossen, die Reformirten, wenn sie sich weigern würden die katholische Lehre vom Abendmahl zu unterzeichnen, als hartnäckige und unverbesserliche Ketzer in keiner Weise mehr anzuhören; an den König erging der Antrag, sie aus dem Reiche zu verbannen, das immer nur Einen Gott, Einen König, Einen Glauben und Ein Gesetz gehabt habe. Diese doppelte Einheit sollte aufrecht erhalten werden; die Verwechslung der politischen Einheit mit der kirchlichen, hat aber Frankreich nie zum Heile gereicht.

Zwölftes Kapitel.

Auflösung des Religionsgesprächs. — Martyr's Rückkehr nach Zürich.

Unter diesen Umständen sehnte Martyr sich mächtig nach seinem freien Zürich zurück. Jede Aussicht auf irgend einen Erfolg war vernichtet. Catharina von Medici, erbittert über den Widerstand der Prälaten, aber ohnmächtig ihn zu brechen, ließ die Conferenzen der Zehn nicht weiter fortsetzen; allein auch Martyr war ihr unlieb geworden; nur höchst selten, und insgeheim, wurde er noch zu ihr berufen; seine ruhige Festigkeit war ihre Sache nicht, sie hätte ihn biegsamer, diplomatischer gewünscht. Von den Gegnern, denen gerade diese Festigkeit verhaßt war, und denen er als der gefährlichste, weil der gelehrteste, der Kämpfer für den Protestantismus erschien, wurde er verläumdet als Unruhstifter; da er ein Fremder war, sagte man er habe noch weniger Interesse als die Hugenotten, an der Versöhnung der Kirchen zu arbeiten; was liege ihm an Frankreichs Friede? Solche Beschuldigungen drangen bis an den Hof und erregten manchen Verdacht. Schon den 6. October klagte er in einem Briefe an den Prediger Wolfgang Haller*): „statt der öffentlichen Verhandlungen sind wir nun auf ein Privatgespräch beschränkt, und es wird nur von dem streitigsten Punkte, von der Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl gehandelt; die katholischen Bischöfe und Doctoren, die sich mit uns darüber besprechen, sind ihren Collegen verdächtig geworden, sie werden angeklagt nachzugeben ohne dazu berechtigt zu sein; die Sorbonne ist beauftragt eine Censur abzufassen; dadurch wird das Geschäft verzögert und wohl gar keinen Erfolg

*) Bei Hottinger, Hist. Eccl., B. 7, S. 754. — An Calvin, 4. Oct. Loci communes, S. 1141.

haben. Der Hof will keine rechte Reformation; ich befürchte, die Königin wird eine Art von Interim einführen, und beide Theile demselben unterwerfen wollen; dieß wird aber zu nichts führen, denn weder Katholiken noch Protestanten werden sich dazu verstehn, so daß nur neues Unheil für das Land daraus erwachsen würde." Auch an Calvin hatte er schon von dieser Befürchtung geschrieben*); sie erwies sich indessen als ebenso ungegründet, wie die Besorgniß Bullingers und Andrer, welche gemeint hatten, es möchte den französischen Protestanten die Augsburgische Confession aufgedrungen werden. Martyr hatte bald eingesehn daß die Hugenotten ihr Bekenntniß nie aufgeben würden, daß aber auch die Prälaten weder ein Interim, das beide Theile zu gegenseitigen Concessionen genöthigt hätte, noch die Duldung der Reformirten mit irgend einem nicht katholischen Bekenntnisse, zugegeben hätten. So sanken auch die übertriebenen Hoffnungen, die man sich in Deutschland von dem Colloquium gemacht hatte, „Frankreich werde das Joch der römischen Tyrannei abwerfen"**), in Nichts zusammen; die Zeit des Friedens und der Freiheit war noch nicht gekommen.

Die Versammlung von Poissy beeilte sich ihren Verhandlungen ein Ende zu machen; den 14. October übergab sie der Königin eine Reihe von Beschlüssen, worin einige Vorschläge gemacht waren um ein paar äußerliche allzuschreiende Mißbräuche abzuschaffen; den Schluß dieser Canones bildete eine feierliche Verdammung der Ketzereien Luthers, Zwingli's und Calvins. Das war Alles was die berühmte Versammlung zu Stande brachte; es waren eben nur Cardinäle und Bischöfe; die Geschichte hat es genugsam bewiesen, daß von solchen allein eine Reformation der Kirche nie zu erwarten ist. Hubert Languet sagte mit treffendem Spott: „mit großer Mühe und Arbeit ist ihnen nichts gelungen als sich lächerlich zu machen"***); er dachte an die alte Fabel von dem Berg und der Maus. Catharina selbst schrieb an ihren Gesandten bei dem Kaiser, sie sei erstaunt über die leichte Art, mit der die geistlichen Herren über die ihren eigenen Stand betreffenden Mißbräuche hinweggegangen waren†). Beißende protestantische Verse gegen das Benehmen der Prälaten, wurden als fliegendes Blatt herausgegeben††), während leichtfertige Hofpoeten sich über die eitlen Versöhnungsversuche lustig machten und meinten, wenn d'Espence und Martyr so viel von Liebe reden, so sei ja das Lieben ein schönes, erlaubtes Ding.†††) Gefährlicher als dieß Alles war für die Ruhe

*) 4. Oct. Loci communes, S. 1141.

**) Vergerio an Herzog Albert von Preußen, 28. Oct. 1561, Tübingen. Sixt, Vergerius. S. 576.

***) An Mordeisen, 17. Oct. 1561. Epistolae. Lib. 2, S. 149.

†) 18. Oct. 1561. Bei Aymon, Synodes nationaux des Eglises réformées de France. B. 1, S. 286.

††) Mémoires de Condé, Th. 2, S. 721.

†††) Ronsard, bei Capefigue, La réforme et la ligue; Paris, 1843. S. 219.

Frankreichs das, den 17. October, von den Prälaten an die Regierung gemachte Begehren, die Protestanten zur Zurückgabe der Kirchen und des kirchlichen Eigenthums zu nöthigen, dessen sie sich an vielen Orten bemächtigt hatten. Unglücklicherweise ging der Hof auf dieß Begehren ein; ein königliches Edikt vom 20. October gebot die Restitution.

Die Versammlung von Poissy war somit geschlossen; die Bischöfe eilten um so mehr in ihre Sprengel zurückzukehren, als eine Pest, die sich schon im August zu Paris gezeigt hatte, nun auch anfing sich in der Gegend von Saint-Germain zu verbreiten. Da der Cardinal von Châtillon, der während der Verhandlungen zu Poissy gewohnt hatte, an den Hof zurückkehrte, mußten Martyr und die Prediger, die seine Wohnung zu Saint-Germain inne gehabt hatten, diese verlassen; auf der Königin Begehren, wurden sie von der Herzogin von Ferrara aufgenommen; Catharina sagte, sie sei überzeugt solche Gäste würden dieser Fürstin sehr angenehm sein. In der That war es auch so. Die edle, nach dem Tode ihres Gatten (1559) an den französischen Hof zurückgekehrte Herzogin, war der Reformation treu ergeben geblieben, obgleich Catharina von Medici ihre Nichte war, und ihre Tochter Franz von Guise geheirathet hatte; den Verhandlungen des Religionsgesprächs, an dem auch ihr Prediger Franz von Morel, Herr von Colonges, Theil genommen hatte, war sie mit lebhaftem Interesse gefolgt; als sie erfahren hatte, daß auch Martyr und Beza zu dem Colloquium kommen würden, hatte sie das sehnliche Verlangen ausgedrückt diese Männer zu sehn*). Vor neunzehn Jahren hatte sie, an ihrem gastfreundlichen Hofe zu Ferrara, Martyr als Flüchtling aufgenommen; jetzt kam er zu ihr, als in ganz Europa geachteter Reformator. Leider ist nichts bekannt über die Unterredungen zwischen dem edlen Greise und der hochherzigen, liebenswürdigen Renata. Wie gerührt und erfreut er aber auch mag gewesen sein, mit ihr zusammenzutreffen, so drängte es ihn doch diesen, der Reformation so wenig günstigen Boden zu verlassen. Zwar wurden Beza und mehrere der Prediger noch zurückgehalten; Catharina wünschte, trotz der Auflösung der Versammlung von Poissy, noch einige Fragen besprechen zu lassen; auch waren die Pfälzer und Würtemberger Theologen angekommen, mit denen, auf Montluc's Vorschlag, noch ein Versuch gemacht werden sollte. Martyr indessen wollte nicht länger verweilen; er ließ sich durch den Prinzen von Condé zur Königin führen, um seine Entlassung zu erbitten; er richtete folgende Rede an sie: „Ueberzeugt, daß man Gott geben müsse, was Gottes ist, und den Fürsten, was der Fürsten ist, bin ich hieher gekommen, um so viel an mir wäre, die Sache der Religion zu befördern; ich habe dieß um so lieber gethan, da ich dadurch zugleich Eurer Majestät einen Beweis meiner Hochachtung und meiner Bereitwilligkeit Euch zu gehorchen, habe geben können; dieß war mir erwünscht, weil Eurer Majestät erhabene Tugen-

*) Calvin an Beza, 21. Oct. 1561. Calvini epistolae, S. 260.

den in aller Welt bekannt sind, weil Ihr das schönste Reich beherrscht und aus Einem Lande mit mir stammt; und besonders, weil es meine Pflicht war, dem Rathe von Zürich, welcher dem Könige und Euch sich gefällig erweisen wollte, zu gehorchen; Eurer Majestät wird gewiß diese Gesinnung der Zürcher, die unter den Eidgenossen viel vermögen, angenehm sein. Im Gespräche zu Poissy habe ich nichts versäumt, was meinem Urtheil zufolge von Nutzen sein konnte. Ich bin mir bewußt friedlich und ruhig unterhandelt zu haben, wie Ihr es mir befohlen habt. Daß die Sache nicht weiter gediehen ist, ist nicht meine Schuld; doch wird das Gespräch zu seiner Zeit Nutzen stiften, wenn dieß auch bis jetzt nicht geschehen ist. Da nun aber das Geschäft ruht, bitte ich Eure Majestät um meine gnädige Entlassung; ich bin ein alter Mann, der Winter naht, wegen der kurzen Tage und des Schnee's würde mir eine spätere Reise sehr beschwerlich fallen. Ich bitte um so inständiger darum, da ich erfahren habe es sei Eurer Majestät gemeldet worden, ich wäre als Fremdling nur darum gekommen, um Unruhen im Lande zu erregen, weil ich an solchem Unglück Freude habe. Ich bitte Euch solchen gehässigen Reden keinen Glauben zu schenken; ich glaube der Mann nicht zu sein, dem solche Dinge können zugemuthet werden. Ich bin in Straßburg, in England, dann wieder in Straßburg, und zuletzt in der Schweiz gewesen; dort möge sich Eure Majestät belehren, wenn Sie mir nicht traut, ob mein Streben nicht immer dahin gerichtet war, so viel es nach dem Worte Gottes geschehen konnte, Friede und Eintracht zu erhalten. Was sollte mich bewegen, dem französischen Reiche übel zu wollen? War ich nicht immer demselben gewogen, wie meine Vorfahren es waren, die in der Könige Diensten standen? Ist nicht die edle Fürstin, zu der ich rede, in meinem Vaterlande geboren? ist sie nicht ein Ruhm und ein Glanz desselben? Dieser Gedanke allein wäre hinreichend mich zu bewegen, mein Leben, wenn es nöthig wäre, für ihr Wohl und ihre Macht zu lassen. Mein erster Wunsch ist daher, Eure Majestät, Eure Söhne und das Reich der Franzosen mögen glücklich und unverletzt bleiben; mein zweiter, Ihr möget mich, nicht mit Groll, sondern in Gnaden entlassen."

Catharina gestattete ihm sein Begehren mit freundlichen Worten; sie bat ihn, wenn er wieder sollte berufen werden, weder auf sein Alter noch auf seine Kränklichkeit zu achten, sondern nur daran zu denken, es handle sich um die Sache Christi. Den 25. Oktober erhielt er abermals einen königlichen Geleitsbrief zur Rückkehr*); auch schrieb Catharina, an den Rath von Zürich, ein schönes Zeugniß für ihn:

„An die edlen Herren, unsre lieben und besondern Freunde und Bundesgenossen, die Bürgermeister und Rath der Stadt Zürich. Edle Herren, unsre lieben Freunde; indem Doctor Martyr, Euer Bürger, Ueberbringer dieses Briefes, zu Euch zurückkehrt, wollen wir ihm gegenwärtiges Schreiben

*) Baum, a. a. O., S. 114.

mitgeben, um Euch zu bezeugen, daß er sich in den Verhandlungen über die Religion, die hier stattgehabt haben, so bescheiden und ehrenvoll betragen hat, daß wir große Ursache haben seiner mit Lob zu gedenken und Euch zu danken, daß Ihr ihm erlaubt habt hieher zu kommen; was wir auch von ganzem Herzen thun, obschon es uns schmerzt, daß die Gespräche die Frucht nicht gebracht haben, die wir davon hofften und die so nöthig wäre zur Einigung der ganzen christlichen Kirche zu Einer heiligen und katholischen Religion. Da dieß eine Wohlthat ist, die wir bloß von der unendlichen Güte Gottes, der allein solche Dinge regiert, zu erwarten haben, so bitten wir ihn, er möge sie uns bald verleihen, so wie er weiß, daß sie uns nöthig ist; auch bitten wir ihn Euch, edle Herren, in seinem heiligen Schutze zu behalten. Gegeben zu Saint-Germain, den 28. Oktober 1561. Catharina"*).

Aehnliche Schreiben gingen von dem König von Navarra und von dem Prinzen von Condé aus**). Letzterer, der Admiral Coligni, Beza und Des Gallars, die protestantischen Adeligen, Alle nahmen gerührt Abschied von dem ehrwürdigen Manne. Catharina wünschte, er möchte in Gesellschaft, und unter dem Schutze der verwittweten Marquise de Rotelin, Jaqueline de Rohan, reisen, die bald darauf in ihre Stadt Neufchatel zurückzukehren gedachte. Es hätte ihn gefreut mit dieser edlen Dame zu sein, die eine treue Protestantin war und mit Calvin und Farel Briefe wechselte. Allein er konnte sich nicht entschließen länger zu warten; beim Gedanken an den herannahenden Winter, wollte er die beschwerliche Reise nicht länger verzögern; er hatte schon eine Einladung des Herzogs von Bedford abgelehnt, für einige Zeit nach England hinüberzukommen***). Der König von Navarra und der Prinz von Condé gaben ihm jeder einen seiner Hauptleute als Begleiter; Jener bot ihm eine Sänfte an; er zog aber die Reise zu Pferde vor. Den 30. October verließ er mit Santerenziano Paris; der junge Stucki blieb zurück, als Hauslehrer bei einem protestantischen Edelmann. Languet wünschte den Freund bis nach Burgund, seine eigene Heimath, zu begleiten; er blieb nur ungerne zurück, um die eben angekommenen Pfälzer Theologen am Hofe vorzustellen†).

Auf seiner Heimreise, verweilte Martyr einige Tage in Troyes, bei dem Bischofe Caraccioli, mit dem er sich in Poissy befreundet hatte. Dieser längst evangelisch gesinnte Mann hatte sich, während des Religionsgespräches, bewogen gefühlt zum Protestantismus überzutreten; er wünschte nun, von der in Troyes bestehenden reformirten Gemeinde als Bischof neu gewählt zu werden, und begehrte darüber auch Martyrs Rath. Dieser suchte die Sache in

*) Ebendas., S. 115.

**) Ebendas., S. 101. 116.

***) An Bullinger, 17. Oct. Loci communes, S. 1142. — Man erwartete allgemein in England ihn zu sehn. Randolph an Martyr, 6. Oct. 1561. Ms.

†) Martyr an Bullinger, 20. Oct. Loci communes, S. 1143. Languet an Mordeisen, 26. Oct. Epistolae, Lib. 2, S. 154.

Ordnung zu bringen, und berichtete darüber Folgendes an Beza*): „Der Bischof hat uns sehr freundlich aufgenommen, da auch er das Reich Christi mit allem Eifer befördert. Er begnügt sich nicht damit seine Schafe auf die rechte Weide zu führen, sondern weil man ihm aus der Gültigkeit seiner Berufung, als welcher di: Wahl oder Bestätigung der Gemeinde fehle, eine Gewissenssache machte, versammelte er die Aeltesten der evangelischen Kirche mit der Bitte, sie möchten sich berathen ob sie ihn erwählen, bestätigen und zum Bischof haben wollten. Wenn sie bejahend entschieden, so würde er fortfahren, wie bisher, die ihm anvertraute Heerde durch Lehre und Ermahnung zu weiden und zu mehren. Sollten sie ihn aber für ein so wichtiges Amt nicht geeignet finden, so möchten sie es nur frei erklären, er wäre gerne bereit seine Stelle aufzugeben, wenn es ihm nur verstattet würde in der reformirten Kirche, nach der heiligen Einrichtung des Evangeliums zu leben. Dieß möchten sie reiflich mit der Gemeinde überlegen. Solches geschah, und er wurde einstimmig (trotz der Einsprache eines der Prediger) als Bischof anerkannt, so daß seine Frömmigkeit und sein Ansehn der Kirche zu großem Ruhme gereichen." Dieß konnte freilich nicht lange so bleiben; es wäre ein gefährliches Beispiel gewesen, wenn ein französischer Bischof, ein Mann von so hoher Stellung wie Anton Caraccioli, Sohn des Fürsten von Melphi, der unter Franz I. königlicher Statthalter in Piémont gewesen war, als evangelischer Geistlicher sein Bisthum hätte behalten können; obgleich von Condé und Andern beschützt, mußte er seinem Sprengel entsagen.

Nach einer Reise von 22 Tagen, langte Martyr, müde und krank, den 21. November in Zürich an, wo der herzlichste Empfang ihn erwartete**). Die beiden Hauptleute, die ihn begleitet hatten, „fromme und tapfere Männer", wurden ehrenvoll tractirt; als sie Zürich verließen, gab man ihnen Begleiter bis nach Bern mit, damit sie ihren Herren „von der Ehrerbietung und Dankbarkeit der Zürcher" berichten könnten; auch dem Gesandten Coignet wurde brieflich gedankt, für die Art, wie er Martyr behandelt hatte.

Was dieser bald nachher, in kurzen Zwischenräumen, aus Frankreich erfuhr, bewies ihm, auf immer schmerzlichere Weise, daß er nicht ohne Grund die Hoffnung des Friedens aufgegeben hatte. Die Befürchtung die er, während der Berathungen am Hofe von S. Germain über die Restitution der Kirchen, in einem seiner Schreiben an den Zürcher Rath ausgesprochen hatte, ging in Erfüllung***). Die Zahl der Protestanten nahm zwar täglich zu,

*) 6. Nov. 1561. Loci communes, S. 1143.

**) Martyr an Beza, 25. Nov. 1561. Loci communes, S. 1144. — Bullinger an Haller, 22. Nov. 1561. Ms.

***) „Wird die Restitution geboten, so droht große Gefahr, daß es zu blutigen Kämpfen kommen wird, denn die Prediger werden nicht im Stande sein das Volk zurückzuhalten; dieses wird sich schwer bewegen lassen, die von ihm zerstörten Bilder wieder aufzurichten." 17. Oct. 1561. Ms.

zugleich aber auch der Groll der Gegner*). An vielen Orten rief die Ausführung des Edikts vom 20. Oktober Widerstand hervor; die Protestanten wurden des Aufruhrs beschuldigt; es sammelte sich vielfacher Stoff zu gegenseitigem Haß. Anfangs 1562 erfolgte das Januar-Edikt, das, obgleich nur sehr beschränkte Religionsfreiheit gestattend, die Wuth der katholischen Parthei zur höchsten Erbitterung steigerte; den 1. März fand das Blutbad von Vassy statt, der Anfang des Bürgerkriegs. Was Catharina von Medici, bei Martyrs Abschied, von der Möglichkeit einer Wiederberufung gesprochen hatte, erwies sich als eitle Höflichkeit, nicht weniger als was er selbst ihr von dem Ruhm ihrer Tugenden gesagt. Sie dachte nicht mehr daran, durch friedliche Verhandlungen der Theologen, den Religionsstreit schlichten zu wollen, sondern nur, durch die Ränke ihrer perfiden Politik, oder durch die Gewalt der Waffen, ihre eigene Herrschaft in dem unglücklichen Frankreich zu erhalten.

Dreizehntes Kapitel.

Streit zu Straßburg über die Prädestination und die Ubiquität. — Zanchi's Thesen und Martyr's Gutachten darüber.

Martyr hatte kaum sein Amt wieder angetreten, als er aufgefordert wurde sein Gutachten in einer Sache abzugeben, über die er sich schon zu Anfang des Jahres in vertraulichen Briefen an Freunde ausgesprochen hatte; es war der zu Straßburg ausgebrochene Streit über die Lehren von der Prädestination und der Ubiquität. Dieser Streit, insofern er die Prädestination betraf, ist von großer Bedeutung; er hatte zur Folge, daß Lutherische und Reformirte sich nun auch in der Auffassung der Lehre von der Gnade von einander schieden, während ursprünglich Luther nichts Anderes hierüber gelehrt hatte als Calvin; in Straßburg bereitete er die bald erfolgende, ausschließliche und unbedingte Herrschaft des neuen Lutherthums vor, in Zürich bezeichnete er den letzten entscheidenden Sieg der calvinischen Ansicht von der Gnadenwahl.

In Straßburg standen sich Zanchi und Marbach gegenüber**); jener meist ruhig und besonnen, allein heftig wenn er gereizt war, streng calvinisch, jedoch geneigt sich mit der Augsburgischen Confession zu vertragen; dieser, immer mehr entschlossen die letzten Reste reformirter Tendenzen aus Kirche und

*) Des Gallars an Martyr, 25. Nov. 1561, Paris. Baum, Th. 2, Anh. S. 131.

**) Die Erzählung des Streites und die meisten der darauf bezüglichen Akten befinden sich in Zanchi's Werken, B. 7.

Schule zu entfernen. Zanchi war, außer dem Prediger Conrad Hubert, der einzige Theologe, der diese Tendenzen noch repräsentirte; alle übrigen Geistlichen der Stadt waren nicht nur lutherisch, sondern von dem Zuge der Zeit fortgerissen zu Uebertreibung und Unduldsamkeit. Da geschah es nun, daß Zanchi in seinen Vorlesungen einige Sätze entwickelte, an welchen Marbach Anstoß nahm. Indem er die Lehre nicht nach den Bedürfnissen einer leidenschaftlichen Polemik des Augenblicks gestaltete, behauptete Zanchi, der von der Bibel geweissagte Antichrist müsse nicht nothwendig der Papst sein, und das Ende der Welt sei nicht so nahe als Manche es damals träumten. Dieß wäre vielleicht unangefochten geblieben; aber, in der consequenten Durchführung der Prädestinationslehre, hob Martyrs Freund besonders die Folgerung hervor, daß der Gnadenzustand der Wiedergeborenen unverlierbar sei, daß sie im Bewußtsein ihrer Erwählung so sicher seien, um durch keine Sünde mehr diese Gnade verlieren zu können. Auch dieses hätte vielleicht nicht zu heftigem Widerspruche geführt, wenn nicht Zanchi die Ubiquität, die man in Straßburg einführen wollte, angegriffen hätte. Luther und Butzer hatten die Prädestination gelehrt; Martyr hatte sie in Straßburg vorgetragen ohne Widerstand, und wenn auch Marbach eine andre Methode wünschte, so war er doch bisher dem Systeme selbst nicht entgegengetreten. Nur der unglückliche Abendmahlsstreit wurde die Veranlassung sich auch über die Lehre von der Gnade zu trennen; ohne diesen Streit hätte selbst Tileman Heßhus, der früher die Prädestination eifrig behauptet hatte, dieselbe schwerlich mit seiner gewohnten fanatischen Hitze bekämpft. Es hatte zwar schon früher einige Reibungen zwischen Zanchi und Marbach gegeben, bald über die Ubiquität, bald über die Bilder, welche Martyr wieder in die Kirchen einführte, allein es war stets wieder gütlich beigelegt worden. Seinem Versprechen von 1554 gemäß, schwieg Zanchi meistens über die Abendmahlsfrage, zu der ihm übrigens seine Vorlesungen über die Propheten gar keine Veranlassung boten. Es war daher für Viele nicht wenig auffallend, als plötzlich Marbach seines Collegen Meinungen über den Antichrist und das Weltende und seine Consequenzen aus der Lehre von der Gnadenwahl angriff; Bischof Grindall konnte mit gerechtem Erstaunen an Conrad Hubert schreiben: „daß sie über die Prädestination ein solches Trauerspiel aufführen, ist sehr verwunderlich; mögen sie doch Luthers Buch über den unfreien Willen zu Rathe ziehen! oder was Anderes haben denn Butzer, Calvin, Martyr gelehrt als Luther?"*) Doch bedenkt man, daß Mar-

*) 6. Juni 1562. Ms. Grindall fügte die energischen Worte hinzu: „Nisi forte ad aliquam Lutheri, quem tantum non pro Deo habent, palinodiam confugere velint. Optime quidem de Ecclesia meritus est Lutherus, dignusque quem omnis posteritas celebret. Esset autem multo celebrior, si non isti Chanaani patris sui nuditatem, quam omnes pii obtectam cupiunt, perpetuo retegerent."

bach eine Schrift Heßhusens gegen die Sacramentirer*), in deren Vorrede auch der Churfürst von der Pfalz geschmäht war, in Straßburg heimlich wollte nachdrucken lassen; daß Zanchi deßhalb nach Heidelberg schrieb, worauf Friedrich III. bei dem Magistrate auf Unterdrückung besagter Schrift antrug, und daß Zanchi, nebst Sturm und Hotmann, hiebei sehr thätig war, so begreift man ohne ihn zu entschuldigen, den Aerger des gedemüthigten Präsidenten des Kirchenconvents. Er griff das zunächst liegende an, indem er sich dabei auf Rapporte von Studenten stützte, die er am Mittagstisch über die Vorlesungen seines Collegen auszufragen pflegte. Der Streit wurde bald heftig genug, und zwar noch nicht über die Lehre von der Gnadenwahl selbst, sondern vorerst nur über deren Stelle im theologischen System und über die praktischen Folgerungen die Zanchi daraus zog. Marbach selber sagte**): „es ist aus der heiligen Schrift allgemein anerkannt, daß es eine Prädestination der Auserwählten, und kraft des göttlichen Vorherwissens auch eine bestimmte Zahl der Verworfenen giebt; wir meinen indessen, in der Lehre von unserm ewigen Heil sei nicht vom ewigen Rathschlusse auszugehn; Zanchi würde besser daran thun, seine Zuhörer auf den geoffenbarten Willen Gottes hinzuweisen, das heißt auf das gepredigte Wort und die Berufung, gemäß dem Spruch: die er vorher gewußt hat, die hat er auch verordnet, daß sie gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes (Röm. 8, 29). Nicht die Prädestination ist streitig, sondern nur die Frage, ob der Einzelne seiner Erwählung nicht besser nachher (a posteriori) als vorher (a priori) gewiß werde.“ Am entschiedensten verwarf Marbach die Unverlierbarkeit der Gnade, als der heiligen Schrift und der Kirchenlehre zuwider. Er bestimmte das Verhältniß der Gnade zu den Gnadenmitteln anders als Zanchi, mehr in lutherischem Sinn: wer glaubt, wird selig; der Glaube ist ein freies Geschenk, das Gott nur denen giebt, denen er es geben will, ohne ihr Zuthun oder Verdienst. Dieß ist offenbar Prädestination; um aber die Härte der Lehre zu mildern, nahm Marbach, unsystematischer als die Calvinisten, aber den Bedürfnissen des sittlichen Bewußtseins angemessener, an, es sei eben ein der Vernunft unergründliches Geheimniß, warum Gott den Glauben nicht Allen schenke; das Dogma der Prädestination könne nur als Mittel, die Gnade Gottes zu verherrlichen und den Menschen zu demüthigen, praktisches Interesse haben; die Gnade könne aber wieder verloren gehn, wenn sich der Mensch den Gnadenmitteln entziehe.

Wäre die Discussion in dieser Form fortgesetzt worden, auf rein wissenschaftlichem Boden, mit ruhiger Mäßigung, so wäre, wenn auch nicht eine gegenseitige Ausgleichung der Differenzen, doch wenigstens die Erhaltung des Friedens in der Straßburger Kirche erfolgt. Aber der Funke hatte weiter ge-

*) De praesentia corporis Christi in coena Domini, contra sacramentarios. Jena, 1560..

**) Bei Zanchi, B. 7, Th. 2, S. 229.

zündet; die jüngern, leidenschaftlichern Prediger benützten den Anlaß um Zanchi auf den Kanzeln zu verklagen und zu verdächtigen, wie sie es früher gegen Martyr gethan hatten; es wurden ihm Irrthümer in Bezug auf das Abendmahl vorgeworfen, ein Vorwurf mit dem man am sichersten auf die Menge wirkte, so wenig diese auch von den Subtilitäten der Dogmatik verstand. Er selber fing nun an die Ubiquität offen anzugreifen, welche an Marbach einen eifrigen Vertheidiger fand.. Man drang auf seine Absetzung, wenigstens auf seine Suspension; die Schulherren mußten ihm untersagen, die streitigen Fragen in seinen Vorlesungen zu behandeln, worauf er diese gänzlich einstellte. Martyr erfuhr es durch junge Zürcher, die in Straßburg studirt hatten, wegen der entstandenen Aufregung aber in ihre Vaterstadt zurückgekehrt waren. Er schrieb sofort an den Scholarchen Peter Sturm*), bat ihn Zanchi in Schutz zu nehmen und versicherte, dieser lehre nichts als was Augustin, Luther und Butzer auch gelehrt hätten. Der Rector Johann Sturm, der in dieser Angelegenheit das ehrwürdige Andenken der ersten Straßburger Reformatoren und die alte Lehrfreiheit seiner Schule gefährdet sah, dessen Ansehn aber bereits zu sinken begann, that sein Mögliches um Zanchi zu vertheidigen; er mischte sich, mit Ungestüm, in den Abendmahlsstreit, und erbat sich, über Zanchi's übrige Lehren, den Rath Martyrs. Dieser hätte freilich gewünscht, sein ehemaliger College hätte sich über den Zustand der Wiedergeborenen, weniger absolut ausgedrückt, doch meinte er, die Fragen seien nicht wichtig genug um so großen Streit zu veranlassen; er schrieb an Sturm**): Zanchi habe nichts schriftwidriges gelehrt; über das Weltende lasse sich nichts bestimmtes sagen, den Aussprüchen Christi gemäß, Marcus 13, 32, und Apost. Gesch. 1, 7; alle Vermuthungen darüber können nur Irrthum sein; ebenso sei es mit dem Antichrist; in der Stelle 1. Joh. 2, 18 sei die Rede von vielen Widerchristen, solche seien heutzutage der Papst, die Türken, die Ketzer; daß am Ende der Welt einer mit besondrer Macht auftreten werde, sei wahrscheinlich; wer es aber sein werde, dieß wisse Niemand; Zanchi könne daher seine Ansicht als eine muthmaßliche, allein nicht als eine nothwendige vertheidigen; über den Zustand der Wiedergebornen gebe es zwei Meinungen; nach der einen, werden den Auserwählten, wenn sie sündigen, der heilige Geist und der Glaube wieder entzogen; nach der andern, wird dieser nur geschwächt, er schläft gleichsam ein, bleibt aber doch im Herzen zurück; beide Meinungen können sich auf Bibelstellen stützen; die letztere sei die wahrscheinlichere, es sei auch die Butzers und Calvins.

Zanchi reiste nach Heidelberg und Marburg, um sich mit den dortigen Theologen über seine Sätze zu besprechen; im Spätjahre machte er, zu ähnlichem Zwecke, eine zweite Reise nach Stuttgard, Tübingen, Schafhausen, Zü-

*) 13. April 1561. Loci communes, S. 1133.
**) 21. Juli 1561. Ms.

rich, wo er acht Tage bei Martyr blieb; über Basel kehrte er nach Straßburg zurück. Johann Sturm schrieb zahlreiche Briefe für ihn und ging selber nach Zweibrücken und in die Pfalz. Er hatte dem Magistrat vorgeschlagen, die angeklagten Thesen Zanchi's, vierzehn an der Zahl, der Beurtheilung auswärtiger Gelehrter zu unterwerfen; obschon diese Idee damals noch nicht ausgeführt wurde, so sammelten doch die beiden Freunde eine Anzahl von Gutachten, die einstweilen dem Kapitel von S. Thomä und den Schulherren, und später den etwa zu ernennenden Richtern vorzulegen wären. Das der Zürcher wurde, auf Bullingers Begehr, von Martyr verfaßt*); der Antistes meinte zwar, einige der Thesen hätten können passender ausgedrückt werden, doch einmal aufgestellt, dürfe man nicht zugeben daß sie verworfen würden und daß ein so treuer und gelehrter Diener Christi, wie Zanchi, unbeschützt unterliege; er und Martyr waren übrigens überzeugt, daß er nichts gelehrt habe als was auch Butzers Glaube gewesen. Das, den 29. Dezember 1561, geschriebene Gutachten, welches Hottinger, der Geschichtschreiber der schweizerischen Reformation, mit Recht ein Bekenntniß der Zürcher über die Prädestination nennt, billigte Zanchi's Thesen „insofern sie nur richtig ausgelegt würden"; es enthielt nun gerade diese Auslegung, und ist daher ein merkwürdiges Document für die Entwickelungsgeschichte der reformirten Kirchenlehre, und ein Beweis von Martyrs überwiegendem Einfluß auf seine Zürcher Collegen**).

Ueber die drei ersten, das Weltende und den Antichrist betreffenden Thesen, sprach sich Martyr nur kurz aus, in dem Sinne wie er es schon in dem Briefe an Johann Sturm gethan hatte; die erste, daß man Nichts über die Zeit des Endes der Welt wissen könne, sei schriftgemäß; die zweite, daß am Ende der Tage ein mit besondrer Macht ausgerüsteter Antichrist aufstehn werde aber nicht nothwendig der Papst sein müsse, sei wahrscheinlich, also nicht häretisch. In der dritten suchte Zanchi die Stellen Römer 11, 25. 26 und Lucas 18, 8***) mit einander zu vereinigen, indem er erklärte es sei anzunehmen daß, wenn der letzte Antichrist regieren wird, in Folge seiner Tyrannei wenig Glaube auf Erden werde gefunden werden, daß aber nach seiner Besiegung durch Christum die Menschen sich zu diesem bekehren werden. Hier, sagte Martyr, sei Zanchi's Bemühung, den anscheinenden Widerspruch zwischen zwei Bibelstellen aufzulösen, vielmehr zu loben statt zu tadeln; er habe gethan was die Pflicht eines frommen Lehrers ist. Die folgenden Thesen be-

*) Bullinger an Martyr, 27. Dez. 1561. Ms.

**) Zanchii Opera, B. 7, Th. 1, S. 72 u. f. — Hottinger, Hist. Eccl., B. 8, S. 843 u. f. — Dem größten Theile nach übersetzt, bei Schweizer, Die protest. Centraldogmen, B. 1, S. 454 u. f.

***) Röm. 11, 25. 26: „Blindheit ist Israel eines Theils widerfahren, so lange bis die Fülle der Heiden eingegangen sei, und also das ganze Israel selig werde." Luc. 18, 8: „Wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinest du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?"

zogen sich alle auf die Prädestination; wir geben sie hier, nebst Martyrs Erklärungen, im Auszuge:

„Es ist bei Gott eine bestimmte Zahl sowohl der zum Leben Erwählten als der Verworfenen und zum Verderben Bestimmten. — Dieses halten wir für ausgemacht; denn die gerettet werden sollen, bedürfen der Gnade, des Glaubens und des heiligen Geistes, und da nur Gott dieses geben kann, so muß er ewig bei sich festgestellt haben, welchen er es schenken wolle und welchen nicht, es sei denn man wolle ihm ein blindes und zufälliges Handeln zuschreiben. Fällt kein Sperling ohne seinen Willen vom Dach, so kann auch Niemand ohne seinen Willen gerettet oder übergangen werden. Da nun sein Wille ein ewiger und unveränderlicher ist, so muß die Zahl der Auserwählten sowohl als die der Verworfenen bei ihm festgestellt sein, wie die Schrift es lehrt.

„Wie die zum Leben Erwählten nicht verloren gehn können, so können auch die, welche zum Leben nicht prädestinirt sind, nicht selig werden, müssen also nothwendig verdammt werden. — Dieß billigen wir ebenfalls, denn Niemand kann Christo seine Schafe entreißen, und er selbst weist keinen weg, den ihm der Vater übergeben hat; Gottes Wille ist unbesiegbar. Umgekehrt, da die Verworfenen, laut Paulus, Gefäße sind des Zornes, zugerichtet zur Verdammniß (Röm. 9, 22), so können sie nicht gerettet werden, weil hiezu Glauben und der heilige Geist nöthig wären; diese werden aber nicht ohne Unterschied Allen geschenkt, Gott erbarmt sich wessen er will und verstockt wen er will. Da nun Gott mit gerechtem, in seinen Gründen aber uns nicht immer geoffenbartem Urtheil beschlossen hat, ihnen diese Gaben nicht zu geben, so werden sie unzweifelhaft zum Verderben verdammt werden. Keiner kann ja zu Christo kommen, den der Vater nicht zieht; er zieht aber nur die, welche er will. Der Ausdruck nothwendig verdient keinen Tadel, da Zanchi die Zwangsnothwendigkeit ausdrücklich ausschließt und nur die Nothwendigkeit des Erfolges annimmt. Laut der Schrift kann der Erfolg kein andrer sein, als das Seligwerden der Erwählten. Wer dieß läugnet, wirft die Gewißheit der Seligkeit um.

„Wer einmal erwählt ist, kann nie ein Verworfener werden, und umgekehrt. — Dieß bedarf keiner Erörterung, da Gottes Wille ein unveränderlicher ist. Es ist aber die Rede nur von der, auf dem göttlichen Rathschluß beruhenden Erwählung; denn von derjenigen, welche durch die gegenwärtige Gerechtigkeit in der Kirche gesehn und beurtheilt werden kann, will Zanchi nicht läugnen, daß ein Erwählter ein Verworfener, und ein Verworfener ein Erwählter werden könne. (Das heißt, dem menschlichen Urtheil nach kann der oder jener jetzt als Erwählter, jetzt als Verworfener erscheinen).

„Zwei Bande sind nöthig um den Menschen wahrhaft an Christum und die Kirche zu knüpfen, das der ewigen Erwählung und das des Geistes und des Glaubens, beide innerlich, unsichtbar, unauflöslich. Zwei auch knüpfen

uns äußerlich an die Kirche, das Bekenntniß der Lehre und die Theilnahme an den Sacramenten, beide sichtbar, äußerlich, auflösbar. — Auch dieses finden wir richtig. Ein Christo wahrhaft Eingepflanzter kann von ihm nicht wieder ganz abfallen, noch den empfangenen Glauben und heiligen Geist wieder völlig verlieren. Die äußern Bande sind dagegen wieder lösbar; denn viele fallen wieder von dem Bekenntnisse ab.

„Den Erwählten wird in dieser Welt der wahre Glaube nur einmal gegeben, und wer mit demselben beschenkt ist, der fühlt ihn, das heißt wird sich sicher bewußt, daß er wahrhaft glaubig ist. — Wir sagen nun: hier wird die einmalige Schenkung behauptet, ohne daß die Schwankungen im Zunehmen und Abnehmen des Glaubens geläugnet werden. Auch ist vom wahren, rechtfertigenden Glauben die Rede, neben welchem der bloß zeitweilige verschwinden und wiederkommen kann. Die Erwählten, von denen allein hier die Rede ist, sündigen nicht, weil der Same Gottes in ihnen bleibt, 1 Joh. 3, 9, das heißt das Wort der Verheißung bleibt in ihnen, was nur möglich ist wenn der Glaube bleibt sammt dem ihn erhaltenden heiligen Geist. Beide werden, wenn ein Heiliger fällt, schläfrig und stumpf, nicht aber gänzlich weggenommen, sonst bliebe der Same nicht in ihnen.

„Die Erwählten, einmal mit wahrem Glauben beschenkt und Christo durch den heiligen Geist wahrhaft einverleibt, können den Glauben und den heiligen Geist nicht wieder gänzlich verlieren und aus Christo völlig herausfallen, theils wegen der Verheißung, theils wegen der Fürbitte Christi. Daraus folgt weder Beseitigung der Buße noch Einräumung von Leichtsinn. — Diesen Satz halten wir für gut begründet. Ist in den Heiligen ein beständiger Kampf des Geistes wider das Fleisch, so muß ja der Geist beständig noch in ihnen sein, obwohl sie etwa vom Gewichte des Fleisches niedergedrückt werden. Es bleibt daher der Glaube in den Erwählten, auch wenn sie fallen, nur wird er, wegen der Sünde, schläfrig und muß wieder aufgeweckt werden.

„Im Wiedergebornen sind zwei Menschen, der äußere und der innere; wenn er sündigt, so thut er es nur nach dem äußern Menschen, das heißt nach dem was in ihm nicht wiedergeboren ist; nach dem innern will er die Sünde nicht, er sündigt also nicht mit vollem Willen. — Dieß bedarf keiner Erklärung, denn Wiedergeborne sündigen nicht mit ganzer Seele und von ganzem Herzen, sondern widerstrebend, nach Römer 7, 15 u. f.; sie stimmen, auch wenn sie sündigen, dem Gesetze Gottes bei; sie sündigen also aus Mangel an Wachsamkeit und aus Schwachheit, so wie Petrus, der, wie Zanchi richtig sagt, den Herrn mit dem Munde verläugnete, jedoch im Herzen den Glauben hatte. Christus hat ja für ihn gebetet, daß sich sein Glaube nicht verliere. Dieser Glaube konnte erschüttert und vermindert werden, nicht aber zu Grunde gehn.

„Obwohl die Verheißung des Heils Allen überhaupt vorgehalten und gepredigt werden soll, so geht sie doch eigentlich nur die Erwählten an. —

So ist es in der That; denn Verheißungen sind Sache für den Glauben, dieser aber wird ja nicht Allen geschenkt. Die Verheißung muß freilich Allen ohne Unterschied gepredigt werden, weil die Diener des Worts die nach dem göttlichen Rathschluß Erwählten nicht kennen; aber wirksam wird diese Predigt, durch Gottes Geist, nur in den Erwählten gemacht. Paulus hat klar geschrieben, die Verheißungen gingen nicht Alle an, die fleischlich von Abraham abstammen, sondern nur die, welche Kinder der Verheißung sind, Römer 9, 8.

„Sagt, nach Allem dem, Paulus, Gott wolle daß allen Menschen geholfen werde (1 Tim. 2, 4), so ist es nicht wider die Schrift, dieses Alle auf die Auserwählten zu beziehen. — Wir bekennen das Gleiche; auch Augustin hat dasselbe gelehrt, und ist deßhalb nie des Irrthums angeklagt worden.

„In Dr. Zanchi's Thesen, finden wir also nichts Häretisches noch Ungereimtes; wir nehmen sie vielmehr an, theils als nothwendige, theils als wahrscheinliche, und sämmtlich als der heiligen Schrift nicht zuwider. Wir bezeugen auch daß sie behauptet worden sind, nicht nur von den alten Kirchenvätern, sondern von Luther, Capito, Butzer, Brenz, und den meisten übrigen vornehmsten Vorkämpfern der evangelischen Lehre.

„Um dem Gebote Gottes zu gehorchen, das uns befiehlt den nicht zu verlassen, der in Gefahr ist; um der Wahrheit nicht untreu zu werden, und um nicht zu dulden daß zugleich mit diesem Lehrer so viele andre, um die Kirche wohl verdiente Männer verdammt werden: haben wir für gut befunden, durch unser Zeugniß ihm in seiner Noth beizustehn."

Dieses Gutachten ist durchaus consequent; die Zürcher Prediger, die es insgesammt unterschrieben, eigneten sich somit alle Folgerungen an, die von Zanchi aus der Prädestination gezogen und von Martyr bestätigt wurden. Daß es auf die Straßburger Theologen keinen günstigen Eindruck machen mußte, begreift sich leicht; je strenger die fragliche Lehre entwickelt wurde, desto weniger konnte sich Marbach damit befreunden; er wollte zwar immer die Prädestination festhalten, aber mit dem vergeblichen Bemühen Gegensätze zu vermitteln, die keine logische Kunst zu vermitteln vermag; statt einfach die Wahrheit aufzustellen, daß Gott will daß allen Menschen geholfen werde, blieb auch er dabei, das Wort Alle, ohne exegetische Berechtigung und nur im Interesse des Systems, bloß auf die Auserwählten zu beziehen; nur suchte er diese harte Lehre durch eine widersprechende Praxis zu mildern. Indessen schon dieses Bemühen verdient Anerkennung; er fühlte, daß für die Bedürfnisse des frommen Lebens, der Logik nicht das letzte Wort zukommt. Auf der andern Seite muß aber wiederholt werden, daß bei den Vertheidigern auch der absolutesten Gnadenwahl, wie Calvin, Martyr, Zanchi, der Gegensatz durch ihre eigene Frömmigkeit aufgehoben war. Sie, so gut wie Marbach und die tieferdenkenden unter den damaligen Schülern Luthers, wollten nichts als den Menschen demüthigen und das Heil nur von der göttlichen Gnade

herleiten. Von diesem gemeinsamen Punkte aus gingen beide Theile verschiedene Wege; das Unglück der Zeiten wollte, daß sie, statt ruhig, durch gegenseitiges Forschen, die Lehre zu entwickeln und deren Auffassung der Wahrheit näher zu bringen, sich immer weiter und immer feindseliger von einander trennten.

Die Art wie Martyr die Sätze Zanchi's erklärte und billigte, die im Ganzen mit ihm übereinstimmenden Gutachten der Heidelberger, Marburger, Schafhauser und Basler, bewirkten nur daß man in Straßburg ein deutlicheres Bewußtsein von den Differenzen erhielt. Obschon selbst Brenz an Johann Sturm schrieb, er finde, Zanchi habe in einigen seiner Thesen nicht unrecht, und er halte die Sache nicht für so bedenklich, daß sie nicht durch den Rath gutgesinnter Männer ohne fernern Streit entschieden werden könnte, so drangen doch die Straßburger immer schärfer gegen den calvinistischen Professor vor. Es ist nemlich bereits bemerkt worden, daß Zanchi's Lehre von der Prädestination viel weniger als seine Ansicht vom Abendmahl, der Zweck des Angriffes war. Je mehr die Prediger die Ubiquität vertheidigten, desto mehr fühlten sich Zanchi und Sturm veranlaßt dieselbe zu bekämpfen; so daß der Streit immer hitziger und confuser wurde. Zanchi schickte nun auch die Vorlesungen, in denen er die angeschuldigten Sätze aufgestellt hatte, nach Zürich, um sie durch Martyr, Bullinger und Wolf untersuchen zu lassen*); da sie nur die weitere Ausführung der Thesen waren, so wurden sie natürlich gebilligt. Ueberdieß wünschte Sturm, Martyr möchte ihm und Zanchi auch seine Meinung über die Ubiquität mittheilen; Beide hielten sich für sicherer, wenn sie sich auf Martyr stützen konnten. Durch den Arzt Massario schickte dieser ein Schreiben**), worin er, auf klare und bündige Weise, sich über die Ubiquität und über seine Ansicht vom Himmel aussprach: „Ich sage, daß Christi menschliche Natur sich immer an einem gewissen bestimmten Orte befunden habe, den sie so ausfüllte, daß sie nicht zu gleicher Zeit anderswo sein konnte. Die evangelische Geschichte berichtet, er sei bald in Galiläa gewesen, bald in Jerusalem, bald im Hause Simons, bald in Bethanien; woraus erhellt, daß sie dem Körper Christi stets einen gewissen Raum anweist. Zugleich lehrt sie deutlich, daß er nie im nemlichen Augenblicke an verschiedenen Orten war; Johannes erzählt, 11, 14. 15, Christus habe gesagt, Lazarus sei gestorben, und er sei froh nicht dabei gewesen zu sein; durch diese Worte gibt der Herr hinlänglich zu verstehn, daß, während er auf der Reise war, er nicht zugleich in Bethanien war. Ferner sagte der Engel zu den Frauen, die ans Grab kamen: er ist nicht hier, er ist auferstanden (Matth. 28, 6); er war also aus dem Grabe hervorgegangen, auf eine Weise, daß er nicht mehr darin war. In der Apostelgeschichte, 3, 21, sagt Petrus, Christus müsse den Himmel ein-

*) An Johann Wolf, 28. Mai 1562. Zanchii epistolae, B. 2, S. 153.
**) An Sturm, 24. Mai 1562. Zanchii epist., B. 1, S. 404.

nehmen, bis auf die Zeit, da Alles wiederhergestellt werde. Ist er aber bis zum Ende der Welt im Himmel nach seiner menschlichen Natur, warum sucht man sein Fleisch und Blut auf der Erde? Indessen wozu einen Apostel anführen? Hat doch der Herr selber gesagt: Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit (Matth. 26, 11). Durch diese Aussprüche des heiligen Geistes belehrt, glaube ich daß Christi menschliche Natur im Himmel ist, getrennt von der untern Welt, bis zum Ende der Zeiten, und daß sie von da kommen wird zum Gericht. Dieß ist, um es kurz zu sagen, was ich glaube von dem Orte wo Christi Leib und Blut gegenwärtig sind. Die aber, die sich einen überallseienden Himmel schaffen, gleich als ob dessen Stoff dünn wäre wie Luft und sich ausdehnen ließe so weit als ihnen gutdünkt; die predigen, daß des Herrn Körper entweder an vielen Orten zugleich, oder, was viel verwegener erscheint, überall ist; die ihn mit dem Brod und Wein des heiligen Mahls verbinden, allenthalben wo es Menschen gibt; die endlich behaupten, er sei nichtsdestoweniger unräumlich und unsichtbar da gegenwärtig: diese alle beschwöre ich, sie mögen doch endlich einmal ihre wundersamen Erfindungen aus der heiligen Schrift beweisen; vermögen sie dieß aufrichtig, so will ich sie als Sieger preisen; da sie es aber, wie ich fest überzeugt bin, nicht leisten können, so ermahne ich sie ernstlich, aufzuhören neue Lehren und unerhörte Glaubensartikel zu bilden, und uns aufdrängen zu wollen was nur in ihrem Kopfe, nicht auf dem Felde der Schrift erwachsen ist. Es ist mir nicht unbekannt, daß sie in dieser Sache uns vorwerfen, nicht als Theologen, sondern als natürliche Philosophen uns zu benehmen, obgleich sie zugeben, unsre Ansicht sei, nach den Naturgesetzen, sowohl wahr als nothwendig; nur fügen sie hinzu, die göttlichen und himmlischen Geheimnisse übersteigen auf vielfache Weise die Natur und können deren Gesetzen nicht unterworfen werden, und wenn, in der Betrachtung dieser Geheimnisse, unsre Vernunft irgend einen Anstoß nimmt, so müssen wir die göttliche Macht bedenken, die unendlich ist. Es ist indessen nicht schwer hierauf zu antworten. Zuerst, indem wir die Zeugnisse der heiligen Schrift anhören, wie ich sie oben aufgestellt habe, bezeugen wir, daß wir nicht Philosophen sind, sondern dem Worte Gottes gehorchen. Sodann, wenn wir auf die Natur hören, da wo sie dem Worte Gottes nicht widerspricht, so thun wir nichts das eines christlichen Theologen nicht würdig wäre. Die Natur hat Gott zum Urheber, daher sind ihre Gesetze nicht aus ihr selber, sondern aus Gott, und also nicht zu verwerfen, sobald man nicht zeigen kann, daß die heilige Schrift ihnen entgegen ist. Um unsre Lehre zu vertheidigen, halten wir uns an das Wort Gottes und hören auf die Stimme der Natur. Daß wir aber zur Allmacht Gottes unsre Zuflucht nehmen sollten, um etwas unmögliches möglich zu machen, das ist hier nicht nöthig. Wir machen alle Frommen darauf aufmerksam, daß die göttliche Allmacht, an die wir mit allen Christen glauben, nicht ohne irgend welche Beschränkung angenommen werden kann; Paulus selbst beschränkt sie,

wenn er sagt, 2. Tim. 2, 13: Gott kann sich selbst nicht läugnen; mehrmals sagt er noch, Gott könne nicht etwas Geschehnes ungeschehn machen. In den theologischen Schulen wird gelehrt, daß Gott nicht thun kann was einen Widerspruch in sich enthält. Da dieß in der Beschränktheit der Dinge, und nicht in einem Mangel in Gott begründet ist, so wird dadurch seine Allmacht nicht vermindert. Ueberdieß ist zu beachten, daß viele Irrlehrer sich dieses Arguments bedient haben; um absurde und unmögliche Lehren zu vertheidigen, sagten sie „Gott sei Alles möglich.“ Schließlich gibt Martyr noch, für das geistige Genießen und für die Gegenwart Christi für die Glaubigen, die Gründe an, wie wir sie mehrfach im Verlaufe dieser Geschichte kennen gelernt haben.

Wie wenig auch solche Ansichten nach dem Geschmacke der Straßburger lutherischen Prediger waren, so ist es doch merkwürdig genug, daß auch dießmal noch nicht der Streit zu einem völligen Bruche führte. Magistrat und Schulherren suchten noch, obgleich mühsam und öfter schwankend, ihren freiern Standpunkt über den dogmatischen Partheien zu bewahren, den sie erst aufgaben als die Concordienformel eingeführt wurde. Jetzt wurde die Sache noch einigermaßen beigelegt, durch herbeigerufene ausländische Theologen und weltliche Räthe; diese setzten ein Bekenntniß auf, mit dem sich Marbach und Zanchi zufrieden zeigten; über die Abendmahlslehre wurde die lutherische Ansicht, jedoch in ausweichenden Ausdrücken, angenommen, mit Berufung auf die Wittenberger Concordie, während die Prädestination, zwar nicht verworfen, aber in den Hintergrund gestellt wurde, indem man besonders den Satz hervorhob, daß Alle welche glauben selig werden*). Diese zweideutige Formel, die Zanchi nur mit einem Vorbehalte unterschrieb, konnte indessen nicht lange den Frieden erhalten. Der Streit war nahe daran wieder auszubrechen, als, gegen Ende 1563, Zanchi als Prediger nach Chiavenna berufen, Straßburg verließ**).

Vierzehntes Kapitel.

Martyr's letzte Arbeiten und Tod.

Seit Biblianders Versetzung in den Ruhestand, herrschte unter den Zürcher Theologen die vollkommenste Uebereinstimmung in dogmatischen und

*) Zanchii Opera, B. 7, Th. 2, S. 440.

**) 1568 wurde er als Professor nach Heidelberg berufen; 1578 kam er an die neuerrichtete Schule von Neustadt an der Hardt; er starb 1590. Er ist der Verfasser zahlreicher theologischer Schriften voll Scharfsinn und Gelehrsamkeit, die aber theilweise schon dem scholastischen Zeitalter der reformirten Theologie angehören.

kirchlichen Dingen; und seit er aus Frankreich zurückgekommen war, durfte der von Allen geachtete und geliebte Martyr hoffen, seine letzten Tage in Frieden zu verleben. Auch die Zustände seiner theuern italienischen Gemeinde waren erfreulich; durch seinen Einfluß, waren die Irrlehren von ihr abgewendet worden; Lelio Sozzini starb den 14. Mai 1562, ohne zu Anklage Anlaß gegeben zu haben; Ochino schien noch mit seinen eigenthümlichen Ansichten über Trinität und Prädestination zurückzuhalten; erst nach Martyrs Tod trat er offener mit seinen Zweifeln hervor*). Aus England erhielt Jener fortwährend die rührendsten Beweise von dankbarer Anhänglichkeit; der Bischof von London, Edmund Grindall, sandte ihm Briefe und Bücher; Richard Coxe, Antony Cook, John Jewel unterhielten ihn von den Zuständen, Hoffnungen, Beschwerden der englischen Kirche, John Randolph von den Ereignissen in Schottland. Coxe sandte ihm zwanzig Kronen, mit der Bitte sie als schwaches Zeichen seiner Dankbarkeit anzunehmen; Jewel schickte ihm deren zehn, um mit den Predigern und Professoren ein Gastmahl zu halten**). Ueberall in den reformirten Kirchen und bei den reformirten Theologen, war sein Ansehn anerkannt und sein Rath von großem Gewicht. Außer den Gutachten in Zanchi's Angelegenheit, gab er noch in verschiednen andern streitigen oder zweifelhaften Dingen sein Urtheil ab.

In Frankfurt bestand, trotz mancher Bedrängniß, noch ein Rest der früher so zahlreichen Fremdengemeinde. Nach langem Streiten, nach vergeblichen Bemühungen Calvins und Melanchthons, um die lutherischen Prediger milder zu stimmen, war es diesen, im Jahre 1561, gelungen, daß den französischen Flüchtlingen der Gottesdienst verboten wurde; die meisten wanderten nun aus, in die Pfalz; die Engländer waren großentheils schon 1559 in ihr Vaterland zurückgekehrt. Es waren indessen noch einige Flamänder, Franzosen und Engländer zurückgeblieben, jedoch ohne Geistlichen. Mehrere Familienväter ließen nun Kinder von lutherischen Predigern taufen; darüber

*) Ochino's Labyrinthi über den freien Willen und die Prädestination erschienen wahrscheinlich erst nach Martyrs Tod; 1563 gab er seine Dialogen heraus, besonders über, oder vielmehr gegen, die Heilslehre, die Trinität, und einige ethische Fragen, u. a. die Polygamie. Sie hatten seine Verbannung aus Zürich zur Folge. Nach manchen Wanderungen kam der alte, von nun an viel geplagte Mann nach Polen, wurde auch von da vertrieben, und starb Anfangs 1565 zu Schlackau in Mähren. Seine Ansichten hatten in der Zürcher italienischen Gemeinde nur wenig Anhänger gefunden, und ließen, nach Besozzo's Ausweisung, weiter keine Spur zurück. Nach Ochino's Abgang blieb die Predigerstelle unbesetzt; die Gemeinde verschmolz nach und nach mit der übrigen Einwohnerschaft Zürichs. Trechsel, B. 2, S. 276.

**) Grindall an Martyr, 18. Dez. 1559; — Cook, 12. Febr. 1559; — Coxe, Juli 1559; 5. August 1562. Ms. Jewel, 14. Aug. 1562. Zurich letters, B. 1, S. 70. — Randolph, 6. Oct. 1561, Edinburg. Ms.

entstunden bei den Andern allerlei Bedenklichkeiten; Manche meinten solche Kinder sollten noch einmal getauft werden. Um diese Skrupel zu lösen, wandte man sich an Martyr. Er schrieb seine Ansicht im April 1562*). Gegen das Wiedertaufen sprach er sich entschieden aus, da die Protestanten ja nicht einmal, und mit Recht, die katholische Taufe als ungültig anerkennen. Dagegen rieth er aber, ziemlich exclusiv, die Kinder lieber nicht, als durch lutherische Geistliche taufen zu lassen, wegen der Verschiedenheit der Lehren vom Sacrament." Ich sage dieß nicht etwa, weil ich die lutherische Kirche nicht für eine Kirche halte, oder weil ich, wegen der Feindseligkeit der Lutheraner gegen uns, ihre Taufe verschmähe, sondern aus viel wichtigern Gründen. Erstlich lehren wir, die Taufe sei eine Besiegelung des Glaubens dessen der getauft wird; oder, wenn dieser ein Kind ist und also den Glauben noch nicht hat, so verstehn wir darunter eine Verheißung und eine Verpflichtung auf den Glauben derer, die das Kind zur Taufe bringen. Da nun unser Glaube und der der Lutheraner nicht in allen Stücken der nemliche ist, so können wir den unsern nicht durch diese besiegeln lassen, und sie selbst können uns dieß nicht gestatten. Ihr glaubt vielleicht die Abendmahlsdifferenz sei nur von untergeordneter Wichtigkeit; warum aber würde so heftig darüber gestritten, wenn es sich dabei nicht über eine der vornehmsten Lehren handelte? Die Lutheraner haben Recht, bei uns nicht taufen zu lassen; wir müssen auch so handeln, wenn wir an unserm Bekenntniß festhalten wollen. Ihr befürchtet vielleicht, wenn ihr eure Kinder ungetauft lasset, den Schwachen unter euch Aergerniß zu geben. Wenn ihr es aber nicht aus Mangel an Frömmigkeit, sondern aus Treue gegen eure Kirche thut, so ist dieß nicht zu befürchten. Eurer Kinder Heil ist nicht gefährdet, wenn sie auch ohne Taufe sterben, weil weder die Gnade Christi noch die Wirkungen der Prädestination an äußere Dinge gebunden sind. Oder befürchtet ihr, der Zwiespalt zwischen den Lutherischen und uns werde noch größer, wenn ihr bei ihnen nicht taufen läßt? Es ist möglich, daß es so geschehe, aber nicht durch unsre Schuld, denn sie haben bisher alle unsre Bemühungen abgewiesen, uns als Brüder mit ihnen zu vereinigen." Wenn auch Martyrs Behauptung, die Taufe sei nicht absolut nothwendig zum Heil, eine durchaus consequente Folge seiner Lehre von der Prädestination und von der Natur der Sacramente war, so lag doch darin ein Widerspruch, daß er die lutherische Taufe nicht gelten lassen wollte, während er sich doch gegen die Erneuerung der katholischen aussprach. Ist die Taufe nur eine Besiegelung des Glaubens der Kirche der man angehört, so hätte er entweder die katholische eben so verwerfen sollen wie die lutherische, oder letztere eben so gut annehmen wie jene. Es war eben auch wieder eine Folge der unglückseligen Streitigkeiten der Zeit, daß ein sonst so mild und versöhnlich gesinnter Mann

*) Loci communes, S. 1098; hier fehlt das Datum, es findet sich in der Copie zu Zürich.

wie Martyr, sich zu der nemlichen Einseitigkeit hinreißen ließ, die er so oft seinen Gegnern vorwarf*).

Im Sommer 1562 schien ein Conflikt zwischen den schweizerischen reformirten Kirchen selbst entstehn zu wollen. Der Berner Magistrat war im Begriff den, in Basel angestellten Franzosen Sebastian Castalio, einen der talentvollsten Gelehrten seiner Zeit, nach Lausanne als Professor zu berufen, obgleich er gegen Calvin geschrieben hatte, um die Prädestinationslehre zu bekämpfen. Vielleicht war es gerade dieser Umstand, welcher die Berner zu ihrem Entschlusse bewog; schon seit längerer Zeit waren sie mit Calvin zerfallen; im Jahre 1555 hatten sie ihren Predigern verboten über die Prädestination zu schreiben, als über „ein allzuhohes Geheimniß Gottes", das der Mensch nicht ergründen könne und das nur zu Streitigkeiten führe; sie hatten sogar verordnet, alle Schriften darüber, selbst die Calvins, verbrennen zu lassen**). Als man nun zu Zürich erfuhr, Castalio sollte nach Lausanne kommen, wo der geist- und kenntnißreiche Mann, dem Calvin selbst das Zeugniß der reinsten Sittlichkeit gegeben hatte***), den benachbarten Genfern gefährlich werden konnte, erschracken Bullinger und Martyr und schrieben sofort an die Berner, um sie von ihrem Vorhaben abzumahnen. Bullinger verfaßte ein Gutachten, welchem Martyr mit folgenden Worten beistimmte†): „Es scheint auch mir, daß man sich des Umgangs mit solchen Menschen enthalten muß; wird Castalio zu Lausanne angestellt, so wird der Zwiespalt zwischen den Bernern und den Genfern nur noch heftiger werden; kann seine Anstellung nicht verhindert werden, so muß man von ihm ein offenes und bestimmtes Bekenntniß verlangen, über die Punkte besonders über die er in Verdacht gerathen ist; er hat gelehrt, alle Menschen seien zum ewigen Leben vorherbestimmt, er schreibt zu viel dem freien Willen zu, er soll unrichtige Ansichten haben über die Rechtfertigung durch den Glauben, und behaupten, man könne in diesem Leben schon diejenige Vollkommenheit erlangen, vermöge welcher man durch die Werke dem Gesetze Gottes genüge; auch will er die Religion so frei haben, daß keine Strafe gegen Ketzer zugelassen werden solle." Einiges von dem was Martyr in diesen wenigen Zeilen Castalio vorwarf, war wirklich auf seine Schriften gegründet, Anderes war bloßes Gerücht. In einer über die Kirchenlehre so ängstlich wachenden Zeit, die von der Gewissensfreiheit noch so wenig begriff, genügte es aber um einen Mann zu verwerfen der, trotz seiner subjectiven, an Mysticismus streifenden Richtung, keiner der Geringsten war.

---

*) Zanchi dachte hierüber anders; als er 1569 über die nemliche Frage von einer Fremdengemeinde in Deutschland um ein Gutachten angegangen wurde, antwortete er, man könne, in Ermangelung eines reformirten Geistlichen, unbedenklich bei einem lutherischen taufen lassen. Epistolae, B. 1, S. 219.

**) Lettres françaises de Calvin, B. 2, S. 39. 41.

***) 17. Febr. 1554. Bei Henri, Leben Calvins, B. 2, Beilagen, S. 109.

†) Ms. — Hottinger, Hist. Eccl., B. 8, S. 875.

Castalio kam nicht nach Lausanne; in Basel selbst wurde er zwar nicht verfolgt, aber angewiesen sich aller theologischen Speculationen und Arbeiten zu enthalten; er starb bald darauf*).

Zu der nemlichen Zeit als die Zürcher ihren Einfluß gegen Castalio geltend machten, wurde gegen sie selbst, von Würtemberg aus, ein neuer heftiger Angriff gerichtet. Es erschien eine zweite Streitschrift von Brenz gegen Martyr und Bullinger, über die göttliche Majestät Christi und die wahre Gegenwart seines Leibes und Blutes im Abendmahl**). Den 4. April 1562 hatte sie der Würtemberger seinem Freunde Marbach in Straßburg mit den Worten angekündigt: „ich werde mit einem Steine zwei Würfe machen, das heißt, in einer Schrift die zwei Zürcher zugleich abfertigen; die welche durch Gottlosigkeit mit einander verbunden sind, sollen es auch in der Widerlegung sein"***). In viel gereizterem Tone als in seinen ersten Büchern über die Ubiquität, und mit noch größerer scholastischer Spitzfindigkeit, handelte er nun hier das alte Thema ab; die Allmacht Gottes war sein Haupt-Argument; Gottes Wollen ist auch sein Können; da Christus gesagt hat: dieß ist mein Leib, so muß er auch können daß er überall leiblich gegenwärtig sei; darin gerade besteht seine Majestät und Herrlichkeit. Dieß Alles war mit höchst lieblosen Ausfällen und Verdächtigungen gegen die Reformirten untermischt. Nachdem Martyr diese Schrift gelesen hatte, bedauerte er daß Brenz, „dieser treffliche Theologe, in seinem Alter" (er war ein Jahr älter als Martyr), sich noch habe verleiten lassen, seine Gegner auf so schmähliche Weise zu behandeln. Noch unbegreiflicher blieb es ihm daß ein Mann wie Brenz eine Lehre wie die der Ubiquität vertheidigen konnte. Höchstens den Katholiken, meinte er, hätte damit gedient werden können; aber selbst diese wollten nichts davon wissen. Als während des Colloquiums von Poissy Schriften von Brenz herumgegeben wurden, hörte Martyr die Bischöfe behaupten, der Stuttgarder Prediger lehre ein unerhörtes, häretisches Dogma. Er nahm sich daher vor das Buch zu widerlegen, und hatte schon die Hauptstellen darin angestrichen, die einer Antwort bedurften, als die Krankheit ihn ereilte†). Ein körperliches Leiden, von dem er seit längerer Zeit heimgesucht war, hatte seit der ermüdenden französischen Reise und den vielfachen geistigen Aufregungen und Sorgen der letzten Monate, im Sommer 1562 auf bedenkliche Weise überhand genommen. Bereits in einem Briefe, den er den 24. August an seinen Freund Jewel schrieb,

*) Den 23. Dez. 1563.

**) De divina majestate Christi et de vera praesentia corporis et sanguinis ejus in coena. Frankfurt, 1562, 4°, und Brentii opera, B. 8, S. 891 u. f.

***) Fecht, epistolae ad Marbachios, S. 141.

†) Ludw. Lavater, Bullingers Leben; Miscellanea Tigurina, Th. 2, S. 75. Nach Martyrs Tode wurde der Streit fortgesetzt zwischen Brenz und Andreae auf der einen Seite, Bullinger und Beza auf der andern.

um ihm für dessen letztes Werk*), das den Zürchern sehr gefallen hatte, zu danken, sagte er**): „Was mich betrifft, so wisse, daß ich in Christo fröhlich bin und mit den nemlichen Arbeiten beschäftigt, wie damals als du hier warst; mein Körper jedoch ist nicht mehr so kräftig wie früher. Täglich wird mir das Alter beschwerlicher und bringt mir allerlei Schmerzen, so daß der Geist sich zuweilen sehr niedergedrückt fühlt. Ich hätte dieß nicht gesagt, da ich weiß daß es deine Freundschaft betrüben wird; allein ich bitte dich, bete für mich, denn in meinem Leiden bedarf ich dessen sehr."

Im Herbst verbreitete sich in Zürich eine epidemische, jedoch im Allgemeinen nicht lebensgefährliche Brustkrankheit. Den 5. November fühlte sich auch Martyr davon ergriffen; seine Freunde waren um so weniger besorgt, da bisher Niemand an dem Uebel gestorben war und Martyr schon nach vier Tagen zu seinen Vorlesungen wieder zurückkehren wollte. Plötzlich stellte sich aber ein heftiges Fieber ein; sein Arzt, Conrad Gesner, war noch voller Hoffnung, er selber aber war sich seines baldigen Endes bewußt. Den 11. machte er sein Testament, in Beisein Josias Simlers, und seines Nachbars, des Doctors Bernhard Sprungli; letztern bezeichnete er als Vormund seiner Gattin; um einen Beweis seiner Liebe für Zürich zu geben, wünschte er daß sein Kind, dessen Geburt bevorstand, nirgends als in dieser Stadt erzogen werden sollte; seine Bücher und Manuscripte vermachte er dem treuen Santerenziano. Ruhig unterhielt er sich mit seinen Freunden; da er selber nicht ohne medizinische Kenntnisse war, sprach er mit Gesner über den Verlauf der Krankheit; „wenn ich auch körperliche Schmerzen fühle, sagte er, so habe ich doch den Frieden der Seele". In der letzten Nacht waren Bullinger, Simler und andre Freunde an seinem Lager; nachdem er eine Zeit lang in tiefster Betrachtung gen Himmel geschaut, sprach er: „ich hoffe das Leben und das Heil nur durch Jesum Christum zu erlangen, den der Vater als einzigen Heiland den Menschen gegeben hat"; er führte einige hierauf bezügliche Sprüche der Bibel an, und schloß mit den Worten: „dieß ist mein Glaube, in diesem werde ich sterben." Dann reichte er jedem der Anwesenden ein letztes Mal die Hand. Den Tag vorher, als Bullinger, mit bewegter Stimme zu ihm gesagt hatte: „Bedenke, daß unsre wahre Heimath im Himmel ist", hatte er lächelnd bemerkt: „ja, aber nicht im Himmel des Brenz, der nirgends ist"; doch hatte er sogleich hinzugefügt: „so sehr ich gewünscht hätte Brenz noch widerlegen zu können, so vergebe ich ihm Alles was er gegen mich geschrieben hat." Beweis wie sehr die Streitfragen die Gemüther beschäftigten! Den 12. ließ er sich ankleiden und ruhte, im Bette sitzend, das Haupt gegen die Brust eines der Freunde gelehnt. Auch Ochino und die Aeltesten der italienischen Gemeinde waren

*) Apologia Ecclesiae Anglicanae. London, 1562, ein treffliches, auch ins Englische, Französische, Italienische, Spanische, Deutsche, Griechische übersetztes Buch.

**) Strype, Annals, B. 1, Th. 1, S. 428.

anwesend; er unterhielt sich einige Augenblicke mit ihnen, dann wünschte er Ruhe. Die Meisten verließen das Zimmer; nur seine Gattin, Conrad Gesner und einige Jünglinge blieben zurück. Als der Todeskampf begann, riefen diese die Freunde herbei; Bullinger drückte ihm weinend die Augen zu. Im Kreuzgang des großen Münsters ward er begraben; dreizehn Jahre später erhielt Bullinger neben ihm seine Gruft.

Der Schmerz in Zürich war tief und allgemein; Wolfgang Haller drückte ihn, in einem Briefe an Zanchi, in einfachen rührenden Worten aus: „Martyr war nicht nur ein Licht und eine Stütze unsrer Kirche, er war es für die gesammte, auf der Erde zerstreute Gemeinde des Herrn. So groß waren seine Frömmigkeit, seine Kenntnisse, seine Liebenswürdigkeit und Humanität, daß Alle ihn bewunderten und hochachtungsvoll liebten. Wer könnte so gefühllos sein, um nicht im innersten Herzen den Verlust eines solchen Mannes zu bedauern, der mit so herrlichen Gaben ausgeschmückt war und nun die Zürcher Kirche als eine Waise zurückläßt!"*) In einer akademischen Feierlichkeit seinem Andenken zu Ehren, hielt Josias Simler eine Lobrede auf ihn, in der er, mit treuer Liebe und in begeisterter Sprache, das schöne Bild des trefflichen Mannes seinen Collegen und der Jugend als nachahmungswürdiges Muster aufstellte**). Conrad Gesner, Rudolph Gualther, Wolfgang Musculus, Johann und Wolfgang Haller, Beza, der englische Bischof Parkhurst und Andre, besangen seine Verdienste und Tugenden in lateinischen und griechischen Versen***). Eine silberne Denkmünze mit seinem Bilde wurde geschlagen, und an seine zahlreichen Freunde im Auslande gesandt†). Seiner Wittwe ließ der Zürcher Magistrat noch ein halbes Jahr lang den vollen Gehalt††).

---

*) 18. Dec. 1562. Zanchii epistolae, B. 2, S. 42.

**) Oratio de vita et obitu clarissimi viri et praestantissimi theologi D. Petri Martyris. Dem Bischofe Jewel gewidmet, mit der Bitte, er möge Martyrs Leben ausführlich beschreiben. Zürich, 1562, 4°. Auch den Loci communes und dem Commentar über die Genesis beigedruckt, und in Gerdesius, Scrinium antiquarium, B. 3. Simlers Quellen waren die Erzählungen Santerenziano's, ein Theil von Martyrs Correspondenz, und seine eigenen Erinnerungen.

***) Loci communes, hinter Simlers Oratio. — Parkhurst, in der 2. Ausgabe des Commentars Martyrs über 1. Cor., 1567. — Beza, in seinen Icones, Genf, 1580, 4°.

†) An Jewel, an Parkhurst, 1563. Zurich letters, B. 1, S. 75. 82. — Ein Exemplar dieser Denkmünze befindet sich auf der Zürcher Bibliothek; sie stellt Martyrs Brustbild vor, mit der einfachen Umschrift Petrus Martyr Vermilius Flor. Ich verdanke der Güte des Herrn Prof. Schweizer einen Abguß derselben.

††) Martyrs Wittwe heirathete später den ebenfalls verwittweten Kaufmann Lodovico Ronco, von Locarno. Martyr hatte drei Kinder von ihr gehabt; zwei waren früh gestorben; das dritte, nach seinem Tode, den 6. März 1563 geboren, war eine Tochter, Maria. Sie heirathete in der

Simler nahm Santerenziano in sein Haus auf; im Jahre 1565 kaufte von Letzterm der Genfer Magistrat Martyrs Bibliothek; er selber lebte noch eine Reihe von Jahren, von dem Buchdrucker Froschauer als Corrector beschäftigt; 1575 hielt er sich in Chiavenna auf; ob er die dort gesuchte Anstellung erhielt, ist uns unbekannt*).

In Zürich wünschte man Zanchi als Martyrs Nachfolger zu haben. Bullinger schrieb ihm, den 16. Dezember 1562**): „wir verlangen einen Mann, der in allen Stücken sei wie unser Martyr war: arbeitsam, friedliebend, wohlwollend, gründlich und einfach in seiner Lehre, sich nicht mit unnöthigen Spitzfindigkeiten beschäftigend, sondern nur das suchend was zum Heile gehört." Zanchi, tief betrübt über den Verlust seines alten Lehrers und Collegen, hätte den Ruf nach Zürich gerne angenommen; doch meinte er nicht, er sei derjenige der Martyr würdig ersetzen konnte; „wo auf Erden, schrieb er an den Antistes zurück***), wo werdet ihr einen zweiten Martyr finden? Anhaltenden Fleiß, Arbeitstreue, Reinheit der Lehre, Freundschaft, Friedensliebe werden Andre wohl versprechen, ja auch leisten können; wer aber könnte euch eine so ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit, so viel Weisheit im Rath, so viel Anmuth im täglichen Umgang, so viel Geduld im Ertragen der Beleidigungen, so viel Geschick nicht nur im Erklären der heiligen Schrift, sondern überhaupt in allen Dingen, versprechen? Ich könnte wohl darnach streben euch dieß Alles zu leisten, aber ob ich es erreichen möchte, das scheint mir unmöglich zu sein." Da indessen in Straßburg, gerade zu dieser Zeit, Hoffnung war daß der Streit mit Marbach beigelegt würde, und da Johann Sturm wünschte den letzten Anhänger der reformirten Lehre für die Schule nicht zu verlieren, so entschloß sich Zanchi noch zu bleiben. Nachdem Ludwig Lavater die Stelle Martyrs abgelehnt, dachten die Zürcher an Andreas Hyperius zu Marburg und an Zacharias Ursinus zu Heidelberg; sie bedurften jedoch eines Fremden nicht, sie besaßen Josias Simler, der während Martyrs Krankheit ihn ersetzt, und den dieser selber, auf seinem Sterbebette, zu seinem Nachfolger verlangt hatte†); 1563 wurde auch Simler zum Professor des Alten Testamentes ernannt.

Allenthalben beklagten Martyrs Freunde seinen Tod, als einen unersetzlichen Verlust für die Kirche. Beza, der, aus Frankreich zurückkehrend, die

Folge den Italiener Paolo Zanin, dessen unordentliches Leben sie in Armuth brachte. Um ihres Vaters Andenken zu ehren, unterstützte sie der Zürcher Magistrat. Später heirathete sie Georg Ulrich, Pfarrer zu Thalwil.

*) Santerenziano hatte mehrere Kinder; ein ungerathener Sohn machte ihm im Jahre 1575 vielen Kummer; er schrieb mehrmals deßhalb an Conrad Hubert. Ms. Einer seiner Enkel wurde Pfarrer im Thurgau.

**) Zanchii epistolae, B. 2, S. 12.

***) Ebendas., B. 2, S. 18.

†) Stucki, Vita J. Simleri, f°. 6.

Nachricht erst zu Straßburg erhielt, schrieb an die Zürcher*): „der Tod unsres Martyr ist eine Wunde, die mir gemeinsam ist mit der ganzen Kirche Gottes, mir aber ist sie doppelt schmerzlich, wenn ich an den freundlichen und mir so nützlichen Umgang denke, den ich zu Poissy mit ihm gehabt; ich werde wahrlich sein Andenken nie vergessen!" Die Engländer besonders betrauerten in ihm einen der Väter ihrer Reformation. Unter vielen Zeugnissen führen wir nur eines an, das des Rechtsgelehrten Walther Haddon: „Zwei vorzügliche Lehrer des Evangeliums will ich nennen, Martin Butzer und Peter Martyr, die durch Gottes große Güte in unsre Insel geführt wurden; unsre Gegner mögen suchen und forschen wie sie wollen, sie werden nichts finden in dem Leben dieser ehrwürdigen Väter, das sie zu tadeln vermöchten! O goldnes Paar edler Greise seligen Andenkens! ihre Schriften zeugen von ihrer Lehre, und ihre Feinde selbst müssen ihren Wandel billigen!"**) In der That haben auch selbst katholische Schriftsteller Italiens und Frankreichs von Martyr ein ehrenvolles Zeugniß abgelegt, indem sie nichts an ihm zu wünschen fanden, als er wäre in der katholischen Kirche geblieben, welcher ein Mann von solchem Geiste und solchem Herzen die größten Dienste geleistet hätte***). Statt aber mit Ellies Dupin „einigen allzu eifrigen Personen" die Schuld zu geben, daß Martyr für Rom verloren ging, wollen wir die göttliche Vorsehung preisen, daß sie ihn den Weg finden ließ zur Erkenntniß und Freiheit des Evangeliums. Er ist einer der größten Lehrer des sechzehnten Jahrhunderts geworden, und wenn er auch, fortgerissen von dem stürmischen Geiste der Zeit, als Streiter gegen einzelne Glieder der Kirche Augsburgischer Confession aufgetreten ist, so hat er doch diese Kirche selber weder geschmäht noch verdammt, und wie sehr man sich auch bemüht die alten Einseitigkeiten aus der Vergangenheit wieder heraufzubeschwören, so dürfen wir doch in unsern Tagen, anstatt wie Churfürst August von Sachsen das Lesen der Bücher Martyrs zu verbieten†), vielmehr einen Reformator in ihm erkennen, der von den Protestanten aller Bekenntnisse dankbare Verehrung verdient. Wenige haben wie er christlichen

*) 12. Mai 1563. Baum, Leben Beza's, B. 2, Anhang, S. 207.

**) Epistola apologetica pro reformatione anglicana ad Hieron. Osorium. Gerdesius, Scrinium antiquarium, B. 4, S. 500.

***) Ellies Dupin, Bibliothèque des auteurs séparez de la communion de l'Eglise romaine. Paris, 1718. B. 1, S. 180. — Tiraboschi, Storia della letteratura italiana, B. 7, S. 360. — Andre, besonders französische katholische Schriftsteller, wie der vom Protestantismus abgefallene Florimond de Remond, der Historiker Varillas, der Jesuit Maimbourg, haben sich bemüht, durch die ärgsten Schmähungen Martyrs Lebensgeschichte zu entstellen.

†) Im Jahr 1574 gebot der Churfürst den Stipendiaten der Wittenberger Universität sich schriftlich zu verpflichten, „sacramentische Bücher", worunter namentlich auch die Martyrs angeführt werden, weder zu kaufen noch zu lesen. Grohmann, Annalen der Univ. Wittenberg, Meißen, 1802; B. 1, S. 157.

Glauben und humane Bildung in so schöner Harmonie in sich vereinigt; selbst im Streiten verließen ihn seine Würde und sein Streben nach Eintracht nicht; in allen Verhältnissen zeigte er den ernsten evangelischen Sinn des ächten Theologen, verbunden mit der Liebenswürdigkeit, dem ruhigen Anstand des vielfach gebildeten Mannes. Seine Rede war eben so frei von roher Gemeinheit als von gesuchter Eleganz, sie war einfach, klar, bestimmt, und doch voll klassischer Anmuth. Seine äußere Erscheinung zog Jeden an; auf seinem ausdrucksvollen und ernsten und doch sanften Angesichte konnte man die Gesinnung lesen die ihn beseelte*). Er hatte nicht den Feuereifer eines Farel, er hat nicht kirchenbildend gewirkt wie Luther, Calvin, Bullinger, aber seine milde Mäßigung hat ihn nicht gehindert dem Evangelium sein ganzes Dasein zum Opfer zu bringen, und mit seltener Ueberlegenheit hat er die Lehre entwickelt und die Schrift ausgelegt. Muß auch eingestanden werden, daß er, in Dogmatik und Exegese, das für immer Entscheidende nicht gefunden hat, so bleibt ihm doch der Ruhm, durch seine Vorlesungen und Schriften, für lange Zeiten hindurch der reformirten Kirche, in allen Theilen Europa's, tüchtige und gelehrte Diener gebildet zu haben, die im Stande waren auch von den schwierigsten Lehren, nach damaligem Standpunkte gründliche Rechenschaft zu geben.

Nachtrag.

Martyr's nachgelassene Werke und Loci communes.

Von der Achtung die man für Martyrs Schriften hatte, zeugt der Umstand daß mehrere derselben theils ins Französische und Englische übersetzt, theils in der Schweiz, in Deutschland und in England neu aufgelegt wurden. Die meisten seiner Commentare sind erst nach seinem Tode herausgegeben worden. Außer den Acten des Oxforder Gesprächs über das Abendmahl, den Traktaten gegen Gardiner, Smith und Brenz, und den Vorlesungen über das Buch der Richter, den Brief an die Römer und den ersten an die Corinther, hat er selber nichts drucken lassen. Sauterenziano übergab die ihm hinterlassenen Papiere an Josias Simler zur Veröffentlichung; er behielt sich bloß die Herausgabe des Commentars über des Aristoteles Ethik vor, wovon sich nur die zwei ersten Bücher, nebst einem Theil des dritten, vorfanden; er ließ

*) Von den mir bekannten alten Portraits Martyrs scheint mir das in der 2. Ausgabe seines Commentars über 1. Cor., 1567, wiederholt in dem Commentar über die Genesis, 1579, das beste zu sein. Es ist das, welches dem Bilde auf der Denkmünze am ähnlichsten ist. Die Portraits in den Icones von Reußner und in denen von Boissard kommen ihm am nächsten. Das in den Icones von Beza ist schlecht.

sie schon 1563 erscheinen, mit einer Widmung an Edwin Sands, Bischof von Wigorn*). Simler und Ludwig Lavater übernahmen die Herausgabe der Vorlesungen über das Alte Testament; es fanden sich deren über das erste Buch Mosis, bis zum 42. Kapitel, über das zweite, bis zum 34. Kapitel, über die Bücher Samuels, über die Klaglieder des Jeremias, über einen Theil der Könige, in deren Erklärung Martyr durch den Tod unterbrochen wurde, und einige unvollständige Noten über die kleinen Propheten. Simler und Lavater schrieben, zu wiederholten Malen, an Conrad Hubert in Straßburg und an die Freunde in England, sie möchten schicken was sie von Martyrs Handschriften besäßen, da Christoph Froschauer beabsichtigte dessen sämmtliche Werke herauszugeben**). Dieses Unternehmen kam nicht zu Stand; aus England kam nichts, und Hubert hatte bloß ein nachgeschriebenes Heft über das dritte Buch Mosis. Die in Zürich gefundenen Werke wurden nicht zu einem Ganzen vereinigt. Das erste, das Simler herausgab, war der Commentar über die Bücher Samuels, im August 1564***); gleichzeitig ließ er, in ganz kleinem Format, die Gebete aus den Psalmen erscheinen, deren sich Martyr, während seines ersten Aufenthalts in Straßburg, in seinen Collegien bedient hatte†). Johann Wolf wurde beauftragt Martyrs Vorlesungen über die Bücher der Könige fortzusetzen und herauszugeben; er that es 1566††). Drei Jahre später gab Simler, das was sich vom Commentar über die Genesis vorgefunden hatte, heraus; in der Folge wurde das Werk durch Ludwig Lavater vervollständigt†††). Die Vorlesungen über die Klaglieder erschienen

*) Commentarius in primum, secundum et initium tertii libri ethicorum Aristotelis. Zürich, Christ. Froschauer, 1563, 4°. Unter dem Titel Meditationes ethicae, zugleich mit dem Commentar des Hyperius, von Goclerius herausgegeben; Lich (in der Grafschaft Solms), 1598, 4°.

**) An Hubert, 8. März und 25. August 1564, 28. März 1565. Ms. An Jewel, 1563; Zurich letters, B. 1, S. 82 u. f.

***) In duos libros Samuelis prophetae, qui vulgo priores libri regum vocantur, commentarii. Zürich, Chr. Froschauer, 1564, f°. Simler widmete das Werk, durch Zuschrift vom 15. August 1564, dem zu Zürich studirenden Johann Kißka, Sohn des Palatin von Witebsk. — Auch 1567, 1595, f°.

†) Preces sacrae ex Psalmis Davidis desumptae. Zürich, Froschauer, 1564, in 24°. Durch Zuschrift vom 12. Juni 1564, dem Dr. Hermann Folkersheimer, aus Friesland, gewidmet. — Französisch, Genf, 1565, in 12°. Englisch, durch Charles Glemham, London, 1569.

††) Commentarii in libros duos regum. Mit einer Vorrede an Friedrich, Churfürsten von der Pfalz. Zürich, Froschauer, 1566, f°. — Heidelberg, 1599, f°.

†††) In primum librum Mosis, qui vulgo Genesis dicitur, commentarii. Dem Bischof Jewel gewidmet, 8. Februar 1569. Voran steht Simler's Rede auf Martyr. Zürich, Froschauer, 1569, f°. — 2. Ausgabe, additis locis theologicis, 1572, f°. — 1579, f°. — Heidelberg, 1606, f°.

erst 1629, durch Johann Rudolph Stucki besorgt*). Diejenigen über das zweite und das dritte Buch Mosis, und die Fragmente über die kleinen Propheten, scheinen ungedruckt geblieben zu sein**). Ein hie und da angeführter Commentar über die Briefe des Johannes***), ist uns nie vor Augen gekommen; da sich nirgends eine Nachricht findet, daß Martyr diesen Theil des Neuen Testaments erklärt hätte, so ist zu vermuthen, daß die Angabe auf einem Irrthum oder einer Verwechslung beruht.

Im Jahre 1575 sammelte Robert Masson, französischer Prediger zu London, aus sämmtlichen bisher erschienenen Werken Martyrs, vier Bücher Loci communes, das heißt alle auf Dogmatik und Ethik bezüglichen Stellen; er ordnete sie nach dem Systeme Calvins, wie dieser es in seiner christlichen Institution aufgestellt hatte; sie beginnen mit Gott, entwickeln seine Offenbarungen in der Schöpfung und in der heiligen Schrift, schreiten so zur Lehre vom Menschen fort, behandeln alle zur Erbsünde gehörenden Fragen, gehn von da zu den Heilsanstalten, zur Prädestination, zur Rechtfertigung durch den Glauben über, und schließen mit der Lehre von der Kirche und den Sacramenten. Alle mögliche dogmatische, moralische, kirchliche, selbst politische Gegenstände, alle polemische Erörterungen über Lehren, Einrichtungen und Gebräuche der katholischen Kirche, wie Martyr die Gewohnheit hatte sie in seine Vorlesungen einzuflechten, kommen hier zur Sprache; so daß das Werk, wenn auch nur eine Compilation zusammengetragener Stücke, ohne den innern Zusammenhang motivirende Uebergänge, doch ein vollständiges Ganzes bildet†). Im Jahre 1580 gab Rudolph Gualther eine zweite Ausgabe, mit einer Vorrede über den Nutzen solcher Loci communes, deren Bedeutung für das theologische Studium man immer mehr erkannte, und für die man, seit einiger Zeit, angefangen hatte besondre Professoren anzustellen. Schon 1575 hatte Simler die Absicht gehabt††), eine Sammlung von Briefen Martyrs zu veranstalten; diese wurden nun, so viel man damals aufbringen konnte, von Gualther seiner Ausgabe beigefügt; auch nahm er mehrere Reden Martyrs und dessen kleinere Schriften über das Abendmahl und die gegen Smith, so wie Simlers Lobrede auf den Verstorbenen, in die Samm-

*) Commentarium in Lamentationes Jeremiae, hoc demum lamentabili et lugubri tempore, ex autographo collectum, correctum et in lucem editum. Johann Prideaux, Professor der Theologie zu Oxford gewidmet, 20. Februar 1529. Zürich, J. J. Bodmer, 1629, 4°.

**) Da der Commentar über die Genesis nicht die erwünschte Aufnahme fand, da man namentlich in England behauptete, Simler habe, unter Martyrs Namen, sein eigenes Werk herausgegeben, so wollte dieser sich nicht weiter mit der Publication der Martyr'schen Vorlesungen befassen. Simler an Hubert, 22. Juli 1575. Ms.

***) Zürich, 1579, f°. Tanner, Bibliotheca britannica, S. 517.

†) London, John Kyngston, 1576, f°; dem Ritter Ant. Cook gewidmet.

††) An Hubert, 22. Juli 1575. Ms.

lung auf*). Daß die Arbeit Masson's einem Bedürfnisse der Zeit entsprach, beweist der Umstand, daß sie, trotz ihres bedeutenden Umfangs, noch mehrmals aufgelegt, und von Sir Antony Marten, dem Seneschall der Königin Elisabeth, ins Englische übersetzt wurde**). Heutzutage wird sie natürlich wenig mehr gelesen; wer aber mit der reformirten theologischen Wissenschaft des sechzehnten Jahrhunderts sich bekannt machen will, für den ist sie eine der reichsten, und am wenigsten entbehrlichen Quellen***).

*) Basel, 1580—1583, 3 Theile, f°.

**) Zürich, 1587, f°. — Heidelberg, 1593, 1613 und 1622, f°. — Genf, 1624, f°. — Amsterdam, 1656, f°. — Englisch, London, 1583, f°. — In diesen Ausgaben finden sich nur die eigentlichen Loci communes, die Briefe und die Reden.

***) Schweizer, Glaubenslehre der evangelisch-reformirten Kirche. Zürich, 1844. B. 1, S. 127.

Verbesserung.

Seite 37 Zeile 20 von oben lese man Teodosio statt Teodosia.





